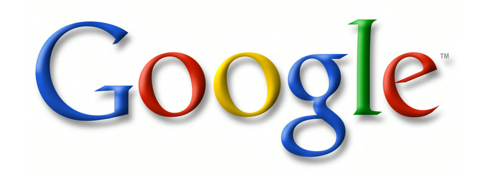
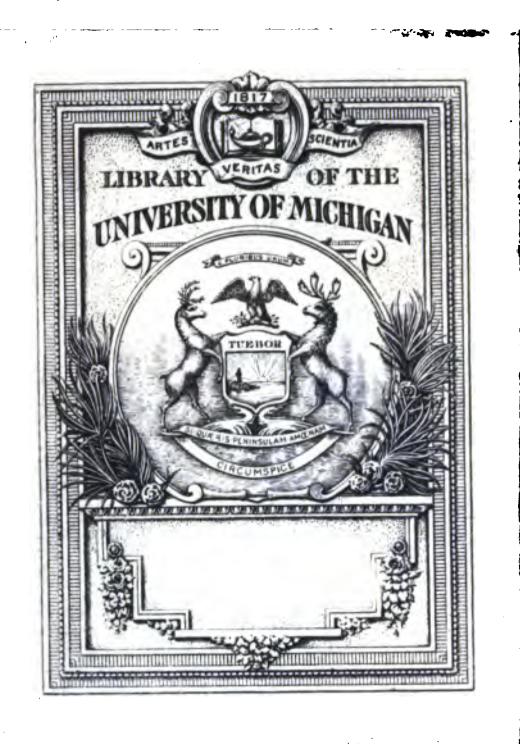
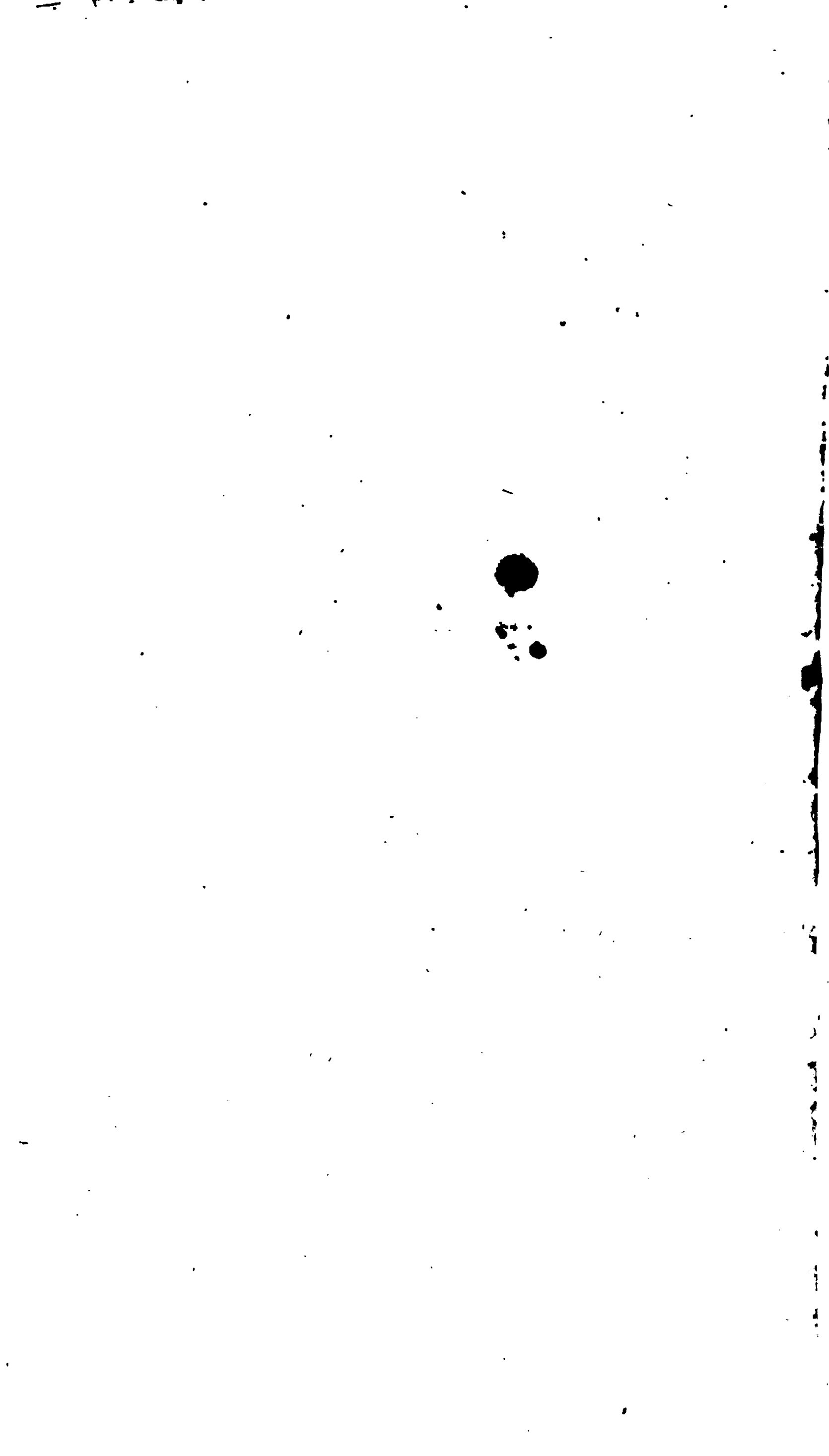







1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Gegraben von I. Rod. Holzhalb in Zürich 1768.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des neunten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1769.



Verzeichniß

der in diesem ersten Stük des neunten Bandes recensirten Bücher.



I.

Ioannis Stephani Pütteri, I. V. D. Consiliarii regis aulici et iuris publici in academia Georgia Augusta professoris ordinarii, Opuscula rem iudiciariam illustrantia — accedunt tres ad idem argumentum spectantes dissertationes Moguntinae, Goettingae impensis viduae Vandenhoek, 1766. 3½. Alphab. in 4.

Selten haben einzelne akademische Schriften das Glük sich weit über die Sphäre ihres Geburtsorts zu erheben. Vielleicht thun wir daher vielen unserer Leser keinen unangenehmen Dienst, wenn wir sie mit einer Sammlung von sehr schäzbaren Abhandlungen dieser Art bekannt machen.

I. De necessaria in academiis rei judiciariae imperii sigillatim jurium et praxeos amborum supremorum imperii tribunalium cultura S. 1.

Wer noch daran zweifelt, daß eine deutliche Kenntniß von der Grundlage und der Verfahrungsart der höchsten Reichsgerichte nöthig sey, wird nirgends besser, als durch Lesung dieser Schrift, von dieser Ungewißheit befreyet werden. Wir wollen aber aus vielen Bewegungsgründen den Reichsproceß auf Akademien zu studiren, nur diejenige auszeichnen, welche auch in andern Absichten brauchbar sind. Die R. Kammergerichts-Ordnung verdient nicht allein als ein Reichsgesetz; sondern auch deshalb alle Aufmerksamkeit, weil sie die Mutter so vieler besonderer Systeme des Processes in Deutschland geworden ist. S. 10. So wohl der Mangel anderer Entwürfe, als die Vorschrift der Gesetze machten es nothwendig, die mit vieler Einsicht festgesetzte Regeln des Reichs-Kammergerichts in einzelnen Fürstenthümern zu befolgen. Die älteren Hofgerichts-Ordnungen von Hessen, Maynz, Bayern, Pfalz, Sachsen, besonders aber von Braunschweig, die Mynsingern, einen ehemaligen Beysitzer des R. K. Gerichts zum Verfasser hat, enthalten auch die deutlichsten Spuren, daß der Proceß des ersten und höchsten Tribunals nicht nur gleich Anfangs, sondern auch in der Folge nach der im Jahr 1654. vorgenommenen Verbesserung darinn sey zum Grund gelegt worden, S. 12. Eben dieses bemerket man in den Ordnungen der Oberappellations-Gerichte zu Wismar, Celle und Cassel. S. 15.

II. De praeventione atque inde nata praescriptione fori tum generatim tum in specie quod ad augustissima imperii tribunalia attinet. S. 38.

Nach

Nach vorläufigen Begriffen von dergleichen Befugniß mehrerer Richter sich einander in der Untersuchung eines Rechtshandels zuvor zu kommen, handelt der Herr Hofrath S. 58. von der Zeit, wenn dieses geschehen müsse. Aeltere und neuere römische Gesetze lassen die Prävention durch die in jus vocationem, oder die in ihre Stelle gesezte Citation anfangen, obgleich nicht dadurch, sondern erst vermittelst der förmlichen Antwort auf die Klage die Sache anhängig kann gemacht werden. Daß das canonische Recht schon einer vollkommenen gerichtlichen Ladung auch diese lezte Würkung beygelegt habe, ist bekannt. Allein der Prakticus verfährt doch unrichtig, wenn er deshalb die Eigenschaften des Litispendenz auch bey der Prävention nothwendig macht, und z. B. ebenfalls zur Begründung der lezteren eine gänzlich eingehändigte Citation erfodert. S. 77. Diese schädliche Vermischung beyder Gegenstände bewegt uns dasjenige, was S. 104. von dem Unterscheid der daraus erwachsenden Schutzreden sehr gründlich ausgeführt wird, hier sogleich mit zu nehmen. Das wesentliche liegt immer darinn, daß man die exceptionem litis pendentis sowohl vor einem fremden Richter, als demjenigen, wo die Sache anhängig ist, zu dem Ende entgegensezt, damit die einmal erhobene und keine neue Klage bey eben dem Richter ausgeführt werde. Allein die Schuzrede, so aus der Prävention entsteht, sezt als nothwendig zum voraus, daß einer von gleichbefugten Richtern dem andern zuvor gekommen sey, und zielt daher blos dahin ab, daß der lezte als ausgeschlossen, die Sache an den erstern wieder verweisen möge. Daß die Provocationsmittel, die Klage in Ansehung der Wiederklage, den Ausspruch des Richters, worinn er jemanden einen andern Weg sein Recht zu erlangen vorbehält, oder eine Handlung

der willkührlichen Gerichtbarkeit keine Prävention würke, ist schon aus den vorhergehenden Sätzen klar. Daß dies aber durch eine possessorische Klage, in Rücksicht auf die Hauptsache, zumal wenn diese nicht ausser der Sphäre des ersten Richters liegt, könne bewerkstelligt werden, wird von vielen, wiewol ohne hinlängliche Gründe, behauptet S. 83. Wenn die Umstände von zwey Richtern, die zu einer Zeit citiren, vollkommen einerley sind, so wird die Prävention am besten durch das Loos bestimmt S. 87. Allein die Realladung hebt das Gleichgewicht dermassen, daß sie der mündlichen oder schriftlichen Citation allezeit auch wenn sie später, als diese wäre, vorgehet. Die bloße Inquisition in peinlichen Sachen muß beyden weichen S. 108. Sollte überhaupt hier zwischen den Richtern Streit über die Prävention entstehen; so scheint der gemeinschaftliche Oberrichter befugt zu seyn, die Untersuchung von sich zu ziehen, damit der Inculpat keinen Nachtheil aus einem langwierigen Gefängniß leidet. Mandate ohne und mit der Clausel, Rescripte, Schreiben und Bericht, Arreste und überhaupt jede Handlung, wodurch der befugte Richter erklärt, daß er die Sache ausmachen wolle, haben in hohen und niedern Instanzen vollkommen einerley Wirkung mit der gerichtlichen Ladung S. 93. Endlich kommt der Hr. Hofrath S. 110. auf den wichtigeren und recht schäzbaren Theil dieser Abhandlung, wo er sich über die Prävention, die unter den höchsten Reichsgerichten statt hat, ausbreitet und die vorher entwickelte Lehren mit lebhaften Beyspielen neuerer Zeiten erläutert. Die Zeit, wo die Reichsgerichte ihre Ladungen einhändigen lassen, läßt sich leicht ausmachen, weil die Kammerbothen vermöge ihres Eyds angewiesen sind, Stunde und Minute der Insinuation genau anzumerken, und eben dieses kann denjenigen, welcher eine

Citation vom Reichshofrath erhält, für sich in Gegenwart etlicher Zeugen von selbst thun. Sollte es indessen dieser unterlassen; so verliehrt der Gegentheil, welcher durch die Kammerbothen für eine genaue Insinuation hätte sorgen sollen, billig das Recht der Prävention. Hieraus sieht jeder ein, daß es hier sehr selten *zum Loosen* kommen werde, weil es beynahe etwas *unerhörtes* seyn würde, wenn beyde Insinuationen *zu gleicher Zeit* geschähen S. 118. Die L. 1. C. quando libellus principi oblatus litis contestationem faciat wird gehörig erklärt und S. 125. gezeigt, daß sie auf die Reichsgerichte nicht könne angewandt werden. Wenn die Partheyen wissen, daß der Reichshofrath eine Commißion erkannt habe, so fängt die Prävention sogleich an, im gegenseitigen Fall aber wird sie erst durch die Citation des Commissarius begründet, S. 128. Daß die L. fin. C. de in jus vocando am Kammergerichte gültig sey, und deshalb derjenige, so nach der Prävention die Sache an das ausgeschlossene Gericht bringet, in die darinn angedrohete Strafe falle, ist durch viele Beyspiele bestärkt worden, S. 131. Ein deutlicher Beweis, daß nicht alle aus den Basilicis vom Augustin, Cujacius und Contius hergestellte Gesetze in der Praxi ohne Gebrauch sind.

III. De exceptionibus fori declinatoriis in processu mandati S. C. speciatim an rejectis iis adhuc locum habeant exceptiones sub et obreptionis?

Sowohl allgemeine, als besondere Gründe der Reichsgesetze lassen keinen Zweifel übrig, daß bey Mandaten ohne Clausel sowohl Schutzreden gegen die Begründung des Gerichtsstandes, als wider die Erschleichung vorgebracht werden können. Ob es aber angehe, beyde besonders vorzutragen, und also die

lezte nach Verwerfung der ersten noch durchzusetzen, ist eben die schwierige Frage, welche der Herr Hofrath mit vollkommener Gründlichkeit bejahet hat. Weil die angeführte Beweisstellen, nehmlich der sieben und dreysigste und vierzigste Paragraph des jüngsten Reichs-Abschieds, bloß vom Citations-Proceß zu reden scheinen, so wird sich bey deren Anwendung auf die Mandate vieles einwenden lassen. Wir bitten aber unsere Leser, den Reichs-Abschied von 1693 §. 34 - 57. durchzulesen, und mit den folgenden Absätzen, die doch unstreitig von der Appellation handeln sollen, zu vergleichen. Aus dieser Zusammenhaltung wird sich ergeben, daß die §. 34 - 57 eingeprägte Lehren von der articulirten Klagschrift, dem Eid für Gefährde, vom Beweis und andere Dinge mehr, auch von der Appellation gelten, ungeachtet sie hier nicht mehr wiederholt werden. Läßt sich also nicht der zuverläßige Schluß machen, daß dasjenige, so in den angezeigten Paragraphen vom Citations-Proceß, als der Regel stehet, in so fern es nicht ausdrüklich, oder wegen seiner besonderen Bestimmungen auf ihn eingeschränkt wird, allgemein und auf alle Arten des Processes zu erstrecken sey? Die Mandate ohne Clausel können ausserdem auch deshalb nicht unter die Ausnahme gerechnet werden, weil hier dem Beklagten ausdrüklich befohlen wird, seine Behelfe, oder Gründe, wider die Hauptsache in der Exceptionsschrift vorzutragen. Es wird ihm also nicht untersagt, seine Einwendungen wider den Gerichtsstand vorher besonders zu verfechten, S. 164. Die Gründe, welche aus der Vergleichung mit ältern Gesetzen herfliessen, müssen bey dem Herrn Verf. S. 155. nachgelesen werden.

IIII. De jure et officio summorum imperii tribunalium circa interpretationem legum imperii S. 185.

Der

Der Herr Hofrath sezt der theoretischen Auslegung die praktische, als von welcher die Bestimmung einzelner Rechte und Verbindlichkeiten abhängt, entgegen. Aber auch diese hat verschiedene Wirkungen, nachdem sie ein Sachwalter, ein Spruch-Collegium, ein Richter oder der Gesezgeber selbst macht. Der zweifelhafte Sinn von Verträgen, Testamenten, Geständnissen, Eidesformeln, Zeugenaussagen, Documenten und selbst von Gesetzen, wird füglich von dem Richter unter den vor ihm streitenden Partheyen bestimmt S. 198. So bald er aber etwas allgemeines, das auch auf ihm nicht unterworfene Personen gehet, festsetzen will; so überschreitet er die Grenzen seiner Macht. Er muß also hier seine Zuflucht zur authentischen Auslegung nehmen, welche ihm aber der Gesezgeber, falls er nicht mehr Licht über die dunkeln Gesetze auszubreiten im Stand ist, provisorisch oder bis auf weitere Verordnung überlassen kann S. 202 Das Kammergericht giebt durch die ihm verstattete gemeine Bescheide, Rathschlüsse, Präjudicate und die sogenannte Cameralzweifel hinlängliche Beweise, daß ihm nicht alles Recht die Reichsgesetze auf die vorher beschriebene Art auszulegen versagt sey. Dem Reichshofrath wird man vielleicht wegen seiner von der Verfassung des Kammergerichts abweichenden Gestalt nicht gleiche Rechte zueignen können S. 222. Wer indessen beurtheilen will, ob den Reichsgerichten durch den westphälischen Frieden und die neuern Wahlcapitulationen die Macht Reichsgesetze zu erklären, benommen worden, muß überlegen, daß erstlich ohne Auslegung die meiste Processe, deren Entscheidung von streitigen Rechtsfragen abhängt, ganz unausgemacht bleiben würden; und daß zweytens die Absicht des westphälischen Friedens und der Wahlcapitulation bloß dahin gegangen, den Reichsgerichten

und besonders dem Reichshofrath das Recht, Gesetze völlig authentisch zu erklären; zu verweigern. Die Gründe, wodurch der Hr. Staatsrath von Moser die provisorisch-authentische Auslegung in dem vierten Band seines neuesten Staatsrechts noch in diesem Jahr anzufechten sucht, sind auf die veränderte Umstände des Reichstags, der nun beständig ist, gebauet, und verdienen mit den angezeigten verglichen zu werden.

V. De jure et officio judicis circa interpretationem privilegiorum tum in genere tum speciatim in territoriis Germaniae S. 259.

Wenn der streitige Sinn eines Freyheitsbriefs sich nach den Regeln der Vernunftlehre bestimmen läßt; so ist der Richter noch immer befugt, dies selbst zu verrichten. Die autenthische Auslegung findet daher alsdann erst statt, wenn 1) die Worte in eine völlige Dunkelheit eingewickelt sind, 2) zwey entgegen gesezte Erklärungen gleich starke Gründe für sich haben, oder 3) wenn die eine Parthey das Privilegium auf ganz neue Gegenstände, welche unter den allgemeinen Ausdrücken nicht enthalten seyn können, ausdehnen will. Denn da diese Erweiterung in der That ein neues Privilegium wäre; so würde der Richter, welcher sie verstattete, die vorgesezte Schranken überschreiten. Das 191te Gesez erläutert diese Säze unvergleichlich und verdient als eine Hauptquelle angemerkt zu werden. S. 162. Ob einer von diesen drey erwähnten Fällen eintrete, wird zwar dem Urtheil des Richters überlassen, allein den Partheyen doch die Freyheit nicht benommen, sich darwider zu beschweren S. 267.

VI. De jure et officio summorum imperii tribunalium circa interpretationem privilegiorum caesareorum S. 273.

Weil

Weil die Partheyen wegen Auslegung streitiger kayserlichen Privilegien ihre Zuflucht meistens zum Reichshofrath nehmen; so ist hieraus die irrige Meynung entstanden, daß das K. G. hierinne entweder gar nicht, oder doch nur alsdann sprechen könne, wenn wegen Uebertretung dieser Privilegien geklagt wird S. 278. Dies hiesse aber das K. G. aller Erkenntniß in Privilegien berauben, weil beynahe alle hieher einschlagende Rechtssachen, selbst diejenige, so die Verletzung derselben betreffen, nicht ohne Auslegung zu entscheiden sind. S. 181. Die Analogie der Privilegien mit anderen Reichsgesetzen zeigt ausserdem schon von sich selbst, daß dem K. G. höchstens nur die authentische Erklärung verbothen sey. Weder die neuern Wahlcapitulationen S. 284. noch das Geständniß einiger Cameralpersonen sind diesen Sätzen zuwider, und der Gerichtsgebrauch stimmt auf das genaueste mit denselben überein S. 290.

VII. De Nullitate theoria generalis Seite 292.

Von der Nichtigkeit rechtlicher Geschäfte, die aus dem Mangel der wesentlichen Stücke entstehet, sind folgende Regeln entwickelt worden. Wenn jemand eine Handlung unternimmt, wozu er keine Befugniß hat, die zum Nachtheil eines dritten ausschlägt, dem es an der Ueberlegung und Einwilligung fehlt, oder wo sonst etwas nicht vorhanden ist, ohne welches sich die Sache nicht denken läßt; so ist alles, was geschehen ist, von sich selbst null und unkräftig S. 277. Bey der positiven Nullität kommt es auf die Bestimmung der bürgerlichen Gesetze an, welche eben nicht alles, was sie verbieten, für ungültig erklären. Eine einzige Bemerkung wollen wir S. 300. zu den Betrachtungen des Hrn. Hofraths hinzusetzen, daß nicht jede Nichtigkeit durch die Verjährung oder die Ver-

zicht-

ziehtleistung des beleidigten Theils könne aufgehoben werden; sondern was wider die göttliche verbietende Gesetze läuft, ist auf immer unkräftig. Die Ehen, welche auf eine offenbare Blutschande gebauet sind, geben Beyspiele von dieser unheilbaren Nichtigkeit.

VIII. De Querelae nullitatis et appellationis conjunctione S. 302.

Da der jüngste Reichsabschied §. 121. 122. einen Unterschied zwischen einer heilbaren und unheilbaren Nichtigkeitsklage macht; und bey jenen die Eigenschaften der Appellation erfordert; so ist es eine rühmliche Bemühung, die Grenzen von beyden gehörig abzuzeichnen. Der Hr. Hofrath sezt S. 314. die heilbare Nullität in dem Mangel eines ausserwesentlichen Stückes im Processe, der folglich, wenn kein positives Gesetze es ausdrüklich verordnet, nie mit Recht eine Nullität heissen kann. Dasjenige aber, was die Reichsgesetze eine unheilbare Nichtigkeit nennen, verdient erst diesen Namen mit Recht, und hat zuverlässig statt, wenn in der Person des Richters, der streitenden Partheyen, oder in der Verfahrungsart, ein Fehler, den die Gesetze als wesentlich betrachten, verborgen liegt. S. 316. Ohnerachtet der R. A. nicht mehrere Ursachen erzählt, so zeigt doch der allgemeine Grund desselben, daß er andere nicht ausschließt, als wenn z. B. der Richter wider die ausgemachte Rechte der Bürger, wider die offenbare Wahrheit der vorliegenden Geschichte oder den deutlichen Inhalt hinlänglich bestimmter theoretischer Gesetze handelt. S. 318. Von der Verbindung der Nullitätsklage mit der Appellation wollen wir nachstehende Sätze auszeichnen. 1. Wo die Nichtigkeitsbeschwerde statt hat, kann auch die Appellation gewählt werden, falls nur bey diesen alle Fatalien beobachtet, die gehörige Summe und andere nöthige Eigenschaften vorhanden sind

S.

S. 325. 2. Diejenige Verbindung der Appellation, mit der Nichtigkeitsklage, wo diese auf allen Fall, wenn jene nicht durchgetrieben würde, angestellt wird, ist zwar erlaubt, aber überflüßig, weil es mir auch ohne Vorbehalt noch immer frey stehet, die Nullität des Urtheils auszuführen S. 327. 3. Wer hingegen über die Nichtigkeit klagt und auf einen unglüklichen Ausgang des ersten Rechtsmittels nur appellirt, hat davon allerdings einen Nutzen, weil es ihm nachher noch frey stehet, bey der Appellation sein Heil zu versuchen S. 328. 4. Mancher, der diese beyde Rechtsmittel ohne Subordination zu gleicher Zeit gebrauchen will, kann zwar eine gute Absicht haben; allein meistens liegt doch hierin eine Arglist der Sachwalter. Diese nehmen ihre Zuflucht zu dieser Verbindung um der gegründeten Nichtigkeitsklage den Aufschub der Execution des Urtheils, als die Würkung der Appellation, zu verschaffen, wenn diese doch nicht gebraucht werden darf; zweytens aber nun unter dem Mantel der Nullität eine Sache, in welcher sonst zu appelliren nicht mehr erlaubt ist, vor den Oberrichter zu bringen S. 329.

IX. De summorum imperii tribunalium concurrente jurisdictione, ejusque conflictu in caussis antiquioribus ex ipsorum tribunalium origine dijudicando S. 334.

So bald ein Fürst mit Bewilligung seiner Stände einmal ein höchstes Gerichte festgesezt hat; so benimmt er sich dadurch zwar seine Gesezgebende Gewalt und Aufsicht über dasselbe nicht; aber es scheint doch über die ihm gesezte Schranken zu laufen, wenn er sich noch eine besondere Erkenntniß in seinem Cabinete anmassen und die im Tribunal anhängige Rechtssachen nach Belieben abrufen wollte S. 341. Gleich nach Errichtung des K. Gerichts kam die Frage vor, ob,

ob, und welche richterliche Gewalt der Kayser noch an seinem Hofe habe? Die Stände verstatteten ihm zwar etliche geschikte Räthe zu den am Hofe vorkommenden Geschäften zu halten, woraus sich aber nicht schliessen läßt, daß ihm dadurch eine gleichbefugte Gerichtbarkeit mit dem K. Gericht vorbehalten worden S. 350. Noch viel weniger Gründe findet diese Meynung aus der Aehnlichkeit des K. Gerichts mit dem alten kayserlichen Hofgericht. Denn der Kayser hatte mit dem Hofrichter keine concurrente Jurisdiction, sondern dieser vertrat nur des Kaysers Stelle, wenn er nicht selbst gegenwärtig seyn konnte S. 351. Regierungsgeschäfte haben freylich das K. G. nie beschäftigen können; aber alle, auch die wichtigsten Justizsachen über Fürstenthümer und Grafschaften, sind ohne Ausnahme von ihm behandelt worden, bis endlich bey Gelegenheit des zu errichtenden Reichsregiments einige Einschränkungen in die K. G. O. eingerükt wurden S. 358. Der 1501. vom Kayser Max. I. errichtete Hofrath sollte sowohl in österreichischen Landesangelegenheiten, als in Reichssachen sprechen, welche aber die Justiz nicht anders als in dem höchsten Nothfall, wenn das K. Gericht ausser Wirkung war, angehen durften. S. 367. Es müssen aber doch bald darauf einige Streitigkeiten von dem R. H. seyn entschieden worden, weil durch das 16te Jahrhundert der Kayser und die Stände mit einander stritten, ob der R. H. mit dem K. G. concurrire, welches endlich im W. F. bejahend entschieden wurde. Der Nutzen dieser Lehren in ältern Streitigkeiten über die Concurrenz, wird in dem dritten Hauptstük an der bekannten Oettingischen Sache deutlich gezeigt, und endlich S. 387. alles auf allgemeine Grundsätze gebracht. Wenn nun noch eine Collision über die Prävention unter den höchsten R. Gerichten entstehen sollte; so würde eines

durch

durch die Gründe des andern überführt, entweder nachgeben, oder die Sache durch einen Recurs für den Reichstag gebracht werden müssen S. 394.

X. De Foro delinquentis officialis cancellariae in supremo camerae imperialis judicio S. 396.

Ohngeachtet der Churfürst zu Maynz die Canzleypersonen setzen, oder vielmehr präsentiren, wegen übler Aufführung aber wieder abdanken kann; so läßt sich doch hieraus auf keine Gerichtbarkeit schliessen, welche also dem K. Gericht unfehlbar zustehet S. 402. Vier dieser Abhandlung beygefügte Schriften des K. G. über diesen Punkt sind merkwürdig und erläutern die Sache vortreflich.

XI. De ordine judiciario ab austregis observando S. 433.

Ohngeachtet wenige Reichsgesetze von dem Proceß der Austräge reden, und noch dabey auf die Verfassung des mittlern Zeitalters zielen; so läßt sich doch aus dem Grunde derselben, verbunden mit den neuern Veränderungen des Gerichts, noch vieles herleiten. So wird z. B. heutiges Tages alles schriftlich bey den Austrägen verhandelt, die Fürsten sitzen nicht selbst mehr als Richter, sondern schicken ihre Räthe, die Verfahrungsart aber ist beynahe eben so, wie in Commißionen, man spricht nach den Reichsgesetzen und dem gemeinen Recht, die Untersuchung der Friedensbrüche und überhaupt aller Gewaltthätigkeiten, mithin auch der Mandatsproceß hat hier nicht statt. Daher wird eine Generalcitation mit der Klagschrift durch Kammerbothen oder andere hierzu beeydigte Leute auf die gewöhnliche Art dem Beklagten eingehändigt; die jeder Parthey zur Einlieferung der Schriften verstattete Fristen sind von vier Wochen; die Anzahl der Schriften selber geht nach der Analogie neuerer

Reisgesetze nur bis zur Duplik; wer ungehorsam ist, verliert endlich das Recht, die anbefohlne Handlung zu verrichten, und muß sich gar gefallen lassen, daß wegen seiner Verzögerung die ganze Sache noch Jahr und Tag an eines der höchsten R. Gerichte abgerufen werde; zum Zeugenverhör wählen beyde Theile einen Commissarius, oder es schikt jeder einen Examinator, welche das im Verhör abgefaßte Protokoll an den ältesten Richter, vermöge ihrer eidlichen Zusage, schicken; und hierauf deduciren beyde Partheyen ihre Rechte binnen 4. Wochen in zwey Schriften, die Akten können eben, wie sonst geschieht, verschikt werden, oder die Richter der Austräge machen das Urtheil selber; man braucht darwider die ordentliche Rechtsmittel und der Sieger fleht die Reichsgerichte um die Vollstreckung des rechtskräftigen Spruchs an. Die schöne Auslegung, welche hier der Hr. Hofrath von der schweren Stelle der K. G. Ordnung, welche den Austrägen die Hauptsache und Execution im ersten Instanz verstattet, gemacht hat, muß im Zusammenhang S. 470 gelesen werden. Er nimmt hier das Wort Execution im grammatischen Verstande für eine Vollführung, wo also die angezeigte Stelle nur so viel heisset, als den Räthen, gehört die Hauptsache und deren Vollführung in erster Instanz. Zusammenhang und Harmonie mit anderen Gesetzen begünstigen diese Erklärung.

XII. De Praeventione in causis appellationis speciatim summorum imperii tribunalium S. 480.

Wer der Appellation seines Gegners adhäriren oder beytreten will, hat ausser einer Erklärung mit der wirklichen Introduction der Appellation keine andere Fatalien zu beobachten. Sollte aber die Appellation dem ergriffenen Rechtsmittel noch vor der

In-

Introduction entsagen; so fällt zugleich die Adhäsion über den Haufen. Daher appellirt mancher zum Schein, um seinen geizigen Gegner, der, um die Kosten zu sparen, gerne adhärirt, nachmals durch eine Renunciation um den Vortheil der Appellation zu bringen S. 487. Ohngeachtet wir es daher mit dem Hrn. V. keinen rathen wollten, die Fatalien in Zuversicht auf die Adhäsion zu versäumen; so liesse sich doch vielleicht manchesmal noch eine Rettung aus dem 96. §. des R. A. von 1594. für die Appellation finden. Die Worte des angeführten Reichsgesetzes sind so deutlich, daß sie zur Ergänzung dieser Lehre hier eine Stelle verdienen. „Wenn auch wohl bis„weilen geschieht, daß der Appellat in termino, da „die appellatio eingeführt werden soll, erscheint und „seines Theils die Appellation zu prosequiren unter„stehet, der Appellant aber allein de diligentia pro„testirt und hernach wenn die Fatalia verflossen, aller„erst den exequirten Proceß reproducirt und daher der „Zweifel vorfällt, ob dieser Gestalt des Appellanten „Prosequatio kräftig sey und dem Appellanten auch „zu gute kommen möge: so soll es hiemit also ge„ordnet seyn, wofern der Appellat des abgesezten Falls „die Appellation pro suo interesse auszuführen be„dacht, daß ihm, vermöge der Rechte, das commune „beneficium (ohngeachtet der Reproduction exequir„ter Ladung durch den Appellanten zu spät geschehen) „mit soll abgestrekt seyn, sondern die Appellation bey „Kräften bleiben und nicht für desert geachtet werden.„ Der Verfolg dieser schönen Abhandlung muß ganz bey dem Verf. nachgelesen werden.

Die drey maynzische Disputationen, welche der Herr Hofrath angehängt hat, sind folgende. 1. De necessitate et utilitate litis contestationis specialis ejusque praerogativa prae generali ad R. I. N.

de anno 1654. §. 37. — auctore *Ioanne Philippo Hahnio* I. V. D. consiliario judicii aulici electoris Moguntini et Professore pandectarum publico. S. 526. II. De necessitate informationis in recursibus ad comitia imperii a supremis Germaniae tribunalibus exigendae — auctore *I. M. Dahmio*, I. V. D. consiliario judicii aulici elect. Mogunt. Profess. jur. publ. S. 560. III. De ordinationibus novo judicandi genere in supremis imperii tribunalibus in primis in camerae imperialis judicio invalescente — auctore *I. P. Hahnio*, Consil. & Prof. Moguntino S. 602.

Der ganzen Sammlung sind zwey genaue Register von den angeführten Schriftstellern und den abgehandelten Sachen beygefügt, welche sammt den Marginalien von dem Hrn. Doctor Fricke verfertigt worden.

F.

II.

Grundriß der Geschichte der Deutschen, bis zur Errichtung des deutschen Königreichs. Zum Gebrauch der Vorlesungen, entworfen von D. Ludwig Gottfried Mogen, ordentl. Lehrer der Geschichten zu Gießen, Gräflich Leiningenwesterb. Hofrath und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaften zu Jena und Altorf. Frankfurt am Mayn, 1765. in der Andräischen Buchhandlung, 14 Bogen in 8.

Nichts ist in unsern Zeiten leichter, als Compendia der deutschen Reichshistorie zu schreiben. Struv, Hahn, Bünau, Mascov und andere mehr, haben dieselbe so genau untersucht, so umständ-

ständlich vorgetragen, auch die Zeugnisse auf denen sie beruhet, so freygebig für diejenigen welche gerne citiren, mitgetheilet, daß wir uns gar nicht wundern würden, wenn jährlich sechs deutsche Reichshistorien, zum Gebrauch der Vorlesungen, zum Vorschein kämen. Unsers Erachtens ist zu einer solchen Absicht der Abriß eines Mascov oder Pütter sehr brauchbar: und wenn man gleich an ihrer Methode und Schreibart einiges tadeln könnte, so ist beydes doch noch erträglich, wenigstens bisher von keinem deutschen Schriftsteller verbessert worden. Dieses alles weis der Herr Hofr. Mogen; er gesteht selbst die leichte Kunst, mit welcher man ein Compendium aufsezt; wir haben auch schon Beweise in den Händen, daß er in der deutschen Geschichte weit mehr zu thun wisse. Unterdessen hat er doch vor nöthig befunden, einen solchen Abriß von dem ältern Theil dieser Geschichte zu schreiben, weil er, so lange er die Reichshistorie nach den gewöhnlichen Compendien vortrug, sie nicht eher als in einem Jahre zu Ende bringen konnte; da er hingegen durch diesen Grundriß für die Bequemlichkeit seiner Zuhörer gesorgt zu haben glaubt, indem er, wenn er denselben besonders erklärt hat, alsdenn die Reichsgeschichte in einem halben Jahr endigen könne. Wir können nicht sagen, daß uns dieser Grund so gar dringend vorkomme. Der Herr Verf. konnte eben sowohl nach einem andern Compendio, als nach dem seinigen, die älteste deutsche Geschichte, bis auf Ludwig den Deutschen, besonders vortragen, und nach eben demselben alsdann die eigentliche deutsche Reichsgeschichte erzählen. So blieben doch die Anfänger, welche ihn hörten, vors erste, bey einem Compendio. Ausserdem würde auch der jährige Vortrag der Reichshistorie noch am ersten zu entschuldigen seyn, wenn die Weitläuftigkeit der

akademischen Vorlesungen nur nicht auf andern Seiten oft so ausschweifend wäre. Das allermeiste was wir hier lesen, steht doch schon in den bekannten Büchern dieses Inhalts: Warum soll man es noch auf vierzehn Bogen besonders kauffen?

Dieser Einwendungen ohngeachtet, hätte Hr. M. gleichwohl ein lesenswürdiges Werkchen über diesen Zeitraum der deutschen Geschichte schreiben können, wenn er das gemeine Bild solcher Compendien nicht immer vor Augen gehabt hätte. Erstlich sezt er eine Vorbereitung voran, aus welcher manches hätte wegbleiben können, z. E. §. 4. Gleichwie das deutsche Reich nur eine Partikul von der ganzen Welt ist: so ist auch die Historie des deutschen Reichs nur eine Particular-Historie. Die Nachrichten von den Quellen dieser Geschichte ist an sich nützlich; aber ganz ohne Wahl abgefaßt. Ein und funfzig ausführliche Werke über die Reichshistorie werden nach ihren Titeln S. 11-21. genannt. Für wem? für die Zuhörer gewiß nicht: wenn diese die besten kennen, deren ohngefähr zwölfe seyn mögen, so verliehren sie an den mittelmäßigen gar nichts. Uns wundert es würklich, daß der Hr. Verf. in der Vorrede sagt, er sey bereit, wie es seine Zuhörer verlangten, den Mascov oder den Köhler, den Reinhard oder den Pütter, den Walch oder den Schmidt, u. s. w. zu erklären. Das wäre uns nun gewiß nicht einerley, ob wir einen Mascov zum Lehrer empfehlen sollten, oder einen Schmidt und Reinhard. Die Geschichte selbst wird nach der lieben compendiarischen Gewohnheit in kleine §en, die manchmal nur einen Saz enthalten, zerschnitten. Der Zusammenhang und die Verbindung der Begebenheiten leiden darunter; der Vortrag selbst wird trocken, abgebrochen, mit einem Worte unhistorisch. Hr. Mogen hat auch

fast

fast bey jedem Paragraphen fleißig citirt: meist gute Quellen, aber doch, für ein solches Compendium fast zu viel. Jedem Zeitraum hat er noch besondere Anmerkungen über das Staatsrecht, die Gesetze, Sitten, die Religion und d. gl. m. in demselben beygefügt. Diese nebst den angehängten Geschlechtstafeln gefallen uns am meisten in diesen Bogen; noch besser aber würden sie uns gefallen, wenn sie in die Geschichte selbst eingewebt wären. Das Buch wäre überhaupt des Hn. Hofrath würdig, wenn es eine ausführlichere, zusammenhängende und pragmatische Geschichte von dieser ältern Periode, enthielte.

***

III.

Georg Friedrich Meiers, der Weltweisheit öffentl. ordentl. Lehrers, und der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin Mitgliedes, philosophische Betrachtungen über die christliche Religion. Achtes Stük. Halle, bey Johann Justinus Gebauer. 1767. 12½ Bogen in 8.

Der Hr. Prof. Meier endiget mit diesem Stücke ein Werk, welches zum Zwek hat, die Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion ins Licht zu setzen; und unstreitig viel nüzliche und brauchbare Betrachtungen enthält, welche einem Theil der Gottesgelehrten nöthig sind, und für den andern Theil, der sie unter gehörigen Bestimmungen anzuwenden weiß, zum Beweise und Vortrage der christlichen Lehren selbst vortheilhaft seyn können. Weil

nüzlicher aber, dünkt uns, würden sie noch gewesen seyn, wenn sie nicht bald zu einseitig, bald in einem zu eingeschränkten Gesichtspunkt, bald in zu genauer Beziehung auf das philosophische Lehrgebäude des V. und in zu weniger Beziehung auf die eigentlichen Lehren der Schrift gefaßt worden wären.

In diesem Stük redet der Verf. zuerst von den Schwierigkeiten der Vertheidigung der christlichen Religion. Er giebt hier den Vertheidigern derselben viel heilsame Erinnerungen, Zweifler und Ungläubige nicht zu hart und lieblos zu beurtheilen, noch das zu schnell auf die Rechnung ihres Herzens zu schreiben, welches Gebrechen ihres Verstandes oder eingewurzelte, und ihnen unüberwindliche Vorurtheile seyn können. Und das billigen wir sehr. Man kann den Geist der Sanftmuth und Behutsamkeit nicht oft und laut genung empfehlen. Allein in der theoretischen Untersuchung und moralischen Schätzung der Fehler des Verstandes und des Herzens, welche es dem Zweifler und Ungläubigen schwer machen, von der Wahrheit des Christenthums überzeugt zu werden, scheint der Verf. mehr darauf gesehen zu haben, was überhaupt möglich ist, als was unter den Menschen gemeiniglich geschieht; mehr auf das, was in abstracto wahr seyn kann, als auf das, was in concreto wirklich wahr ist. Es ist z. E. überhaupt wahr S. 10. f. daß Laster und wahre Theorie, Tugend und irrige Theorie, unabhängig von einander, im Menschen beysammen seyn können. Aber wenn nun eine neuere Schule der Zweifler ganz laut eine ungebundene Wollust prediget, sich und andere durch wirkliche Sophistereyen von den Einschränkungen derselben loszudisputiren sucht, eine Hand voll Einwürfe gegen das Christenthum drunter streut, und die Gegengründe nicht einmal der Aufmerksamkeit

werth hält: soll man da Bedenken tragen, Wollust und Ungebundenheit für die Quelle ihres Unglaubens zu halten; sondern die Augen zuschliessen und sagen: er kann auch wohl aus einem bessern Herzen entstanden seyn? — „Wenn der Vertheidiger des Christen„thums sich seiner Wahrheitsliebe rühmt, und den „Ungläubigen auch dazu auffordert; so heißt dieses „so viel als nichts sagen.„ S. 20. Warum? „Weil „kein Mensch den Irrthum, als Irrthum lieben, „und das Wahre als wahr verwerfen kann.„ Dürfen wir auch wohl sagen, daß dies eben so viel als nichts gesagt heisse? Es ist entweder Wortspiel oder Mißverstand. Der Verf. verwechselt die Operation des Verstandes, vermöge deren er etwas für wahr hält und billiget, mit der Wahrheitsliebe, welche eine Neigung des Willens ist. Wahrheitsliebe ist eine Tugend; und sie besteht in einer redlichen Entschliessung, das ohne Einwendung anzunehmen, was uns als Wahrheit bekannt wird; der Wahrheit, die einen Schein der Wichtigkeit hat, große Aufmerksamkeit zu widmen; und mit Mistrauen gegen eigne Einsichten, dem Widersprecher ein williges Ohr zu öfnen. Sie geht vor dem Untersuchen der Wahrheit vorher, und jene Operation folgt nach. Sie giebt Regeln zu handeln nicht eigentlich zu denken. Sollte der Hr. Prof. wohl einem Zuhörer Wahrheitsliebe beymessen, dem er eine wichtige Wahrheit der Sittenlehre sehr angelegentlich zu demonstriren suchte, und der anstatt darauf zu merken, den Ton seiner Stimme nachäffete, ihm possenhaft vorgaukelte, und seinen Vortrag mit Gelächter beantwortete? — Das spöttische Lachen über die Religion thut der Religion viel Schaden, das ist wahr; aber es macht die Vertheidigung der Religion nicht eben schwer. Wir begreifen es also nicht, wie der Verf. S. 42. hat sagen können:

„Wem die Religion lächerlich vorkömmt, wider den „kann man sie nicht mit gutem Erfolge vertheidigen. „Man müßte die Erkenntnißkraft desselben ganz um„arbeiten, — und seine Denkungsart, — ja sein „Genie ändern.„ Zur Vertheidigung wider ihn braucht man das nicht. Zu seiner eigenen Ueberzeugung:" das ließe sich eher hören. Aber auch hier ist es weder nöthig die Denkungsart noch das Genie zu ändern. Die Gewohnheit zu lachen ist wohl schwer zu überwinden, und die Erinnerung des Lächerlichen nimmt oft der ernsthaften Untersuchung ihre Ehrwürdigkeit. Aber daß Genie und Erkenntnißkraft dadurch geändert werde, wissen wir nicht. Der ärgste Spötter weiß es sehr wohl, daß das Lächerliche kein Kennzeichen wider die Wahrheit sey; weiß es aus eigner Erfahrung, weil er über alles lachen kann. Voltaire, der beynahe nichts unbelacht gelassen hat, hat selbst manches im Ernst behauptet, was er sonst belacht hatte; und gewisse philosophische Lehrsätze, daran er allen seinen Muthwillen ausließ, hat er in seinen folgenden Schriften mit einer ernsthaften Docentenmine als seine eigene Gedanken vorgetragen. — Man muß, wie uns dünkt, in dem großen Zirkel der Ungläubigen und Zweifler selbst bekannt seyn, und den mannigfaltigen Gang, den ihre Seele zum Zweifel und Unglauben nimmt, oft bemerkt haben; wenn man über die Kraft und Unbeweglichkeit der einmal angenommenen Meynungen, über die Grade der Moralität des Unglaubens, über die brauchbare Art und Weise ihn zu bestreiten, und über die Schwierigkeiten, wider ihn die Religion zu vertheidigen, so treffend urtheilen soll, daß der Vertheidiger der Wahrheit in vorkommenden Fall dadurch geleitet werden kann. Der Geist und das Herz des Ungläubigen prägt sich seinen Schriften ein, und offenbaret sich in

sei-

seinem Umgange. Aus vielen solchen Fällen muß das Urtheil gesammlet werden. Aber allgemeine Begriffe aus dem Reiche der Möglichkeit dienen nur dazu, daß sie gutherziger von diesen Leuten denken lehren; welches zwar nicht zu tadeln, aber auch nicht hinreichend ist.

In der vier und zwanzigsten Betrachtung von der Pflicht der Menschen die christliche Religion anzunehmen, wird 1. die Frage verneinet, ob alle Menschen ohne Ausnahme zur christlichen Religion verbunden sind? Die, welche nie davon gehöret haben noch haben hören können, die, welche sie aus Vorurtheilen einer andern Religion für falsch halten, und nach ihrer Stellung auch nicht kennen zu lernen im Stande sind, können auch nicht dazu verbunden seyn, noch darnach beurtheilt werden. — Die zweyte Frage ist wichtiger. Ob alle Christen zur wahren christlichen Religion verbunden sind? oder wie sich der Verf. richtiger ausdrukt: ob die Erkenntniß eines jeden Christen frey von Irthum seyn könne und müsse, und der Irrthum in einem Religionspunkte allezeit Sünde sey? Nein, antwortet der Verf. mit Recht. Die Erkenntniß der Religion ist eine succeßive Erkenntniß; so lange noch Unterricht möglich ist, kleben der Erkenntniß unvermeidliche Irthümer an, die erst durch den folgenden Unterricht gehoben werden können. So lange dieser mögliche Unterricht noch nicht da ist, oder nicht erhalten werden kann, sind diese Irrthümer nicht frey und nicht strafbar: und sollten sie auch in den Augen der besser unterrichteten mit Recht Grundirthümer heissen. Denn der irrende kann entweder nicht Fähigkeit und äussere Gelegenheit haben, seinen Irrthum zu entdecken, oder ihn mit Wahrheit vermischt von Jugend auf eingesogen haben, oder die Hülfsmittel, welche zur Erkennung desselben noth-

wen-

wendig sind, ja auch wohl gar die heil. Schrift, nicht in seiner Gewalt haben. Selbst die Erfinder eines Irrthums können eine unverschuldete und unerkannte Schwäche des Geistes haben, die sie auf den Irrthum gebracht, und zur Ausbreitung desselben bewogen hat. So könnte man ja wohl keinen wegen seines Irrthums verdammen? (Nein, das soll man auch nicht: das ist Gottes Sache. Widerlegen soll ihn der Mensch, die gegenseitige Wahrheit aufklären, dem irrenden, so viel er kann, zurecht helfen: Das verdammen ist ihm zu hoch, so lange er kein Richter über die Erzeugung und Entwickelung der Gedanken und Empfindungen eines andern ist. Bey uns ist hierbey aufs neue das Verlangen nach einer gesunden und aus vieler Erfahrung geprüften Untersuchung über die Sittlichkeit des Irrthums rege geworden.) — Die dritte Frage: ob alle Christen, welche in der wahren christlichen Religion erzogen sind, zu einem gleichen Maasse der Einsicht in das Lehrgebäude derselben verbunden sind? muß aus ähnlichen Gründen verneinet werden. Folglich sind sie nicht alle zur Erkenntniß einer gleichen Anzahl von Glaubenswahrheiten verbunden; in abstracto kann ein Lehrsaz eine Grundwahrheit seyn, der es in concreto nicht ist: nicht alle sind zu gleich richtiger, deutlicher, gewisser Vorstellung der Glaubenswahrheiten verbunden, die sie als Christen wissen müssen; die Gläubigen des alten Testaments haben wenig von der Lehre vom Versöhnungswerke verstanden; (Gott machte sie selig, weil sie auf sein Wort den Meßias erwarteten, ob sie gleich von dem, was er für sie thun würde, dunkle, verworrene, schwebende, ja irrige Vorstellungen hatten.) — Zulezt S. 122. f. äussert der Verf. seine Meynung über den Zustand der Ungläubigen und Irrgläubigen in jenem Leben, dawider wir allenfalls nichts einwenden

den würden; nur wissen wir nicht, warum er den Zustand derer unter ihnen, denen es unvermeidlich gewesen, nicht zu glauben oder irrig zu glauben, eine Verdammniß nennt? Nach dem Wortverstande kann er wohl nicht eine Verdammniß heissen und nach der Schrift heißt er nur so aus unrichtiger Anwendung einiger Stellen derselben.

Die folgende Betrachtung redet von den Mitteln, das Lehrgebäude der christlichen Religion zu verbessern. Diese Mittel sind eine richtige und durch die erforderlichen Hülfsmittel verbesserte Auslegung der heil. Schrift, und der vernünftig-freye Gebrauch der Vernunft und Weltweisheit in Untersuchung (und Anwendung) des gefundenen Sinnes. Aber, sagt der Verf. S. 147. sehr wohl, man muß erst das recht fassen, was die heil. Schrift von der Religion lehrt, ehe man über ihren Sinn zu philosophiren anfängt. Wir wünschten, daß alle, welche über die christliche Religion haben philosophiren wollen, diese Regel beobachtet hätten; so würde die Religion mehr Nutzen von ihrem Philosophiren einerndten. Und wir begreifen nicht recht, wie der Mann, der diese vernünftige Regel giebt, am Schlusse seines Werks S. 198. sagt, daß er es umgekehrt gemacht habe; und man nun zu seinen philosophischen Betrachtungen erst aus der Schrift den Zusatz und die Bestimmung hinzufügen solle. Auf die Art, dünkt uns, hat er über selbst erdachte Begriffe oder über Lehrsätze dieser und jener Schule, nicht über die Lehrsätze der christlichen Religion philosophirt. Wer philosophiren will, sagt er selbst, S. 155. muß einen Gegenstand haben, worüber er philosophirt. — Beyde Mittel, nemlich die richtige Auslegung und die Philosophie (nicht die systematische, sondern eine starke, geübte, gesunde Vernunft, welche den Ausleger begleitet, und den gefun-

fundenen Sinn ins licht sezt und richtig gebrauchen lehrt,) müssen zusammen vereiniget werden, wenn eine wahre und nüzliche Verbesserung des lehrgebäudes bewirkt werden soll.

Eine Betrachtung von dem Begriffe von der ganzen christlichen Religion macht den Beschluß; und sie zeigt die Lehrsätze der christlichen Religion und die besondere Bestimmungen derselben an, welche dem Verf. Gelegenheit zu philosophischen Betrachtungen gegeben haben.

3.

IV.

Merkwürdigkeiten von den Durchgängen der Venus durch die Sonne, von Lampert Heinrich Röhl, Professor und Observator der Astronomie auf der Akademie Greifswald. Greifswald, gedrukt und verlegt von A. F. Röse 1768. 8. 11 Bogen 1 Kupfer.

Die Abweichung der Halleyischen Rechnung von der Natur, bey Bestimmung dieser Durchgänge, und die Aeusserung der französischen Akad. der Wissenschaften, daß es gut seyn würde, wenn die Halleyische Rechnungen, nach denen aus dem Durchgange 1761. zu erwartenden Verbesserungen, wiederhohlt werden möchten, haben gegenwärtige Abhandlung veranlasset. Der Hr. Prof. deutet aber den Wunsch der Akademie nicht auf die Verbesserung der Halleyischen individuellen Berechnungen, sondern auf die Bestimmung des Gesetzes, das die Durchgänge bey ihrer Wiederkehr beobachten; und in diesem Verstande hat er ihn hier zu erfüllen gesucht.

sucht. Eine Zugabe enthält Betrachtungen über die Parallaxe; auch über die Atmosphäre der Venus, welche bey dem lezten Durchgange die Astronomen geäffet zu haben scheinet. Sie werden den Liebhabern der Astronomie desto angenehmer seyn, da sie ihnen Gelegenheit geben, bey dem bevorstehenden Durchgange, die Frage von der Existenz der Venusatmosphäre entscheiden, und die von der Entfernung der Sonne genauer beantworten zu können. Dieser Umstand wird auch unsere, etwas umständliche, Nachricht von dieser Schrift rechtfertigen.

Der Hr. Verf. zeigt anfänglich, wie man die Perioden der Zusammenkünfte und ihre Entfernungen vom Knoten, sich auf die begreiflichste Art vorstellen und leicht berechnen könne. Alle Zusammenkünfte geben Durchgänge, wenn ihr Abstand vom Knoten unter 1°49′ und über 358°11′ beträgt, oder auch zwischen 178°11′ und 181°49′ fällt, nemlich jene geben Durchgänge am aufsteigenden und diese am niedersteigenden Knoten. Bey der Venus ist (wenn man mit de la Caille den Umlauf der Erde auf 365. T. 6. St. 9′ 10″, der Venus auf 224. T. 16. St. 48′ 20″, und den Rükgang des Knotens von einer Zusammenkunft zur andern 32″ sezt) ein Punkt der Zusammenkunft um 215°31′24″ weiter vom Knoten entfernt, als der Punkt der nächstvorhergehenden. Eine angehängte Tabelle enthält, von 157. aufeinander folgenden Zusammenkünften, sowohl den Abstand vom Knoten, als auch die Zeit, von der ersten Zusammenkunft (die im Knoten selbst angenommen ist) an gerechnet. Diese Zeit beträgt auf 157. Zusammenkünfte 250. J. 364. T. 12 St. Der Punkt einer jeden Zukammenkunft gehet, für die fünfte darauf folgende, um 2° 23′ zurük. Und so lassen sich aus den fünf ersten Zusammenkünften

alle

alle übrige leicht berechnen. Da aber dabey bloß auf die mitlere Bewegung der Erde und der Venus gesehen worden; so darf man sich nicht wundern, wenn bey einer genauen Prüfung, die aus der Tabelle festgesezte Ordnung der Durchgänge nicht völlig mit den Erscheinungen der Natur übereinkommen sollte. Der Hr. Prof. zeigt deswegen, wie man aus der wahren Bewegung dieser Planeten, die Abweichung der Perioden der wahren Durchgänge, von den mitlern der Tabelle, im allgemeinen festsetzen könne; Die gröszte Abweichung beträgt $6^{\circ}18'40''$. Die kürzeste Periode für gleichliegende Durchgänge ist 97. J. 190. T. die längste 145. J. 176. T. Die Punkte der nebenliegenden Durchgänge liegen nur $2^{\circ}23'$ voneinander, und ihre Periode von 8. Jahren ist so klein für die langsame Bewegung der Sonnenfernen und Knotenlinie, daß der verursachte Unterschied, zwischen der wahren und mitlern Zusammenkunft, die im vorhergehenden gemachten Schlüsse nicht verändert; er kann höchstens 10' seyn, und den Perioden im allgemeinen nicht ändern, ob er gleich bey der Betrachtung einzelner Erscheinungen nicht aus der Acht zu lassen ist.

Nun folget eine ähnliche Bestimmung der Durchgänge Mercurs durch die Sonne.

Ferner die Methode, wie aus dem Durchgange der untern Planeten, die Sonnenparallaxe gefunden werden kann. Diese Parallaxe ist eines von den Mitteln, den Abstand der Sonne von der Erde zu finden. Ausserdem hat man noch zwo Methoden, aus dem bekannten Abstand des Monds von der Erde, den Abstand der Sonne von derselben zu schliessen; allein sie erforderten Beobachtungen, die nicht mit derjenigen Genauigkeit gemacht werden können, daß etwas zuverläßiges davon zu hoffen wäre. Die Parallaxe unmittelbar zu finden, hatte man zween Wege,

die hier erklärt werden. Allein die Astronomen wagten es nicht, sie so zu suchen, oder sich auf die dadurch erreichte Genauigkeit sehr zu verlassen. Man bemühete sich nur, sie auf nähere Weltkörper anzuwenden, und aus dieser ihren Parallaxen, die von der Sonne herzuleiten. Allein alle diese Bestimmungen waren noch nicht befriedigend; und es blieb nichts übrig als die beobachtete Durchgänge der Venus dazu anzuwenden. Hierbey konnte man aus genug entlegenen Orten, entweder unter einerley Meridian, den Planeten mit der Sonne vergleichen, oder ihre Durchgänge durch verschiedene weit genug entlegene Stundenzirkel beobachten, und so den Unterschied ihrer Parallaxen finden. Aber hierzu hatte die Venus vor den Mercur nicht viel Vorzüge; wenn man nicht noch andere Wege gefunden hätte, auf denen man die Sonnenparall. mit grosser Genauigkeit finden kann. Diese werden besonders hier entwickelt. Sie gründen sich auf die verglichene Währung der Erscheinung, entweder in Ansehung eines Beobachters auf der Erde und eines andern, den man sich in ihrem Mittelpuncte gedenket, (allein dazu gehörte eine Genauigkeit der astronomischen Tabellen, dergleichen man nicht voraussetzen darf;) oder zweyer auf der Erde befindlicher Beobachter. Und hierauf gründet sich die sinnreiche Erfindung des Halley. Je mehr die (aus Umdrehung der Erde entspringende) Bewegung des einen Beobachters mit der Richtung der Venusbewegung übereinstimmt, und die Bewegung des andern Beobachters ihr entgegen gesezt ist; desto mehr wird die Dauer der Erscheinung für jenen verlängert und für diesen verkürzet. Und je geringere Breite die Oerter haben, in welchen beobachtet wird, desto besser schicken sie sich dazu. Auf diese Betrachtungen gründet sich die Auswahl der Oerter zu den vortheilhaftesten

Beobachtungen. Aber zum Unglük fallen sie zum Theil in die unbekannten Südländer. Man verließ also diesen Weg fast gänzlich, und hielt sich an die Verschiedenheit der Zeiten des Eintritts an verschiedenen Orten, die bey dem lezten Durchgang grösser befunden wurde, als die Verschiedenheit der Dauer der Erscheinung auch an den vortheilhaftesten Orten. Allein da hierbey eine genaue Kenntniß der Mittagskreise beyder Beobachtungsörter vorausgesezt wird, die man bey der Hallehischen Methode nicht nöthig hat: so giebt der Hr. Verf. immer noch dieser den Vorzug (nemlich die Parallaxe aus der Dauer der Erscheinung zu folgern); glaubt aber nicht, daß die dazu nöthige Beobachtungen mit der Genauigkeit angestellt werden können, die z. B. de la Lande auf 2. Sec. festsetzet, der Hr. Verf. aber auf 4 bis 6. Sec. Ungewißheit erweitert wissen will.

Von den Beobachtungen des Durchganges der Venus durch die Sonne im Jahr 1761. Bey allen Bemühungen blieb man gleichwohl sehr weit von den Oertern entfernet, welche die bequemste Lage hatten. Der Hr. Verf. vergleichet sorgfältig eine Menge dabey gemachter, und in den Abhandlungen der Französ. Engl. und Schwed. Wissenschafts-Academien enthaltener Beobachtungen. Aus 12. Beobachtungen die $\frac{1}{2}$ bis 1. Min. verschieden sind, folgt die Parallaxe 8″, 61; Aus 26. die 1 bis $1\frac{1}{2}$ Min. verschieden sind, ist die Parall. 8″, 45; die um $1\frac{1}{2}$ bis 2 Min. verschieden waren, geben sie 8″, 88; neune zwischen 2 und $2\frac{1}{2}$ Min. geben 8″,46; fünfe die um $3\frac{1}{2}$ Min. verschieden waren, geben 8″,55; 17. die zwischen 3′54″ und 8′46″ fallen, geben nicht unter 8″,40 und nicht über 8″,90, das arithmet. Mittel ist 8″,61. Aus allen diesen Beobachtungen, nach dem Grad ihrer Zuverläßigkeit verglichen, hat der Herr Verf. das Mittel gesucht, und für die Paral-

laxe

lare 8″, 61 gefunden. Und hieraus folgt der Abstand der Sonne von der Erde 23984 Erdhalbmesser. Die Zuverläßigkeit dieser Bestimmung würde allen Zweifel ausschliessen, wenn die vom Hrn. Pingre gemachte Beobachtungen sich damit vereinigen liessen. Seine Resultate geben 10″, 14 für die Parallare und 20427 Erdhalbmesser, für den Sonnenabstand. Vermuthlich ist zwar ein Versehen von dem, der die Zeit angemerkt und sich um eine Minute verschrieben hat, schuld an dieser gar zu großen Abweichung; allein auch in dem Falle, wenn sie übereinstimmend wäre, würden wir doch noch um einen weit beträchtigern Theil, als $\frac{1}{100}$ des ganzen Abstandes, ungewiß, und folglich von der von Halley geweissagten Genauigkeit noch sehr entfernt seyn.

Eine von den Hindernissen einer größern Genauigkeit ist vermuthlich derjenige Umstand, den verschiedene Astronomen bey dem letzten Durchgange beobachtet haben, und der es wahrscheinlich macht, daß die Venus mit einer Atmosphäre umgeben ist. Wenn sie nemlich dergleichen würklich hat, so wird bey ihrem Ausgange aus der Sonne ihr Rand den Sonnenrand später zu verlassen scheinen, als er ihn würklich verlässet; eben so wird er auch früher einzutreten scheinen. Hieraus aber kann man die Gegenwart einer Atmosphäre nicht anderst erweisen, als wenn man aus andern Gründen weis, daß diese Berührung noch nicht erfolget, oder jene schon vorbey seyn müsse, zu einer Zeit, da man gleichwohl gewahr wird, daß die Rundung des Sonnenrandes schon unterbrochen, oder noch nicht wieder hergestellet ist. Weit deutlicher wird sich die Atmosphäre bey der innern Berührung der Ränder verrathen. Denn bey dem Eintritt wird der Beobachter diese Berührung zu bemerken glauben, da sie erst noch künftig ist; und

bey dem Austritt wird er sie noch für künftig halten, da sie doch schon würklich vorbey ist. Und daß er die Zeiten falsch ansezt, wird er daran merken, weil in beeden Fällen der Sonnenrand, in der Gegend wo die wahre Berührung geschehen sollte, merklich austritt und eine stärkere Krümmung bekommt, als zuvor (ohngefähr so, als wenn der Sonnenrand dem durchbrechenden Planeten erst eine Zeitlang nachgäbe und auswiche, ehe er sich von ihm zerreissen ließe.) Der Hr. Verf. hat alles dieses würklich beobachtet; und dieser ausgetretene Theil des Sonnenrandes verschwand nicht mit einer, dem Blize ähnlichen, Geschwindigkeit, wie sich einige Beobachter ausgedrücket haben; sondern so, daß man beynahe 10" lang ungewiß blieb, ob das Sonnenlicht daselbst gänzlich erloschen wär oder nicht. Verschiedene Astronomen, deren Nachrichten hier eingerücket werden, haben eben dieses beobachtet; einige davon auch den etwas dunklern Ring, den die Venus im Sonnenkörper um sich hatte, und der allem Ansehen nach ihre Atmosphäre war. Andere gedenken dieser Erscheinungen nicht, weil sie vermuthlich alle Aufmerksamkeit auf andere Theile der Beobachtung gerichtet hatten. Der bevorstehende Durchgang wird auch diese Frage entscheiden. Der Hr. Verf. scheint nicht ungeneigt, dem Mond ebenfalls eine Atmosph. zu geben; aber eine solche, die weniger veränderlich ist als die unsrige, und also nicht hindert, seine kleinste Flecken immer gleich deutlich zu sehen.

Vom Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahr 1769. den 3ten Junius. Er ist mit dem von 1761. nebenliegend, und geschiehet eben so an dem niedersteigenden Knoten, aber vor dem Durchgang des Planeten durch diesen Knoten. Die übrige Umstände werden hier zu berechnen angewiesen. Für

den

den Beobachter im Mittelpunkt der Erde ist, nach der Pariser Zeit

Aeussere Berührung	7 U. 16′ 52″ bey dem Eint. / 13 U. 34′ 32″ bey dem Aust.
Venus Mittelp. im Rande	7 U. 26′ 12″ bey dem Eint. / 13 U. 25′ 12″ bey dem Aust.
Inwendige Berührung	7 U. 35′ 58″ bey dem Eint. / 13 U. 15′ 26″ bey dem Aust.

Die vortheilhafteste Beobachtung für den Eintritt geschiehet, in der nordlichen Breite von 49½ Gr. mit der Länge von 27½ Gr. von dem einen Beobachter; von dem andern auf 210. Gr. Länge und 51½ Gr. südlicher Breite. Jenes ist die Gegend um Nürnberg; dieses fällt in die Südsee gegen Neuseeland. Bey dem Austritt ist von den vortheilhaftesten Beobachtungsörtern, der eine in der Länge von 261¼ Gr. mit 25 Gr. südlicher Breite; der andere in der Länge von 81¼ Gr. mit 22. Gr. 26 Min. nordlicher Breite. Jener fällt wieder in die Südsee, ist aber wegen seiner geringen Breite nicht unzugänglich; dieser liegt im Arabischen Meer in der Gegend von Goa, Surate. Der Unterschied der Zeit beträgt in beeden Beobachtungen 15. Minuten. Es ist aber der bevorstehenden Erscheinung diejenige Methode angemessener, wo man aus der Dauer der Erscheinung die Parallaxe herleitet. Zu den vortheilhaftesten Beobachtungen darf der eine Ort nicht über 6 Stunden Nacht haben, und der andere nicht unter 6 Stunden Tag. Jenes giebt 60 Gr. und drüber nördliche Breite; dieses eben soviel, oder weniger, südliche Breite. Die Dauer bey der einen ist 6 St. 28′ 33″; bey der andern 6 St. 5′ 29″. Also der Unterschied 23. Minuten; und dieser verspricht eine grosse Genauigkeit.

Am Ende wird gezeigt, wie man sich von dieser Erscheinung, im Ganzen, nach der im vorigen beschriebenen Methode einen Begriff auf einer künstlichen Erdkugel machen kann. Der Vortrag des Hrn. Verf. ist kurz, deutlich und angenehm; und er hat seine Bemühung gerade zu einer Zeit angewendet, wo sie bey den Liebhabern der Astronomie den mehresten Dank verdienen muß.

I.

V.

Successio ab intestato civil. in suas classes nova methodo redacta, a *Io. Christoph Koch.* D. Iur. P. P. O. Acad. Synd. Seren. Hass. Landgr. a Consil. Regim. et Aul. Com. Pal. Caes. Giess. 1768. Impens. Io. Phil. Krieger. 8. 111 S.

Diese kleine Schrift ist als ein Auszug aus dem grössern Strykischen Werke dieser Art anzusehen. Jedoch hat der Verf. damit das eigene Nachdenken und die besten Anmerkungen verbunden, die ihm die neusten zu seinem Gegenstand, gehörigen Schriften dargebothen. In einer Schrift von dieser Art kann nicht viel neues und gelehrtes gesagt werden: Die Genauigkeit, gute Ordnung, Deutlichkeit und ein vollständiger Grundriß müssen allein das Verdienst davon ausmachen; wir können dieses loh dem Verf. überhaupt nicht absprechen. Wir haben ihn aber auch nicht ohne Fehler gefunden, die die Hauptsache selbst betreffen. Er hat sich blos auf die neueste Justinianeische Erbfolge eingeschränkt. Die alte Erbordnung in einer richtigen Chronologie in jedem

dem Abschnitt vorausgesetzt, wäre nicht überflüßig gewesen. Der Abschnitt vom Sächs. Rechte besteht nur in 3. kurzen §. Das Prätorische Erbrecht ist zu unvollständig und mangelhaft vorgetragen. Mit Recht pflichtet der Verf. der Meynung bey, daß die Beerbung auch bey Grundstücken nach den Gesetzen des Orts, wo der Erblasser seine wesentliche Wohnung gehabt, beurtheilt werden müsse, und daß bey Geistlichen und andren Vornehmeren sie sich nicht nach dem Stadtrechte richte, wenn gleich der Verstorbene das Bürgerrecht bey der Stadt angenommen. Die Anmerkungen von Kindern, die aus Nothzucht erzeugt werden, deren Möglichkeit vielleicht viele, jedoch ohne Grund verleugnen möchten, sind durchgehends gut. Wenn des unehlichen Kindes Mutter es mit mehrern Liebhabern gehalten, so ist es nach des Verfassers Meynung in Absicht des Vaters nicht so erbfähig als andre Unehliche, obgleich des Vaters wegen keine Ungewißheit vorhanden seyn sollte. Allein da der Vater nichts weiter gethan, als was bey einer jeden Hurerey geschieht, die sonstige Aufführung der Geschwängerten aber ihn nichts angeht, so können wir dem Verf. hierinn nicht beypflichten. Es ist gegründet, daß nach dem Justinianeischen Recht jeder Adoptirte sowohl den Pflegevater, als seine leibliche Eltern beerbe. In der Erbfolge der aufsteigenden Linie hat der Verf. mit keinem Wort der Meynung gedacht, daß die übrigen dieser Linie ausser den Eltern von vollbürtigen Geschwistern ausgeschlossen würden, ohnerachtet vor diese Meynung wichtige Gründe sind. Er hat bey Geschwisterkindern die gemeine Meynung beybehalten und keinen Unterschied gemacht, ob bloß Geschwisterkinder, oder neben ihnen noch lebende Geschwister vorhanden, da doch zwischen diesen zwey Fällen durch die ganze Erbfolge eine wesentliche Ver-

schiedenheit ist, wie Voet gewiesen. Man kan nicht von dem was die Gesetze im lezten Fall verordnen, auf den ersten schließen. Im Lezten treten die Bruders Kinder an Bruders Stelle, und es ist als wenn der Bruder selbst noch lebte; sie sind also gleichsam Verwandte des zweyten Grads. Im ersten hingegen bleiben sie Verwandte des dritten Grads, und treten nicht an die Stelle der Geschwister. Wenn also Geschwister Kinder, neben Geschwistern mit der aufsteigenden Linie zugleich erben, so folgt nicht, daß es auch bloße Geschwister Kinder thun. Daß Geschwister Kinder neben Geschwistern den Vaters Bruder, und als vollbürtige die Halbgeschwister ausschliessen, ist nur auf diesen Fall einzuschränken. In Deutschland giebt es kein Peculium profectitium, also hätte die Anmerkung §. 42. wegbleiben oder mit einer Erinnerung begleitet werden sollen. §. 52. war nicht hinlängliche Ursach, von der Regel, daß die Erbfolge gegenseitig sey, abzugehn. §. 53. hätte vom Vater gesagt werden sollen, daß er ohne ehliche Frau und Kinder seyn müsse, wenn er den unehlichen Sohn beerben will, nicht aber, daß der Sohn ohne Frau und Kinder seyn solle. Warum soll die Mutter, desjenigen Kindes Erbe nicht seyn, so sie mit landesherrlicher Erlaubniß an Kindesstatt aufgenommen? §. 62. Der Grund der §. 72. N. IV. im Scholion enthaltenen Meynung, die an sich richtig ist, liegt nicht in dem Titel der Pandecten: Si quis omiss. causs. testam. sondern in der Natur des folgenden Edicts. Das Schol. am Ende dieses §. enthält einen garstigen Fehler. Der Verf. verwirft darinn die Meynung, daß vollbürtiger Geschwister Kinder lebende Halbgeschwister ausschliessen sollen, und will das Gegentheil aus der Nov. 118. C. 3. erweisen. Allein hat er dieses Kap. 3. gelesen? Es enthält eben die Meynung, die

er

er verwirft, mit dürren Worten: Si forte, heist es, praemortuus frater cujus Filii vivunt, per utramque partem nunc defunctae personae jungebatur, superstites autem fratres per patrem solum forsan aut matrem ei jungebantur; praeponantur istius filii propriis thiis &c. Es kann auch nach dem, was wir oben aus dem Voet angeführt, nicht anders seyn. §. 76. redet der Verf. von dem Fall, wenn Halbgeschwister mütterlicher Seits mit denen von der väterlichen Seite zugleich erben, in welchem nach der gemeinen Meynung auf den Ursprung der Güter, und ob sie vom Vater oder der Mutter hergekommen, gesehen werden solle. Hier hat er kein Wort von den wichtigen Gründen gesagt, die dieser Meynung entgegenstehn und die Vinnius in Quest. Select. ausgeführt. Daß die unehlichen einer Hochgebohrnen, wenn die Mutter auch ehliche Kinder hat, einander beerben sollen, wie der Verf. meynt, ist der Analogie zuwider. Nach dem §. 98. hätte noch etwas von dem Folge-Edikt, dessen Natur und Geschichte gesagt werden sollen. Laut §. 116. soll des Fisci Anspruch an Erblosen Gütern nach vier Jahren auch alsdenn wegfallen, wenn demselben davon keine Anzeige geschehen. Hierinn können wir abermal seiner Meynung nicht beypflichten. §. 121. sagt der Verf. weiter nichts, als daß die Bonorum Possessio Unde Cognati, denen Cognaten ein Recht gegeben. Wer waren aber diese Cognaten? Das ist die Hauptsache. Es gehörten sehr öfters auch die Agnaten darunter und nicht bloß in der Seiten- sondern auch auf- und absteigenden Linie. Ueberhaupt gab es ausser denen vier von dem Verf. angeführten Bonorum Possessionibus, Unde Liberi, Legitimi, Cognati, Vir et uxor, noch vier andre, die weggelassen sind, als 1. Unde decem personae, unde pa-

trotius, tamquam ex familia, und unde cognati manumissi. Unter den angehängten drey Auctariis ist das lezte gegen Hr. Hommels Palingenesia gerichtet, welcher große Fehler in der Lesart nachgewiesen und aller Nutzen abgesprochen worden. Das erste ist richtig und kann Hr. Hommel den Fehler nichts anders wieder gut machen, als wenn er das Buch nochmals mit den Taurell. Pandecten vergleichen und die Irrthümer genau anmerken läßt. Dieser Index Erratorum kann bey dem folgenden Theile angehängt werden. Das lezte aber können wir Hr. Kochen nicht einräumen. Er selbst hält die Wielingische Arbeit vor nüzlich. Ist das; so kann die Hommelsche, so drauf gebauet ist, nicht ganz unnüz seyn. Daß es allemal Stückwerk bleibt, ist gewiß. Aber Stückwerk ist doch besser, als gar nichts.

VI.

D. *Io. Lud. Schmidii*, Prof. Institut. in Acad. Ien. Ordinarii etc. Com. de Fidejussore principaliter obligato. Ienae, sumt. B. Io. Rud. Croekeri Viduae a. o. r. 1768.

Der Verf. hat schon eine ähnliche Abhandlung, de Fidejussore non obligato, geschrieben, die mit der jetzigen zusammen hängt. Er scheint ein Mann zu seyn, der Lust hat, sein Amt, worinnen er steht, treu zu führen und fleißig zu seyn. Seine Arbeiten zeigen von vieler Mühe und Nachlesen in praktischen Büchern. Wir wollen ihm aber anrathen, noch etwas fleißiger die theoretischen Rechtsgelehrten, als Noodt, Bynkershök, die, so Otto und Meermann

man gesammelt, Thomasius und andere zu gebrauchen. Es ist nicht ganz unwahr, und sie haben gewiß manchmal weiter gesehen, als Hopp und Schlütte. Sie räumen den Kopf auf und denn bleibt manches übel angebrachte und nach der alten Leyer schmeckende weg. Des Schadlos-Bürgen und der sonderbaren Dinge, so der Verf. von ihm gesagt, würde alsdenn nicht mehr gedacht, weil sich darüber nur damals was besonderes sagen ließ, da Justinian das Beneficium ordinis noch nicht allgemein gemacht. Das Pactum praestiti wird man sodenn in Deutschland auch nicht suchen, und unter die Fälle, wo der Bürge sogleich bezahlen muß, nicht mit rechnen, si debitor principalis habitat in Castellis fortalitiis castris aliisve locis fortibus; si debitor sit potens &c. Könnte er sich überwinden, künftig das beständige vel non wegzulassen, so würden sich seine Schriften besser lesen lassen, und viel unnöthige Worte erspart werden. Er lasse ferner die Fälle weg, die ohne allen Zweifel sind, und die auch jeder ohne Jurisprudenz sogleich einsieht, oder er berühre sie nur im Vorbeygehen, weil Papier, Zeit und Geld edel ist. Er erspare aus eben dem Grunde dem Leser die Abschrift ganzer Stücke aus den Akten, die in der Fakultät vorgekommen, und führe nicht sogar die Folien und Nummern daraus an, welches ins Lustige fällt. Wenn er diesem nachkommt, so ist er übrigens ein brauchbarer Mann, den wir aufmuntern, in seinem Fleiß, einzele Abhandlungen zu liefern, fortzufahren. Daß die Rechtswohlthaten zu vermuthen seyn, wie er meint, ist falsch. Nach den wahren Grundsätzen des canonischen Rechts ist der Eid allerdings so gut, als eine Entsagung der Rechtswohlthaten, welches der Verf. mit Unrecht leugnet. Ob aber bey Protestanten eben das zu sagen, ist eine andere Frage. Die

Clau-

Clausel: als Selbstschuldner, bedungen, ihrer Natur nach eine sich und hat nach dem gerichtlichen Gebrauch den Bestand, daß man dadurch den Beneficien nicht einbüßet. Das hätte der Verf. mit wenig Worten sagen können; alle andere Weitläuftigkeiten sind unnütz. Ohne Grund wird von dem Verf. die Wirklichkeit gewisser Ausflüchte geleugnet, welche mit den außerordentlichen Ausflüchten, die an jedem Ort des Processes noch statt finden, gar keine Verwandschaft haben. Die von der leztern Art sind unsern Reichsgesezen zuwider; von der ersten Art aber ist die Exc. benef. ord. Derjenige, der für einen wahrscheinlich zur Wiederbezahlung unvermögenden Schuldner gut sagt, soll nach des Verf. Meynung dem Benef. ord. stillschweigend entsagen. Allein kann nicht der Schuldner in der Folge zu bessern Umständen kommen? Und hat nicht der Bürge dies als eben so möglich, [illegible] das Gegentheil voraussetzen können? Daß die Bürgschaft für einen Verrückten, Verschwender u. d. gl. nach Röm. [illegible] ungültig sey, ist richtig. Allein ob dies nicht bloß zu denen römischen Spizfindigkeiten gehöre, die in Deutschland zu verwerfen sind, ist ein anders. Bey der Bürgschaft des Vaters für seinen Sohn, hätte der Verf. unterscheiden sollen, ob der Sohn noch unter väterlicher Gewalt stehe oder nicht. In jenem Fall ist der Vater, in Absicht des Gläubigers, allemal als Hauptschuldner anzusehen, wenn nicht das Gegentheil deutlich erhellet; in diesem aber ist er einem jeden andern Bürgen gleich zu achten. Ein Bürge in seiner eignen Angelegenheit ist kein Bürge; also war daben die Weitläuftigkeit ohne Nuzen. Daß der Bürge, bloß weil er von dem Hauptschuldner Güter in Händen hat, ehe als dieser belangt werden kann, erweist das angeführte Gesez nicht. Wegen entstandenen Concurs

curs

ues über des Hauptschuldners Vermögen, kann nach unserer Meynung der Bürge nie sogleich in Anspruch genommen werden, wenn er nicht dem Benef. ord. entsagt hat. Die Notorietät, wovon die Akten nichts besagen, hilft nichts, wenn der Gegner die Wahrheit der Sache leugnet. Was sollen denn die Weitläuftigkeiten? Der unkindliche Beweis allein wird von dem Verf. in den, durch Urkunden, Zeugen, Eyd u. s. f. getheilt: Muß denn der kindliche nicht ebenfalls durch Zeugen, Urkunden u. d. g. geführt werden? Wenn sich zu des Hauptschuldners Erbschaft kein Erbe finden will, wissen wir nicht, warum sogleich der Bürge haften soll, da doch, wenn der Erbschaft ein Curator gesetzt worden, gegen diesen die habenden Ansprüche gar wohl ausgeführt werden können.

††.

VI.

Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfarth, mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntniß. Hamburg, 1768. 174 Seiten in 8.

Der Verf. handelt in diesem Werkchen erstlich von der Staatsaufsicht über Erziehung, Schulen und Studien, zweytens trägt er vor: Meynungen, Zweifel, Fragen und Vorschläge von Erziehung, Schulen und Studien, und endlich drittens giebt er eine Beschreibung eines vorgenommenen Elementarbuchs der menschlichen Erkennt-

kennten? Es würde zu weitläufig seyn, den Inhalt jedes §. zugleich anzugeben. Weil indessen diese Schrift überhaupt zu denen gehört, welche vor andern es verdienen bey einer vorzunehmenden Verbesserung der Schulen zu Rathe gezogen zu werden: so werden wir keinen von vorzüglicher Wichtigkeit unbemerkt lassen. In dem ersten §. redet der Verf. von der Unvollkommenheit der Schulen, von dem Ursprunge der gewöhnlichen Schuleinrichtungen, und dem Mangel einer gehörigen Aufsicht über dieselben, und von der zur Glückseligkeit der Menschen durchaus erforderlichen Verbesserung des Erziehungs- und Schulwesens. Wenn im ersten §. gesagt wird: Man nenne mir doch in tausend Jahren einen Zeitpunkt, wenn es mit den Schuleinrichtungen besser war: so wünschten wir, daß sich der Verf. darüber bestimmter erklärt hätte. Diejenigen, welche es immer gerne beym alten lassen, können dadurch leicht veranlaßt werden zu glauben, daß man also nicht über den Verfall der Schulen zu klagen Ursache fände. Wir geben es dem Verf. zu, daß nach dem Verfall der alten Republiken, es nicht völlig gut eingerichtete Schulen gegeben habe. Daß aber nicht, seitdem es verschiedene Grade des Besserseyns gegeben habe, das hätte er so schlechtweg nicht sagen sollen. Mit Vergnügen gestehen wir es, daß auch wenige Ausnahmen statt finden; allein im Ganzen ist es wahr, daß die Schulen in den leztern Zeiten ungemein weniger blühend sind, als sonst. Man findet kaum den vierten Theil der Schüler darin, die ehemals daselbst angetroffen sind. Auch werden sie nach und nach überhaupt mit schlechtern Lehrern besezt. Wollten wir auch nicht behaupten, daß vor funzig bis hundert Jahren die Schullehrer an und für sich geschikter gewesen wären, als izt, wie es vielleicht überhaupt zu behaupten ist: so dür-

dürfen wir es doch als ausgemacht annehmen, daß nach dem Verhältnisse des Zustandes der Wissenschaften itzt die Schullehrer den Alten nicht an die Seite zu setzen sind. Die Kenntnisse und Geschiklichkeiten des Schulmannes waren vormals dem höchsten Grade der Vollkommenheit, welchen die Wissenschaften in ältern Zeiten hatten, überhaupt nahe. Wenn also ein Schulmann ein Pedant war und keinen Geschmak hatte, so wurde er deswegen in Zeiten, wo man überall keinen Geschmak und keine feine Kenntnisse fand, nicht von andern verachtet. Auch herrschte damals, so wie in der Religion, also auch in den Wissenschaften, überhaupt nicht eine so ungebundene freye und veränderliche Denkungsart, wie itzo. Hiezu kommt noch endlich dies, daß es mit unserm Geschmak in Absicht auf die Wissenschaften, und alle Kenntnisse eben die Beschaffenheit zu haben anfängt, die es mit einem Gaumen hat, der an lauter delikate Speisen gewöhnt ist, und dem also gar wenige Gerichte wohl schmecken. Wir wollen damit gar nicht von allen Menschen rühmen, daß sie einen so feinen Geschmak itzo hätten. Nein; es sind deren immer Wenige; aber es findet sich leicht in einem Ort einer oder verschiedene, welche sich wenigstens einbilden ihn zu haben und deren Urtheile für die übrigen Orackelsprüche sind. Endlich tragen selbst die hin und wieder ungemein verbesserten Schuleinrichtungen und der sehr glükliche Fortgang, womit die Schularbeit getrieben wird, selbst sehr vieles zum Verfall der Schulen bey. Ein Satz, der manchem höchst parador und seltsam vorkommen wird, der aber doch sehr wahr ist. Die gar kurze Zeit, worinn gewisse Schüler es in einer oder der andern Schule weit bringen, wird bekannt und angemerkt. Nun wollen alle Eltern, daß es mit dem Lernen und der

Aus-

Ausbildung ihrer Kinder eben einen so geschwinden Fortgang habe. Sie ziehen die Fähigkeiten und die Neigungen ihrer Kinder dabey gar nicht oder auf eine ungemein partheyische Weise in Erwägung. Will es nun nicht nach ihrer Erwartung gehen: so geben sie dem Lehrer die Schuld und lassen die Kinder von einem Lehrer zum andern und von einer Schule zur andern wandern, wofern sie sich, wie oft geschieht, nicht lieber entschliessen, dieselben gar unwissend bleiben zu lassen. Man findet sogar Beyspiele genug von einem solchen Verfahren in Hinsicht eines und eben desselben Schulmannes. Hat ein solcher bey manchen Schülern über die Erwartung vieles geleistet: so werden ihm andre, mit denen es bey keinem Informator und in keiner Schule hat gelingen wollen, haufenweise zugeschikt. Man verspricht es sich, daß er selbige endlich zauberisch umbilde und alle Kenntnisse in kurzer Zeit in selbige hineingiesse. Der arme Schulmann kann das nicht: und, siehe! er muß nun, wenn er gleich noch eifriger als sonst, arbeitet und keinen Schüler hat, die so sehr, wie die erstern, Wunder thun, doch ein schlechterer und nachläßigerer Mensch geworden seyn. Die Kinder werden ihm wieder weggenommen; man fängt an nachtheiliger von ihm zu reden und man schwächt das Vertrauen, welches Eltern und Schüler in ihn sezten, und welches einem Schulmann, wenn er auch bey guten Köpfen seine Absichten nach Wunsch erreichen soll, durchaus im höchsten Maaß unentbehrlich ist. Bey solchen Umständen scheuen sich solche, die zur Schularbeit vorzüglich tüchtig und geneigt sind, vor der, den Menschen so nothwendigen Erziehungs- und Schularbeit, wie vor dem ärgsten Uebel und dieß um desto mehr, da die izigen Schuleinkünfte in Betrachtung des so sehr erhöheten Preißes der Lebens-

mit-

mittel sich zu den ehemaligen, wie jenes zu drey oder vier verhalten und da der öffentliche Stempel der Ehre, welchen man auf das Schulamt in Vergleichung mit andern Bedienungen des Staats, gesezt hat, gewiß keinen zur Schule hinlocken wird. So erlangt man immer weniger geschikte Schulmänner, die Verachtung gegen dieselbe nimmt zu, und der Verfall geht im Verhältniß damit fort. Dazu trägt auch der noch nicht erwähnte Stolz, nach welchem jeder gerne einen Hausinformator zum Staat halten will, ebenfalls nicht wenig bey. Daß sich viele heldenmüthige Jünglinge, denen der Weg zu Glük und Ehren sonst offen stehet, aus patriotischen Absichten nach allen diesen Betrachtungen dennoch der Schule widmen und sich zum Opfer des Staats machen, ist auch wohl nicht in den itzigen Zeiten zu verlangen, da man, worüber der Verfasser mit so vielem Grunde klagt, kaum mehr an das, was uneigennützige Menschenliebe, öffentliche Tugend und Patriotismus heißt, zu denken gewohnt ist. Es ist also gegründet, wenn man sagt, daß die Schulen mehr und mehr in Verfall gerathen, und dieß ist, ob es schon zugleich wahr ist, daß man izt mehr, als jemals wisse, wie die Schulen aufs beste einzurichten wären, dennoch eine natürliche Folge des itzigen Laufs der Welt. Wir sind selbst versichert, daß der Verf. uns darin beystimmen wird, da er S. 50. Gedanken äussert, die mit den unsrigen viele Aehnlichkeit haben. §. 6. 7. wird die Nothwendigkeit eines Staatscollegiums zur Aufsicht der Schulen gezeigt. Der Verf. scheint nicht zu fordern, daß dieses Collegium nur bloß aus ehemaligen erfahrnen und großen Schulmännern bestehen solle. Er will, daß ein Mitglied desselben studirt, einige Jahre, als Auscultant darin gesessen und die dahin gehörige Schriften gelesen habe. Dieß ist nicht

genug. Keiner kann sich hinlänglich vor Entwürfen, die in der Ausführung schädlich oder unmöglich sind; hüten, welcher nicht praktisch mit den Schulgeschäften bekannt ist. Man darf dagegen nicht einwenden, daß dieses Collegium Männer erfordere, welche auch die besondern Bedürfnisse des Staats kennen. Zu dieser Kenntniß kann ein Schulmann, der ist, wie er seyn muß, so gut, als irgend ein andrer, gelangen. Es würde auch die Hoffnung, einst eine äusserlich sehr angesehene und hohe Staatsperson werden zu können, Männer von großen Talenten in die Schule ziehen. Und ein Mann von wahren Einsichten wird es auch billig finden, daß man durch seine Bemühungen im Erziehungsgeschäfte sowohl, als durch andere bürgerliche Bedienungen, die der Schularbeit bey weiten nicht an Wichtigkeit gleich sind, den Weg zu den höchsten Würden des Staats gebahnt finde. Ein Schreiber, und — wir müssen es leider sagen — ein Bedienter kann mit wenigen Geschiklichkeiten, wenn er nur viele Klugheit oder List hat, in andern Bedienungen es so weit bringen, daß er einem Minister zur Seite gehe. Hat einer die seltensten Talente und Geschiklichkeiten und geht in die Schule hinein: so hat er aufs höchste Hoffnung Professor zu werden, das ist, einen Rang zu erlangen, der einem, welcher andre bürgerliche Bedienungen sucht, und erlangt, oft ohne vorgängige Verdienste beym ersten Eintritt auf seine Bahn, vermittelst eines Titels gleichsam zum Handgelde angebothen wird. In der That eine schöne Materie zur Satyre oder vielmehr, wenn man patriotisch und menschenfreundlich um das Wohl seiner Nebenmenschen besorgt ist, eine traurige Veranlassung, das Menschengeschlecht bey seiner unweisen Haushaltung mitleidig zu bedauren! §. 8. wird einer Schulbibliothek gedacht, welche der Verf. mit wenigen Freun-

den zu entwerfen gedenkt. Wir ermuntern ihn, dieses Vorhaben nicht fahren zu lassen, aber auch mit sorgfältiger Ueberlegung auszuführen. §. 9. wird auf eine überzeugende Weise erwiesen, daß die öffentliche Glükseligkeit aller Länder auf eine erstaunliche Weise abnehmen müsse, wenn die Rathgeber der Fürsten nicht mit dem größten Eifer für die Verbesserung des Erziehungswesens streben. Einer, welcher nicht unterläßt den Schauplaz der bekannten Welt bey den vorfallenden Veränderungen aufmerksam zu betrachten, wird zu jenen Beweisen des Verf. noch unendlich viele Erfahrungssätze finden. Eine zügellose Freyheit zu denken, nicht nur in Absicht auf die Offenbarung, sondern auf Tugenden und Sitten überhaupt, schleicht sich schon allenthalben beym unwissenden Pöbel ein und muß die schreklichsten Folgen haben. So wie der Aberglaube in einem Lande den Geist des Aufruhrs und der Verfolgung ausbreitet; so erzeugt ihn in einem andern Lande Unglaube und Unwissenheit. Man kann in Versuchung gerathen, wilde und unwissende Völker zu loben und zu lieben, wenn man sieht, daß sogenannte gesittete Völker, unter denen die Wissenschaften blühen, im Grunde fast nach lauter menschenfeindlichen Grundsätzen handeln und alle schöne Kenntnisse nicht zum Vortheil der Tugend, sondern zu Spielen des Witzes und zu bloß sinnlichen und thierischen Vergnügungen wollen genuzt wissen. Zur Auflebung des Patriotismus und der wahren Menschenliebe erfodert der Verf. §. 10. eine Umschaffung des itzigen Schulwesens. Eine Umschaffung ist wirklich nicht nöthig. Man hat schon Schulen, die man fast Muster nennen kann. Man verbessere nur noch dieß und jenes; man richte andre Schulen nur darnach ein; man locke nur vortrefliche und wahrhaftig tugendliebende Lehrer in dieselben, man zeige nur an den Hö-

sen selbst Tugendliebe und Patriotismus und dringe darauf, daß Tugendliebe und Patriotismus in den Schulen durch Lehre und Beyspiel angepriesen werde: Dann werden jene so wohlthätige Flüchtlinge schon wider zu uns zurükkehren. Im 11. §. wird dennoch auf verschiedene Hauptveränderungen mit Recht gedrungen. Nur hätten wir gewünscht, daß der V. sich weniger allgemein ausgedrükt hätte. Im 12. §. wird mit Recht behauptet, daß der Geist der Formalitäten, der Vorstellung und der unnöthigen Künsteley in demselben Maasse, als er anwächst, die Bürger den Mitbürgern schädlicher und unbrauchbarer mache, und daß Aufrichtigkeit und Einfalt im Charakter die halbe Tugend sey. Wahr ist es auch leider, daß Promoviren, Examiniren u. d. gl. Formalitäten sind, zu denen fast allenthalben nun Geld erfordert wird. Aber darum sähen wir dergleichen Formalitäten nicht gerne gänzlich abgeschaft. Es müssen gewisse Prüfungen seyn; man sollte nur sich bemühen, dahin zu sorgen, daß dergleichen Handlungen nicht bloß Spiele und Formalitäten seyn könnten, und man sollte den Tand und das Unnütze nur von dem Wesentlichen und Guten unterscheiden und trennen. Der Verf. erkennt dieß auch S. 61. selbst. Im 19. §. beweist der Verf. daß der Staat die Anzahl der Studirenden und Gelehrten bestimmen müsse. Es wäre freylich höchst nöthig, daß es den Eltern nicht frey stünde, ihre Kinder studiren zu lassen, wofern diese nicht vorzüglich tüchtig dazu gefunden würden. Auch ist es nach ihm anzurathen, daß ordentlicher Weise nur Begüterte dazu zugelassen werden. Für Genies der ersten Größe und solche, welche die Natur besonders durch Fähigkeiten und einen zum Besten der Menschen wirksamen Geist im gelehrten Fach ausgezeichnet hat, ist immer eine Ausnahme zu machen.

Wenn der Verf. im folgenden §. glaubt, es könnten Haus- und Privatschulen nicht ohne Gewissenszwang untersagt werden: so können wir seiner Meynung nicht seyn. Daß in öffentlichen Schulen der Religion und der Tugend zuwider nichts gelehret werde, dafür ist zu sorgen. Und dann wird kein Gewissenszwang ausgeübt, wenn der Staat das Erziehungswesen aufs weiseste einrichtet und darin Gesetze giebt. Daß der Unterricht in guten öffentlichen Schulen übrigens dem Privatunterrichte vorzuziehen sey, davon könnte zu dem, was Herr Herold davon geschrieben hat, noch mancher neuer Beweis hinzugefügt werden. Der Verf. will jedoch, daß der Privatunterricht gewissen öffentlichen Untersuchungen und Einrichtungen unterworfen seye, und es wäre zum Besten der Jugend schon viel gewonnen, wenn in der Hinsicht nur weise Verfügungen gemacht würden. Folgendes im 21. §. ist, vielleicht durch ein Versehen im Schreiben oder Drucken unverständlich: „Eine Nation müßte so gebessert seyn, als sie fast niemals wird, wenn niedrige und hohe Staatsschulen, das ist, solche, die vom Staat unterhalten werden und unter ganz besonderer Aufsicht desselben stehen, unentbehrlich seyn sollten.„ §. 22. enthält die Erinnerung, daß öffentliche Schulen auch andern Religionsverwandten offen stehen sollen; daß es diesen erlaubt seyn müsse, aus den Stunden wegzubleiben, worin die Religionswahrheiten der herrschenden Kirche vorgetragen werden, und daß es keinem Lehrer zu verstatten sey, in andern Lehrstunden zum Nachtheil irgend einer Religionsparthey etwas vorzubringen. Ferner wird verlanget, daß die Lehre von einem richtenden Vergelter unsterblicher Seelen in allem eingeschärft, und daß die bürgerliche Tugend möglichst befördert werde. Im 23. und 24. §., welche die lezten des ersten Abschnitts

sind, wird noch viel gutes mit einem recht patrioti- schen Eifer gesagt.

Im zweyten Abschnitt wirft der Verf. §. 28. die Frage auf: ob Universitäten und Gymnasien an den Hauptorten der Ueppigkeit seyn sollten? Er läßt diese Frage fast unbeantwortet; wiewohl er hinlänglich zu verstehen giebt, daß er solche Oerter nicht dazu anrathe. Am Ende der Schrift sagt er ausdrüklich, daß sie etwa eine Meile von der Hauptstadt in der Nähe eines landesherrschaftlichen Lustschlosses anzulegen wären. Es hätte hierüber billig mehrers gesagt werden sollen. Die wollüstige und üppige Lebensart, welche in den Hauptstädten herrschet, muß durchaus einen höchst schädlichen und verderblichen Einfluß auf die Sitten der studirenden Jugend haben und den Fleiß im Studieren mindern. Hiezu kommt noch der wichtige Umstand, daß in solchen Oertern wegen der daselbst vorfallenden mancherley Feyerlichkeiten von einem Jahr oft kaum die Hälfte der Zeit zu Vorlesungen genuzt wird. Im 32. §. will der Verf. daß es zwo Hauptarten der Schulen gebe, die eine für die, welche nicht studiren, die andre für die, welche sich den Studien widmen. Die erste Hauptgattung theilt er wieder in zwo Klassen. Die Schüler dieser Art sollen theils große, theils kleine Schüler seyn. Die erstern sollen von Kindern geringer, und die andern von Kindern vornehmer Eltern besucht werden. Er räth diesen Unterschied an, wegen der unterschiedenen Sitten und wegen des frühern Unterrichts, dessen Kinder von angesehenen Eltern geniessen und wegen des daher erfolgenden geschwindern Fortgangs im Lernen. An großen Oertern kann eine solche Einrichtung und Eintheilung der Schulen nur Statt finden: und wir zweifeln sehr, ob daselbst diese Einrichtung von guten Folgen wäre. Eltern, welche sich über den eigentli-

chen

chen Pöbel erheben, haben freylich, wenn sich auch kein Stolz ins Spiel mischt, Ursache ihre Kinder aus einer Schule, wo ein Haufen von schlechterzogenen Knaben ist, zurük zu halten. Die Sitten guter Kinder werden leicht darunter verdorben und pöbelhafter; allein dieß könnte verhütet werden, wenn dieser ganze Haufen stets unter der Aufsicht des Lehrers sich versammlete und während der Schulzeit sich befände und wenn bey Endigung der Schule der Jugend es unmöglich gemacht würde, sich unterwegens aufzuhalten und Böses zu thun. Für diese beyden Dinge sollte bey jeder Schule ganz vorzüglich gesorgt werden. Und geschieht dieß; so ist eine solche Eintheilung der Schüler in geringere und vornehmere nicht nöthig. Denn gut erzogenene Kinder lernen so nicht böse Sitten; der schlecht erzogenen Sitten werden aber verbessert. Ueberdas ist vornehm und wohl erzogen, und gering und schlecht erzogen etwas, das seltner zusammen trifft als man denket. Denn wenn von dem Guten und Bösen hier die Rede ist: so gehört mehr das wesentlich Tugendhafte, als der äusserliche Anstand dazu. Jene Eintheilung hätte überdas die Folge, daß zween anstatt eines Lehrers erfodert würden; daß die Vornehmern veranlaßt würden Geringere zu verachten, bloß weil sie geringern Standes wären, und daß gute Aufführung, Fleiß und Geschiklichkeiten nicht mehr bloß das Maaß der Achtung, welches den Schülern zu erweisen wäre, in öffentlichen Schulen bestimmen würden. Unter die Vorzüge, welche öffentliche Schulen vor Privat- und Hausschulen haben, ist dieß vorzüglich mit zu rechnen, daß Kinder vornehmern Standes, das wahre Verdienst eines Menschen, in welchem Stande es sich findet, darin schätzen und ehren lernen. Dem Geringsten bestimmt seine Geschiklichkeit daselbst den Rang, und der von einem Geringen übertroffene

Vornehme lernt es, bescheiden von sich zu denken. Die Erfahrung lehrt es auch, daß angesehene und hohe Personen, welche einen öffentlichen Unterricht empfangen haben, überhaupt mehr Bescheidenheit, Menschenliebe und Herablassung gegen Geringere haben. Endlich ist mit der Vereinigung der Kinder allerley Standes der Vortheil verknüpft, daß die besten unter den niedrigen Kindern so eher bemerkt und zu mehrern Kenntnissen geführet worden. Diese Betrachtungen stimmen so sehr mit der den Menschen und nicht den Stand ehrenden Gesinnung des Verf. überein, daß wir versichert sind, er werde die vorgeschlagene Eintheilung nach näherer Prüfung nicht mehr billigen. Nun in dem Fall haben wir gegen eine solche Eintheilung nichts, wenn die großen Schulen, wie der Verf. die gemeinen deutschen nennt, gänzlich von der öffentlichen Schule, welche von Studierenden besucht werden, nicht nur der Klasse, sondern auch der Lage nach abgesondert würden. Die gemeinen Leute würden nach diesen gemeinen deutschen Schulen ihre Kinder alsdann von selbst schicken, die vorhingedachten unangenehmen Folgen fielen alsdann größtentheils weg und ein Kind sehr guter Hoffnung könnte auch immer in die Schule kommen, wohin der Verfasser angesehener Leute Kinder hinverweiset. Diese Einrichtung findet sich auch an vielen etwas großen Oertern. §. 33. redet der Verfasser von Schulen für Studierende, und theilt sie ein in Gymnasien und Akademien. Unter Gymnasien versteht er nichts anders, als was wir sonst wohleingerichtete und mit gehörigen Klassen versehene lateinische, oder, wie sie besser zu nennen wären, gelehrte Schulen nennen. In diesem Verstande sind Gymnasien allerdings nöthig, haben dann aber vor jeder lateinischen Schule, nicht so wohl im wesentlichen des Unterrichts, als vielmehr in der vortheil-

haftern Vertheilung der Arbeiten und in dem Titel etwas voraus. Versteht man aber unter Gymnasien, solche Schulen, wo kaum an die Sprachen gedacht wird, und wo man Wissenschaften, wie auf Universitäten, lehrt: so sind die Gymnasien nicht allein unnüz, sondern auch höchst schädlich. Sollten solche akademische Gymnasien gehörig genuzt werden: so müßten junge Leute nicht eher Gymnasiasten werden, als bis sie Studenten seyn können. Und in diesem Fall ist die Universität vor dem Gymnasium zu wählen, und das Gymnasium ist also etwas überflüßiges. Allein man steht in dem Wahn, daß ein junger Mensch eher die Schule verlassen könne, als sonst, wenn er nur ein Gymnasium besucht: und dieß ist in vieler Hinsicht schädlich. Der Gymnasiast glaubt über die Erlernung der Sprachen hinweg zu seyn, und der Professor beschäftigt sich auch nicht gerne damit. Die eigentlichen Schulstudien sind und werden also nicht geendigt. Zu den Wissenschaften ist der Verstand noch nicht reif genug, nur die Jahre der Freyheit, welche so wenige Studenten gut nuzen, kommen viel zu früh. In dem Fall könnten sie; als eine mittlere Gattung von Schulen, nüzlich seyn, wenn Sprachen und Wissenschaften in unzertrennlicher Verbindung gelehret würden, wenn niemand ein Gymnasiast werden könnte, der nicht in den vor andern zu lernenden Sprachen Schriftsteller mit Leichtigkeit zu lesen im Stande wäre, und wenn die an einem Gymnasium stehende Professoren den Sprachkenntnissen der ihnen zugeführten Schüler gleichsam den höchsten Grad der Vollkommenheit geben könnten. Hiezu ist inzwischen dennoch nicht eine solche mittlere Schulgattung erforderlich. In einer jeden wohleingerichteten und mit sechs oder sieben Lehrern besezten Schule läßt sich der lezte Endzwek eben so

gut erreichen, und man gewinnt noch dieß dabey, daß zu dem bey einem Gymnasiasten sich einstellenden schädlichen Dünkel und zu der von ihm gesuchten grössern Freyheit dann kein Anlaß gegeben wird. §. 35. sagt der V. daß der Anfang eines Seminariums zu Schullehrern nicht Statt hätte, wofern nicht die ersten Theile einer Schulbibliothek von auf einander folgenden Lehrbüchern existirten. Wir wünschen herzlich, daß einsichtsvolle und der Sachen kundige Männer es zu ihrem Geschäfte machen, eine Folge von solchen Lehrbüchern, die der Verf. etwas uneigentlich eine Schulbibliothek nennet, zu liefern. Man würde durch solche Meisterstücke — denn Meisterstücke müssen es seyn — den Schulen einen großen Schaz verschaffen. Allein fehlt es uns denn so ganz und gar an guten Schulbüchern, daß man, wenn bessere, womit ohnehin langsam zu eilen wäre, nicht bald zum Vorschein kämen, deswegen nicht vorläufig mit Verbesserung der Schulen den Anfang machen könnte? Im 36. §. sind viele nur gar zu gegründete Klagen über den itzigen Zustand vieler Gymnasien, und besonders akademischer Gymnasien enthalten. §. 37. geht der Verf. gar zu leicht über die Nothwendigkeit hin, daß der Staat zum Besten der Schulen Aufwand machen müsse. Fast allenthalben fehlen Schulcapitalien oder den Schulen zugehörige Ländereyen, und die Schuleinkünfte in einem Lande, wenn man gar wenige ausnimmt, machen im Ganzen ungemein wenig aus. Der Verf. hat aber Recht, daß in unsern Zeiten nicht an Millionen zur Versorgung der Schulen zu gedenken ist. Die Schulen würden schon große Summen bekommen, wenn das, was zu schädlichen und elenden Vergnügungen verwandt wird, ihnen zu Theil würde. Unter dem, was §. 42. u. f. von Erlernung der Sprachen vorkommt, finden sich

viele schöne Erinnerungen. Wider die Methode durch Reden die Sprachen beyzubringen, haben wir aber vieles zu erinnern. Selbst unter denen, welche in einer fremden Sprache sehr rein schreiben, gelangen ungemein Wenige zu der Geschiklichkeit, daß sie sie fertig und rein reden. Und das müßten die Schullehrer durchaus können. Sollte man so die Sprachen beybringen: so müßte man nur mit einigen Schülern sich zu beschäftigen haben. Für einen großen Haufen würde die Uebung im Reden wenig ausrichten. Eine Sprache wird ferner durch Reden nicht leicht richtig gelernt. Der Lernende bekömmt vielmehr dunkle Vorstellungen, als deutliche Begriffe. Die Erfahrung lehrt es, daß Personen, welche eine Sprache durch Redeübungen lernen, selten ein Buch mit Verstand zu lesen im Stande sind. Auch würde das Gefühl von dem Eigenthümlichen, das jede Sprache hat, so verlohren gehen, und es würde eine Verderbung nicht nur fremder sondern auch der Muttersprache erfolgen. Man bemerkt dieses an denen, — auch Gelehrte nicht ausgenommen — welche eine Sprache bloß durch Uebungen im Reden lernen. Es ist durchaus nöthig, daß bey gründlicher Erlernung der Sprachen immer Anmerkungen gemacht werden, welche die Sprachlehre und die eigenthümlichen Redensarten und Wendungen betreffen. Endlich muß man beym Unterricht auch deswegen die Landessprache gebrauchen, weil sonst diejenigen Erinnerungen, welche auf die Bildung des Herzens abzielen, größtentheils verlohren gehen. Der Schüler wird sich nicht leicht Mühe geben Ermahnungen in einer fremden Sprache zu verstehen; und kann er sie auch verstehen: so wird seine Aufmerksamkeit zwischen der Bemühung das, was die Sprache betrift, zu verstehen und zwischen derjenigen, den Sinn des Lehrers ganz zu fassen,

sen selbst Tugendliebe und Patriotismus und dringe darauf, daß Tugendliebe und Patriotismus in den Schulen durch Lehre und Beyspiel angepriesen werde: Dann werden jene so wohlthätige Flüchtlinge schon wider zu uns zurükkehren. Im 11. §. wird dennoch auf verschiedene Hauptveränderungen mit Recht gedrungen. Nur hätten wir gewünscht, daß der V. sich weniger allgemein ausgedrükt hätte. Im 12. §. wird mit Recht behauptet, daß der Geist der Formalitäten, der Vorstellung und der unnöthigen Künsteley in demselben Maasse, als er anwächst, die Bürger den Mitbürgern schädlicher und unbrauchbarer mache, und daß Aufrichtigkeit und Einfalt im Charakter die halbe Tugend sey. Wahr ist es auch leider, daß Promoviren, Examiniren u. d. gl. Formalitäten sind, zu denen fast allenthalben nun Geld erfordert wird. Aber darum sähen wir dergleichen Formalitäten nicht gerne gänzlich abgeschaft. Es müssen gewisse Prüfungen seyn; man sollte nur sich bemühen, dahin zu sorgen, daß dergleichen Handlungen nicht bloß Spiele und Formalitäten seyn könnten, und man sollte den Tand und das Unnütze nur von dem Wesentlichen und Guten unterscheiden und trennen. Der Verf. erkennt dieß auch S. 61. selbst. Im 19. §. beweist der Verf. daß der Staat die Anzahl der Studirenden und Gelehrten bestimmen müsse. Es wäre freylich höchst nöthig, daß es den Eltern nicht frey stünde, ihre Kinder studiren zu lassen, wofern diese nicht vorzüglich tüchtig dazu gefunden würden. Auch ist es nach ihm anzurathen, daß ordentlicher Weise nur Begüterte dazu zugelassen werden. Für Genies der ersten Größe und solche, welche die Natur besonders durch Fähigkeiten und einen zum Besten der Menschen wirksamen Geist im gelehrten Fach ausgezeichnet hat, ist immer eine Ausnahme zu machen.

Wenn

Wenn der Verf. im folgenden §. glaubt, es könnten Haus- und Privatschulen nicht ohne Gewissenszwang untersagt werden: so können wir seiner Meynung nicht seyn. Daß in öffentlichen Schulen der Religion und der Tugend zuwider nichts gelehret werde, dafür ist zu sorgen. Und dann wird kein Gewissenszwang ausgeübt, wenn der Staat das Erziehungswesen aufs weiseste einrichtet und darin Gesetze giebt. Daß der Unterricht in guten öffentlichen Schulen übrigens dem Privatunterrichte vorzuziehen sey, davon könnte zu dem, was Herr Herold davon geschrieben hat, noch mancher neuer Beweis hinzugefügt werden. Der Verf. will jedoch, daß der Privatunterricht gewissen öffentlichen Untersuchungen und Einrichtungen unterworfen seye, und es wäre zum Besten der Jugend schon viel gewonnen, wenn in der Hinsicht nur weise Verfügungen gemacht würden. Folgendes im 21. §. ist, vielleicht durch ein Versehen im Schreiben oder Drucken unverständlich: „Eine Nation müßte so gebessert seyn, als sie fast niemals wird, wenn niedrige und hohe Staatsschulen, das ist, solche, die vom Staat unterhalten werden und unter ganz besonderer Aufsicht desselben stehen, unentbehrlich seyn sollten.„ §. 22. enthält die Erinnerung, daß öffentliche Schulen auch andern Religionsverwandten offen stehen sollen; daß es diesen erlaubt seyn müßte, aus den Stunden wegzubleiben, worin die Religionswahrheiten der herrschenden Kirche vorgetragen werden, und daß es keinem Lehrer zu verstatten sey, in andern Lehrstunden zum Nachtheil irgend einer Religionsparthey etwas vorzubringen. Ferner wird verlanget, daß die Lehre von einem richtenden Vergelter unsterblicher Seelen in allem eingeschärft, und daß die bürgerliche Tugend möglichst befördert werde. Im 23. und 24. §., welche die lezten des ersten Abschnitts

sind, wird noch viel gutes mit einem recht patriotischen Eifer gesagt.

Im zweyten Abschnitt wirft der Verf. §. 28. die Frage auf: ob Universitäten und Gymnasien an den Hauptorten der Ueppigkeit seyn sollten? Er läßt diese Frage fast unbeantwortet; wiewohl er hinlänglich zu verstehen giebt, daß er solche Oerter nicht dazu anrathe. Am Ende der Schrift sagt er ausdrüklich, daß sie etwa eine Meile von der Hauptstadt in der Nähe eines landesherrschaftlichen Lustschlosses anzulegen wären. Es hätte hierüber billig mehrers gesagt werden sollen. Die wollüstige und üppige Lebensart, welche in den Hauptstädten herrschet, muß durchaus einen höchst schädlichen und verderblichen Einfluß auf die Sitten der studirenden Jugend haben und den Fleiß im Studieren mindern. Hiezu kommt noch der wichtige Umstand, daß in solchen Oertern wegen der daselbst vorfallenden mancherley Feyerlichkeiten von einem Jahr oft kaum die Hälfte der Zeit zu Vorlesungen genuzt wird. Im 32. §. will der Verf. daß es zwo Hauptarten der Schulen gebe, die eine für die, welche nicht studiren, die andre für die, welche sich den Studien widmen. Die erste Hauptgattung theilt er wieder in zwo Klassen. Die Schüler dieser Art sollen theils große, theils kleine Schüler seyn. Die erstern sollen von Kindern geringer, und die andern von Kindern vornehmer Eltern besucht werden. Er räth diesen Unterschied an, wegen der unterschiedenen Sitten und wegen des frühern Unterrichts, dessen Kinder von angesehenen Eltern geniessen und wegen des daher erfolgenden geschwindern Fortgangs im Lernen. An großen Oertern kann eine solche Einrichtung und Eintheilung der Schulen nur Statt finden: und wir zweifeln sehr, ob daselbst diese Einrichtung von guten Folgen wäre. Eltern, welche sich über den eigentlichen

chen Pöbel erheben, haben freylich, wenn sich auch kein Stolz ins Spiel mischt, Ursache ihre Kinder aus einer Schule, wo ein Haufen von schlechterzogenen Knaben ist, zurük zu halten. Die Sitten guter Kinder werden leicht darunter verdorben und pöbelhafter; allein dieß könnte verhütet werden, wenn dieser ganze Haufen stets unter der Aufsicht des Lehrers sich versammlete und während der Schulzeit sich befände und wenn bey Endigung der Schule der Jugend es unmöglich gemacht würde, sich unterwegens aufzuhalten und Böses zu thun. Für diese beyden Dinge sollte bey jeder Schule ganz vorzüglich gesorgt werden. Und geschieht dieß: so ist eine solche Eintheilung der Schüler in geringere und vornehmere nicht nöthig. Denn gut erzogenene Kinder lernen so nicht böse Sitten; der schlecht erzogenen Sitten werden aber verbessert. Ueberdas ist vornehm und wohl erzogen, und gering und schlecht erzogen etwas, das seltner zusammen trifft, als man denket. Denn wenn von dem Guten und Bösen hier die Rede ist: so gehört mehr das wesentlich Tugendhafte, als der äusserliche Anstand dazu. Jene Eintheilung hätte überdas die Folge, daß zween anstatt eines Lehrers erfodert würden; daß die Vornehmern veranlaßt würden Geringere zu verachten, bloß weil sie geringern Standes wären, und daß gute Aufführung, Fleiß und Geschiklichkeiten nicht mehr bloß das Maaß der Achtung, welches den Schülern zu erweisen wäre, in öffentlichen Schulen bestimmen würden. Unter die Vorzüge, welche öffentliche Schulen vor Privat- und Hausschulen haben, ist dieß vorzüglich mit zu rechnen, daß Kinder vornehmern Standes, das wahre Verdienst eines Menschen, in welchem Stande es sich findet, darin schätzen und ehren lernen. Dem Geringsten bestimmt seine Geschiklichkeit daselbst den Rang, und der von einem Geringen übertroffene

Vornehme lernt es, bescheiden von sich zu denken. Die Erfahrung lehrt es auch, daß angesehene und hohe Personen, welche einen öffentlichen Unterricht empfangen haben, überhaupt mehr Bescheidenheit, Menschenliebe und Herablassung gegen Geringere haben. Endlich ist mit der Vereinigung der Kinder allerley Standes der Vortheil verknüpft, daß die besten unter den niedrigen Kindern so eher bemerkt und zu mehrern Kenntnissen geführet worden. Diese Betrachtungen stimmen so sehr mit der den Menschen und nicht den Stand ehrenden Gesinnung des Verf. überein, daß wir versichert sind, er werde die vorgeschlagene Eintheilung nach näherer Prüfung nicht mehr billigen. Nun in dem Fall haben wir gegen eine solche Eintheilung nichts, wenn die großen Schulen, wie der Verf. die gemeinen deutschen nennt, gänzlich von der öffentlichen Schule, welche von Studierenden besucht werden, nicht nur der Klasse, sondern auch der Lage nach abgesondert würden. Die gemeinen Leute würden nach diesen gemeinen deutschen Schulen ihre Kinder alsdann von selbst schicken, die vorhingedachten unangenehmen Folgen fielen alsdann größtentheils weg und ein Kind sehr guter Hoffnung könnte auch immer in die Schule kommen, wohin der Verfasser angesehener Leute Kinder hinverweiset. Diese Einrichtung findet sich auch an vielen etwas großen Oertern. §. 33. redet der Verfasser von Schulen für Studierende, und theilt sie ein in Gymnasien und Akademien. Unter Gymnasien versteht er nichts anders, als was wir sonst wohleingerichtete und mit gehörigen Klassen versehene lateinische, oder, wie sie besser zu nennen wären, gelehrte Schulen nennen. In diesem Verstande sind Gymnasien allerdings nöthig, haben dann aber vor jeder lateinischen Schule, nicht so wohl im wesentlichen des Unterrichts, als vielmehr in der vortheil-

haftern

haftern Vertheilung der Arbeiten und in dem Titel etwas voraus. Versteht man aber unter Gymnasien, solche Schulen, wo kaum an die Sprachen gedacht wird, und wo man Wissenschaften, wie auf Universitäten, lehrt: so sind die Gymnasien nicht allein unnüz, sondern auch höchst schädlich. Sollten solche akademische Gymnasien gehörig genuzt werden: so müßten junge Leute nicht eher Gymnasiasten werden, als bis sie Studenten seyn können. Und in diesem Fall ist die Universität vor dem Gymnasium zu wählen, und das Gymnasium ist also etwas überflüßiges. Allein man steht in dem Wahn, daß ein junger Mensch eher die Schule verlassen könne, als sonst, wenn er nur ein Gymnasium besucht: und dieß ist in vieler Hinsicht schädlich. Der Gymnasiast glaubt über die Erlernung der Sprachen hinweg zu seyn, und der Professor beschäftigt sich auch nicht gerne damit. Die eigentlichen Schulstudien sind und werden also nicht geendigt. Zu den Wissenschaften ist der Verstand noch nicht reif genug, nur die Jahre der Freyheit, welche so wenige Studenten gut nuzen, kommen viel zu früh. In dem Fall könnten sie, als eine mittlere Gattung von Schulen, nüzlich seyn, wenn Sprachen und Wissenschaften in unzertrennlicher Verbindung gelehret würden, wenn niemand ein Gymnasiast werden könnte, der nicht in den vor andern zu lernenden Sprachen Schriftsteller mit Leichtigkeit zu lesen im Stande wäre, und wenn die an einem Gymnasium stehende Professoren den Sprachkenntnissen der ihnen zugeführten Schüler gleichsam den höchsten Grad der Vollkommenheit geben könnten. Hiezu ist inzwischen dennoch nicht eine solche mittlere Schulgattung erforderlich. In einer jeden wohleingerichteten und mit sechs oder sieben Lehrern besezten Schule läßt sich der lezte Endzwek eben so

gut erreichen, und man gewinnt noch dieß dabey, daß zu dem bey einem Gymnasiasten sich einstellenden schädlichen Dünkel und zu der von ihm gesuchten grössern Freyheit dann kein Anlaß gegeben wird. §. 35. sagt der V. daß der Anfang eines Seminariums zu Schullehrern nicht Statt hätte, wofern nicht die ersten Theile einer Schulbibliothek von auf einander folgenden Lehrbüchern existirten. Wir wünschen herzlich, daß einsichtsvolle und der Sachen kundige Männer es zu ihrem Geschäfte machen, eine Folge von solchen Lehrbüchern, die der Verf. etwas uneigentlich eine Schulbibliothek nennet, zu liefern. Man würde durch solche Meisterstücke — denn Meisterstücke müssen es seyn — den Schulen einen großen Schaz verschaffen. Allein fehlt es uns denn so ganz und gar an guten Schulbüchern, daß man, wenn bessere, womit ohnehin langsam zu eilen wäre, nicht bald zum Vorschein kämen, deswegen nicht vorläufig mit Verbesserung der Schulen den Anfang machen könnte? Im 36. §. sind viele nur gar zu gegründete Klagen über den itzigen Zustand vieler Gymnasien, und besonders akademischer Gymnasien enthalten. §. 37. geht der Verf. gar zu leicht über die Nothwendigkeit hin, daß der Staat zum Besten der Schulen Aufwand machen müsse. Fast allenthalben fehlen Schulcapitalien oder den Schulen zugehörige Ländereyen, und die Schuleinkünfte in einem Lande, wenn man gar wenige ausnimmt, machen im Ganzen ungemein wenig aus. Der Verf. hat aber Recht, daß in unsern Zeiten nicht an Millionen zur Versorgung der Schulen zu gedenken ist. Die Schulen würden schon große Summen bekommen, wenn das, was zu schädlichen und elenden Vergnügungen verwandt wird, ihnen zu Theil würde. Unter dem, was §. 42. u. f. von Erlernung der Sprachen vorkommt, finden sich

viele

viele schöne Erinnerungen. Wider die Methode durch Reden die Sprachen beyzubringen, haben wir aber vieles zu erinnern. Selbst unter denen, welche in einer fremden Sprache sehr rein schreiben, gelangen ungemein Wenige zu der Geschiklichkeit, daß sie sie fertig und rein reden. Und das müßten die Schullehrer durchaus können. Sollte man so die Sprachen beybringen: so müßte man nur mit einigen Schülern sich zu beschäftigen haben. Für einen großen Haufen würde die Uebung im Reden wenig ausrichten. Eine Sprache wird ferner durch Reden nicht leicht richtig gelernt. Der Lernende bekömmt vielmehr dunkle Vorstellungen, als deutliche Begriffe. Die Erfahrung lehrt es, daß Personen, welche eine Sprache durch Redeübungen lernen, selten ein Buch mit Verstand zu lesen im Stande sind. Auch würde das Gefühl von dem Eigenthümlichen, das jede Sprache hat, so verlohren gehen, und es würde eine Verderbung nicht nur fremder sondern auch der Muttersprache erfolgen. Man bemerkt dieses an denen, — auch Gelehrte nicht ausgenommen — welche eine Sprache bloß durch Uebungen im Reden lernen. Es ist durchaus nöthig, daß bey gründlicher Erlernung der Sprachen immer Anmerkungen gemacht werden, welche die Sprachlehre und die eigenthümlichen Redensarten und Wendungen betreffen. Endlich muß man beym Unterricht auch deswegen die Landessprache gebrauchen, weil sonst diejenigen Erinnerungen, welche auf die Bildung des Herzens abzielen, größtentheils verlohren gehen. Der Schüler wird sich nicht leicht Mühe geben Ermahnungen in einer fremden Sprache zu verstehen; und kann er sie auch verstehen: so wird seine Aufmerksamkeit zwischen der Bemühung das, was die Sprache betrift, zu verstehen und zwischen derjenigen, den Sinn des Lehrers ganz zu fassen,

sen,

sen, getheilt. Und thäte der Schüler in beyder Hinsicht auch, was er könnte, so werden diejenigen, welche auf dergleichen Dinge aufmerksam gewesen sind, bemerkt haben, daß einer, der auch eine fremde Sprache mit recht vieler Fertigkeit spricht, dennoch fast nie mit einer gehörigen Eindringlichkeit redet. Es wäre indessen zu wünschen, daß an einer ansehnlichen Schule ein Schullehrer diese und ein andrer jene fremde Sprache mit einem grossen Grade der Fertigkeit redete. Für diejenigen Schüler, welche es schon weit in diesen Sprachen gebracht hätten, könnte eine Conversationsstunde von gar grossem Nutzen seyn. Der 45. §. enthält sehr viel gutes von der moralischen Erziehung. Der Verf. will, daß ein gewisser Schullehrer, welchen er einen Edukator nennt, sich zwischen und ausser den Stunden des eigentlichen Unterrichts in der Hinsicht praktisch mit der Jugend beschäftige. Eine solche Person, wozu aber ein bey der Jugend sehr in Achtung stehender weiser Mann nur genommen werden müßte, könnte freylich ungemein viel Gutes ausrichten. §. 46. und 47. giebt der Verf. einen Plan an zur Einrichtung einer Schule und Erinnerungen in Absicht auf die Methode. Auch hier kommen mancherley Winke vor, die von denen erwogen zu werden verdienen, in deren Vermögen es steht etwas zur Verbesserung der Schulen beyzutragen. Er will fünf Lehrer von gleichem Ansehen, unter denen das Rektorat jährlich abwechselte, bey einer guten Schule bestellt haben. Diese sollen der Edukator, der elementarische, der moralische, der physikalische und der historische Lehrer seyn. Von den beyden ersten will er, daß sie die Landessprache, von dem dritten, daß er französisch, und von den beyden lezten, daß sie lateinisch reden. Aus dem vorhergehenden erhellet schon, warum wir nicht wünschen, daß man

sich

sich beym Unterricht fremder Sprache bedienen. Für wenige Schüler wäre wohl eine Ausnahme zu machen; allein derentwegen kann nicht die weit größere Menge anderer beym Unterricht vernachläßiget werden. Ferner will er, daß alles Schulgeld in eine Schulkasse falle; daß in gewissen examinatorischen Tagen sich wechselsweise Gelehrte gegenwärtig befinden; daß dem Schullehrer der Weg zu Magistraturen und andern Aemtern offen stehe; daß beym Abschied jedes Schülers ein Urtheil aller Lehrer protokollirt werde, und daß es nun dem hohen Schulcollegium frey stehen solle, einen Extrakt daraus zu verlangen. Mit den im 48. §. enthaltenen Vorschlägen, von der Einrichtung der Gymnasien, können wir nicht übereinstimmen. Es wird darin zu viele Zeit zur Untersuchung dessen, was die Jugend gelesen und excerpirt hat, bestimmt. Ist die Anzahl der Gymnasiasten nur ein wenig stark: so ist überdas die ganze Sache nicht wohl ins Werk zu setzen. Indem der Lehrer sich mit einem beschäfftigte: so wären die andern müssig, weil ihnen theils die Sache, davon gesprochen wird, unbekannt, theils nicht angenehm und wichtig genug wäre, um ihre Aufmerksamkeit zu unterhalten. Auf solche Art müßte sich Unordnung, wo nicht noch etwas ärgers, dabey einschleichen. Wir leugnen hiemit aber gar nicht, daß man sich genau nach dem zu erkundigen habe, was die jungen Studirenden lesen. Es könnte sehr bequem eine Conversationsstunde dazu angewandt werden. Das Diktiren, welches nur ein gemächlicher Lehrer kann eingeführt haben, ist schlechterdings ein unnützer Zeitverderb und sollte weder in Schulen noch auf Universitäten Statt finden. Wir wünschten also, daß der Verf. selbiges nicht zur Abwechselung gebilligt, viel weniger empfohlen hätte. Nur in dem Fall verwerfen wir es nicht, wenn es in

den untern Klassen zur Uebung im Schreiben und in der Rechtschreibung gebraucht wird.

Gegen das Ende des zweyten Abschnitts erfolgen mancherley sehr gute Betrachtungen über die Verbesserung der Landesgesetze, des Theaters, des Bücherwesens und dergleichen. Darauf folgt im lezten Abschnitt eine Beschreibung des schon gedachten Elementarbuchs, wodurch die Jugend zu den ersten Kenntnissen angeführt werden könne, und worin deswegen sowohl auf das Vergnügen, als den Unterricht soll gesehen werden. Weil ein solches Werk wegen der vielen dazu nöthigen Kupfer aber ziemlich große Kosten erfodert: so wünschet der Verf. daß das Publikum ihm dazu, vermittelst eines Vorschusses, behülflich sey. In dem Schreiben, dessen der Verf. am Ende erwähnt, und welches der Recensent gelesen hat, ist aber eine so große Summe zu jenem Vorschuß angegeben, daß wir sehr zweifeln, ob der Verf. seine Hofnung erfüllet sehen werde. Er verlangt zwar nur, daß sehr bemittelte Personen jene Summe, welche in 6. Louisd'or besteht, vorschiessen; allein unter den Reichen ist die Anzahl solcher, welche mit einer Wärme des Herzens sich zum Besten anderer großmüthig wohlthätig bezeigen, gar zu klein, als daß man sich auf deren Beystand verlassen dörfte. Er hätte seine Absicht sicherer erreicht, wenn er nur ein Mäßiges verlangt hätte. Die alsdann zur Schaffung des erforderlichen Geldes größere Anzahl hätte sich weit eher gefunden. Wir wünschen indessen aus Liebe für die Jugend innigst, daß ein solches mit vieler Vorsicht einzurichtende Elementarbuch auf die eine oder die andre Art zu Stande komme.

Ueberhaupt müssen wir noch sagen, daß der V. eine große Fruchtbarkeit des Geistes zeigt; daß er mit vielem Scharfsinn und einem starken Blik in die

Sachen

Sachen eindringt, und daß er mit einem verehrungswürdigen patriotischen Eifer und mit einer daher fliessenden recht eindringenden Beredsamkeit seine Gedanken vorträgt. Dagegen glauben wir aber auch bemerkt zu haben, daß die mit einer fast ungestümen Schnelligkeit von einem Gegenstande zum andernforteilenden wirksamen Kräfte seines Geistes ihn verhindern, seine Gedanken und Vorstellungen hinlänglich lange zu prüfen, die seinen Vorschlägen und Meynungen ungünstigen Umstände sorgfältig aufzusuchen, und alles genau gegen einander zu halten, um zu sehen, ob es ein festes und ordentlich zusammengeseztes Gebäude ausmache. Aus diesem Grunde sind auch hin und wieder lange, übel gewendete und dunkle Perioden eingeschlichen. Folgende S. 94. befindliche Stelle mag hievon nur zum Beweise dienen. „Wenn solche vorhergesehene Verläumdung keine Wahrheit zum Grunde hat: so kann von dieser Art schwerlich mehr Realität des Geistes und Selbstverläugnung im Willen erdacht werden, als daß ein Mann, der, wenn er nicht mit Unkosten wirken will, mehr für gelehrte Muße, als für itzige Amtsgeschäfte von seinem Könige versorgt ist, vors erste der offenbarsten Gefahr einer so sehr stechenden Verläumdung, aus Liebe zur Gemeinnützigkeit entgegen eilet.„ Der Verf. scheint von den aus seiner mit Flüchtigkeit fortdenkenden Seele entspringenden Fehlern selbst eine Ahndung gehabt zu haben, wenn er S. 158. fürchtet, daß sein Werk noch nicht die gehörige Reife erlanget habe. In der That, diese Schrift des Verfassers, so wie seine übrigen — wir wollen nicht länger Bedenken tragen, zu sagen, daß der Hr. Prof. Basedow der Verfasser ist, da er am Ende dieses Werkchens sich selbst verräth — ist nicht sowohl, wie ein dauerhaftes und vorsichtig zusammengeordnetes System,

als vielmehr als eine vortrefliche Sammlung von Materialien, welche ein weiser Baumeister aufs beste nutzen kann, zu empfehlen. Und durch Lieferung derselben, seine Feinde mögen so hart urtheilen, wie sie wollen, hat er ein großes Verdienst um die Welt. Wenn er S. 158. fragt, ob sein gegenwärtiges Werk so, als es erscheint, ein nicht wunschwürdiges Buch sey: so mag er daher kühnlich erwarten, daß unpartheyische und billige Richter darauf zu seinem Vortheil antworten werden.

D.

VII.

Versuche aus der Literatur und Moral. Erstes, zweytes und drittes Stük. Leipzig 1767. 68. bey Breitkopf. 552 Seiten in groß 8. Der Verfasser ist, nach der Unterschrift der Vorrede, Herr C. A. Clodius.

Der kritische Fleiß, den die Gelehrten des vorigen und des halben itzigen Jahrhunderts auf die Auslegung der alten römischen und griechischen Schriftsteller gewandt haben, ihre Bemühungen, sie nach der ächten Lesart berichtigt in saubern Abdrücken der Welt vor Augen zu legen, und ihre schwerern Stellen, Anspielungen und Ausdrücke durch Anmerkungen voll tiefer Gelehrsamkeit zu erläutern, dieser Fleiß und diese Bemühungen sind glüklicherweise Vorbereitungen und Hülfsmittel zu derjenigen Methode, die alten Schriftsteller zu lesen und zu nutzen, geworden, welche sich in unsern Zeiten immer weiter ausbreitet. Man fängt in Deutschland izt immer mehr an, die Nothwendigkeit und Schäzbarkeit der

der alten Literatur zur Bildung eines feinen und richtigen Geschmaks einzusehen, und die Lesung der Dichter, Redner und Geschichtschreiber des Alterthums nicht bloß den Sprachgelehrten zu überlassen, sondern sich an dieselbe auch denn zu wagen, wenn man für seine Empfindung und zu seinem Vergnügen lesen will. Eine sichere Kenntniß der alten Sprachen bleibt dabey freylich noch immer nothwendig; sie wird uns aber izt durch die gedachten Hülfsmittel, die uns vorgearbeitet haben, ungleich leichter; sie ist weniger ängstlich, weniger begränzt, und wird sogleich praktisch, sogleich eben so fruchtbar für unser Herz, als für den Verstand.

Hr. Clodius hat nicht nur für sich das Glük, eine solche Kenntniß zu besitzen, sondern auch das Verdienst um seine Landesleute, ihnen mit derselben in diesen Versuchen auf die beste Art an die Hand zu gehen. Das Gefühl und der Ernst, mit dem er von dem Werthe der alten Schriftsteller redet, der Fleiß, mit dem er die einzelnen Schönheiten eines jeden auseinander sezt, die Billigkeit, mit welcher er auch die Fehler des einen und andern nicht verschweigt, dies alles muß selbst diejenigen von seinen Lesern, welche noch Vorurtheile wider die Alten haben, oder doch mit ihnen nicht vertraut genug sind, überzeugen, und zu ihrer Lesung aufmuntern. Ueberhaupt behält also sein Werk für unser Vaterland ohne Zweifel einen nicht geringen Werth; wir wollen es izt Theilweise durchgehen.

Alle diese drey Stücke enthalten eine Abhandlung welche der Verf. einen Versuch über die Sitten in den Werken der griechischen Dichter nennt, nebst einigen Anmerkungen über ihren Geschmak und ihre Erfindung. Diese Aufschrift verspricht viel weniger, als in der Abhandlung selbst, wie wir in der Folge

zeigen werden, geleistet ist. Freylich ein gewöhnliches Verdienst unsrer Schriftsteller. Indeß wünschten wir doch, daß Hr. C. es näher bestimmt hätte, was er eigentlich unter den Sitten in den Werken der griechischen Dichter verstehe. Soll das ihr persönlicher moralischer Charakter, oder der moralische Charakter in ihren Schriften, oder die Beobachtung des Sittlichen, des sogenannten Costume in diesen Werken seyn? Es ist wahr, der Verf. handelt von dem allen, so wie von vielen andern Dingen; aber er hatte doch wohl bey der Wahl dieser Aufschrift etwas von diesen dreyen vorzüglich in Gedanken; und das hätte er, unsrer Meynung nach, bestimmen müssen. Vielleicht hat er gut daran gethan, daß er es nicht bestimmt hat; sonst träfe ihn der Vorwurf noch mehr, daß er seinem Thema gar nicht getreu ist. Er entschuldigt sich zwar S. 62. damit, daß er sich nicht vorgenommen hat, für die Schule zu schreiben; allein es giebt auch ausser der Schule, ausser den Hörsälen und Kathedern Leute, die es gern sehen, daß man nicht von seiner Proposition abweiche, wenn man sich einmal selbst eine solche gemacht hat. Doch genug davon; im Grunde sind wir ganz zufrieden damit, daß Hr. C. sich weiter als über die Sitten der griechischen Dichter, auch über ihre Schreibart, ihre Sentiments, ihre Charaktere und poetischen Schönheiten verbreitet hat.

Die Fragmente der alten griechischen Dichter sind freylich auch für die feinere Kritik und den Geschmak noch unterrichtend. „Der aufmerksame Kunstrichter „geht durch die Ueberbleibsel der Dichter vor dem Homer, und schließt mit einiger Wahrscheinlichkeit aus „den Theilen auf das Ganze, auf das Genie und den „Geschmak dieser Zeiten.„ Orpheus ist der erste, dessen Hr. C. gedenkt. Sein Gedicht von den Argo-

wissen: kann man ihn endlich zu den Epischen rechnen, ob er aber, wie der Verf. glaubt, die Epische Form habe, daran zweifeln wir. Beydes, die Sittenlosigkeit in den Gedichten des Orpheus, und sein moralischer Charakter, den Ovid verdächtig macht, wird von dem Verf. gerettet. — Musäus ist, wie Hr. Clodius anmerkt, wohl nicht der Verf. des Gedichts, Leander und Hero; der Geschmak seiner Zeiten war für ein solches Gedicht noch zu einfach und ungekünstelt, ob es gleich sehr viel Schönheiten der Natur hat, die hier auseinander gesetzt werden. Der Verf. kömmt auf den Homer; wir übergehen die gar zu prächtigen Alexandriner zum Lobe dieses Dichters (S. 95.) und verzeihen sie leicht dem Enthusiasmus eines Mannes, der so empfindet, wie Hr. C. Unschuld der Sitten und die Empfehlung einer gesetzten, männlichen und edeln Denkungsart sind es vorzüglich, was der Verf. am Homer rühmt; dabey giebt er aber doch zu, daß dieser Dichter verschiedne Gemählde zu frey entworfen, und verschiedne ärgerliche Erzählungen aus der Götterlehre in seine Epopeen gemischt habe." Aber freylich waren sie damals weniger frey und ärgerlich. „In den Liedern des Tyrtäus „herrscht der Geist der Ilia„de, zusammengedrängt in wenig heroische Lieder, „aber entblößt von den lachenden Zügen, die der zärt„liche Homer bisweilen einstreut.„

Von dem Alkmann hätte der Verf. immer vorübergehen sollen; er sagt nichts erhebliches von ihm, und konnte es auch nicht. Denn was hilft uns das Urtheil: „Wie sich Empedokles zu dem Epikur und „Lukrez verhält, so verhält sich Alkmann zu dem Epi„kur der Dichter, Anakreon.„ Wir setzen, mit des Verf. eignen Worten hinzu: „Wer will aus den we„nigen Ueberbleibseln auf seine Schriften zurük schlies„sen?„ Auch das, was vom Stesichorus und Alcäus

gesagt

gesagt wird, dünkt uns ziemlich unbeträchtlich zu seyn, obgleich bey dem letztern auch einige Gelehrsamkeit angebracht ist; das Nachnehmen hätte doch weggelassen oder eingerückt werden können. Vom Archilochus haben wir gleichfalls noch zu wenig, um von seinem Charakter und seiner poetischen Güte anders, als nach dem Zeugnisse der Alten, zu urtheilen. Den Charakter der Sappho bestimmt der Verf. aus ihren Fragmenten sehr glücklich; und noch mehr gefällt uns die Wendung die er genommen hat, den Anakreon zu charakterisiren, in einem Zustande, welches verschiedene Scenen, wie der Poet schildert, in Eine Handlung und in Einen Gesichtspunkt einschränkt. Am Ende macht Hr. C. die Anmerkung, daß die Griechen, so schlüpfrig sie auch oft in ihren Gedichten sind, sich doch niemals die Zügellosigkeit der römischen Werke erlauben. Die Bemerkungen über den Pindar haben viele Feinheit und Richtigkeit. Simonides beschließt die Reihe der lyrischen Dichter. Aus seinen wenigen Ueberbleibseln bemerke man, daß er ein Mann von Genie war, und Weltkenntniß haben mußte. Der Verf. führt eine Stelle von ihm an, welche Stobäus aufbehalten hat, worin er das weibliche Geschlecht mit sehr satyrischen Zügen schildert.

Bey Gelegenheit des Aeschylus berührt der Verf. die Frage, ob die dramatischen Dichter der Alten die Sitten, und besonders die Unschuld beleidigt haben, und wer unter ihnen der edelste ist? Sie zu beantworten geht er das Gebiete der alten dramatischen Dichtkunst durch. Beym Aeschylus muß man den Prometheus nicht zu strenge beurtheilen; seine Thebaide ist desto schöner, ob sie gleich Fehler des Ausdrucks und des Dialogs hat; die Stelle, deren der Verf. gedenkt, ist wohl eine der schönsten. Eben so empfehlungswürdig sind die Perser, die Choephoren,

der

der Tod des Agamemnons, die Eumeniden u. s. f. besonders die Danaiden. Hr. C. schließt diesen Artickel mit einer Bemerkung über das Verdienst der alten tragischen Dichter, daß sie nicht allemal die Liebe zur Triebfeder ihrer Stücke gemacht, und doch interessante Situationen, rührende Scenen genug erfunden haben, um in den Seelen der Zuschauer die Empfindungen des Schreckens und Mitleids auf das stärkste zu erregen.

Der Artickel über den Sophokles ist wohl der schönste dieses Abschnitts. „Es ist möglich, eine stär-„kere und feyerlichere Sprache anzunehmen, blenden-„dere Gedanken einzustreuen, durch den Contrast die „Charaktere mehr abstechen zu lassen; aber mit so viel „Simplicität, mit dem eignen Ausdrucke, in einem „Dialog, der oft wie die Elegie sorglos gegen den „Schmuck zu seyn scheint, bloß durch die Hoheit der „Gedanken und die Anlage des Stüks in einer natür-„lichen und doch überraschenden Entwickelung zu ver-„binden, dies ist dem Sophokles eigen.„ Die Schönheiten und der Plan einiger seiner besten Trauerspiele werden von dem Verf. sehr geschikt auseinander gesezt.

Dem Theater des Euripides will Hr. C. eine eigne Abhandlung widmen, und seinen Charakter aus seinen Stücken fest setzen. Schon das, was er hier mit so vielem Geschmacke über ihn sagt, verspricht uns sehr viel, wenn er dies Versprechen erfüllen wird.

Von dem Trauerspiele kömmt der Verf. auf das satyrische Drama der Griechen, dessen wesentlicher Charakter auf dem Kontraste des komischen und ernsthaften beruhe. Der Cyklops des Euripides läßt sich nicht von dem Vorwurfe eines ausgelassenen Muthwillens frey sprechen. „Ich räume es dem Euripides „ein, sagt Hr. C. daß ein taumelnder Centaur [illegible]

„Neuigkeiten sagen kann; aber ich mag diese Moral nicht hören. Ich erkenne in den Harpyen des Aias die Allegorie; aber ich erkaufe die verborgnen Lehren zu theuer, wenn ich sie durch einen Eckel von Dinge.„

Der zweyte Versuch beschäftigt sich ganz mit dem Aristophanes; und man ist dem Verf. Dank dafür schuldig, daß er den Werth und die rühmlichen Eigenschaften dieses komischen Dichters mit solchem Fleiße aus einander gesezt hat. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen leichtfertigen Spötter, und nicht eben als einen Mann von großem Genie. „Als „Genie betrachtet, sagt Hr. C., setze ich ihn beynahe „dem Homer an die Seite. — Wenigstens behaup„te ich, daß Aristophanes mit eben dem Geiste, in„dem er die ganze Staatsverfassung von Athen und „die Verhältnisse von Lacedämon in kühne Allegorien „verwebte — — und ein Bildes und Gemisch die „Griechen wandte, eine Epopee entwerfen konnte, wenn „er seinen Talenten eine andre Richtung gegeben hätte. „Von der Seite seines Herzens, der Sitten und des „Wohlstandes kann man ihn unmöglich anders, als „mit einer Art von Unwillen lesen.„

Die Ritter sind das erste Lustspiel des Aristophanes, welches Hr. C. mit genauer Sorgfalt prüft. Sein Auszug liefert uns den Plan und die besten Stellen daraus, und seine Kritik die feinsten Bemerkungen darüber. „Wenn alle Originalstücke des Aristopha„nes durch einen Zufall vertilgt wären, so würde man „aus diesem allein seinen Charakter und sein Verhält„niß mit dem Attischen Volke bestimmen können.„

Von den Acharnensern wird gleichfalls der Plan mit den dazu gehörigen Anekdoten auseinander gesetzt. Es wird die Scene eingedrückt, worinn der Dichter den Euripides zum Gelächter ausstellt.

Die

Die Weisheit und der Friede, sind so wie die vorigen, politische Schauspiele, die ihre Rüksicht auf die damalige Staatsverfassung haben. Die Vögel wurden eine Gelegenheit für den Aristophanes, auch den Aeschylus lächerlich zu machen, ob gleich auch diese Comödie die Umstände des Staats betrift. „Es „bleibt allemal wahr, daß der Dichter darin mit allen „verwegenen Zügen ein Genie gezeigt hat, das die „Erwartung übertrift, und fähig ist, die wahre Ge„schichte in eine allegorische Form zu verhüllen.„ — Lysistrata ist ein Stük, worin viel Erfindung, Wiz und satyrische Laune, aber auch eben so viel Bosheit und freche Unverschämtheit herrscht. Hier bricht der Verf. seinen zweyten Versuch ab, und schließt mit einigen Anmerkungen über Plutarchs Urtheil vom Aristophanes.

Auch der dritte Versuch betrift ganz den Aristophanes, und fängt mit einer Kritik über die Wolken desselben an. Man kennt dies Stük als die muthwilligste Satire auf den weisen Sokrates. „Aristo„phanes bereitet darin den ersten Tropfen des Gifts, „der viele Jahre darauf den liebenswürdigsten Grie„chen todt und unsterblich machte.„ Wir überlassen es dem Leser, den Auszug der Fabel und der besten Scenen bey dem Verf. selbst nachzusehen, und versprechen ihm im voraus hinlängliche Befriedigung seiner Wißbegierde und seines Geschmaks. Viele Bemerkungen über dies Stük, welche der Verf. einstreut, haben vor ihm die Ausleger schon gemacht; es finden sich indeß einige, die ihm eigen, und nicht weniger scharfsinnig sind. Man sehe z. B. die Anmerkung zu S. 427. Ueber das ganze Stük fällt Hr. C. folgendes Urtheil: „Die unpartheyische Nachwelt er„staunt über die Kühnheit des komischen Witzes, be„wundert das Genie des Verfassers, die Wendungen,

„die neue und unerwartete Erfindung wohl verabscheut „das Herz eines Frevlers, der so viele glückliche Fä„higkeiten mißbrauchte, einen der ehrwürdigsten Grie„chen verdächtig zu machen, und ins Unglük zu stür„zen.„ — Es ist endlich noch eine Prüfung über die Meynung des Aelian von diesem Stücke, und etwas von den sokratischen Göttern hengefügt.

In den Fröschen war es hauptsächlich des Aristophanes Absicht, die drey großen tragischen Dichter der Griechen, den Aeschylus, Sophokles und Euripides der Verspottung auszustellen. In Ansehung des Inhalts verweisen wir unsern Leser wieder auf den Auszug, den der Verfasser von diesem sehr drolligten Stücke giebt. Der Dichter verräth darin nicht bloß einen sehr lebhaften Witz, sondern auch Kritik und Geschmak.

Das Fest der Ceres und der Proserpina ist wieder eine Comödie voller Spott, welcher, vornemlich den Euripides trift, der in seinen Trauerspielen nicht allemal sehr vortheilhaft für das weibliche Geschlecht geredet hatte. Das Stük ist wieder äusserst muthwillig, und doch voller komischen Situationen und sehr witziger Tiraden.

Die Rednerinnen haben die Beredsamkeit, und ihren Einfluß in die Staatskunst zum Hauptgegenstande. Der Verf. muthmasset, daß einige Stellen dieses Stüks Spöttereyen über die sokratische Politik und über das System sind, welches Plato in seinen Büchern von der Republik vorträgt. Er macht diese Vermuthung sehr wahrscheinlich.

Im Plutus ist Aristophanes mehr Sittenlehrer, als in irgend einem seiner vorhergehenden Stücke. Es hat in seiner Erfindung viel sonderbares, aber auch viel komische Lustigkeit. — Der Verf. schließt hier seine Abhandlung über den Aristophanes, und erinnert

sehr

sehr richtig, daß die Lesung dieses Poeten für den Philologen, Geschichtskundigen, Kunstrichter, Philosophen und Dichter gleich lehrreich seyn könne.

Wir müssen izt noch von den eignen Arbeiten reden, welche Hr. Clodius jedem Stücke dieser Versuche beygefügt hat. Sie bestehen aus einigen Gedichten und einem Schauspiele. Unter den Gedichten ist das erste ein didaktisches und eines der schönsten; es macht dem Herzen und der Denkungsart des Verf. eben so viel Ehre, als seinem poetischen Genie. Die Verse sind voll und harmonisch. Nur die Aufschrift, das Beyspiel, finden wir mit dem Inhalte gar nicht übereinstimmend. Der Ruhm, ein lyrisches Gedicht, hat einige schöne, aber auch manche schwache Stellen. So läßt z. E. der Dichter den Ruhmbegierigen sagen:

Mein Name scheuche schon, gleich nahen Ungewittern,
Zwo Nationen und ein Heer.
Und wird die Erde nicht vor meinem Grimm erzittern,
So zittere vor ihm das Meer.

Eine Strophe, die in der That der meisten übrigen, in deren Gesellschaft sie steht, nicht würdig ist. Eben so wenig gefallen uns in der Folge die zehn zermalmten Staaten und einige andre Ausdrücke. Am Ende erhält das Gedicht eine ganz unerwartete Wendung. — Das Stük, der Tod eines Tyrannen, kömmt uns wie ein abgerissener Monolog aus einem Trauerspiele vor; es hat einen sehr heftigen und immer deklamirenden Ausdruk. Besser gefällt uns das folgende Gedicht, Horaz, worin der Verf. den Charakter dieses Dichters entwirft, und auf die besten Stücke seiner Werke anspielt. Es ist in dem Geschmacke des Idyllions über den Anakreon, dessen wir oben gedacht haben. Einige Verse brauchen freylich noch Politur. Z. E.

Entlarvt, ein Spott der Welt, und nur mit sich selbst
bekannt,
Steht mancher leere Kopf, und wartet auf Ver-
stand.

Die komische Wendung in dem lezten halben Verse will uns nicht recht gefallen; sie wird auch etwas widersinnig, da dieser leere Kopf schon mit sich selbst bekannt ist; kein geringer Gebrauch des Verstandes, ob es gleich hier nur so viel heissen soll, daß er seine Thorheit gewahr wird. Doch wir gehen zu sehr ins Detail. Bey den S. 155-170. folgenden Stücken halten wir uns nicht auf; sie haben manche kleine Schönheiten, es kömmt uns aber doch immer vor, daß ihre Beziehung zu eingeschränkt, und ihr Interesse nicht allgemein genug ist, ungeachtet der Menge von Maximen und guten Lehren, welche in ihnen gesagt sind. Der Bauer und der Advokat ist die Copie von einem Epigramm des Martial, das uns seiner Kürze wegen doch besser, als die etwas gedehnte Nachahmung gefällt. So wäre auch das folgende Stük, Veit Andres und der Dichter durch die Kürze vielleicht angenehmer geworden, ob es gleich drollig genug ist; nur die Versart scheint uns nicht recht schiklich zu seyn.

Dem zweyten Stücke hat der Verf. ein Lustspiel in drey Aufzügen angehängt: Medon, oder die Rache des Weisen. Der Inhalt ist folgender. Medon ist während seiner Abwesenheit auf Reisen, auf Veranstaltung seines Onkels, eines grundbösen Mannes, der ihn bey seinem Vater aufs niederträchtigste verläumdet hat, enterbt worden, und hat izt, nach seiner Zurükkunft Hoffnung, sich in seine Rechte wieder einzusetzen. Um dies zu verhindern, und ihn aus dem Wege zu schaffen, verläumdet ihn dieser Onkel auch bey Hofe, und nimmt dazu einen der vertrautesten

sten Freunde des Medon zu Hülfe, den dieser für sehr redlich hält, und dem er, selbst mit Aufopferung seiner Bedürfnisse Wohlthaten erweist. Beyde klagten den Medon als Verfasser einer empörerischen Schrift wider die Regierung an; er wird verurtheilt, das Land zu räumen. Sein Freund, von Gewissensbissen gemartert, erklärt sich selbst für einen Verräther, und rettet Medons Unschuld. Der Hof giebt ihm alle Genugthuung, und überläßt es ihm, das Schiksal seiner Verläumder zu entscheiden. Medon, anstatt sich zu rächen, verzeiht ihnen, und macht seinen Onkel durch die Verbindung mit seiner tugendhaften Tochter vollends beschämt. — Der Plan dieses Schauspiels hat eben keine große Neuheit der Erfindung; das Stük selbst keine meisterhaft angelegte Situationen, und wirklich in der Ausführung nicht den Grad des Interesse erhalten, dessen der Inhalt vielleicht fähig gewesen wäre. Wir wollen einige Ursachen sagen, waran uns die Schuld zu liegen scheint. Zuerst haben die Charaktere nicht das hervorstechende, auch nicht das contrastirende, was sie haben sollen; zwar überhaupt einen Anstrich von moralischer Güte und Bosheit, aber nicht die feinen Nuancen und einzelnen unterscheidenden Züge. So wie Medon und Clelie, Oront und Philint gezeichnet sind, so finden wir überall auch in mittelmäßigen Romanen und Schauspielen die tugendhaften Personen und die Bösewichter geschildert; ihre Charaktere hätten mehr individuelles haben sollen. Medon, die Hauptperson des Stüks, ist uns nicht thätig genug. Daß er so leichtglaubig ist, wollen wir ihm verzeihen. Wäre auch seine Art sich zu rächen, nicht noch großmüthiger geworden, wenn die Liebe nicht Antheil daran hätte? Diese hätte, dem Sujet unbeschadet, ganz aus dem Stücke bleiben können; so hätte es von der

Seite

Seite [illegible] erhalten; und Medon bleibt doch immer Mensch, und in seinem Charakter auch Schwachheit geblieben. Ferner ist es uns etwas seltsam zu denken, daß ein Mensch, wie Philint, der solcher Niederträchtigkeiten fähig ist, ein Freund Medons und von ihm so verkannt seyn kann; und seine nachmalige Bekehrung geht auch wohl zu geschwinde vor. Seine Reue und Entdeckung der Verläumdungen ist auch eine Entwickelung des Knotens, die schon etwas zerschneidendes an sich hat. Sonst herrschen in diesem Schauspiele unstreitig viel edle Sentiments; nur wünschten wir, daß diese mehr in die Handlung des Stüks eingeflochten, und nicht so oft in frostige Deklamation gekleidet wären. Wir hätten es in der That von dem Verf. gar nicht erwartet, daß er seine Personen, besonders seinen Medon, aus der natürlichen Sprache des Dialogs und des Affekts in einen wirklichen Kathederton würde verfallen lassen. So spricht z. B. Medon einmal mit seinem Bedienten in lauter Sentenzen: „Du bist ein Thor! Niemals „schmäht man ganze Stände. Alle Verleger edel „denken, heißt, alle Autoren klug haben wollen.“ Wenn er hernach sogar mit ihm vom Newton, Hobbes und Homer zu reden anfängt, so freuen wir uns, daß er noch geschwinde wieder einlenkt. Der Monolog, den Philint S. 314. f. f. hält, scheint uns gar zu lang, und dabey sehr unnatürlich zu seyn. Man lese nur den tragischen Anfang: „Ich bin auf einem „Felsen, wo ich von beyden Seiten ein Grab vor mir „sehe. Tod zur Rechten und zur Linken Tod!“ u. s. f. Auf einem Felsen mußte er freylich wohl seyn, um so schwindelnd zu reden. S. 345. f. hält Medon eine lange moralische Predigt über die Freygeisterey, die wir ihm gerne schenkten. S. 356. wo Oront, der Onkel des Medon, auf seinen Vetter zürnt, glauben

wir einen Tyrannen auf dem tragischen Theater reden zu hören. Mit eben solchem Pompe der Rede erscheint er schon kurz vorher im siebenten Auftritte: „Endlich, „ist der Sieg da! Hier, wo ich ein Bettler war, bin „ich Herr, und Medon trägt Ketten.„ — Wir sind bey der Beurtheilung dieses Stüks so umständlich und offenherzig gewesen, weil es einen Verfasser hat, der die Regeln der Kunst und die Muster des Alterthums so gut kennt, und sich daher keine Fehler verzeihen muß, die er gewiß bey kalter Durchlesung seiner Arbeit, ohne Empfindung der Autorschaft, und des Beyfalls der leipziger Zuschauer, selbst gewahr werden wird.

Der Anhang des dritten Stüks ist ein Gedicht, welches dem Hrn. Geheimenrath und Präsidenten, Baron von Globig, gewidmet ist. Es enthält sehr gute satyrische Züge über den Neid und die Verachtung, welche die Dichter von Leuten erfahren müssen, die gegen sie durch Vorurtheile eingenommen sind; welche der Verf. doch wohl ein wenig übertrieben hat. Dies Gedicht ist sonst, unsrer Meynung nach, eins der schönsten.

Noch ein paar Worte über dies ganze Werk des Herrn C. Er hat sich dadurch ohne Zweifel um die Ausbreitung der schönen Literatur sehr verdient gemacht, und wir wünschen eine lange Fortsetzung desselben. Da es indeß mehr für Leute, die sich den Geschmak bilden wollen, als für eigentliche Gelehrte geschrieben ist, so wünschten wir, daß der Verf. sich nicht so oft in gelehrte Ausschweifungen und noch weniger in gelehrte Anspielungen eingelassen hätte, die immer doch in einem solchen Werke ein etwas eitles Ansehen haben. Bey sehr vielen Stellen dieses Buchs thaten wir insgeheim den Wunsch:

Ut

Ut iam nunc dicat iam nunc debentia dici,
Pleraque differat, et praesens in tempus omittat!

Auch die Schreibart, die sonst sehr blühend ist, dünkt uns zuweilen zu geschroben und zu pretiös zu seyn. So sagt er z. E. S. 38. von einem Stücke der Sappho: „es verdiente eben so sehr die Nachahmung des „Catull, als Catull verdiente, nicht von dem Tollius er„gänzt zu werden.„ Wie ängstlich ist hier zugleich die Gelehrsamkeit angebracht! S. 25. „Tyrtäus, der wi„der die Gewohnheit der Dichter den Feind mit Ele„gien schlug.„ Vom Pindar wird S. 54. gesagt, vielleicht habe ihn die Liebe zum Golde verleitet, „bis„weilen aus einem griechischen Lovelace einen Grandison zu machen.„ Von der Art ist S. 56. der Uebergang zum Simonides, und zum satyrischen Drama, S. 113.

Zum Schlusse wollen wir noch ein paar Uebereilungen anmerken, die dem Verf. entwischt sind. Auf der vierten Seite der Vorrede redet er von dem Hudibras als von einem Gedichte, das Pope zum Verf. hätte; und S. 32. schreibt er Hagedornen die Nachahmung eines Fragments aus dem Alcäus zu, welches, nebst noch sechs andern Fragmenten aus den Skolien dieses Dichters, von dem Hrn. Prof. Ebert in der Abhandlung des de la Nauze übersezt ist, welche sich bey Hagedorns Werken befindet.

N.

VIII.

Grundriß der philosophischen Wissenschaften, nebst der nöthigen Geschichte von J. G. H. Feder. 1767. in 8.

Herr

Herr Feder, dermaliger öffentlicher Lehrer zu Göttingen, schrieb diesen Grundriß, als er noch bey dem Gymnasio zu Coburg stunde, für erste Anfänger, als eine vorläufige Anleitung, sich künftig mit allen oder wenigstens mit einzelnen Theilen der Weltweisheit umständlicher bekannt zu machen. Zu dieser Absicht ist auch das Werkchen, überhaupt betrachtet, eingerichtet. Die Theile sind die Vernunftlehre, die Metaphysik, die Naturlehre und die sogenannte praktische Weltweisheit. Diesen Theilen geht eine kurze Geschichte der Weltweisheit vor, auf jeden Theil aber folgt eine besondere Geschichte desselben, und den Beschluß macht ein Beytrag zur philosophischen Bücherkenntniß, welcher, da er von 1740. bis 1767. geht, als ein Zusaz zu der 1740. neuaufgelegten Strukischen Bibliothek angesehen werden kann. Dieses ist die Anlage im Ganzen betrachtet. Die Vernunftlehre besteht aus 26. §. §. nebst kurzen Anmerkungen. Das theoretische davon enthält einige Erklärungen und kurze Regeln von Begriffen, Säzen und Schlüssen, welche gleichsam nur zum Leitfaden der Vorlesungen dienen. Hingegen hält sich Hr. F. länger bey der Untersuchung auf, was Wahrheit ist, und wie sie gefunden und als Wahrheit erkannt werden könne? Er nimmt es mit den Zweiflern auf, und giebt kurzgefaßte Regeln an, wie das Wahre vom Irrthum und Schein, vom Täuschwerk der Sinnen ꝛc. zu unterscheiden. Daß er in einer an sich weitläuftigen und schweren Sache, mühsam fortschreite, und mühsam mit sich selbst einig werde, versteht sich um so viel ehender, da die Frage, was wahr ist, allemal leichter in einzeln vorkommenden Fällen als überhaupt entschieden wird. Die Gewißheit ist ohnehin auch individuell und an Person, Zeit und Ort gebunden. Daß sich der Grad der Wahrschein-

lich-

lichkeit nach eines jeden Gedenkensart richte, wie §. 16. ganz gut angemerkt. Es zeigt aber die Lehre der Glüksspiele, der Sterbregister ꝛc. daß sich die Gedenkensart allerdings nach der Sache selbst bequeme, wenn diese einmal berichtiget ist. Daß aber noch nicht bey allen wahrscheinlichen Fällen die mathematische Gelehrsamkeit angebracht worden, darüber dürfte man eben die Hofnung nicht aufgeben. Die Metaphysik ist in 50. §. §. enthalten. Hr. F. zeigt, daß er wisse, wie man aus der Metaphysik oft ein Wörterbuch, eine Anweisung zur Sektensprache, ein Räthsel für die gesunde Vernunft ꝛc. gemacht hat. Man sollte sie, sagt er, so abhandeln, daß die Bescheidenheit im Meynen eine unmittelbare Folge davon wäre. Inzwischen will sich Hr. F. an die Observanz halten, und zuweilen einen Gedanken wagen, ohne ihn immer für den seinigen auszugeben. Der Satz des Widerspruchs hat seinen Grund in der Uebereinstimmung aller unserer Empfindungen und des daherrührenden menschlichen Denkens. Der zweyte Grundsaz ist: Durch nichts wird nichts. Er ist bey dem was geschieht, und bey dem was gedacht wird, anwendbar. Da wir die Substanzen nur durch ihre Wirkung auf uns kennen, so kennen wir keine Substanzen ohne Kräfte. Die Lehre von der metaphysischen Ordnung, Vollkommenheit und Wahrheit hat noch wenigen Nutzen, und man hat diese Eigenschaften bisher so erklärt, daß sie sich von jedem Dinge erweisen liessen. Die verschiedenen Meynungen von Raum, Ausdehnung, Zeit, einfach ꝛc. sollten billig keine philosophische Anfeindungen und Verketzerungen nach sich ziehen. (In der That, wenn einige die einfache Dinge so ausplündern, daß sie ihnen weder Figur, noch Ausdehnung, noch Raum ꝛc. lassen, ihre Kraft auf eine einige einschränken, und kaum eine Mehrheit von Modifi-

Modificationen einräumen, so ist es billig, daß sie andere sagen lassen; ein Ding könne, ohne eben so entblößt zu werden, dennoch einfach seyn ꝛc.) Sechserley (und vielleicht noch mehrerley) Arten von Substanzen in Absicht auf die Fähigkeit und Wirklichkeit des bloß leidenden und des thätigen Denkens werden dem Urtheil der Verständigen überlassen. Die Freyheit (wenn wir anders die lange Untersuchung S. 107-115. recht verstanden haben) ist im Willen zu suchen, und bestimmt sich durch den Grundtrieb zur Glükseligkeit (die Freyheit, als das Vermögen nach Wissen und Willen zu handeln, scheint mir unter die einfachen Begriffe zu gehören, wo wir vergebens mehrere innere Merkmale suchen. Absolute freye Handlungen scheinen etwas Aehnliches mit dem Primzahlen zu haben, aus welchen jede andere Zahlen entspringen ꝛc.) Das denkende Wesen ist nicht eine zusammengesezte Substanz, weil ein Gedanke ungetheilt ist, und daher nicht in mehrern Substanzen zugleich seyn kann. Aus dem Begriff der Welt ist die Einheit derselben noch nicht erwiesen, ungeachtet in der wirklichen Welt viel Zusammenhang angetroffen wird, und Substanzen als wirksam betrachtet werden können. Weil durch Nichts Nichts wird, so hängt auch die Welt von einem an sich unabhängigen selbstständigen Wesen ab. Unsere Leser werden aus den angeführten Sätzen die metaphysische Gedenkensart des Hrn. Verfassers ersehen können. Die natürliche Gottesgelahrtheit ist ziemlich rednerisch, oder wie Hr. F. sagt, ästhetisch vorgetragen, vermuthlich um mehr Eindruk auf das Gemüth als auf den Verstand zu machen. Die Naturlehre auf 65 S. S. hat nichts besonders. Der erste Abschnitt ist ein Register von Erfahrungen, der zweyte von Hypothesen und dadurch veranlaßten Fragen. Die praktische Weltweisheit, welche alles begreift was

Wolf darunter gerechnet, ist in 78. §. §. vorgetragen. Der Trieb zur Glükseligkeit wird dabey zum Grunde gelegt, und daher der Saz: Suche deine Glükseligkeit, dein wahres Bestes rc. als das erste Gesez der Natur angesehen.

E*.

IX.

D. Joh. Peter Eberhards vermischte Abhandlungen aus der Naturlehre, Arzneykunst und Moral. Zweyter Theil. Halle, in der Rengerischen Buchhandlung 1766. 376 Octavs.

Diese Sammlung enthält 1. Abhandlung von den Ursachen und Würkungen der Winde. Sie ist gewissermassen eine Fortsetzung zu den Aufsätzen des ersten Theils, welche die Luftbegebenheiten betrachten, die von Dünsten herrühren. Hier also werden diejenigen untersucht, welche von der Bewegung der Luft entstehen. 2. Von den Ursachen der unterschiedenen Wärme der Luft. Eine Probe von Hrn. E. Vortrage sey hier die Erzählung der Ursachen, warum die untere Luft wärmer als die obere ist. 1) Ist sie der Erde benachbart, welche nebst den auf ihr befindlichen Körpern, weil sie dichter ist als die Luft, mehr Wärme annimmt, auch heftiger durch die Wärme der Sonne erschüttert wird. Von dieser Nachbarschaft erhält die untere Luft beständig mehr Wärme. 2) Sie wird auch wärmer, weil sie selbst dichter ist, als die obere. 3) Die stärkere Reflexion der Sonnenstrahlen in ihr macht sie auch wärmer. Hr. E. erwähnt dabey, daß auch platte Spiegel Wärme verursachten. Wer die Sache versteht,

sieht wohl, daß Hr. E. es so meynet, daß durch mehr platte Spiegel das Sonnenlicht auf eine Stelle zusammen gebracht wird, er hat aber dieses viel zu kurz ausgezeigt, als daß nicht mancher seiner Leser sich ganz irrige Vorstellungen machen sollte. Doch erwähnt er dieses auch nur im Vorbeygehen. 4) In der untern Luft sind häufge wäßerichte, oft selbst warme, auch brennbare Dünste zu finden. 5) Glaubt Hr. E. es gäbe eine Kälte, die bloß in Beraubung der Wärme bestehe, und auch eine, die durch Wirkung eines feinen, flüßigen, salzigten Wesens verursacht wird. Dieses leztere scheint ihm aus dem erkältenden Vermögen der Salze zu folgen, und durch seine Berührung nicht nur bey uns die Empfindung der Kälte zu verursachen, sondern auch Eiß zu machen. Sollte sich diese kältende Materie nicht häufiger in der obern Luft aufhalten? der Hagel scheint es zu bestätigen. Wenn aus diesen Ursachen die höhere Luft kälter ist, so sind auch höhere Länder kälter. Die Schweiz kälter als Holland, ob sie gleich dem Aequator näher liegt. Hr. E. erläutert ferner die Ursachen des Unterschieds der Wärme in unterschiedenen Ländern. Den Südwind hat er in Halle oft kalt befunden, aber alsdann, wenn des Windes Richtung merklich gegen den Horizont geneigt war, daß er die kalte obere Luft herabführte. Oft kann dies bey Gewittern geschehen, wenn die untere Luft durch die Schwefeldünste einen Theil ihrer Federkraft verliehrt, und der obere das Gleichgewicht nicht mehr halten kann.

3. Von der Natur und den Ursachen der in der Luft erscheinenden Feuerkugeln. Wenn brennbare und sauere Dünste in der obern Luftgegend zusammen kommen, so zerfressen die sauern Dünste die Rinde des brennbaren, und es entsteht eine plözliche Flamme, welche die Luft zunächst um sich verdünnt; da aber

 die

die in grösserer Entfernung herum befindliche Luft kälter, und also dichter ist, so treibet sie die Dünste gegen den brennenden Mittelpunkt zusammen, welcher dadurch specifik schwerer wird, und gerade oder schief sinket. Hängen sich schleimichte Theilchen in der untern Luft daran, so können sie das Feuer ersticken; daher findet man, wenn die Sternputzen zur Erde fallen, ein schleimichtes klebrichtes Wesen. Wasserdünste, die von der Hitze plözlich aufgelöset werden, veranlassen, daß die Feuerkugel mit einen Knall zerspringt. Hr. E. hält nemlich Feuerkugeln und Sternschnupfen nur in der Menge der entzündeten Dünste für unterschieden. Daß die Feuerkugeln so hoch, und folglich so groß gewesen, als manche Naturforscher glauben, zweifelt Hr. E. Diese Berechnungen gründen sich darauf, daß man annimmt, die Höhe einer Feuerkugel über dem Horizonte zweener Beobachter sey von beyden in einem Augenblick gemessen worden. Dieses ist nicht zu erwarten. Feuerkugeln die man hat niederfallen sehen, wie eine zu Pretsch sich durch eine ganze Gasse fortgewälzet hat, sind nie so groß gewesen. Seit 200. Jahren müßte doch eine von 100 und mehr Ruthen im Durchmesser auf die Erde gefallen seyn; wenn dies ihre gewöhnliche Größe wäre. IV. Von der Bewegung und deren Mittheilung. Er nimmt an, daß alle Körper aus einfachen Substanzen bestehen, dabey ihm gleichgültig ist, ob man diesen Elementen Ausdehnung geben will oder nicht. (Im ersten Falle sind diese Substanzen einfach, wie Rhabarber ein Simplex ist.) Nun lehret die Erfahrung, daß die Kräfte der einfachen Wesen auf zweyerley Art wirken können, in sich durch Vorstellungen, ausser sich durch Bewegungen. (Eine Erfahrung, wo eines einfachen Wesens Kraft Bewegung gewirket hat, hätte wohl müssen angeführet werden, dem Recensenten

fällt

fällt keine dergleichen bey, als etwa die Bewegungen die aus dem Willen der Seele entstehen, und bey denselben ist bekanntermaßen die Sache noch sehr dunkel, auch wohl zweifelhaft, es scheint auch nicht einmal als ob dieses Beyspiel zu Hrn. E. Absicht passe.) Hr. E. stellt sich nun ein Element A vor, daß mit einem andern B in Verbindung geräth, daß beyde in einander wirken können, so muß A auf B wirken. (Er mahlt statt der Elemente ein paar Kügelchen. Sollte ihm dabey nicht der Verdacht entstanden seyn, ob sich etwan ein Betrug der Einbildungskraft in seine Schlüsse menge?) Weil nun keine Substanz der andern völlig gleich ist, so kann auch die Kraft von A der von B nicht völlig gleich seyn. (Soll der Satz, den Hr. E. hier annimmt, Leibnitzens principium indiscernibilium seyn, so ist Gleichheit mit Aehnlichkeit verwechselt. Man kann läugnen, daß zwey Dinge völlig ähnlich seyn können, ohne die Gleichheit ihrer Kräfte zu läugnen. Bley und Gold sind unähnlich, und doch kann man von jedem ein Pfund haben.) Man setze also, A habe mehr Kraft als B, so wird B dadurch nothwendig bewegt werden. Bewegen sich also zwey Elemente, die zusammen den kleinsten möglichen Körper ausmachen, so muß der kleinste mögliche Körper nothwendig einen Trieb haben, sich zu bewegen. Wie kann man also sagen, der Körper habe ein Vermögen, sich in dem Raume zu erhalten, in dem er sich befindet? (Die meisten, die dieses behaupten, werden Hrn. E. nicht verstatten, den Körper aus einfachen Wesen zusammen zu setzen. Leibnitzens Schüler aber, wenn sie eben das sagen, werden erinnern, daß die Kräfte der Elemente nicht eigentlich bewegende Kräfte, sondern solche sind, aus denen sich, wenn wir sie kennten, die Erscheinung der Bewegung müßte erklären lassen, daß zwey Elemente

keinen Körper ausmachen, weil der Körper nicht aus Elementen, wie das Ganze aus Theilen zusammen gesetzt wird, sondern die Erscheinung ist, die bey uns entstehet, indem wir uns viele Elemente zusammen undeutlich vorstellen, daß also Herr E. durchgängig Wirklichkeit und Erscheinung verwechselt hat.) Herr E. beruft sich, diesem, wie er glaubet, paradoxen Satze Beyfall zu erwerben, auf die Erfahrung, welche lehret, daß alle Körper in beständiger Bewegung sind. (Leibniz hat angenommen, es gebe keinen vollkommen ruhenden Körper, man sehe Hanschen princ. philos. Theor. 103. Schol. 2. Tschirnhausen hat eben dieses gelehret. Die Schlüsse aber, durch welche diese Gelehrte darauf gekommen sind, sind von Hrn. E. seinen sehr unterschieden.) Hr. E. erinnert ferner mit Recht: daraus, daß man bey dem Körper in dem abstrakten Begriffe, den man sich von ihm machte, nichts weiter als Ausdehnung, und Undurchdringlichkeit denke, folge nicht, daß er der Bewegung widerstehen müsse. Er zeigt auch, daß man aus der Erfahrung eben so wenig schliessen könne, daß ein Körper eine Kraft besitze, sich in der Ruhe zu erhalten. Hieraus folgert er: Was wir Trägheit des Körpers nennen, sey bloß die Fortdauer eines jeden Zustandes, der sich nicht eher ändern kann, bis ein Grund dazu vorhanden ist; daher sezt ein Körper, der einmal in Bewegung gebracht ist, diese Bewegung ungeändert fort, bis er einen andern Körper antrift, der ihn hindert. Hr. E. macht hieraus andere Umstände bey der Bewegung begreiflich, erklärt einige Versuche, die von Naturforschern, besonders bey der Gegenwirkung angebracht werden, und zeigt, was Hamberger unrichtig gesagt hat. In diesen allen verdient er vollkommenen Beyfall, wegen der Erinnerungen gegen einige Sätze hoft der Recensent desto eher Herrn E.

Ver-

Verzeihung, da Hr. E. selbst hier mit Bezeigung seiner ruhmwürdigen Wahrheitsliebe einen gewissen Versuch anders erklärt, als in seiner Naturlehre geschehen ist. Die Erscheinungen, die wir allein sehen, mit dem was wirklich ist, zu verwechseln, wie nach des Recensenten Gedanken Hrn. E. wiederfahren ist, wiederfährt wohl spizfindigen Metaphysikern. Uebrigens kommen Hr. E. Gedanken auf das hinaus, was Hr. Hofr. Kästner in den Anmerkungen bey seiner 1748. herausgegebenen Uebersetzung von Cadwallader Coldens Erklärung der ersten wirkenden Ursache der Materie, so ausgedrukt hat: Trägheit ist der Saz des zureichenden Grundes auf einen Körper angewandt, den man sich von einer blos leidenden Natur vorstellet. Hr. K. hat die hieher gehörigen Begriffe in einer noch ungedrukten Vorlesung in der Göttingischen Kön. Ges. der W. 1763. auch in seiner höhern Mechanik 1. Abschn. 2. Cap. und 3. Abschn. 125. u. f. §. weiter ausgeführt. In einer gewissen periodischen Schrift wird Hrn. E. vorgeworfen, er habe Hrn. Crusens Abhandlung von diesem Gegenstande genuzet, und man beruft sich dieserwegen auf die crusische Kosmologie 2. Cap. 396. u. f. §. auch auf dieses Verf. Naturlehre 3. Cap. 86. §. Man wird aber bey Herrn E. nicht finden, daß er wie Hr. Cr. Met. 395. §. mehr Kraft erfordert, je länger die Materie bewegt werden soll; ein Merkmal, daß Hr. Cruß die eine Hälfte des Gesezes der Trägheit nicht verstanden hat. Auch wußte Hr. E. als ein Naturforscher, Trägheit und Schwere besser zu unterscheiden, als daß er mit Hrn. Crusen Met. 397. §. inertiam, und Wirkungen der Schwere zusammen sollte abgehandelt haben. Ein paar Kugeln, die gegen einander geschoben werden, und ein schwerer Körper, den man fortschiebet, üben, nach Hr. Cr. Ausdruk, a. a. O. einerley Widerstand aus,

nur jener direkte, dieser indirekte; aber jenes gehört eigentlich zur inertia; schwere Körper, die man fortschieben will, (Hr. Cr. Ausdruk zeigt, daß er ein horizontales Fortschieben meynet,) widerstehen eigentlich gar nicht als schwere Körper; weil horizontal der Richtung gar nicht hinderlich ist. Hr. Cr. sagt, ein Kahn, den ein Strohm seiner Richtung nach forttreibt, widerstehe dem Strohm wegen seiner Schwere, das ist falsch, ein Körper, der im Wasser schwimmt, widerstehet einem horizontalen Stoße so wenig wegen seiner Schwere, als ein Körper, der an einen Faden hängt; das Wasser unter ihm trägt jenen, wie der Faden diesen, und einer horizontalen Bewegung widersteht jeder wegen der Trägheit, nicht wegen der Schwere, deren Wirkung von dem, was ihn trägt, aufgehalten wird. Freylich schwimmt, nach Hrn. Cr. Erinnerung, der Kahn langsamer, wenn er stärker beladen ist, denn da hat er auch mehr Mässe. Man wird aus dieser Probe sehen, ob Hr. E. Hrn. Cr. viel schuldig seyn kann. Was Hr. Cr. Wahres hat, ist der vorhin aus Hrn. H. K. beygebrachte Saz, Hr. Cr. führt denselben selbst Phys. 87. §. aufrichtig an. Aber diese Wahrheit, die sich ganz deutlich, und leicht machen läßt, hat Hr. Cr. seiner Gewohnheit nach mit einem trüben Schwalle ihm eigener Kunstwörter überschwemmt, und Dinge, die nicht zusammen gehören, zusammen gebracht, damit er darnach wieder fein viel zu distinguiren hat, wovon seine inertia, metaphysica und physica ein Beyspiel ist. Herr Cr. tadelt Newton u. a. daß sie die Fortsezung der Bewegung nach einerley Richtung und mit einerley Geschwindigkeit, einen einzigen fortdaurenden Zustand nennen; es sollen hintereinander fortdaurende Zustände seyn, die ein angenommenes Genus mit einander gemein haben. Phys. 86. §. Dabey aber hat Hr. Cr.

nicht

nicht bedacht, daß im absoluten Raume, wie man sich hier vorstellet, eine Stelle völlig wie die andere ist, der Körper, der hier als ein bewegter Punkt betrachtet wird, hat keinen andern Zustand, wenn er auf seinem Wege in einem Punkte, der A heissen mag, oder in einem Punkte B ist, denn die Punkte A und B sind bloß numero unterschieden, und im Punkte B seyn, ist nichts anders, als im Punkte A seyn, nur daß A und B nicht an einer Stelle sind; wäre man berechtigt zu sagen, der Zustand des Körpers in B sey ein anderer als sein Zustand in A und beyde gehörten nur unter ein Genus, so müßte man eben so sagen, wenn ein Körper zehen Jahr auf einer Stelle bleibt, so sey sein Zustand im ersten Augenblik dieser zehen Jahre nicht einerley mit dem Zustande in den Augenblicken, die das zweyte, dritte, u. s. f. J. anfangen, es sey dies eine Reyhe von Zuständen, die nur unter ein Genus gehören; denn am Anfange des ersten Jahres, und am Anfang des zweyten seyn, sind für den ruhenden Körper eben so unterschieden, wie für den bewegten in A und B seyn. Wer Bewegung nennt, der nennt ein Fortgehen in andere und andere Stellen. Dieß muß also allgemein der Zustand eines jeden bewegten Körpers seyn, nicht eine Reihe von Zuständen. Sonst, ist für den ruhenden Körper, im Anfange unterschiedener Zeittheile seyn, auch eine Reihe von Zuständen. Aber eine bestimmte Richtung, eine bestimmte Geschwindigkeit haben, das sind besondere Zustände des bewegten Körpers, da einer in einen andern übergehen kann. So wenig Subtilität hat Hr. Cr. in diesem Tadel Newtons gewiesen. Ueberhaupt, wenn von Mechanischen Sätzen die Rede ist, etwas nicht nüzlich zu nennen, was ein Newton für nüzlich gehalten hat, das war für einen Cruse ziemlich viel gewagt. Daß Hr. Cruse sehr tief und scharf

denken kann, gesteht man ihm willig zu; hätte er diese Fähigkeit durch Mathematik, Litteratur, schöne Wissenschaften, Kenntniß der physischen und moralischen Welt ausgebessert, und sich dadurch in Stand gesezt, nüzliche Anwendungen derselben zu machen, so wäre er was grösseres geworden, als ein deutscher Scholastiker. Das unbedachtsamste, was seine Anhänger thun können, ist, ihn den Naturforschern zum Lehrer anzupreisen, bey denen seit Cartesens Zeiten die Wörterkrämer ihre Waare nicht mehr absetzen können.

Herrn E. fünfte Abhandl. betrift die schädlichen Wirkungen der Einbildungskraft in der Arzneygelahrheit. Sie veranlasset falsche Systeme in der Theorie, verleitet den praktischen Arzt, Umstände bey der Krankheit zu sehen, und Ursachen zu finden, die nicht vorhanden sind; stellt dem Kranken selbst seinen Zustand, die Heilungsmittel ꝛc. unrichtig vor. 6. Gedanken vom Durste. Hr. E. will den Durst nicht mit dem Hrn. von Haller in den Magen setzen, weil man ihn da nicht empfindet, wie den Hunger, sondern im Munde auf der Zunge, im Gaumen, in der Kehle. Nach dem Essen durstet uns, wenn wir nicht die gehörige Menge Getränke zu uns genommen haben, und doch befinden sich zur selbigen Zeit im Magen der hinunter geschlukte Speichel, der Magensaft, Feuchtigkeit, die mit bey den Speisen war. Schnelles trinken löscht einen heftigen Durst nicht, da doch das Getränke gewiß in den Magen kommt, nur sich im Munde nicht lange genug aufhält, ihn zu erfrischen. Gegentheils lindern kalte Sachen, nur im Munde genommen, den Durst; endlich empfinden die Leute Durst, die mit offenen Munde schlafen. Hr. E. nimmt also an, daß der Durst vermittelst der Nerven der Zungen, des Gaumens, der Kehle u. s. w. empfunden

werde.

werde. 7. Gedanken von der Gemüthsruhe. Es ist schon aus andern Schriften von Hr. E. bekannt, daß er Belesenheit mit eigenen Gedanken verbindet, die allemal Aufmerksamkeit verdienen, auch wenn sie noch Einwendungen ausgesezt sind; ein deutlicher und lebhafter Vortrag macht ihn auch Lesern, die sich nicht zum tiefsten Nachdenken anstrengen wollen, lehrreich und für alle unterhaltend.

B.

X.

Osnabrückische Geschichte. Allgemeine Einleitung. Von Justus Möser, Hochfürstl. Osnabrückischer Justizrath und geheimen Referendarius, Ritterschaftlichen Syndicus und Advocatus Patriae. Osnabrük, 1768. zu finden in der Schmidischen Buchhandlung, 21 Bogen in 8.

Solche histor. Untersuchungen über die Geschichte einzeler deutscher Länder müssen noch erst viele angestellt werden, wenn unsere Geschichtschreiber in den Stand gesezt werden sollen, zur Ehre und zum wahren Unterrichte ihres Vaterlandes, eine Geschichte von Deutschland zu schreiben; wenn sich die Deutschen nicht ferner daran begnügen sollen, Auszüge aus großen historischen Sammlungen über ihre Geschichte zu verfertigen, oder gar deutsche Geschichten aus der französischen und englischen Sprache zu übersetzen, und in den beygefügten Anmerkungen ausführlich zu beweisen, daß sie nicht verdienet haben, übersezt zu werden: eine wahre Verspottung unserer Nation, in ihren Augen, und noch mehr bey den Ausländern.

Unter

Unter den Händen des Hrn. M. gewinnt die Osnabrückische Geschichte ein gewissermassen neues, allemal aber ihr und prüfenden Kennern vortheilhaftes Ansehen. Der selige Lodtmann hat zwar schon, ausser seinen gedrukten Monumentis Osnabrugensibus, einen grossen Theil dieser Geschichte beschrieben hinterlassen, und es ist zu wünschen, daß sie auch neben der Arbeit des Hrn. M. zum Vorschein kommen möge. Denn dieser hat sich vorzüglich bemüht, die Geschichte der Rechte, Sitten und Gewohnheiten seines Vaterlandes zu entwickeln, und hat die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet; da hingegen Hr. L. die Vorfälle ohne eine besondere Richtung sehr genau erzählet hat. Auch die übrige Bearbeitung beyder Gelehrten ist verschieden gewesen. Der Vorsaz, diese Geschichte zu beschreiben, entstand bey dem Hn. M. sehr spät, und wurde oft unterbrochen: er gieng, ohne andere Schriftsteller zu lesen, unmittelbar zu den Quellen: daher kam es, daß er alles neu zu entdecken glaubte, und durch das Vergnügen, welches er darüber empfand, zu vielen Ausschweifungen verführet wurde. Ein Geständniß, das uns gleichwohl gefällt, und das wir von mehrern historischen Schriftstellern hören möchten; aber wir sehen dagegen an sehr vielen, daß sie die Quellen der Geschichte kaum aus einigen mühsamen Sammlern anführen, und das Neue, welches sie in dieselbe bringen, nur ihren Einfällen zu danken haben. Hr. M. nennt es einen andern Fehler, daß er den Anfang zum Schreiben auf Reisen während dem lezten Kriege gemacht, sich erst jede Sache nach ihrer Möglichkeit vorgestellt, und solche hernach zu Hause, vielleicht nicht unpartheyisch genug, gegen die Beweise geprüft hat. „Daher, fährt er fort, kann „einiges einen scheinbaren Hang nach der Hypothese „behalten haben. Manches aber ist sicher, wie ich

„jezt

„jezt sehe, zu weit ausgeholt, und ich hätte verschie„denes weit näher aus der Reichsvogteylichen Ver„fassung haben können, was ich aus den ältern Zei„ten zu weit gesucht habe. Indessen glaube ich doch „eben dadurch, daß ich auf eine sonderbare Art ver„fahren, und nicht sofort den gewöhnlichsten Weg ein„geschlagen bin, manches auf eine neue Art gewandt, „und viele historische Wahrheiten möglicher und wahr„scheinlicher erzählt zu haben, als andere welche ent„weder mit Sammeln den Anfang machen, und dann „mit ermüdetem Geiste die Feder ansetzen, oder nur „bloß ein schlechtes Gebäude verbessern.„ — Ein Fehler war dieses nun freylich, und man wird es im ersten und im dritten Abschnitte genugsam merken, daß der Hr. Verf. dieselben hevristisch entworfen hat; aber doch wird man es ihm nur selten vorwerfen können, daß er die Zeugnisse der Geschichte zu gewaltsam auf die Seite seiner Möglichkeiten gezogen habe. Unterdessen dürfen wir den vom Sammeln ermüdeten Geist in der Geschichtskunde nicht beklagen: Sammeln ist dabey sein erstes Geschäfte; sonst kann die Bemühung, wahrscheinlicher als andere zu erzählen, der erweislichen Wahrheit leicht schädlich werden. Darinnen aber finden wir keinen Fehler, wie doch Hr. M. fast befürchtet, daß er die Charaktere der vorkommenden Personen niemals in einem besondern Gemählde entworfen, und nur sehr selten einige Betrachtungen eingestreuet hat: seine Ursachen haben uns hierüber völlig Genüge gethan. „Was ich am mehr„sten fühlte,„ sagt der V. noch weiter, „war dieses, „daß unsre Sprache eine Verrätherin der edeln Frey„heit geworden war, und den Ausdruk verlohren hatte, „welcher sich zu meinen Begriffen paßte. Die älte„sten Geschichtschreiber von Deutschland haben nicht „in unserer Sprache geschrieben, und dem starken deut-

„schen

„schen Körper ein ganz fremdes Kolorit gegeben. Wie „man aber anfieng, unsere Muttersprache zu gebrau„chen; so hatte die Lehnsverfassung die gemeine Frey„heit schon gefesselt, und die Sprache der vorherigen „Verfassung theils verdunkelt, theils zu einem andern „Verstande umgebildet, und theils unverständlich ge„macht. Oft hat daher meine Empfindung mit den „Worten gekämpft, und ich bin nicht selten in der „Versuchung gewesen, auf die Geschichte einzeler Wor„te, welche immer von Jahrhundert zu Jahrhundert „einen andern Sinn erhalten haben, auszuschweifen.„

Doch wir müssen unsere Leser noch mit einigen feinern Bemerkungen des Hrn. M. bekannt machen: und wir werden ihn eine Zeitlang allein reden lassen. „Die Geschichte von Deutschland,„ schreibt er eben daselbst in der Vorrede, „hat meines Ermessens eine „ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die ge„meinen Landeigenthümer, als die wahren Bestand„theile der Nation, durch alle ihre Veränderungen „verfolgen; aus ihnen den Körper bilden, und die „grossen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse „oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir kön„nen sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, „den Gang und die Macht der Epopee geben, worin„ne die Territorialhoheit und der Despotismus, zulezt „die Stelle einer glüklichen oder unglüklichen Auflö„sung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fort„gang und das unterschiedliche Verhältniß des Na„tionalcharakters unter allen Veränderungen mit weit „mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als „wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der „Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu ge„denken; Der Einfluß welchen Geseze und Gewohn„heiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche „oder gute Maaßregeln, Handel, Geld, Städte,

„Dienst, Adel, Sprachen, Meynungen, Kriegs und „Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre „und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche „die Gesezgebende Macht oder die Staatseinrichtung „überhaupt bey diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit ge„nommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und „Begriffe allmählig gebildet; die wunderbaren Engen „und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang „die Territorialhoheit empor getrieben und die glükli„che Mäßigung, welche das Christenthum, das deut„sche Herz, und eine der Freyheit günstige Sittenleh„re gewürket hat, würde sich, wie ich glaube, solcher„gestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemählde „bringen lassen, und diesem eine solche Füllung geben, „daß der Historienmahler alle überflüßige Grouppen „entbehren könnte.„

„Diese Geschichte würde vier Hauptperioden ha„ben. In der ersten und güldnen war noch mehren„theils jeder deutscher Ackerhof mit einem Eigenthü„mer oder Wehren besezt; kein Knecht oder Leut auf „dem Heerbannsgute gefesselt; alle Freyheit, als eine „schimpfliche Ausnahme von der gemeinsamen Verthei„digung verhaßt; nichts als hohe und gemeine Ehre „in der Nation bekannt; niemand, ausser dem Leut „oder Knechte einem Herrn zu folgen verbunden; und „der gemeine Vorsteher ein erwählter Richter, wel„cher bloß die Urtheile bestätigte, so ihm von seinen „Rechtsgenossen zugewiesen wurden. Diese güldne „Zeit daurete noch guten Theils, wiewohl mit einer „auf den Hauptzwek schärfer anziehenden Einrichtung „unter Carln den Großen. Carl war aber auch der „einzige Kopf zu diesem antiken Rumpfe.„

„Die zweyte Periode gieng allmählich unter Lud„wig dem frommen und schwachen an. Ihm und „den unter ihm entstandenen Partheyen war zu wenig

„Ban-

„Bannalisten, die bloß ihren Herrn und ihr Vaterland bey eigner Kost und ohne Sold vertheidigen wollten, gedienet. Er opferte aus Einfalt, Andacht, Noth und falscher Politik seine Gemeinen den Geistlichen, Bedienten und Reichsvögten auf. Der Bischof, welcher vorhin nur zwey Heermänner als Leute behalten durfte, und der Graf oder Oberste, der ihrer viere zum Schutze seines Amtes und seiner Familie beurlauben konnte, verfuhren mit dem Reichsgute nach Gefallen, besetzten die erledigten Mansos mit Leuten und Knechten, und nöthigten die Wehren, sich auf gleiche Bedingungen zu ergeben. Heinrich der Vogler hob zwar bey der damaligen allgemeinen Noth das Reichs-Eigenthum wieder auf, und stellte den Heerbann mit einigen Veränderungen wieder her. Allein Otto der Große schlug einen ganz andern Weg ein, und gab das gemeine Gut denjenigen Preiß, die ihm zu seinen auswärtigen Krieg einige glänzende und wohlgeübte Dienstleute zuführeten. Ihm war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, lieber als tausend Wehren, die keine Auflagen bezahleten, und keine andre Dienstpflicht als die Landesvertheidigung kannten. Seine Größe, das damalige Ansehen des Reichs, und der Ton seiner Zeiten machten ihn sicher genug zu glauben, daß das Deutsche Reich seines Heerbanns niemals weiter nöthig haben würde. Und so wurde derselbe völlig verachtet, gedrukt und verdunkelt. Der Missus oder Heerbanns-Commissarius, welcher unter Carln dem Großen allein die Urlaubspässe für die Heermänner zu ertheilen hatte, welcher sein Amt und Controlle, Commissariat und Commando kam zum größten Nachtheil der Landeigenthümer und der ersten Reichsmatrikel in Eine Hand."

„In

„In der dritten Periode, welche hierauf folgte, „ist fast alle gemeine Ehre verschwunden. Sehr we„nige ehrenhaften Gemeine haben noch einiges Reichs„gut in dominio quiritario. Man verliert sogar „den Namen und den wahren Begrif des Eigenthums, „und der ganze Reichsboden verwandelt sich überall „in Lehn- Pacht- Zinß- und Bauergut, so wie es dem „Reichsoberhaupte und seinen Dienstleuten gefällt. Alle „Ehre ist im Dienst: und der schwäbische Friedrich „bemühet sich vergeblich, der Kayserlichen Krone, wor„inne ehedem jeder gemeine Landeigenthümer ein Klei„nod war, durch blosse Dienstleute ihren alten Glanz „wieder zu geben. Die verbundene Städte und ihre „Pfalbürger geben zwar der Nation Hoffnung zu ei„nem gemeinen Eigenthum: Allein, die Hände der „Kayser sind zu schwach und schlüpfrig, und anstatt „diese Bundsgenossen mit einer magna charta zu be„gnadigen, und sich aus allen Bürgern und Städten „ein Unterhaus zu erschaffen, welches auf sichere Weise „den Untergang der ehmaligen Landeigenthümer wie„der ersezt haben würde, müssen sie gegen solche Ver„bindungen und alle Pfalbürgerschaft ein Reichsge„sez über das andere machen. Rudolph von Habsburg „siehet diesen grossen Staatsfehler wohl ein, und ist mehr „als einmal darauf bedacht, ihn zu verbessern. Al„lein Carl IV. arbeitet nach einem dem vorigen ganz „entgegengesezten Plan, indem er die mittlere Gewalt „im Staate wieder begünstigt, und Wenzels grosse „Absichten, welche den Reichsfürsten nicht umsonst „verhaßt waren, werden nie mit gehöriger Vorsicht, „oft durch gehäßige Mittel, und insgemein nur halb „ausgeführet. Alle sind nur darauf bedacht, die Dienst„leute durch Dienstleute zu bezähmen, und während der „Zeit in Dänemark der Landeigenthum sich wieder „unter die Krone füget; in Spanien der neue Heer-

„hann oder die Hermandad der mittlern Gewalt mit „Hülfe der klugen Isabelle das Gleichgewichte abgewinnt; und in der Schweiz drey Bauerngemeine, „Ehre und Eigenthum wieder herstellen, würde die „Absicht des Bundschuhes und anderer nicht undeutlich bezeichneter Bewegungen von den Kaysern kaum „empfunden. Sigismund thut etwas besonders für „die Friesen, und Maximilian sucht mit allen seinen „guten und grossen Anstalten wohl nichts weniger, als „die Gemeinen unter der mittlern Gewalt wieder her„vor und näher an sich zu ziehen. Allein, so fein und „neu auch die Mittel sind, deren er sich bedient; so „scheinet doch bey der Ausführung nicht allemal der „Geist zu wachen, der den Entwurf eingegeben hatte.„

„Mehr als einmal erforderte es in dieser Periode „die allgemeine Noth, alles Lehn- Pacht- Zins- und „Bauerwesen von Reichswegen wieder aufzuheben, „und von jedem Manso den Eigenthümer zur Reichs„vertheidigung aufzumahnen. Denn nachdem die „Lehne erblich geworden, fielen solche immer mehr und „mehr zusammen. Der Kriegsleute wurden also „weniger. Sie waren zum Theil erschöpft: und wie „die auswärtigen Monarchien sich auf die gemeine „Hülfe erhoben, nicht im Stande, ihr Vaterland da„gegen allein zu vertheidigen. Allein eine so grosse „Revolution wäre das Werk eines Bundschuhes ge„wesen. Man mußte also auf einem fehlerhaften „Plane fortgehen, und die Zahl der Dienstleute mit „unbelehnten, unbegüterten und zum Theil schlechten „Leuten vermehren, allerhand Schaaren von Knech„ten errichten, und den Weg einschlagen, worauf man „nachgehends zu den stehenden Heeren gekommen ist. „Eine Zeitlang reichten die Cammergüter der Fürsten, „welche ihre Macht auf diese Art vermehrten, zu den „Unkosten hin. Man wußte von keinen gemeinen

„Steuren: und in der That waren auch keine steuer„bare Unterthanen vorhanden, weil der Bauer sich „lediglich an seinen Contrakt hielt, und sein Herr „frey war, wenn er als Gutsherr fürs Vaterland, und „als Vasall für seinen Lehnsherrn den Degen zog. „Die Cammergüter wurden aber bald erschöpft, ver„pfändet oder verkauft. Und man mußte nunmeh„ro seine Zuflucht zu den Lehnleuten und Gutsherren „nehmen, um sich von ihnen eine ausserordentliche „Beyhülfe zu erbitten; und weil diese wohl einsahen, „daß es ihre Sicherheit erfordere, sich untereinander „und mit einem Hauptherrn zu verbinden: so entstan„den endlich Landstände und Landschaften, wozu man „die Städte, welche damals das Hauptwesen aus„machten, auf alle Weise gerne zog.„

„Alle noch übrige Gesetze aus der güldnen Zeit, „worinne die Reichsmansi mit Eigenthümern besezt „gewesen waren, verschwanden in dieser Periode gänz„lich; wozu die Städte, diese anomalischen Körper, „welche die Sachsen so lange nicht hatten dulden wol„len, nicht wenig beytrugen, indem sie die Begriffe „von Ehre und Eigenthum, worauf sich die Sächsi„sche Gesezgebung ehedem gegründet hatte, verwirr„ten und verdunkelten. Die Ehre verlohr sogleich ih„ren äusserlichen Werth, so bald der Geldreichthum „das Landeigenthum überwog; und wie die Handlung „der Städte unsichtbare heimliche Reichthümer ein„führte, konnte die Wehrung der Menschen nicht mehr „nach Gelde geschehen. Es mußten also Leib- und „Lebensstrafen eingeführt, und der obrigkeitlichen Will„kühr verschiedene Fälle zu ahnden überlassen, wor„auf sich die alten Rechte nicht mehr anwenden, und „bey einem unsichtbaren Verhältniß keine neue finden „lassen wollten. Die Freyheit litt dadurch ungemein „und der ganze Staat arbeitete einer neuen Verfas-

„sung entgegen, worinne allmählig jeder Mensch, eben „wie unter den spätern Römischen Kaysern, zum Bür„ger oder Rechtsgenossen aufgenommen, und seine „Verbindlichkeit und Pflicht auf der blossen Eigenschaft „von Unterthanen gegründet werden sollte. Eine „Verfassung wobey Deutschland hätte glüklich werden „können, wenn es seine Grösse immerfort auf die Hand„lung gegründet, diese zu seinem Hauptinteresse ge„macht, und dem persönlichen Fleisse und baaren Ver„mögen in bestimmten Verhältnissen gleiche Ehre mit „dem Landeigenthum gegeben hätte, indem alsdann „die damals verbundene und mächtige Städte das „Nationalinteresse auf dem Reichstage mehrentheils „allein entschieden, Schiffe, Volk und Steuern be„willigt, und die Zerreissung in so viele kleine Terri„torien, deren eins immer seinen Privatvortheil zum „Nachtheil des andern sucht, wohl verhindert haben „würden.„

„Der vierten Periode haben wir die glückliche Lan„deshoheit oder vielmehr nur ihre Vollkommenheit „zu danken. Ihr erster Grund lag in der Reichs„vogtey, welche sich nach dem Maasse erhob und aus„dehnte, als die Carolingische Grafschaft, wovon uns „keine einzige übrig geblieben, ihre Einrichtung, Be„fugniß und Unterstützung verlor. Aus einzelen Reichs„vogteyen waren edle Herrlichkeiten erwachsen. Wo „ein edler Herr ihrer mehrere zusammen gebracht und „vereiniget hatte, war es ihm leicht gelungen, diese „Sammlung zu einer neuen Grafschaft erheben zu „lassen, und sich damit die Obergerichte in seinen Vog„teyen zu erwerben. Vornemlich aber hatten Bischö„fe, Herzoge, Pfalzgrafen und andere Kayserliche „Repräsentanten in den Provinzen die in ihren Spren„geln gelegne Vogteyen an sich gebracht, und sich dar„über mit dem Grafenbann, und auch wohl mit allen

„frem-

„fremde Gerichtsbarkeit abzuwenden, mit dem Frey-„herzogthum und der Freygrafschaft belehnen zu las-„sen. Der Adel, die Klöster und die Städte, wel-„che nicht unter der Vogtey gestanden, hatten sich „zum Theil gutwillig den Kayserlichen Repräsentan-„ten unterworfen, und der Kayser hatte zu einer Zeit, „da noch keine Generalpacht erlaubt und bekannt war, „sich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen „Beschwerden und mit wenigem Vortheile begleite-„te Ausübung der Regalien, wozu er sonst eigne Lo-„calbeamte hätte bestellen müssen, den höchsten Obrig-„keiten jedes Landes zu überlassen, und solchergestalt „sein eignes Gewissen zu beruhigen. Hiezu war die „Reformation gekommen, und hatte allen Landesher-„ren öftere Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, „welche sich aus obigen leicht folgern liessen, in ihrer „völligen Stärke auszuüben, insbesondere aber die „Schranken, welche ihnen ihrer Länder eigne von der „Kayserlichen Gnade unabhängige Verfassung entge-„gen gesezt hatte, ziemlich zu erweitern, indem sie „die Vollmacht dazu theils von der Noth entlehnten, „theils von dem Hasse der streitenden Religionspar-„theyen gutwillig erhielten. Und so war es endlich „kein Wunder, wenn beym westphälischen Frieden, „nachdem alles lange genug in Verwirrung gewesen, „diejenigen Reichsstände, welche nach und nach die „Vogtey, den Grafenbann, das Freyherzogthum und „die ganze Vollmacht des Missi in ihren Landen er-„langt hatten, die Bestätigung einer vollkommnen „Landeshoheit; andere hingegen, welche nur die Vog-„tey gehabt, jedoch sich der höhern Reichsbeamten er-„wehret hatten, die Unmittelbarkeit und in Religions-„sachen eine nothwendige Unabhängigkeit erhielten.„“

„Wenn man auf die Anlage der deutschen Ver-„fassung zurückgehet, so zeigen sich vier Hauptwendun-

„gen, welche sie hätte nehmen können. Entweder „wäre die erste Controlle der Reichsbeamten, per „missos geblieben. Oder aber jede Provinz hätte ei„nen auf Lebenszeit stehenden Statthalter zum Con„troleur und Oberaufseher aller Reichsbeamten er„halten. Oder ein neues Reichsunterhaus hätte den „Confedienten die Wage halten müssen; wenn man „den vierten Fall, nemlich die Territorialhoheit nicht „hätte zulassen wollen. Die erste Wendung würde „uns reisende und plündernde Bassen zugezogen haben; „oder alle Kayser hätten das Genie von Carln dem „Großen zu einem beständigen Erbtheil haben müs„sen. In der andern würden wir mit der Zeit, wie „die Franzosen das Opfer einer ungeheuren Menge „von Reichsgeneralpächtern geworden seyn. Schwer„lich würden auch unsere Schultern die dritte ertra„gen haben, oder die verbundnen Handelsstädte in „Ober- und Niederdeutschland hätten uns zugleich die „Handlung durch die ganze Welt, so wie sie solche „hatten behaupten, und das ganze Reichs- Kriegs„und Steuerwesen unter ihrer Bewilligung haben „müssen. Und so ist die leztere, worinne jeder Lan„desfürst die ihm anvertraueten Reichsgemeinen als „die seinigen betrachtet, sein Glük in dem ihrigen fin„det, und wenigstens seinem Hause zu Gefallen nicht „alles auf einmal verzehrt, allenfalls aber an dem al„lerhöchsten Reichsoberhaupte noch einigen Widerstand „hat, gewiß die beste gewesen, nachdem einmal große „Reiche entstehen, und die Landeigenthümer in jedem „kleinen Striche Städte und Festungen unter sich dul„den, Geldreiche Leute an der Gesezgebung Theil neh„men lassen, und nicht mehr befugt bleiben sollten, sich „selbst einen Richter zu sezen und Recht zu geben.„

„Dabey war es ein Glük sowohl für die catholi„schen als evangelischen Reichsfürsten, daß der Kay„ser

„ser sich der Reformation nicht so bedienet hatte, wie „es wohl wäre möglich gewesen. Luthers Lehre war „der gemeinen Freyheit günstig. Eine unvorsichtige „Anwendung derselben hätte hundert Thomas Mün„zers erwecken, und dem Kayser die vollkommenste „Monarchie zuwenden können, wenn er die erste Be„wegung recht genuzt, alles Pacht- Lehen- und Zinß„wesen im Reiche gesprenget, die Bauern zu Landei„genthümern gemacht, und sich ihres wohlgemeinten „Wahns gegen ihre Landes- Gerichts- und Gutsher„ren bedienet hätte. Allein er dachte zu groß dazu: „ (Der Recensent glaubt, daß die Geschichte hier ganz andere Ursachen angebe, als die große Denkungsart des Kaysers, der doch offenbar kein Feind von einer monarchischen Regierung gewesen ist:) „und eine sol„che Unternehmung würde, nachdem der Ausschlag „gewesen wäre, die größte oder treuloseste gewesen „seyn.„

Mit besonderm Vergnügen haben wir so viele Seiten abgeschrieben: und unsere Leser können darüber nicht unzufrieden seyn. Sie würden in einer Osnabrückischen Historie so lesenswürdige allgemeine Betrachtungen über die Geschichte und Verfassung von Deutschland schwerlich gesucht haben. Wir haben ihnen aber auch den Verf. überhaupt zeigen wollen, eben denjenigen Möser, den sie schon als einen sehr scharfsinnigen und witzigen Schriftsteller bey andern Gelegenheiten haben kennen lernen, wie er jetzo die Geschichte in der Verbindung mit den Rechten und Sitten behandelt. Ein kleiner Beweis, daß man pragmatisch und sogar witzig über die Geschichte schreiben könne, ohne doch seine eigene Erfindungen für Begebenheiten zu verkaufen. Auch ist der Ton den man bisher gehöret hat, zwar nicht in der Schreibart des Werks herrschend, aber doch in der Denkungs-

art des Verf. über diese Historie: und daraus entsteht ein voller, gedrungener Ausdruk, der uns in die Zeiten und Oerter selbst versezt, bey dem wir es lebhaft merken, daß uns Hr. M. immerfort begleitet. Schwer wird er einigermassen durch die eingemischte Sprache der ältern Zeiten, die gleichwohl noch zum Theil in den Gebräuchen und Rechten des Landes übrig ist. Aber die zahlreichen Anmerkungen enthalten sowohl die Erläuterung davon, als die Bestätigung der Erzählungen oder Vermuthungen durch die mit Wahl und Genauigkeit aufgestellten Zeugen. Eine große Kenntniß des deutschen Alterthums, und eine männliche politische Philosophie, die hauptsächlich in der Geschichte aufgewachsen ist, dürften wir wohl die größten Vorzüge dieser Arbeit nennen.

Von dem ersten Abschnitte haben wir es bereits angemerkt, daß Hr. M. darinne etwas zu merklich Erfinder gewesen ist, und sich die Geschichte zu abstrahiren gesucht hat — doch immer auf eine, für ihn rühmliche und dem Liebhaber der Geschichte nicht unnüze Art. Die darinne befindliche, kurze Einleitung in die älteste Verfassung des Osnabrückischen Landes, breitet zugleich über den alten Zustand von Deutschland überhaupt das angenehmste Licht aus. Die Gegenden, deren Geschichte er beschreibet, sind schwerlich als Colonien angebauet worden; sondern die ersten Einwohner haben sich vermuthlich in aller Freyheit niedergelassen. Priester und Könige waren einzele Wohner in ihren Häusern und Hofmarken: sie richteten über das Leben ihrer Familie und Knechte, ohne einander Rechenschaft zu geben. Jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger Staat, der sich von seinen Nachbarn mit Krieg oder Friede schied. Jeder Hausvater handhabete seinen eignen Hausfrieden, und da sie sich mehrerer Sicherheit halber enger verbanden,

den, ward diese Befugniß nicht aufgehoben. Keine Obrigkeit und vielleicht nicht einmal eine gemeine Gottheit erstreckte sich in eines Mannes Wehre: das gemeine Recht kam dem Hausrechte nur zu Hülfe. (S. 19.) Die gemeinschaftliche Nutzung eines Waldes, Weidegrundes oder Gebürges, wovon ein jeder seinen nöthigen Antheil nicht im Zaune haben konnte, vereinigte dem Anschein nach zuerst ihrer einige in diesen Gegenden. Dergleichen gemeinschaftliche Reviere heissen daselbst Marken und Markgenossen waren vielleicht die ersten Völker, da wo man sich einzeln anbauete. Das ganze Stift ist in Marken, worinne Dörfer und einzele Wohnungen zerstreuet liegen, vertheilet, und die Gränzen derselben treffen mit keiner Landes- Amts- Gerichts- Kirchspiels- oder Bauerschafts-Gränze zusammen. Diese Markverfassung und der darauf gegründete Friede dauert noch fort. (S. 21. fg.)

Nach dem Markfrieden scheinet noch ein besonderer Frieden gebildet worden zu seyn, durch welchen sich alle die verschiedenen Genossen einander Leib und Eigenthum gewähreten. Dazu gehörte eine gewisse feststehende Taxe oder Wehrung, das Wehrgeld, (S. 33.) und eine gesammte Bürgschaft, (S. 35.) diese zweyte Vereinigung scheint Mannie und deren Eingesessene scheinen Männer genannt worden zu seyn. Das Gegentheil davon waren Leute. (S. 44.) In Rücksicht auf den Krieg war die Mannie eine Heermannie, oder ein Heerbann. Und weil dazu niemand einen Knecht an seinen Plaz schicken mochte, so war der Stand eines Mannes oder Heermannes nothwendig ein Ehrenstand. (S. 47.) Nach andern Rechten der Wehren oder Männer, wird auch der Begriff des Wehrgutes festgesezt. (S. 53.)

Die dritte Vereinigung zur gemeinschaftlichen Staaten, entstand der Sicherheit wegen, und zeigt sowohl Edle als Mithner. (S. 57.) Der Ursprung der erstern ist schwer anzugeben. „Insgemein macht man, sagt der Verf. alles zu Herren und Knechten, um einen bequemen Plan zu haben; oder man glaubt, der Kriegesstand habe gewisse Menschen geadelt. Ersteres ist falsch, und lezteres unbestimmt. Es giebt kriegerische Nationen ohne Adel, und in Deutschland hat der Wehr zu Fusse und zu Pferde gedient. Das Wahrscheinlichste ist, daß man ausser dem gemeinen Heerbann, worinne alle Wehren die Waffen ergriffen, gleich anfangs annoch einige besondere und beständige Reuter erwählt, und solche gegen diese vorzügliche Last für ihre Personen von gemeinen Diensten, und für ihr Wehrgut von der gemeinen Reichslast befreyet, dieses auch wohl merklich vergrössert habe. Auf diese Art glaube ich, daß unter den freyen nordischen Nationen Adel und Allode zuerst entstanden, und der beständige Reuter zu dem Namen und zu der Ehre gelanget sey, womit er noch jezund pranget.„ (S. 58.) Wir übergehen, was Hr. M. von den Rechten des Adels, von dem Gefolge oder dem ältesten Dienstadel, und von der Kriegeszucht im Gefolge, anmerkt.

In der Nationalversammlung erschienen Edle und Wehren oder Gemeine, (zwey neben einander stehende und von einander unabhängige Stände,) zusammen. Der Priester handhabte darinne die Ordnung. Es redete wer das Ansehen und die Geschiklichkeit dazu hatte; der Anführer ward aus den Tapfersten gewählt; und mit dem Kriege hatte sein Amt ein Ende. Die Wehren machten eigentlich den Körper der Nation aus, und auf ihrer Bewilligung beruhte alles. Es ist aber zu bewundern, daß sie sich

in

in Sachsen bis auf Carln den Großen in dieser vollkommnen Unabhängigkeit gegen die Macht der Gefolge haben erhalten können, da sie kein Gesez gehabt zu haben scheinen, wodurch die Gefolge auf gewisse Weise wären eingeschränkt worden, und der Adel auch damals schon Schlösser und Festungen besaß. (S. 72.) Der Priester war es, welcher Edle und Gemeinen im Gleichgewichte erhielt. Er war nothwendig Edel und muß als ein unabhängiger geheiligter Nationalbeamter angesehen werden, der gleich dem Adel zwischen den Innungen gestanden, ohne zu einer einzigen insbesondere zu gehören. (S. 75.) Zu seinem Unterhalte diente, was wir jezt Regalien heissen, und damals Gottesrecht seyn mochte. Man verehrte ein allgemeines unsichtbares Wesen, glaubte aber nicht, daß sich solches durch ein Bild vorstellen, oder im Tempel einsperren liesse: vermuthlich, weil die Mark, worinne Gott seinen Tempel gehabt hätte, leicht den Vorzug und die Herrschaft über andere bekommen haben würde. Allein der besondere Gott einer Haushaltung, einer Innung, oder einer Mark, konnte gar wohl sein Bild und seinen Tempel an einem verabredeten öffentlichen Orte haben. Die Religion war ausserordentlich verstärkt, und bisweilen grausam; aber die Redlichkeit war mehr als eine gemeine Tugend, und gleichsam geheiligt. (S. 83.) Die Ursache des Westphälischen Leibeigenthums wird von S. 88. an gezeigt, und darauf von den Eigenhörigen nach Hausgenossenrechte gehandelt: So können wir auch die Untersuchungen von den Freyen und Nothfreyen, ingleichen von den Hoden, und dem Schutze ohne Hode, (S. 101. 109.) nur noch zum Nachlesen empfehlen; nicht weniger die Verbindung dieser gesammten Vorstellung mit der jezigen Verfassung des Osnabrückischen, (S. 113. fg.)

Der

Der zweyte Abschnitt beschreibt die natürliche Beschaffenheit dieses Landes, von den ältesten Zeiten an. Wir überschlagen viele schöne physikalische Nachrichten, und zeichnen nur einiges aus. Das berühmte Osnabrückische Linnen oder Lawend welches über England, Spanien, Portugall und Holland nach beyden Indien und in die heissesten Länder geführt wird, wird von den Einwohnern nach verrichteter Feld- und Hausarbeit im Hause bereitet, entweder von Flachs oder von Hanf. Mann, Frau, Kinder und Gesinde wenden die Zwischenräume ihrer Arbeit zum Spinnen an. „Der Vorzug dieser Art Manufaktur ist, daß sie lange mit Verlust fortgehen und doch bestehen kann; „weil die Zeit, so darauf gewandt wird, ohnehin „verlohren, und vielleicht übel angewandt gewesen „seyn würde. Hiernächst gehöret ein Nationalton „dazu, um Männer ohne Schimpf ans Rad zu bringen: und dieses zwingt der Gesezgeber in andern Gegenden nicht. Hierinne besteht das ganze Geheimniß, welches die Engländer suchen, und leichter finden als nutzen werden. Das Garn ist oft theurer „als das Linnen, und man webt doch fort, um sich „zwey Wege zur Ausfuhr zu versichern. Mit diesem „Linnen müssen alle Ausgaben des Landes bestritten „werden: und das glüklichste ist, daß das Geld dafür in die kleinsten Adern des Staats zurükfließe, „und nicht bloß einige Glieder belebt.„ (S. 133. fg.) Die Menge von Heuerwohnern, welche jährlich aus dem Osnabrückischen nach Holland geht, daselbst im Sommer ein Handlohn verdienet, und den Winter über zu Hause sizt und spinnt, ist ein grosser Gewinn für das Land. Sie sind frey, und ihr gröster Ehrgeiz ist, so viel zu erwerben, daß ihre Kinder einmal heurathen werden können, (S. 138.) Die Vortheile durch den dortigen Leibeigenthum werden ausführ-

lich

sich gezeigt. „Dieses Stift ist volkreicher als die daranstossenden Länder, und erhält jährlich mehr Einwohner, wozu die vollkommenste Freyheit in allen Arten von Handel und Nahrung; der glückliche Mangel einer eignen Kriegsmacht, die leidliche Regierungsform, die gute Gelegenheit nach Holland zu gehen, die grössern Beschwerden in den angränzenden Ländern, und besonders die Gemeinheiten, zu deren unentgeltlichem Mitgenuß die Beywohner leicht gelangen, sehr vieles beytragen.„ (S. 144.) Die Einwohner sind nicht unbillig schlechte Soldaten für gemeinen Sold, so lange ihnen die Ausflucht nach Holland mehrere Freyheit, manches Ebentheuer, ein besseres Auskommen und den glücklichen Muth giebt, ohne ängstliche Ueberlegung zu heyrathen. In ihrem Betragen und in der Sprache ahmen sie gern den Holländern nach, und sind hierinne glücklicher als diejenigen, welche den Städter, diese mißlungene Copey einer Nation, die beynahe das Gegentheil von der unsrigen ist, sich zum Muster erwählen. Der Ehrgeiz des Bauern sollte seyn, oder wenigstens dahin gelenket werden, das Nothwendige in seiner Vollkommenheit zu haben. Allein diesen Ton hat der deutsche Bauer überall verfehlet; und er wird es nie zu einer eignen Nationalgröße bringen. (S. 146.)

Im dritten Abschnitte, von der ersten Entdeckung der Osnabrückischen Gegend durch die Römer, bis auf Carln den Großen, findet man zuerst einige neue Aussichten über die älteste Verfassung unsers Vaterlandes, welche S. 160. darauf hinauslauffen, daß Germanien ein Waffenverein sey, welcher gegen die Scythen oder ein anderes mächtiges Volk von jener Seite errichtet worden. Die Völker aber, welche sich zwischen der Weser und dem Rhein niedergelassen haben, sind keine Germanier, sondern Saßen gewesen. (S. 166.)

(S. 166.) und zwar Cheruskische, Brukterische und Angrivarische Sassen. (S. 168.) Die Geschichte wird darauf von Cäsars Entdeckung an, durch die römische Kriege, bis auf die gänzliche Bezwingung der Sachsen von Carln dem Großen und ihre Vereinigung mit den Franken in Eine Nation, fortgeführet, (bis S. 255.) hier wünschten wir uns sehr vielen übrigen Plaz zu einem fruchtbaren Auszuge, den diese vortreflich erzählte, erläuterte und beurtheilte Geschichte so sehr verdienet; wir haben aber unsern Lesern schon zu viel von den ersten Abtheilungen gesagt, und aus dieser würde ihnen auch ein Auszug am wenigsten hinlänglich vorkommen.

Die vierte Abtheilung, von den Anstalten Carls des Großen in dasigen Gegenden, ist wegen der Folgen wichtig, die sich bis auf unsere Zeiten erstrecken. „Die allgemeine Reichsverfassung „sagt der Hr. V. neigt sich noch gegen den Punkt, woraus dieser Herr einen guten Theil von Europa beherrschte. Man muß seinen Stand zwischen den drey Erzbißthümern am Rhein nehmen, und daraus das übrige Deutschland übersehen? Wie viel Stimmen liegen dort im Klumpen? und unter einem fremden Einflusse? die drey ersten Kurfürsten in einem einzigen Creise.„ (S. 255. fg.) Carl theilte das Land in Bischofthümer und in Grafschaften ein. Leztere lagen wie unsere heutigen Aemter im erstern; nur mit dem Unterschiede, daß sie unmittelbar vom Kayser abhiengen, und bloß der geistlichen Aufsicht des Bischofs empfohlen wurden. Eine Gesandschaft (Missaticum, Legationsdistrikt,) oder ein Generaldepartements-Distrikt faßte mehrere Bischofthümer und Grafschaften in sich; und Westphalen oder der nachherige Erzstift Cöllnische Sprengel gehörte vermuthlich zu einer einzigen Gesandtschaft, so wie noch jezt zu einer Nuntiatur. Die

Kay-

Kayserliche Cammer machte unter der besondern Aufsicht des Gesandten ein eignes Departement aus, u. s. w. (S. 257.) Denn Herr Möser schildert nun das besondere Verhältniß der Bischöfe und ihre Sprengel, die Kirchenvögte, die Zehnten und Zehntpfunde, die Grafen und Grafschaften, die Hauptmannschaften oder Edelvogteyen, die Edelvogtshöfe, den so sehr vervielfältigten Adel, die Gemeinen, welche das meiste bey diesen Veränderungen verlohren, die übrig gebliebenen Schöpfen, die neuen Vogtsleute, den Antheil den die Gemeinen an der Gesetzgebenden Macht behielten, die Reichsbietine, und die Gerichtstage. Wiederum lauter Absätze, die voll von scharfsichtigen und lehrreichen Beobachtungen sind, in das Innerste der alten sächsischen Verfassung hineingehen, den rechten Weg zu den Quellen der Geschichte leiten, auch das Urtheil des Geschichtschreibers und Staatskundigen befestigen lehren. Selbst die Muthmassungen eines Möser sind uns erheblich.

Auf diese Einleitung, die allerdings für die ganze deutsche und sächsische Geschichte nicht minder wichtig ist als für die osnabrückische insonderheit, wird nun von dieser letztern der erste Theil, welcher bis dahin gehet, daß die Bischöfe von Osnabrük die Bestätigung sämmtlicher nach und nach an sich gebrachten Reichsvogteyen und die Grafenbänne darüber vom Kayser erhalten haben, bald nachfolgen. Indem wir dieses Versprechen aus der Vorrede hieher setzen, lesen wir daselbst von neuem eine vorzüglich schöne Stelle von dem großen Plan den sich ein deutscher Geschichtschreiber entwerfen muß, und von der Nothwendigkeit, den Einfluß der Philosophie, der übrigen Wissenschaften und Künste in die Staatshandlungen und Kriege, sichtbar zu machen. Wie viel hätten wir aber aus dieser Geschichte mittheilen müssen, wenn wir

alles

alles methodisch gefiel, auch dem Leser hätten vorlegen wollen.

***

XI.

Die Kriegskunst des Grafen von Sachsen, obersten Feldmarschalls Sr. Allerchristlichsten Majestät u. s. w. aus dem Französischen übersezt und mit einer Vorrede herausgegeben von Carl August Struensee, der Weltweisheit und Mathematik Lehrer auf der Königl. Preußischen Ritter-Akademie in Liegnitz. Leipzig und Liegnitz, verlegts David Siegert, Buchhändler. 1767.

Herr St. sagt in seiner Vorrede, daß die Erlernung der militarischen Wissenschaften durch die Schuld der Autoren, welche davon geschrieben haben, den unerfahrnen Anfängern unendlich schwer gemacht werde, theils weil sie ihre Schriften ohne Ordnung und zu weitläufig abgefaßt haben, theils auch weil diese durch den schönen Druck, und vielfältige unnütze Kupfertafeln so theuer gemacht werden, daß der arme Officier sie unmöglich kaufen kann. Wir gestehen, daß die Unordnung in diesen Schriften freylich ein unvermeidliches Hinderniß zu einer systematischen Erlernung der Wissenschaften sey; allein die Weitläuftigkeit, dächten wir, sollte man ihnen wohl nicht vorwerfen; nur Ordnung dabey, so wird der Leser gewiß bey dem weitläuftigen mehr gewinnen, als wenn er mit seinem Autor alles flüchtig übergeht und nur verwirrte Begriffe von dem, was er gelesen hat, zurük

zurück behält. Nun, sagt der Uebersetzer, um diese Werke den Lesern verständlicher zu machen, habe er sich vorgenommen, das nüzlichste aus den Schriftstellern auszuziehen, zu übersetzen, und auch seine eigne Gedanken, wo er es für gut befinden wird, mit beyzufügen. Er will sich nicht an die Ordnung derselben binden, sondern solche zu verbessern suchen, er hoft auch durch Weglassung alles unnöthigen diese Werke um ein beträchtliches von ihrem Kaufpreise herunter zu setzen. Dieses ist ein lobenswürdiges Vorhaben und alle diejenigen, welche die Kriegskunst zu erlernen suchen, müssen dem Hr. Pr. nothwendig Dank dafür schuldig seyn.

Er fängt zuerst mit der Uebersetzung der Rêveries du Comte de Saxe an, jedoch sagt er, damit er nicht hierbey einen bloßen Sammler und Uebersetzer abgebe, wolle er noch in der Vorrede einige Gedanken über die Theorie der Kriegskunst, die Schlachtordnungen der Infanterie, und Verbindung der leztern mit der Reuterey beyfügen. Er zeigt hierauf, wie nothwendig die Theorie der Kriegskunst sey, und widerlege diejenigen, welche behaupten, sie müßte durch die bloße Praxis erlernt werden. Wir geben hierin dem Uebersetzer vollkommen recht, allein wie er auf die Gedanken kommt, die réveries du C. d. S. als eine wahre und ächte Theorie der Kriegskunst seinen Lesern anzupreisen, das müssen wir gestehen, befremdet uns. — Wir haben bisher nur geglaubt, dieses Werk sey bloß ein Aufsaz einiger flüchtigen, und zum Theil unausgearbeiteten Gedanken, welche ihren Werth mehr durch das Ansehn ihres Verf. als durch sich selbst bekommen, und wir getrauen uns auch zu behaupten, daß wir uns hierin nicht geirrt haben, indem wir mit leichter Mühe zeigen könnten, daß ganz falsche und irrige Meynungen in diesem Buche als Wahrheiten

vorgetragen werden. Allein wenn dieses auch nicht wäre, so ist doch alles so kurz und allgemein abgehandelt, daß ein unwissender Leser wenig oder gar keine richtige Begriffe von dem mehresten erlangen wird. Wir wollen nur den einzigen Artickel von dem Krieg im Gebürge nehmen, worüber sich ohnstreitig viel gutes und nüzliches sagen läßt. Der Autor fängt ihn damit an, daß er sagt: il y a peu de chose a dire sur ce chapitre und in der That sagt er auch so peu de chose wie möglich davon. Was soll nun wohl hieraus gelernet werden? Wir verwerfen dieserhalb nicht schlechterdings die Réveries, sondern im Gegentheil gestehen wir gern, daß auch viele gute Gedanken darinn enthalten sind. Allein es gehört nothwendig Erfahrung und viel Beurtheilung dazu, wenn der Leser in den dreist entworfenen Planen des Verf. das wahre von dem wahrscheinlichen, geschweige oft falschen unterscheiden will. Da sich nun weder Erfahrung, noch große Beurtheilungskraft bey unwissenden Lesern vermuthen läßt, so dächten wir, könnte man solchen auch dieses Werk nicht als ein Muster vorzüglich anrühmen, denn bey einem jeden theoretischen Werke einer Wissenschaft wird Gründlichkeit verlangt. Der Leser muß niemals in Zweifel gelassen werden und nöthig haben, erst die Wahrheit lange zu suchen: hier finden wir wenig gründliches, viel untereinander geworfnes von gutem und schlechtem, hin und wieder Unwahrheiten, und größtentheils nur Réveries; allein wir glauben auch nicht, daß der Verf. jemals willens gewesen sey, seine Theorie für durchgängig wahr und richtig auszugeben; denn er sagt in seinem Vorbericht: toutes les Sciences ont des principes et des régles, la guerre seule n'en a point. Es wäre das erste Exempel, daß jemand eine Wissenschaft gründlich abgehandelt hätte, wenn

er ihr zuvor alle Grundsätze und Regeln, welche sie doch zur Wissenschaft machen, abgesprochen hätte: wenigstens sind wir versichert, daß der G. v. S. gewiß nicht für Anfänger geschrieben habe, indem er sein erstes Buch damit beschließt, daß er sagt: peu de gens m'entendront peut être, mais j'écris pour les connoisseurs, ils ne doivent pas être offensez de l'assurance, avec la quelle je pose mes idées.;

Wenn der Uebers. in Erwägung hätte ziehen wollen, was ein Werk von der Theorie der Kriegskunst in sich begreiffen müsse, so würde er diesem Buch nicht so viel Beyfall gegeben haben, denn bis jetzo existirt noch keine ganz wahre und ächte Theorie davon: Die Kriegskunst ist von einem so großen Umfange, daß es beynahe unmöglich ist, in allen ihren Theilen eine gleich große Kenntniß zu haben. Dazu gehören Genies, welche sich öfters in ganzen Jahrhunderten nicht zeigen. Wer sollte denn also wohl so dreist seyn, sich als einen vollkommenen Theoretiker in der Kriegskunst aufzuwerfen? und wer sollte sich vollends unterstehn, sich für einen Lehrer aller der Wissenschaften, welche die Kriegskunst ausmachen, auszugeben? dieses ist die Ursach, warum wir bisher noch kein Werk haben, welchem man den Nahmen einer gründlichen Theorie der Kriegskunst beylegen könnte. Wir haben Schriften eines Santa Crutz de Menzenado, Montecuculi rc. welche von allen Theilen der Kriegskunst gehandelt haben, allein man kann dieselben eigentlich nur wie Anfangsgründe dieser Wissenschaften ansehen, und sie würden zuvor noch einen geschikten Commentator brauchen, ehe wir sie einem ganz unerfahrnen Leser zur gründlichen Erlernung der Kriegskunst anpreisen wollten.

Bey demjenigen, was Hr. St. von den Schlachtordnungen des Fußvolks sagt, wollen wir im vorbeygehn

zehn anmerken, daß eine Canone nach Beschaffenheit ihres Calibers die Kugeln auf 3000. und mehrere Schritt, und Cartätschen auf 600. bis 700. Schritt trägt, da hingegen der Herr P. die Folardsche Colonne nur auf 600. Schritt dem Canonen- und auf 300. Schritt dem Cartätschenfeuer aussezt: Wir hätten auch gewünscht, daß der Uebersetzer, wenn er von der Unwürksamkeit dieser Colonne gegen ein starkes feindliches Feuer spricht, uns nicht die englische Colonne bey Fontenoy, und noch viel weniger die französische bey Roßbach zum Exempel angeführt hätte. Die erstre war keine Folardsche Colonne, sondern nur ein in Eil und Unordnung zusammengebrachter Hauffen von Menschen, welcher die Feinde mit Wuth angrif, und beynahe das Schlachtfeld behauptet hätte. Von der Roßbachschen Colonne aber, haben wir niemals etwas gehört. Die Franzosen marschirten Treffenweise, als die Preußen über sie herfielen, wenn nun ein Treffen rechts oder links abmarschirt, so heißt es alsdenn freylich eine Colonne; allein wie kann man eine solche Marschcolonne mit einer Folardschen vergleichen?

Was die Uebersetzung an sich betrift, so ist Hr. St. öfters von der angenommenen Ordnung des Gr. v. S. abgewichen, und wir müssen gestehn, daß selbiges jederzeit mit Grund geschehn ist, so daß die Eintheilungen in der Uebersetzung weit besser gerathen sind als im Original: Die Art des Gr. von S. den Krieg in Pohlen zu führen und seine Befestigung hat der Uebersetzer als einen doppelten Anhang zulezt angeführt, seine Betrachtungen aber über die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ganz weggelassen. Wir hätten in seiner Stelle die Lobrede der französischen Academie auf den Gr. v. S. gleichfalls weggelassen, weil dadurch die Anzahl der Bogen dieser Uebersetzung noch um etwas würde seyn verringert worden, welches doch

Hr.

Hr. St. nur zur Absicht hatte, und dieselbe zu Erlernung der Kriegskunst eben so unnütz ist, wie die Betrachtungen über die Propagation.

Die Schreibart des Hrn. St. ist, ohnerachtet die Materie an vielen Stellen sehr trocken ist, dennoch fliessend und angenehm genug, nur hätten wir es gern gesehen, daß er, wo solches thunlich gewesen, die Kürze des Ausdrucks vom Gr. v. S. beybehalten und weniger weitschweifig gewesen wäre: Hier ist eine solche Stelle, welche uns beym Aufschlagen ins Gesicht fällt; S. 107. „Der Herr von Greder, ein sehr angesehener Mann, und der eine geraume Zeit Befehlshaber des Regiments zu Fuß, so ich in französischen Diensten habe, gewesen ist, hatte zu einer Grundregel angenommen, daß die Soldaten bey keinem Treffen das Gewehr auf der Schulter tragen müssen, damit sie von dem Schiessen abgehalten würden. Ja, um dieses Schiessen noch mehr zu verwehren, so ließ er die Lunten am Schlosse nicht einmal zurechte machen. Er gieng also gerade auf den Feind los, und so wie der Feind zu feuren anfieng, setzte er sich mit dem Degen in der Hand vor die Fahnen, und rief den Soldaten zu, daß sie ihm nachfolgen sollten. Mit dieser Maasregel ist es ihm auch jederzeit gelungen, und auf diese Art schmiß er, besonders in dem Treffen bey Fleurnes (ist wohl ein Druckfehler, und soll Fleurus heissen) die Feinde, auf welche er stieß, über den Hauffen." Der Gr. v. S. giebt diese Stelle also: Monsieur de Greder homme de reputation et qui a longtems commandé le regiment d'infanterie que j'ai en France, avoit toujours pour maxime de faire porter le mousquet sur l'épaule dans les affaires, et pour être encore plus maitre du feu, il ne faisoit point compasser les

 méches,

méches, marchoit ainsi a l'ennemi, et dans l'instant qu'il commençoit a tirer (l'ennemi) il se jettoit devant les drapeaux l'épée a la main en criant à moi: cela lui a toujours réussi, et c'est ainsi qu'il défit les gardes de Friese, a la bataille de Fleurus. Uebersetzt, man hätte dieses füglich und einem militairischen Styl gemäß; also geben können: „Der Hr. von Goeder, ein Mann von vielen [illegible] „und welcher lange Zeit Befehlshaber meines Infan„terie Regiments in französischen Diensten gewesen ist, „hatte ein vor allemal zur Regel angenommen, bey „einem Treffen das Gewehr scharf schultern zu lassen, „und um noch mehr Herr über das Feuer seiner Leute „zu seyn, ließ er die Lunten gar nicht aufstecken. So „gleich er auf den Feind los, und wenn dieser zu feuern „anfieng; setzte er sich mit dem Degen in der Faust „vor die Fahnen, und rief, folgt mir! Es ist ihm be„ständig gelungen, und bey der Schlacht von Fleurus „warf er auf diese Art die Garde von Friesland."

An einigen andern Stellen hätte Hr. St. auch mehr den Sinn des Verf. beyzubehalten suchen sollen. Z. E. wenn der Gr. v. S. von den Mänteln spricht, welche er der Infanterie geben will; so sagt er: „ils peuvent se rouler, et s'attacher le long de la giberne sur le dos, das heißt nun nach dem Hr. St. S. 79. man kann sie zusammenrollen, und von dem Soldaten auf dem Rücken tragen lassen; ein paar Worte mehr, oder die Beybehaltung der Kupfertafeln hätten dem Leser die Meynung des Gr. v. S. erklärt, welche er unmöglich nach der Uebersetzung fassen kann. S. 141. heißt une épée roide ein gerader Degen; gerade und unbiegsam ist doch sehr weit von einander unterschieden. S. 189. werden die ponts oder pontons a charniére. (Brücken mit Gelenken, oder zum zusammen legen) Brücken mit Gewinden genannt.

genannt. S. 211. hätten des choses déshonorantes (Beschimpfungen) nicht durch unangenehme Vorfälle sollen übersezt werden: Dieses sind allerdings erhebliche Fehler bey einer Uebersetzung, da selbige aber nur selten bey der gegenwärtigen vorkommen, so muß man sie bloß einer kleinen Unachtsamkeit des Uebersetzers beymessen. Wir sind demselben jederzeit für seinen angewandten Fleiß verbunden, uns anstatt einer unzähligen Menge schlechter und eckelhafter Uebersetzungen beßre zu verschaffen, und wir sehen seinen fernern Bemühungen mit Vergnügen entgegen.

O.

XII.

Joh. Frid. Herelii Satirae tres. Altenburgi ex Offic. Richteria 1767. 8. 10 Bogen ohne die Vorrede.

Und weil bey uns alles übersezt seyn muß:

Dieselben deutsch. Altenburg 1767. 8½ Bogen in 8.

Man kann diesen schon bekannten Satyren eine hie und da glücklich angebrachte Wendung, eine leichte lateinische Schreibart nicht absprechen, aber dabey ermüden sie durch das Alltägliche und Triviale der Gedanken, die, in das Deutsche übertragen, unerträglich platt ausfallen. Noch möchten wir zur Ehre des Verf. wünschen, daß er immer, so wie meistens in der ersten Satyre: Oratio in laudem veterum librariorum, den Charakter der Satyre beobachtet und nicht in die Beschreibung von Metropolis und in den Brief eines Vaters an seinen stu-

 direndirenden

direnden Sohn solche Züge hineingetragen hätte, die, von der moralischen Seite betrachtet, seine Arbeit auch in unpartheyischer Leser Augen ganz verwerflich machen müssen. Wollte man aber auch dies bey Seite setzen, so kann man sich doch nicht entbrechen zu bemerken, wie an so vielen Oertern die vermeintliche witzige oder bittere Satyre offenbare Grobheit und Schmähung ist. Man vergleiche nur, ausser vielen andern Stellen, z. E. die in der überall zu bitter geschriebnen Vorrede, wo er den *Stupor* seiner Vaterstadt schildert, mit S. 72. u. fg. wo grade dasselbe von Morpyolis gesagt wird. Das dünkt uns die Grenzen einer bessernden oder belehrenden Satyre zu sehr überschreiten, und anstatt Satyren zu schreiben, anzüglich, oder noch etwas schlimmers zu werden.

Die Uebersetzung entspricht völlig ihrem äusserlichen Ansehn, d. h. sie ist höchst elend, und des Originals in allem Betracht unwürdig. Wer kann ohne Eckel das: indeme, einstweilen, kecklich, Beschwerniß, baum starke Lenden, der Bauch gürtt rc. lesen; die kindischen noch ganz lateinischen Perioden ausstehn, und die bübischen Schnitzer (zu reden mit dem Hrn. Uebers.) welche S. 29. 35. 38. 39. 40. 52. 55. kurz — überall vorkommen, ohne den Argwohn anzusehn, daß irgendwo ein junger rüstiger Sekundaner sich an eine Arbeit gewagt habe, die zur Zeit noch seinen Schultern zu schwer war.

A.

XIII.

XIII.

Die Verbesserung des Staats aus mathematischen und ökonomischen Gründen, oder vollständiger Unterricht von Landesvermessungen und daher entstehender vortheilhaftern Einrichtung der allgemeinen Landesökonomie und des Cameralwesens; worinnen gezeigt wird, wie alle Felder überhaupt ohne den Gebrauch eines Instrumentes zu vermessen, zu vertheilen, durch eine ganz andere Einrichtung zu verbessern und die Charten darüber zu verfertigen sind; alles aus richtigen Grundsätzen nach der besondern Beschaffenheit eines Staates also hergeleitet, daß sowohl der Landesherr die wichtigsten Vortheile daraus ziehen, als auch der Nahrungsstand der Unterthanen befördert, und das ganze Land in einen blühenden Zustand gesezt werden möge: Aus denen besten Landes-Vermessungs-Anstalten und vielfältigen Erfahrungen zusammen getragen, erweitert und verbessert durch Christian Heinrich Wilken. Frankfurt und Leipzig, bey August Lebrecht Stettin. 1765. 4. mit 8 Kupfern. Der erste Theil enthält die mathematische Gründe auf 3 Alphab. 2 Bogen, ohne die Zueignungsschrift und Vorrede. Der zweyte Theil die ökonomischen Gründe auf 1 Alph. und 4 Bogen.

Die Vorrede handelt von dem Ursprung der praktischen und theoretischen Mathematik; von ihrem Verhältniß gegeneinander; von der Lehr-

art und dem Nutzen der Mathematik. Bey Gelegenheit der Wurfmaschinen der Alten und der Werkzeuge, womit Archimedes die feindlichen Schiffe in die Höhe gehoben hat, macht der Hr. Verf. unsern Künstlern ein grosses Compliment: Kurz ein mittelmäßiger Ingenieur würde alle diese Vertheidigungskünste des Archimedes, ohne grosse Schwierigkeiten nachmachen können, wenn sie in unsern Zeiten noch so nützlich wären als damals. Das sollten wir doch nicht denken. Die Catapulten wenigstens haben unsre besten mechanische Köpfe nicht nachmachen können; ja man hat sie erst durch Modelle von der Möglichkeit ihrer Würkung überzeugen müssen.

Die Veranlassung zu gegenwärtigem Werk gab dem Verf. eine aufgetragene Vermessung, die er wegen Mangel der Instrumente mit der blossen Kette verrichten mußte. Denn da er gar bald die Fertigkeit erlangte, damit eben so richtig, als mit Instrumenten, zu rechte zu kommen; so faßte er den Entschluß, eine allgemeine Methode dazu fest zu setzen. Diese Methode hätte sich, so viel wir einsehen, auf wenigen Bogen vortragen lassen; es müssen also wohl noch andere Veranlassungen hinzu gekommen seyn, weil ein Buch von beynahe 5 Alphabeten daraus erwachsen ist. Wir wollen nun eine nähere Nachricht von dessen Inhalt geben.

Das erste Hauptstück, bis Seite 150, enthält die zum Feldmessen nöthige Buchstabenrechenkunst. Wir haben hier nichts gefunden, was auf die Messung mit blossen Kette und Stäben, oder auf die Verbesserung des Staates, eine nähere Beziehung hätte, als auf irgend einen andern Gegenstand, bey dem man von der Drehstubenrechnung Gebrauch machen kann.

Das zweyte Hauptst. S. 151. bis 324. handelt von den Gründen der praktischen Geometrie. Zuerst

wird

wird angewiesen, wie jeder Meßkünstler, für sein Aug, die Größe des kleinsten noch sichtbaren Punktes bestimmen müsse; und wie man daraus die Größe derjenigen unvermeidlichen praktischen Fehler berechnet, die daher rühren, daß würkliche Linien nicht durch mathematische, sondern durch praktische Punkte, die selbst eine Größe haben, begränzt werden; würkliche Flächen durch praktische Linien, würkliche Körper durch praktische Flächen. Da wir bey Messung dieser würklichen Größen, uns um den ganzen Betrag ihrer Gränze irren können; so wird gezeigt, was dieses für Einfluß hat auf die Messung der Winkel, auf den Inhalt der Rechtecke, Dreyecke und anderer Figuren.

Hierauf kommt der Verf. auf die Vorzüge der sogenannten Triangularmethode: Weil alle würkliche Größen desto genauer bestimmt werden können, je näher wir denselben kommen können; so behaupten alle Mathematicker, mit gutem Grunde, daß die Messung mit der bloßen Kette die genaueste sey. Da auch die Erfahrung lehret, daß sie zugleich wegen ihrer Kürze sehr vortheilhaft ist, so tragen wir kein Bedenken, sie allen andern vorzuziehen und einzig und allein in gegenwärtigem Werk vorzutragen u. s. f. Dieses stunde zwar dem Verf. auch ohne Anführung der Beweggründe frey; allein gegen den ersten Grund selbst liessen sich solcherige Einwendungen machen, zumal in den Fällen, wo man die Messung der Winkel nicht vermeiden kann, und gezwungen ist, sie mit der Kette, an kleinen Schenkeln, zu verrichten. Den leztern Grund aber können wir ganz und gar nicht einräumen; denn ein grosses Dreyek ist offenbar leichter mit Hülfe einer Seite und zweyer Winkel, als aller drey Seiten, aufzunehmen; und ein Winkel ist viel geschwinder mit dem Winkelinstrument, als mit der Kette, gemessen.

Hier

Hierauf folgen die Aufgaben, aus den gemessenen Theilen eines Dreyeckes die übrigen Theile, den Inhalt, die Folge der Fehler bey den Messungen zu berechnen und leztere auf die sicherste und wahrscheinlichste Art zu vertheilen. So wird z. B. gezeigt, daß ein Feldmesser, der bey Aufnehmung eines Dreyeckes eine Seite und zween Winkel mißt, und zwar leztere mit einem Instrument, wo er um 20 Minuten fehlen kann, Gefahr lauft, bey Berechnung der beyden andern Seiten einen Fehler zu begehen, der 71 mal grösser ist, als er entschuldigt werden kann. Dergleichen Untersuchungen können freylich manchem Feldmesser das Herz schwer machen, der bisher mit sich und seiner kleinen Bussole innigst zufrieden war. Den Beschluß macht die Eintheilung der Felder. Es werden auch hierzu diejenige Methoden angewiesen, bey denen man wahrscheinlich die kleinsten Fehler begehet, wenigstens die Anhäuffung der begangenen Fehler vermeidet.

Das dritte Hauptst. S. 325. bis 545. von der Vermessung der Feldmarken. Wir übergehen hier alles, was theils ohnehin bekannt genug ist, theils auf die Messung mit blosser Kette keine nähere Beziehung hat, als auf andere Messarten. S. 349. u. f. wird angewiesen, wie man mit Hülfe der Kette diejenige Winkel messen kann, die aus beständigen Halbirung des Winkels von 60 und 90 Graden entstehen. Man theilt nemlich die Kette in 3 Theile, und läßt sie so ausspannen, daß sie ein gleichseitiges Dreyeck einschließt; so hat man den Winkel von 60 Graden, den man alsdenn so lange auf dem Felde halbirt, bis man zu dem vorgeschriebenen Winkel gelanget. Eben so kann man, mit Hülfe jenes Dreyeckes und seiner halbirten Grundlinie, einen rechten Winkel machen und diesen so lange halbiren, als es nöthig ist. Wir

können kaum glauben, daß der Hr. V. dieser überaus langweiligen, und wegen öfterer Halbirungen und so großer dabey vorkommender praktischen Punkte, nicht weniger mißlichen Methode, einen Vorzug vor einem mittelmäßig guten Instrumente geben sollte. Doch die folgende Aufgabe ist uns noch anstößiger: Vermittelst der Kette die Winkel nach Graden und von 4 zu 4 Minuten zu messen. Um es kurz zu sagen, so soll man so viele, von 30 zu 30 Graden abgetheilte, große Winkelscheiben auf das Feld verzeichnen, als man Winkel zu messen hat. Da man aber am Ende gleichwohl noch die Sehne des Winkels messen und die dazu gehörigen Grade in der Tabelle aufsuchen muß; so sehen wir nicht ein, wozu die ganze übrige Construktion eines regulären Zwölfeckes nutzen soll? Doch der Hr. Verf. sagt es im Zusaz: Misset man mit dem Winkelmesser, so haben indeß die andern Arbeiter nichts zu thun; misset man aber die Winkel mit der Kette, so müssen sie sich alle beschäftigen, und laufen indeß nicht Gefahr, daß ihnen die Hände erstarren, wenn es etwa kalt wäre; wie denn die Mensul dem Hrn. Verf. einmal eine Unpäßlichkeit von etlichen Tagen zugezogen hat, hinc illae lacrymae; hingegen hat er sich 1760. bey der Triangularmethode sehr wohl auf befunden. Gegen diese diätetische Gründe können wir nichts einwenden.

Wenn, bey obiger Messung des Winkels, das Erdreich nicht horizontal ist, so muß man die wagrechte Lage der Kette auf eine andere Art bestimmen; man spannet sie nemlich so aus, daß der eine senkrecht gesezte Kettenstab den Tangenten des mit der Kette beschriebenen Bogens abgiebt. Wir würden aber auch hierbey einem mittelmäßig geübten Auge mehr trauen, als der obigen Methode.

Was

Was ist das für eine krumme Linie S. 371, deren jegliche einzelne Punkte sich in einer Ebene befinden, welche gegen die Horizontalfläche rechtwinkelig geneigt ist? Wir dächten: einzelne Punkte kann man sich, auf was für einer Fläche man will, gedenken; der Hr. Verf. hat etwa sagen wollen: deren sämtliche Punkte, oder kürzer: eine krumme Linie in einer senkrechten Ebene. Dergleichen krumme Linien, oder überhaupt jede andere, sie mögen sich auf einer Ebene gedenken lassen oder nicht, auf die Horizontalfläche zu reduciren, ist allerdings eine der wichtigsten Aufgaben der Feldmeßkunst; sie kommt bey unebenen Erdreich alle Augenblicke vor; und der Hr. V. eifert mit Recht gegen diejenige Feldmeßbücher, die sie fast gar nicht einmal berühren. Nur können wir uns unmöglich überreden, daß das hier vorgeschriebene Verfahren, mit blosser Kette und Stäben, eine hinlängliche Genauigkeit geben soll; zudem dürfte es in den meisten Fällen schwer halten, zween schikliche Standpunkte zu finden, aus denen man die sämtliche, auf der krummen Linie ausgesteckte Stäbe, übersehen kann, zumal wenn diese stark und oft gekrümmet ist. Ausserdem aber geben wir dem V. völligen Beyfall, daß seine Vorschrift (jedoch mit Beyhülfe eines guten Winkelmessers) unendlich leichter und, weil die Fehler sich nicht häuffen können, richtiger ist, als wo man die zu reducirende krumme Linie mit der Kette unmittelbar misset. Allein man bekommt auch nichts als die reducirte Linie; hingegen bey der würklichen, und mit dem Gebrauch der Wasserwage verbundenen Messung erhält man zugleich den Durchschnitt des Berges, und also vollständigere Begriffe von der aufgenommenen Gegend.

Bey Aufnehmung ebener Felder, in denen man nach Gefallen herum gehen, oder die man auch nur umgehen

ziehen kann, finden wir nichts anzuzeigen, als daß im lezten Fall der Hr. Verf. den Rath giebt, die Messung eines Teiches vorzunehmen, wenn er gefroren ist; weil man alsdenn die Bogen zu Messung der Winkel, mit der Kette als Radius, auf dem Eise selbst beschreiben kann. Der Verf. glaubt, Maupertuis würde, bey der berühmten Messung unter dem Polarzirkel, besser gethan haben, statt eines Instrumentes von 4 Schuhen im Halbmesser, das 15 Secunden angab, mit einer Kette von einigen Toisen die Winkel zu suchen; und daß ein am Limbus angebrachtes Mikrometer die vom Auge herrührende Fehler nicht verringere, weil es nicht die Abtheilungen des Werkzeuges allein, sondern zugleich das Haar oder den Weiser mit vergrößere. Dieser Einwurf, und daß der Hr. V. die, statt der Dioptern oder statt seiner in die Kettenglieder gehenkten Meßstäbe, anzubringende Fernröhren und ihre überausgroße Vortheile gar nicht in Betrachtung ziehet, erregt bey uns die Vermuthung, daß ihm der Gebrauch guter Winkelmesser, die zum theil manchen astronomischen Quadranten wenig nachgeben, nicht sehr geläuffig seyn müsse; und da dürfte es freylich eben so sicher seyn, die Winkel mit der Kette, als mit schlechten Astrolabien zu messen.

Die folgende Aufgaben, von Aufnehmung krummer Linien auf wagrechten Ebenen, von Vermessung der Gehölze, Dörfer, ganzer Feldmarken, enthalten viele gute Methoden und nüzliche Anmerkungen von denen man Gebrauch machen kann, wenn man sich gleich nicht an die Stäbe und Kette allein binden will. Eben dieses müssen wir auch von der parallelen Eintheilung eines Grundstückes, in welchem zuvor die Antheile der Interessenten zerstreuet waren, sagen. Den Beschluß macht eine sehr artige ökonomisch-geodätische Aufgabe; nemlich die Eintheilung einer Gemein-

meinweise unter die Interessenten, nach Verhältniß des Nutzens den jeder bisher davon genossen, und nach Maaßgabe der grössern oder geringern Güte der verschiedenen Reviere dieses Grundstückes.

Das vierte Hauptst. von Verfertigung der Feldcharten, enthält nichts als die allergewöhnlichsten Dinge.

Zweyter Theil. Von den ökonomischen Gründen.

Das erste Hauptst. zeigt die vornehmsten Fehler der Feldmarken und die Nothwendigkeit ihrer Vermessung. Jene rühren hauptsächlich von der Zerstreuung der Aecker einzelner Eigenthümer. Zu den Gründen, die eine genaue Landesvermessung nothwendig machen, gehöret, ausser der proportionirlichen Eintheilung der Abgaben, vornemlich die Verbesserung der Oekonomie, die sich ohne vorhergehende genaue mathematische und physikalische Kenntniß der liegenden Güter, nicht gedenken lässet.

Zweytes Hauptst. von den verschiedenen Absichten der Landesvermessungen. Entweder der Landesherr verlanget nur den Werth der Grundstücke zu wissen, um den Contributionsfuß darnach einzurichten; oder er hat vor, durch die Vertheilung und Zusammenziehung der Aecker das ganze Landwesen auf einen bessern Fuß zu setzen, u. s. f. In Ansehung des ersten wird gezeigt, wie man den Werth der Grundstücke zu bestimmen habe. Die zwote Absicht macht weit mehr Schwierigkeit. Die Grundsätze dazu sind: daß niemand durch die Vertheilung vervortheilet, sondern vielmehr eines jeden privat Umstände, so wie aller überhaupt, verbessert werden; und daß ein jedweder Interessent, sowohl an Menge als Güte, dasjenige wieder erhalte, was er zuvor gehabt hat. Allein, wie erfährt man, was jeder vorher gehabt hat? hier

nimmt

nimmt man seine Zuflucht zu Urkunden, zur Angabe oder Aussage der Interessenten selbst, zur speciellen Vermessung. Wie es nun hierauf mit der neuen Repartition, Verlosung, Vertauschung der zusammengezogenen Grundstücke, besserer Einrichtung der Heerstrassen, Feldwege und Trifften anzufangen ist; was wegen der Brachfelder, der Wiesen und ihrer Verbesserungen und Reparaturen, Aufhebung der Kuppelhute, Anlegung der Kleefelder und Maulbeerplantagen, wie auch bey dem Forstwesen, zu beobachten ist; das wird hier alles wohl auseinander gesetzet, verstattet aber nicht füglich einen Auszug.

Das dritte Hauptst. von der Beschreibung über die Feldcharte. Sie enthält Nachrichten, die sich auf der Charte selbst nicht anbringen lassen, z. B. eine genaue Beschreibung von allen liegenden Gründen der Unterthanen, den darauf hafftenden Rechten und Lasten; von ihrem Ertrag; vom Zustand der Wohnungen, der Viehzucht, und den Mitteln wie ein jedes Hauswesen verbessert werden könnte. Dazu werden hier umständliche Anleitungen gegeben, auch in zwo Tabellen Muster vorgeleget, wie das kurze Verzeichniß dieser Beschreibung, sowohl in Ansehung einzelner Einwohner als ganzer Dorfschaften, einzurichten ist.

Das vierte Hauptst. von der Einrichtung der Landesvermessung, z. B. welche Personen zuerst ihren Rath dazu geben müssen; wie ihre Gutachten zu prüfen sind; wornach sich die Grössen der Kosten richten muß; von den niedrigern Vermessungsbedienten; daß es gut ist, wenn man dem Geometra zugleich die ökonomischen Geschäfte bey der Vermessung anvertrauet; die erforderliche Eigenschaften eines geometrischen und eines ökonomischen Vermessungs-Commissars; wie beede ihre untergebene Gehülfen unterrich-

ten und anweisen; wie die Feldcharten untersucht werden; von Aufbehaltung der Feldmessungsurkunden; Verpflichtung der Bedienten; Salarien; Beschwerden der Unterthanen; Nachmessungen u. s. f.

Das fünfte Hauptst. handelt von dem Nutzen der Landesvermessungsurkunden.

Aus unsrer kurzen Anzeige wird man schon abgenommen haben, daß dies Werk manches brauchbare überhaupt enthält, und wie vielen nützlichen Unterricht von größern Vermessungen der zweyte Theil insbesondere ertheilet. Dergleichen Nachrichten sind desto schäzbarer, weil man sie in andern Büchern dieser Art, die mehrentheils nur bey dem bloß geometrischen stehen bleiben und sich auf die Vermessung schon getheilter Felder einschränken, oder die Theilung ohne Rücksicht auf ökonomische und moralische Grundsätze anweisen, vergebens suchet.

L.

XIV.

Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen. Von Moses Mendelssohn. Berlin und Stettin bey Friedr. Nicolai 1767. 20 1/2 Bogen in 8.

Eben desselben vermehrte und verbesserte Auflage. 1768. 15 Bogen, in 8.

Daß diese Schrift des Hrn. Moses den Bedürfnissen unsrer Zeit recht angemessen sey, wird ein jeder wohl zugestehn; die Erfahrung lehrt es schon jezt, und wird es noch mehr lehren. Sein Vortrag ist so gefällig, seine Beweisgründe sind mei-

sten-

stentheils so treffend, seine Auflösungen so scharfsinnig, er breitet ein so helles Licht über den Weg den er geht, sein Ton ist dabey so bescheiden, und seine Materie begeistert ihn dann und wann zu einer so ungesuchten Beredsamkeit des Herzens; daß nicht leicht ein Zweifler an seiner Unsterblichkeit sich mit irgend jemand lieber auf die Untersuchung einlassen wird, als mit ihm. Auch das ist seinem Beweise nicht wenig vortheilhaft, daß er ihn dem Socrates, der sich so heiter zum Tode rüstet, in den Mund legt, zu welchem wir uns schon mit Ehrerbietung für seine Weisheit und Unschuld hinzunahen. In der neuen Ausgabe sind einige Stellen, die manchen Lesern noch dunkel seyn konnten, mehr ins Licht gesezt und mit schiklichen Exempeln erläutert worden, in deren Wahl der Verf. überhaupt sehr glüklich ist; und denselben ein Anhang beygefügt, in welchem er einigen Einwürfen zu begegnen sucht, die theils seine Beweisgründe selbst, theils die Art sie vom Socrates vortragen zu lassen, betreffen. In beyderley Absicht wollen wir auch unsre Gedanken sagen.

Der Verf. beweiset, daß die Seele nicht mit dem Leibe sterbe; daß sie auch nicht wie dieser zusammengesezt seyn könne; und endlich, daß sie nach der Anlage ihrer Natur vom Schöpfer zur Fortdauer und zum Wachsthum an Vollkommenheit bestimmt sey: dies ist der Inhalt seiner drey Gespräche. Die Seele stirbt nicht mit dem Leibe. Denn, spricht er, der Tod ist eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes, folglich eine Abwechselung der vorhandenen Bestimmungen desselben in entgegengesezte, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte hervorgebracht wird. Diese ursprüngliche Kräfte sind stets wirksam, stets lebendig, (so wenig wir diesen Saz läugnen, so wünschten wir doch, weil die ganze Beweiskraft dar-

auf ruhet, daß er Lesern von anderer Denkungsart klar und überzeugend gemacht worden wäre.) Sie wirken aber nicht so, daß sie grade von einem entgegengesetzem zum andern fortgehen; sondern durch unmerkliche Uebergänge und Wirkungen, welche in einer stetigen Reihe auf einander folgen, und eine Veränderung nach der andern unaufhörlich hervorbringen. Plözlich bewirken also die Kräfte der Natur den Tod nicht, sondern allmählig (aber wie ist es mit dem gewaltsamen Tode, und überhaupt mit allen willkührlich zusammengesezten Kräften der Natur, um plözliche Wirkungen ohne Uebergang zu verursachen?) den Tod des Leibes durch stuffenweise Veränderungen, welche die zu seinem Leben zwekmäßige Zusammensetzung aufheben. Aber es geht kein Theil dabey verlohren; die zerfallenen Theile fahren fort zu seyn, zu wirken, zu leiden, getrennt und zusammengesezt zu werden u. s. w. Nichtseyn oder Zernichtung kann die Natur nicht zuwege bringen. Wie kann nun die Seele durch die Kräfte der Natur sterben? Nicht plözlich, denn sie wirken allmählig; und Zernichtung durch ein Wunderwerk dürfen wir nicht befürchten: nach und nach muß sie also durch unzählige Verwandelungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, aufhören eine Seele zu seyn. Die Kräfte des Leibes nehmen ab, und nähern ihn dem Tode. Geht es mit den Seelenkräften in gleichen Schritten? (Nicht immer, oder vielmehr sehr selten: und uns wundert, daß der Verf. diesen Erfahrungen nicht nachgegangen ist.) Der Leib stirbt, die Verwesung folgt. Sollen alle Empfindungen, Gedanken u. s. w. der Seele sogleich verschwinden? Unmöglich; das wäre eine Zernichtung: und zernichten kann die Natur nicht. Sie wird also fortdauern, ewig vorhanden seyn; wirken und leiden; folglich Begriffe haben u. s. w. Kann denn

die Seele ohne diesen gegliederten Leib fortdenken? Ja dürfen wir denn so schliessen, weil sie hier nicht ohne ihn denkt, so kann sie es gar nicht? Kann sie nicht nach andern natürlichen, aber überirdischen Gesetzen fortdenken? Und denkt sie fort, weil sie nicht vernichtet ist; so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muß sie diese Begriffe gern, jene ungern haben wollen; so muß sie einen Willen haben, und will sie, so strebt sie nach dem höchsten Grade ihres Wohlseyns. Dieses Wohlseyn ist nicht Sinnlichkeit, weil sie ohne Leib ist; nicht großes Vermögen, wo kein Eigenthum mehr besessen werden kann; nicht Ehre, welche auf irdischen Vorzügen beruht, sondern solche, welche aus Weisheit, Tugendliebe, Erkenntniß der Wahrheit und Anschauen der Gottheit entspringt. (Wer diese Ideen durch die Erziehung des Christenthums glauben gelernt hat, der hört sie zwar gern aus des Socrates Munde: ob dieser aber einen so festen und zuversichtlichen Blik darauf habe richten können, als ihn Hr. M. durch seine eigne Seele darauf richten läßt, das ist noch eine Frage, die zu untersuchen wäre.)

Aber wie? könnte man sagen, wenn nun das Vermögen zu denken, eine Eigenschaft des Körpers, oder ein Resultat seiner Zusammensetzung wäre, muß dann das Vermögen zu denken, nicht mit der Zusammensetzung zugleich aufhören? Oder gesezt, dem sey auch nicht so; gesezt die Seele bestehe für sich und daure nach dem Hintritt des Leibes fort; wer steht uns dafür, daß sie ohne Eindrücke der Sinne in ihrer Thätigkeit wachse, und sich nicht vielmehr so verändere, daß sie von ihrer Schönheit verliere, und in Schlaf, Dunkelheit, Schwindel und Ohnmacht hinabsinke? Diesen doppelten Zweifel hebt der Verf. in den beyden folgenden Gesprächen. Im zweyten thut er dar, daß

die Materie nicht denken, oder durch Zusammensetzung ein Gedanke entstehn könne; und dies zeigt er auf eine für aufmerksame Leser so befriedigende und einleuchtende Art, daß wir kaum glauben, es könne mit Bestand etwas erhebliches gegen seinen Beweis eingewandt werden. Es würde uns zu weitläuftig seyn, ihn hier zu zergliedern; und wollten wir ihn in wenig Worte fassen, so würde er dunkel werden. Die Hauptsache kömmt darauf an: Das Resultat jeder Zusammensetzung entsteht entweder aus der Lage und Folge der Theile, welches ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung unmöglich ist, folglich das Vermögen zu denken voraussezt, es selbst aber nicht seyn kann; oder aus der Wirksamkeit der Kräfte seiner Bestandtheile. Diese sind entweder der denkenden Kraft unähnlich oder ähnlich. Sind sie ihr unähnlich, so können sie durch die Verbindung nicht anders werden, als sie sind, aber dem denkenden Wesen in der Zusammensetzung wohl anders scheinen, als sie es ohne dieselbe scheinen werden. Diese Verschiedenheit sezt also wieder ein denkendes Wesen voraus, aber macht es nicht. (Dies ist die einzige Stelle, wo wir noch kein völliges Licht sehen.) Sie müßten ihr also ähnlich, folglich auch Vorstellungskräfte seyn. Und so wäre entweder die unendliche Menge von Begriffen u. s. w. unter alle diese Bestandtheile zerstreut; dies streitet aber mit der innerlichen und genauen Verknüpfung aller Vorstellungen und Neigungen unsers Geistes, und dem Bewußtseyn dieser innigen Verknüpfung: Oder ein einziges muß unter ihnen seyn, das diese ganze Menge in sich fasset; folglich muß es ein einfaches Wesen seyn, und das ist die Seele. Dies wird nun noch auf Ausdehnung und Bewegung angewandt, und der allgemeine Schluß daraus gezogen, daß das begreifende allezeit vor dem begreiflichen vorhergehe; die

Seele

Seele also kein Resultat weder von Ausdehnung noch Bewegung seyn könne.

Wir kommen auf das dritte Gespräch. Ob die Seele nach der Trennung vom Leibe besser oder schlechter werde, das hängt von Gottes Rathschluß, den er über sie gefaßt hat, ab. Und hier ist nicht die Frage von einer Seele, sondern von allen Seelen, von dem ganzen Geschlecht der Geister, welches den Endzwek der Schöpfung enthält, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu seyn. Was hat Gott mit diesem Geschlecht vor; wozu hat er es bestimmt? Das muß aus der Anlage ihrer gemeinschaftlichen Natur erkannt werden. Und welche ist sie? diese; daß alle endliche Geister anerschaffene Fähigkeiten haben, welche sie durch Uebung entwickeln und vollkommener machen können. Das mehr oder weniger thut nichts zur Sache; es giebt wohl Grade, aber keine wesentliche Unterschiede. Sie haben alle ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist unaufhörliches Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur ist eine unerschöpfliche Quelle, diesen Trieb zu sättigen. (Dies wird mit einer aus innerm Gefühl dieser Anlage strömenden Beredsamkeit dargethan, und der Schluß daraus gezogen, daß dieser unendliche Fortgang zur Vollkommenheit auch die Bestimmung des Geistes, und Gottes Absicht mit demselben sey.) — Ein neuer und höchst treffender Beweis für die Unsterblichkeit, den wir dem H. Moses zu danken haben, ob er gleich so einleuchtend klar ist, daß man es kaum begreifen kann, wie nicht schon andere darauf gestossen haben, ist der. Ist dies Leben das einzige und das lezte Ziel unsers Bestrebens, so gelten keine Verbindlichkeiten und Pflichten mehr. Wir haben dann ein Recht, der

Untergang der Welt zu verursachen, um uns das Leben zu fristen; unsre Nebenwesen haben eben das Recht: und so ist Zerrüttung und Verwirrung in der ganzen sittlichen Welt. Die Natur hat dann kein Recht mehr, uns Pflichten vorzuschreiben, welche nicht auf die Erhaltung des Lebens abzielen: und doch thut sie es durch die moralischen Anlagen selbst, welche in unsre Seele gelegt sind. Welcher Widerspruch, und welche Mißhelligkeit der Natur, und unsrer innern Einrichtung und der ganzen Verbindung der vernünftigen Wesen! (dieser Beweis, welcher hier nur im allgemeinen geführt ist, würde von bewundernswürdiger und beschämender Kraft für nicht ganz verwilderte Zweifler seyn, wenn er ausführlich behandelt, und in Beziehung auf die unentbehrlichsten und interessantesten Pflichten des menschlichen Lebens gleichsam anschauend dargestellet würde.) Endlich leitet uns der Verf. auch von der anscheinenden Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schiksale der Menschen auf Gottes Gerechtigkeit und Weisheit, welche alles endlich auflösen, und ins Gleiche bringen wird.

Wir eilen, um noch darüber unsre Gedanken zu sagen, daß der Verf. den Socrates redend eingeführt hat. Sehr interessant macht dies die vorgetragene Materie, das wird jeder mit uns erkennen; aber es scheint uns doch auch einzuleuchten, daß Inhalt und Einkleidung nicht immer dem Socrates angemessen sey. Was den Inhalt betrift, so behauptet zwar der Verf. im Anhange, daß die Alten sich bereits der Sätze bedienet hätten, welche er zum Grunde seines Beweises legt: er habe sie nur entwickelt, und mit der unsern Zeiten angemessenen Deutlichkeit vorgetragen. Allein dies macht eben das unterscheidende unserer und der alten Zeiten aus. Die Alten haben freylich alle die Sätze gebraucht, die wir jezt

zum Grunde legen; aber es geschahe nur gelegentlich, sie sahen sie nicht immer in dem allgemeinen Lichte, sie führten ihre Raisonnemens nicht mit der Festigkeit auf sie zurük, als wir es oft thun können. Leihen wir ihnen unser Licht, bringen wir ihre besondere Anwendungen auf allgemeine Grundsätze: so geben wir ihnen zwar den Schein, als hätten sie mit uns gleiche Schritte in der Erkenntniß gethan, aber verwirren wir nicht auch dadurch die Geschichte des menschlichen Verstandes, und machen die zarten Spuren schwebend und unsicher, daran wir seine fortgehende Entwickelung erkennen können. Wenn Plotinus, der mehr als 600. Jahr nach dem Socrates gelebt hat, einige Ideen näher entwickelt hat, kann man wohl eben dieselben dem Socrates in den Mund legen, ohne wider das Costume zu handeln? und wie viel weniger vermeidet man dies, wenn man ihn ganz in das Licht der neuern Weltweisheit versezt.

Doch ich bleibe nicht blos bey den Weltweisen stehen. Socrates äussert sehr oft in seinem Vortrage Erkenntnisse und Ideen, welche über seine ganze Unterredung eine gewisse Heiterkeit verbreiten, ihm einen Ton der sichern Gewißheit geben, und den Beyfall gegenwärtiger Leser für das übrige anziehen; die aber aus der Fassung seines Geistes nicht hergenommen, sondern ursprünglich aus dem Christenthum geschöpft sind, und nun entweder für wahr erkannt werden, weil man ein Christ ist, oder doch Säze für vernunftmäßig erkennt und bewährt erfunden hat, ohne die Quelle zu bemerken, woraus sie geflossen sind. Aber konnten Socrates Zuhörer dies auch so für wahr annehmen, als es neueren Lesern schon dafür gilt? Wenn Simmias S. 124. f. sagt: „Ich nehme diese trostvolle Lehre von ganzem Herzen an. — Wo unsre „Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da trauet

 „sie

„sie sich den beruhigenden Meynungen an. — Ich „fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit „nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwie„rigkeiten sich erheben zu sehen, u. s. w.„ (man vergleiche auch, was Socrates S. 140. f. sagt,) so erkennet man hier und in ähnlichen Stellen die Sprache Socratis und seiner Schüler: sie reden nach der Läge und den Grenzen ihrer Erkenntniß. Wenn aber Socrates S. 74. sagt; in uns liegt das allervortreflichste Bild von der höchsten Vollkommenheit; wenn er S. 88. ganz begeistert nur das für wahre Tugend erklärt, was eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens ist; wenn er S. 110. von der selbständigen Güte keine Zernichtung durch ein Wunderwerk befürchtet; S. 119. und 121. gewiß ist, daß im künftigen Zustande kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann, sondern unser fortdaurendes Daseyn nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit seyn werde; S. 187. mit Ueberzeugung glaubt, daß wir auch in jenem Leben unter göttlicher Obhut fortfahren werden, uns in Tugend und Weisheit zu üben, unaufhörlich tüchtiger zu werden; die Reihe der göttlichen Absichten zu erfüllen, die sich von uns hin in das unendliche erstreckt; S. 201. und 203. es für seine Glükseligkeit wichtiger hält, hieniden mit dem Unglük zu ringen, Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen zu lernen und zu üben, u. s. w. indem zeitliche Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Leiden zu unaufhörlicher Seligkeit, und kurze Prüfung zu dauerhaftem Wohlseyn dienen wird; wenn, sage ich, Socrates solche Aussprüche als ausgemachte Wahrheiten vorträgt: so ist das zwar schön, wahr und beyfallswürdig; aber aus welcher gleichzeitigen Quelle schöpfte er diese Gedanken und Empfindungen?

stechen sie nicht zu sehr gegen das Maaß seiner Einsichten, gegen seine bedächtig zweifelnde Philosophie und die Denkungsart seiner Zeit ab, welche er selbst in diesen Gesprächen beybehält, da er den Körper als eine Hinderniß und Bürde des Geistes betrachtet?

In Absicht der socratischen Methode geben wir ihm Recht, wenn er im Anhange S. 221. sagt, daß er nicht nach Xenophons simpeler Manier, sondern nach Platos dialektischen Kunst in seinen Gesprächen beurtheilt werden müsse. In subtilen Untersuchungen muß man subtil seyn, und kann sie nicht auf den gesunden ungekünstelten Menschenverstand zurük bringen. Nur eine Bedenklichkeit haben wir noch, ob Hrn. Moses gebrauchte Methode platonisch und überhaupt antik sey. Die Alten giengen in Erforschung der Wahrheit analytisch zu Werke; vielleicht konnten sie auch nicht anders, weil sie zum Theil erst die allgemeinen Begriffe aufsuchten, von denen wir synthetisch zum näher bestimmten fortgehen: diese Methode paßte sich also zu ihren Zeiten. Sie hatte überdem den Vortheil, daß die Schüler die Wahrheit mit ihrem Lehrer suchten und mit ihm erfanden; eine grosse Reizung für den Schüler: im synthetischen Vortrage hingegen hat der Lehrer immer den Ton des Unterrichts und der Schüler hört nur und lernt. Der V. mag selbst untersuchen, ob sein Socrates nicht bloß synthetisch in seinen Beweisen verfahre, und unter einer schönen und angenehm gewandten Einkleidung doch die eigentliche Lehrform neuerer Weltweisen beobachte? — Daß übrigens diese Bedenklichkeiten nicht den Körper dieser vortreflichen Schrift treffen, sondern nur das ihm gegebene Kleid und dessen Tracht angehen; auch vielleicht einer Auflösung nicht unwerth sind; das können wir der eigenen Ueberzeugung des Verfassers, eines Mannes, dessen Geist und Ausdruk

unserm

unserm Zeitalter gleich schäzbar seyn muß, sicher überlassen.

Z.

XV.

Griechische und Römische Anthologie in deutschen Uebersetzungen, mit Anmerkungen erläutert, von Joh. Eustach. Goldhagen, Rekt. der Domschule zu Magdeburg. Erster und zweyter Band. Brandenburg bey J. W. und J. S. Halle. 1767. 8. 2 Alphab.

Ein großer Theil unsrer deutschen Künstler und ein noch größrer der sogenannten Liebhaber der schönen Wissenschaften ist in der vortreflichen griechischen Litteratur, die wir billig nach den Muster der Engländer zum ersten Studium machen sollten, so fremde, daß der, wer hier sich zum glücklichen Wegweiser aufwirft, in der That ein nicht geringes Verdienst um seine Nation sich erwirbt. Wie elend sieht es nicht an vielen Orten Deutschlands um das Studium der Griechen aus! — kein Wunder, so lange es hie und da Lehrer giebt, welche entweder ohne Kenntniß, oder doch ohne allen Geschmak, Schriftsteller zu erklären wagen, die das Muster aller Zeiten sind, Lehrer, welche durch die liebe Analysis jungen Leuten die Griechen eckelhaft machen, oder wohl gar mit griechischen Exercitiis sie unterhalten, und zum Beweise ihrer großen Gelehrsamkeit, durch den mächtigen Beystand des dritten Theils ihres Hederichs selbst mit griechischen Briefen an ihre Mäcenaten, der Schuljugend mit würdigem Exempel vorgehen. Möchten doch diese Leute von Hrn. Goldhagen auf eine vernünftige

tige Art die Griechen und eben so auch die Römer brauchen lernen, oder, wenn das zu viel von ihnen gefodert ist, möchten sie wenigstens, da Horazens Ausspruch leider auf sie nicht paßt:

— — vos *exemplaria graeca*
Nocturna versate manu, versate diurna

dieses Werk fleißig zur Hand nehmen, und dadurch ihre bisherigen Sünden gegen den guten Geschmak büssen!

Hr. G. der schon durch die Uebersetzung des Herodots, des Xenophon und andre ähnliche Arbeiten rühmlich bekannt ist, hat, wie er in der Vorrede sagt, durch dieses Werk, wovon er in mehrern Theilen eine Fortsetzung verspricht, zur Absicht, unter dem großen Haufen der Studirenden, Künstler und andrer Liebhaber der Wissenschaften, die Griechen und Römer mehr bekannt und beliebt zu machen. Eine Auswahl der besten Stücke scheint ihm dazu bequemer, als Uebersetzungen der ganzen Werke eines Griechen oder Römers, weil einige so beschaffen sind, daß sie nicht ganz übersezt werden können, andre nur bey wenigen ihres Inhalts wegen, ihr Glük machen würden, und noch andre in ihrem Inhalt und Vortrage zugleich manches schlechtes oder schlüpfriges haben, weswegen sie keine völlige Uebersetzung verdienen. Hr. G. liefert uns also hier den Anfang einer solchen Auswahl, von der wir glauben, daß sie dem Leser gefallen werde. Besonders ist es uns angenehm, daß die Griechen den meisten Theil an dieser Sammlung haben, und, wie wir hoffen, auch behalten werden; nicht nur, weil sie, wie der Verf. sagt, die unbekanntesten unter den großen Haufen sind, sondern hauptsächlich, weil man sie als die Quelle alles schönen anzusehn hat, aus welcher von den Römern an die feinern Geister aller Nationen geschöpft haben.

Wir

Wir kommen auf den Inhalt beyder Bände selbst. Der erste enthält: des Aristophanes Plutus, des Callimachus Lobgesang auf den Apollo, Sinngedichte, des Plauti Trinummus, Xenophons Hieron, Lobgesang des Callimachus auf die Ceres, die Stelle von Hayn der Ceres und dem Hunger des Erysichthons aus dem VIIIten B. der Verwandl. des Ovidius, Hrn. Ernesti Vergleichung der Callimachischen und Ovidischen Beschreibung vom Hayn der Ceres ꝛc. und zulezt den 19ten Brief des Plinius im 4ten Buche.

Im zweyten Bande findet man des Aeschylus angeschmiedeten Prometheus, Erzählung vom Prometheus aus Platons Protagoras, Lucians Prometheus und Jupiter, Aristophanis Irene, Sinngedichte, Platons zweyter Alcibiades, Rede des Dinachus wider Demosthenes, Plauti Rudens, und einige Proben der Beredsamkeit des Cicero in gerichtlichen Erzählungen aus seinen Reden gegen den Verres. Jedem dieser Stücke ist eine kurze aber hinlängliche litterärische Nachricht vorgesezt, bald das Leben, bald die folgende Schrift des Verfassers betreffend. An der Wahl der Stücke finden wir nichts auszusetzen. Sie empfiehlt sich durch ihre Güte und Mannichfaltigkeit. Was wir noch am liebsten vermissen möchten, sind die Sinngedichte, die Hr. G. in Versen übersezt hat. Er gesteht selbst in der Vorrede zum ersten Theil sein Unvermögen, Gedichte poetisch zu übersetzen, und wir wünschten, daß er dies auch bis auf die Sinngedichte erstrekt hätte, die grade zu den Arten von Gedichten gehören, welche eine leichte und glükliche Versification erfodern. Diese finden wir bey unserm Verf. nicht. Wie viel verliehrt er, wenn wir z. B. Weissens Epigramm auf die knidische Venus mit seinem vergleichen: (B. II, S. 91.)

Venus

Venus sahe sich zu Knidus in dem Marmor reizend schön,
Hat mich denn Praxiteles, sprach sie, nackend wo gesehn?

Oder mit dem bekannten Sinngedicht von Götz auf Myrons Kuh: Du Hirte warum eilest du rc. Das S. 90. von Hrn. G. gelieferte:

Das Kalb sucht Milch bey mir, der Stier will mich bespringen,
Der Hirte läuft herzu, mich in den Stall zu bringen.

Und dies sind nach unserm Bedünken noch nicht die, welche dem Verf. am wenigsten gelungen sind. Indessen machen die Epigrammen einen so kleinen Theil dieses Werks aus, daß man einige mißlungne wohl übersehn kann. Um nemlich von den übrigen Uebersetzungen im Ganzen unser Urtheil zu fällen, gestehen wir, daß sie fast durchgängig sich sehr gut und oft als Originale lesen lassen. Man wird auch nicht mißbilligen, daß Hr. G. zuweilen schmutzige Stellen überschlägt, und andre entweder nicht wichtige, oder auch unübersezbare Stellen nur im Auszuge liefert, nur hätte vielleicht das leztre etwas seltner geschehen können, wie sich unten an einigen Beyspielen wird zeigen lassen. Die hin und wieder beygebrachten Anmerkungen werden selbst Ungelehrten wenig Stellen übrig lassen, welche sie noch für dunkel ansehen könnten.

Es wäre zu weitläuftig und zum Theil überflüßig, wenn wir jedes Stük einzeln durchgehn wollten. Wer indessen bey hinlänglicher Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache selbst den Vergleich der Uebersetzung mit dem Original anstellen wird, wird hoffentlich meistens mit jener zufrieden seyn. Zur Probe aber wollen wir doch ein griechisches und lateinisches Stük etwas genauer durchgehn, und beyläufig einige

einige Kleinigkeiten bemerken, die wir bey der Vergleichung mit dem Original uns angezeichnet haben. Des Callimachus Lobgesang auf den Apollo (V. 1. 105 - 116.) mag ein Beyspiel des ersten seyn. Im Ganzen ist diese vortrefliche Hymne auch in der Prosaischen Uebersetzung nicht mißlungen. Zur Richtigkeit des Verstandes hat Hr. G. Spanheims und noch mehr des Hrn. Ernesti Erklärungen oft glüklich angewandt. Gleich der Anfang ist wohl getroffen: „Wie hat des Apollo Lorbeerzweig, wie hat das „heilige Haus gebebet! weit, weit von hier ihr Sün„der! Gewiß, Phöbus stößt mit dem schönen Fuß „an die Thür. Siehst du nicht? der delische Palm„baum neiget sich plözlich angenehm gegen uns. „Der Schwan in der Luft singt lieblich. Ihr Rie„gel der Thore, zieht euch zurük; ihr Schlösser, „springt auf, denn der Gott ist nicht mehr fern rc. „

Nur das: gegen uns (V. 3.) ist ein überflüßiger und leicht falsch zu deutender Zusaz, da der Sinn des Dichters offenbar der ist, daß der Palmbaum aus Ehrfurcht bey der nahen Ankunft des Gottes sich neige; oder doch nur gegen ihn, den Gott, neige. Im Griechischen steht daher bloß επενευσεν ὁ Δηλιος ἡδυ τι φοινιξ — Εξαπινης.

S. 107. Seyd stille und horchet bey dem Gesange des Apollo genauer: Ihr, die ihr ihren (der Jünglinge) Gesang auf den Apoll höret, seyd stille! So auch das vorhergehende: Bewundern muß ich die Jünglinge, jezt da die Cyther geschlagen wird (und folglich der heilige Tanz und Gesang vor sich gehet.)

Das. Auch Thetis die Mutter stimmt ihr Klagelied über den Achilles nicht an. Klingt etwas griechisch; lieber lasse man Mutter vorher weg, und setze zu Achilles: ihren Sohn.

S. 108.

S. 108. Warum übersezt Hr. G. χορος immer durch das veralterte Reigen? Ist das Wort so schön, daß es V. 8. 29. 31. und auch sonst beständig gesezt werden muß?

S. 109. Niemand ist an Kunst so groß als Apollo! unter seiner Aufsicht stehet der Schütze, der Dichter ꝛc. Diese und die folgende Zeilen, bey denen auch die Interpunktion in der Uebersetzung verunglükt ist, hätten wohl etwas ungezwungner und wohlklingender gegeben werden mögen, um auch dem deutschen Leser verständlich zu machen, was schon der Scholiast erinnert, daß hier von den fünf Künsten des Apollo αμφιλαφης die Rede sey. Eine Anmerkung wäre hier allenfalls nicht überflüßig gewesen.

S. 110. Die Triften werden mit Vieh bald angefüllt seyn, und die melkenden Ziegen an den Lämmern keinen Mangel haben ꝛc. Hr. G. folgt hier Ruhnkens Muthmassung, welcher auch Herr Ernesti beytritt, für επιμηλαδες lieber μηκαδες zu lesen und επι zu δευοντο zu ziehn. Eine sehr artige Verbesserung, die aber wohl hätte in einer Note angezeigt werden können.

Das. In der Gestalt eines Raben (nicht: Rabens) zeigte er (Phöbus) dem Volk bey seiner Ankunft den Weg ꝛc. Auch hier folgt Hr. G. der Ernestischen Auslegung, die κοραξ nicht unbestimmt nimmt: ein Rabe zeigte ꝛc. sondern besser wegen des folgenden οἰκιστης auf den Apollo selbst zieht.

S. 111. hält Hr. G. mit Rhunken dafür, daß der 64ste Vers: So lernt Phöbus zuerst einen Grund legen, überflüßig und untergeschoben sey. Aber uns scheint die Muthmassung doch zu kühn, die keinen weitern Grund hat, als daß der Vers dem Kunstrichter matt dünkt. Ist aber nicht dergleichen Recapitulation des oben gesagten den griechischen Dich-

tern und wie wir glauben, besonders dem Callimachus auch sonst gewöhnlich? An Beyspielen fehlt es nicht.

S. 114. V. 90. würden wir νυμφη lieber, um der von Spanheim angegebnen Ursachen willen, Geliebte, als: Braut übersetzen.

Eb. das. keinen mehr göttlichen Tanz hat Apollo gesehn. Warum nicht lieber deutlicher: Nie hat Apollo einen Tanz gesehn, der eines Gottes würdiger gewesen wäre, als diesen.

S. 115. Pytho, ein abscheuliches Thier — — kam dir auf dem Wege entgegen. Wir begreifen nicht, warum Hr. G. hier von allen Auslegern, und, wie uns dünkt, offenbar unrichtig, abgeht. Die griechischen Worte sind:

Πυϑὼ τοι κατιόντι συνήντετο δαιμόνιος ϑὴρ
Αἰνὸς ὄφις. — —

Πυϑω ist hier offenbar die Stadt Pytho oder Delphi; denn die Schlange dieses Namens, von der jene den Namen hat, kommt unsers Wissens nicht anders als unter der Endigung Πυϑων vor. Der Sinn muß also seyn: Als du nach Pytho giengst, begegnete dir ein schrekliches Thier, eine fürchterliche Schlange. Auch die ganze Stellung der Worte und das τοι κατιοντι dient zur Bestätigung dieser Erklärung.

Eb. das. Das Volk rief dir zu: Jo, Jo Paean, drücke den Pfeil ab. Die Mutter hatte dich gleich als einen freywilligen Helfer gebohren; und so wirst du von der Zeit an besungen. Der hierzu gezwungenen Uebersetzung sieht man es nicht an, daß die mittlern Worte auch noch Worte des Volks sind, die deutlicher so zu geben wären: so bald deine Mutter dich gebahr, wardst du freywillig ein Helfer. Man sehe Ernesti bey dieser Stelle: den Locus communis in der Anmerkung S. 116. Wie leicht macht die mißgünstige Ehrbegierde Dichter uneinig rc. übergehn wir um so viel lieber, weil wir ihn, und andre hie und

da

da zerstreute, als sehr entbehrliche Stücke dieses Werks ansehn, die wir zu seiner Zierde künftig lieber völlig ausgelöscht finden möchten!

Von den lateinischen Stücken nehmen wir aus dem zweyten Bande S. 207-292. des Plautus Rudens oder den glüklichen Schiffbruch, wie Hr. G. mit einigen Kunstrichtern dieses Stük besser nennt. Auch hier wollen wir einige einzelne Stellen bemerken, um wenigstens das Vertrauen zu erwecken, daß das, was wir zum Lobe des Buchs gesagt haben, nach vorgängiger Prüfung ausgesprochen worden ist.

Gleich im Prolog ist S. 207. (nach des Plautus V. 51.) statt hier und auf Erden. zu lesen: hier und am Himmel. So steht wenigstens in unsrer Ausgabe.

Eb. das. S. 211. (V. 49.) ist bey den Worten: ein alter Bösewicht, der Zusatz: par illius im deutschen ausgelassen.

Im ersten Akt. Sc. 2. sagt S. 213. Sceparnio: Wenn ich klug bin, so mache ich hier am Ufer Leimen zurechte. Zu sehr nach den Worten: Si sapiam, hoc, quod me mactat, concinnem lutum. (V. 8.) Mactare ist unstreitig hier affligere, wie es auch an andern Stellen des Plautus vorkommt, die Gesner anführet: Wir würden es etwa ausdrücken; ich thue gescheid, wenn ich mit den Leimen, der mir so viele Mühe macht, fertig zu werden suche. Ueberhaupt wünschen wir, daß Hr. G. manche Stellen, die einige Schwierigkeiten in der Erklärung haben, bey diesen und andern Stücken nicht sogleich übergangen wäre, da er jene gewiß heben konnte.

S. 216. (V. 61-64.) sind die Worte: ut mea est opinio, *propter viam* illi sunt vocati ad prandium etc. im Deutschen gewiß weder verständlich noch recht richtig so ausgedrükt: Meinem Bedünken nach sind sie zu einer Abschiedsmahlzeit auf den Mittag

eingeladen ꝛc. Uns dünkt, daß man bey dergleichen Stellen, die entweder auf ein Wortspiel hinauslaufen, oder doch eine Anspielung enthalten, welche sich in einer andern Sprache schwerlich ausdrücken läßt, im Uebersetzen nur zween Wege zu wählen habe; entweder, man übersezt ganz wörtlich, und erläutert durch eine Anmerkung die Stelle, oder, man denkt auf einen deutschen Ausdruk, der mit andern Worten beynahe eben das sagt, was das Original haben will. Dieser lezte Weg hat Schwierigkeiten; indessen bleibt er der beste.

Sc. 3. ist S. 220. unten der 7te Vers ausgelassen: Neque quem rogitem responsorem invenio.

Sc. 4. S. 223. sagt die deutsche Ampeliska zu ängstlich nach dem Lateinischen: Du machst, daß ich nun noch leben will, da ich dich anrühren kann. Tu facis me quidem ut vivere nunc velim — Quando mihi te licet tangere. Auch S. 224. ist der 35. Vers dieser Scene: Video decorum. Dis locum viderier nicht glüklich getroffen: Ich sehe, der Ort kann den Göttern gefallen. Eben das gilt auch von der Uebersetzung der Worte: (Sc. 5. S. 225.) Veneri cibo meo servio: ich beköstige mich selbst bey dem Dienste der Venus.

Im zweyten Akt vermissen wir Sc. 2. S. 227. ungern die drolligte Anrede des Trachalio an die Fischer: Salvete fures maritimi, conchitae atque hamiotae, Famelica hominum natio, quid agitis? ut peritis? und ihre Antwort: Ut piscatorem aequum est, fame, siti, speque. Hr. G. wird doch beyde nicht unter die unflätigen Scherze rechnen, mit denen man züchtige Ohren zu schonen hat; (S. 204. im Vorbericht) warum zeigt er sie denn blos durch — — an?

Sc. 3.

Sc. 3. S. 233. ziehn wir die in der Anmerkung gelieferte Uebersetzung der Worte: verum ecastor ut multi fecit, ita probe curavit Pleusidippus; so gut er sie geachtet hat, so gut hat er auch für sie gesorgt; der im Text vor: er hat es gemacht, wie viele andre: so gut hat Pl. für sie gesorget. Jene scheint uns dem Context und den Worten selbst gemäßer, diese hingegen verstehn wir nicht recht.

Der 4te und 5te Anstritt hätte wohl der Vollständigkeit wegen nicht ganz überschlagen werden sollen. Bey dem ersten hätte das Schmutzige, das etwa darin vorkommt, (vielleicht tragen manche Ausleger mehr hinein, als wirklich darin ist) leicht versteckt werden können, und im 5ten kommt vollends nichts anstößiges vor. Sc. 6. S. 236. scheint der Verf. der ziemlich kühnen Verbesserung der Ausleger zu folgen, die hier statt: Libertas lepida es, quae nunquam pedem Voluisti in navem cum Hercule una imponere, lesen wollen: in navem mecum hercle & una etc. Gewiß, Freyheit, du bist klug, daß du niemals hast wollen mit zu Schiffe gehen. Wir würden am liebsten noch immer bey der gewöhnlichen Leseart bleiben, so lange jene nicht durch das Zeugniß der Manuscr. bestätigt wird, und lieber sagen, daß hier auf einen mythologischen Umstand angespielt werde, den wir bisher noch nicht wissen. S. 238. (V. 26.) animo male fit ist nicht: ohnmächtig, sondern: übel werden. Der Erfolg und der gute Wunsch des Charmides bestätigt es. — Das Wortspiel V. 33. qui te ex insulso salsum feci opera mea hätte im Deutschen wohl geändert werden müssen, wenn es verständlich seyn sollte. Wir überschlagen, um nicht zu weitläuftig zu werden, einige andre Stellen, die eine Verbesserung leiden, z. E. im 3ten Akt Sc. 3. S. 248. (V. 18. 19.) Sc. 4. S. 251. V. 12. rc. und wollen

nur noch ein paar Worte sagen, welche die ganze Uebersetzung dieses Stüks angehn. Der Dialog ist gewöhnlich dem Hrn. Verf. sehr gut gerathen (auch von dem Platonischen Gespräch müssen wir dies beyläufig rühmen.) Nur einige zu niedrige Ausdrücke und besonders die zu gewissenhafte Uebersetzung vieler Schelt wörter, woran Plautus sehr reich ist, missfallen uns zuweilen. Zu den ersten rechnen wir das zweymal vorkommende beschuppen, abbläuen, einem die Kehle zudämpfen, Frauensvolk ꝛc. Von den lezten könnten wir auch ein ziemliches Register allein aus dem Rudens anführen: stinkendes Scheusal, dreyfacher Galgendieb, du Unflat, Schandkerl, Lügenbube ꝛc. Lauter Worte, die wir ungern in einer sonst so fliessenden und gesitteten Uebersetzung lesen! Muß ja im deutschen gescholten seyn, so haben wir wenigstens gelindre, das Ohr nicht so beleidigende Ausdrücke. Indessen wissen wir wohl, daß der Hr. Uebers. vieles für sich hierbey anführen kann; und freylich sollte einem Uebers. erlaubt seyn, auch das fehlerhafte seines Originals auszudrücken. So sehr wir es übrigens billigen, daß der Verf. oft bloße Auszüge von schmuzigen oder unwichtigen Stellen liefert, so glauben wir doch, daß er hie und da ohne Noth dies auch da thut, wo der Leser lieber das Ganze gelesen hätte. Um nur beym Rudens zu bleiben, (denn von einigen andern Stücken könnten wir ein gleiches anführen z. E. von Aeschylus Prometheus und Aristophanis Irene) so sehn wir nicht, warum z. E. im 4ten Akt Sc. 2. der Anfang des Monologs des Gripus blos ausgezogen, und nicht übersezt ist; eben so hätten wir auch die dritte Scene eben dieses Akts und S. 275. in der 4ten Scene die Antwort des Gripus ganz gelesen. Mit Grund hingegen ist die 8te Scene, die ein so frostiges Wortspiel enthält, ausgelassen. Allein im 5ten Akt hätte

wie-

wieder die erste kurze Scene ganz geliefert werden können, und noch lieber hätten wir um der Laune willen, die Labrax und Gripus zeigen, ehe sie wegen des gefundnen Felleisens einig werden, die 2te Scene ganz und nicht bloß in einem kurzen, trokenen Auszuge gelesen. Denn auch hier ist nichts, das die Sitten beleidigte.

A.

XVI.

Der Brittische Plutarch, oder Lebensbeschreibungen der größten Männer in England und Irland, seit den Zeiten Heinrichs VIII. bis unter George II. Aus dem Englischen übersezt. Leipzig und Züllichau, auf Kosten der Waysenhaus- und Frommannischen Handlung. Erster Band, 1764. 394 Seiten in groß 8. Zweyter Band, 1764. 390 Seiten. Dritter Band, 1765. 402 Seiten. Vierter Band, 1766. 414 Seiten. Fünfter Band, 1767. 360 Seiten. Sechster Band, 1768. 360 Seiten.

Ohne Zweifel eines der würdigsten Bücher übersezt zu werden. Denn welche Begierde ist wohl gerechter, als große Männer kennen zu lernen? Ich will zwar nicht behaupten, daß es alle diejenigen gewesen sind, welche in diesem Werke vorkommen; aber berühmt und merkwürdig sind sie alle; und dieses ist mir genug. Die englische Nation und Geschichte wird mir gleichsam ehrwürdiger und angenehmer, wenn ich in diesem Bildersaal derselben her-

herumgehe; man muß noch hinzusetzen: auch lehrreicher. Ich will nicht bloß Begebenheiten sehen, sondern auch den Geist der sie hervorgebracht hat, und hier kann ich ihn ganz vor mir liegend und allein studiren. Meines Erachtens kann sich ein Volk kein herrlicheres Denkmal aufrichten, als eine solche Biographie, in der eine lange Reihe der treflichsten Männer erscheinet, die es gezeuget hat.

Aber war es auch genug, dieses Werk bloß zu übersetzen? Diese Frage beziehet sich auf einige Mängel die man demselben vorwerfen kann, und auf die besondern Bedürfnisse deutscher Leser. Zwar Wahrheit, Vollständigkeit, gute Wahl, richtige Beurtheilungen, und einen ungekünstelt schönen historischen Ausdruk, wird man selten in diesen Lebensbeschreibungen vermissen. Dagegen sind sie oft zu weitschweifig, zu genau in Kleinigkeiten, insbesondere zu patriotisch, und daher nicht überall interessant genug für Ausländer. Im fünften Theil z. E. wird bey Gelegenheit der vom Marquis von Guiscard an dem Königlichen Schazmeister Harley versuchten Mordthat, S. 131-140. ein ganzes Stük aus einem englischen Wochenblate eingerükt, welches Betrachtungen über diese Begebenheit enthält, die für die damalige Zeit des Kriegs, und für den Zustand von England im Jahr 1711. lesenswürdig seyn konnten, jezt aber es schwerlich sind. Sodann folgt noch die Adresse des Oberhauses wegen dieses Vorfalls an die Königin, und sogar die Antwort, welche die leztere darauf ertheilet hat. Mit diesem Fehler, zu viele kleine Umstände vor wichtig zu halten, ist der größere verbunden, daß viele Lebensbeschreibungen zu partheyisch und lobrednerisch geschrieben sind. Die meisten seiner großen Männer findet der Verfasser fast ohne alle Flecken. Ich sehe unter andern im vierten Theile den

Groß-

Großkanzler Hyde, welcher auch unter dem Namen des Grafen von Clarendon berühmt ist, nach Würden erhoben. Aber hat er nicht Dünkirchen verkaufen helfen? und sind ihm nicht noch andre Vorwürfe gemacht worden, von denen man doch einige Nachricht in seinem Leben lesen sollte? Marlborough, den man im fünften Theile findet, war freylich ein großer Feldherr und Staatsmann, so wie er auch daselbst geschildert worden ist. Man hat ihn, wie es scheint, nicht ohne Grund, der Geldbegierde und des Geitzes beschuldigt. Davon erfahren wir in seiner Lebensbeschreibung nichts. Warum wiederholte der Verf. nicht wenigstens dasjenige, was ein berühmter Staatsmann von der Gegenparthey des Herzogs davon sagte? Bolingbroke wurde gefragt, ob jene Beschuldigung wahr sey; er antwortete großmüthig: Marlborough war ein so großer Mann, daß ich seine Fehler vergessen habe.

Das würde nun das erste Verdienst des Uebers. gewesen seyn, in kurzen Anmerkungen oder Zusätzen zu zeigen, was noch bey jedem Bilde vor Züge mangeln, um es zwar nicht durchaus glänzend, wohl aber durchgehends wahr zu machen. Denn da man ein sonst so schön und brauchbar geschriebenes Buch einmal für uns Deutsche übersezt, so wünschten wir auch, daß wir demselben gänzlich trauen könnten. Wir betrachten die berühmten Britten nicht vom Nationalstolz begeistert; sondern ohngefähr wie einen von den Helden des Plutarch, und wollen sie also nicht vollkommner haben als sie würklich sind. Ausserdem suchte ich hier beym Lesen noch eine Kleinigkeit, die aber nüzlich gewesen wäre. Von den meisten, deren Leben in diesen sechs Bänden vorkommt, haben wir schon Lebensbeschreibungen, die aus der englischen Sprache übersezt worden sind: von manchem sogar mehr als Eine;

und diese hauptsächlich in der Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen, welche man aus der Biographia Britannica übersezt hat; einige sind auch besonders, oder bey gewissen Werken gedrukt worden. Dahin gehören z. E. nur aus dem fünften Bande Addißon, Marlborough, Samuel Clarke, Joh. Locke, und vielleicht noch mehrere. Vom Clarke ist dieses sogar die dritte Lebensbeschreibung, die man aus dem Englischen ins Deutsche gebracht hat: Denn ausser jener Sammlung, steht auch vor seiner Abhandlung von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes (Braunschweig 1756. 8.) sein Leben von dem berühmten Bischof Hoadly lesenswürdig genug, obgleich weder vollständig noch unpartheyisch beschrieben. Freylich hat der brittische Plutarch seine unstreitigen Vorzüge vor andern Biographen dieser Nation; aber er macht doch nicht, daß man alle andere Nachrichten von eben denselben Männern, die er abschildert, entbehren kann. Daher wünschte ich, daß, wenn von diesen schon andere Lebensbeschreibungen unter uns vorhanden sind, sie angeführt und mit den gegenwärtigen etwas in Vergleichung gestellt worden wären. Hin und wieder hätten auch die zu sparsamen Nachrichten von den Schriften der V. ergänzt werden können.

Solche Forderungen kann man nur an wenige Uebersetzer thun. Das weis ich; aber an diejenigen welche uns dieses Werk geliefert haben, konnte man sie thun; vorzüglich an den Uebersetzer des ersten und fünften Bandes. Dieses ist ein Mann von vieler Wissenschaft, und einem sehr feinen Geschmak: der Hr. Hofrath von Teubern zu Dreßden. Man sieht daß er in dem Geiste übersezt hat, in welchem er gute Bücher zu lesen pflegt. Bey einigen wenigen Stellen bleiben Zweifel übrig. Z. E. hat der englische Verf. B. V. S. 33. würklich geschrieben: Als Go-

dorthin bey Oxford geschlagen worden? so verstehen wir ihn zwar ganz wohl; aber die Allegorie würde in keine Lebensbeschreibung gehören. Innocentius II. S. 47. ist wohl nur ein Drukfehler statt Innocentius XI. Bedenkt man übrigens, daß der Hr. von T. sich schon durch diese Uebersetzung überhaupt, die er allem Ansehen nach als eine Ergötzung nach Geschäften, von ganz anderer Art übernahm, verdient genug um deutsche Leser gemacht habe: so wird man bald geneigt werden, jene Forderung in Ansehung seiner zurük zu nehmen.

***

XVII.

Physikalisch-Mathematische Grundsätze der Artillerie, in denen die Natur und Eigenschaft des Pulvers untersucht und durch viele und gründliche Erfahrungen ins Licht gesezt werden. Aus dem Italiänischen des Herrn Papacino d'Antoni, Sr. Königl. Majestät in Sardinien Direkteur der theoretischen Schulen der Artillerie und Fortification. Mit Anmerkungen vermehrt von G. F. Tempelhoff, Königl. Pr. Lieutenant bey dem Feld-Artilleriecorps. Berlin, bey Arnold Wever. 1768. 1 Alphab. 9 Bogen in 8. 10 Kupfertafeln.

Da in diesem Werk Grundsätze der Mechanik vorausgesezt werden, die nicht jedem bekannt sind, der auch eine ziemliche Kenntniß der Differential- und Integralrechnung hat, wenigstens

ihm

ihm nicht sogleich einfallen dürften. So hat der Herr Uebersetzer einen kurzen Abriß der höhern Mechanik vorangehen lassen. Auch hat er die nothwendigsten Sätze, welche der Verf. unbewiesen angeführt, durch Anmerkungen zu erläutern gesucht. Er ersucht dabey die Herrn Geomter, ihn als einen Soldaten zu betrachten; und nicht unbarmherziger Weise mit einem allzustrengen Urtheil über ihn herzufallen. Wo wir uns nicht sehr irren, so ist der Hr. Uebers. sich seiner vorzüglichen Einsichten in die höhere Mathematik allzu wohl bewußt, als daß ihm für harten Urtheilen im Ernst bange seyn sollte. Leser die im Stande sind, die sinnreichen Versuche und daraus hergeleitete vortrefliche Grundsätze des Hrn. d'Antoni sich zu Nutze zu machen, sind gewiß dem Hrn. T. große Verbindlichkeit schuldig, daß er durch seine Anmerkungen so vieles beygetragen hat, jene leichter, gründlicher und in größerer Allgemeinheit einzusehen. Eine von diesen Anmerkungen erweiset die Formeln des Verf. um die Elasticität der aus dem Pulver erzeugten flüßigen Materie (er hütet sich sorgfältig, sie Luft zu nennen) zu bestimmen; der Hr. V. hatte sich dabey, wie bey verschiedenen andern Gelegenheiten, bloß auf seine noch ungedrukte Physik und Mechanik berufen. Zugleich wird hier das Turiner Gewicht und Maas mit dem Rheinländischen Fuß verglichen. Eine andere Anmerkung erklärt die Formel für das Gleichgewicht, zwischen dem Widerstand einer metallenen Röhre und der Gewalt des darin entzündeten Pulvers.

Bey Gelegenheit des Penduls, dessen sich Robins bedient, die Geschwindigkeit der darauf geschossenen Kugeln zu messen, trägt der Hr. Uebersetzer die Theorie des Penduls analytisch vor; und führt den Leser unter andern auch auf die Formel, auf welcher die Erfindung der Maschine des Robins und d'Arcy beruhet.

ruhet. Da aber unser Werk ausser jener, noch eine andere Maschiene vorgeschlagen hat, mit der man die Geschwindigkeit der Kugeln, auf eine mehr unmittelbare Art, messen kann; so fügt Hr. T. zu dieser noch einen Zusaz von seiner Erfindung, welcher unter andern den wichtigen Vortheil hat, daß man nun das Italiänische Werkzeug nicht nur bey Versuchen mit Flinten-Gewehr, sondern auch bey Kanonenkugeln und Bomben gebrauchen kann.

Die folgende Anmerkung lehret die Geschwindigkeit der Kugel an der Mündung berechnen, die ihr durch die veränderliche Kraft des entzündeten Pulvers, während dem Durchgang durch den Lauf, eingedrukt worden.

Ferner wird des Verf. Formel erklärt, die Geschwindigkeit der Kugel aus der Tiefe des Loches, so sie in einen Wall macht, zu bestimmen.

Die lezte Anmerkung nimmt fast 2. Bogen ein. Sie betrift einen der wichtigsten und schwersten Gegenstände der Artillerie, nemlich den Widerstand der Luft; und giebt eine Formel an, mit deren Hülfe man ihn durch die Erfahrung bestimmen kann, ohne daß man nöthig hat, die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel zu wissen. Dieser Vortheil ist wichtig; weil es schwer ist, diese Geschwindigkeit genau zu bestimmen. Hr. T. nimmt dabey, als das wahrscheinlichste Gesez an, daß der Widerstand der Luft den Quadraten der Geschwindigkeit proportional ist.

Von der Uebersezung, als Uebersezung, haben wir wohl nicht nöthig etwas zu gedenken. Wer den Inhalt eines Buches so durchgedacht hat, daß er Anmerkungen, wie obige, dazu machen kann, der wird es nicht leicht anders, als deutlich und richtig, übersezen können; er müßte denn die Sprache des Buches und seine eigene ganz und gar nicht verstehen.

I.

XVIII.

XVIII.

Versuch einer Anweisung für Officiers von der Infanterie, wie Feldschanzen von allerhand Art angelegt und erbauet und wie verschiedene andere Posten in Defensionsstand gesetzt werden können, mit neun und dreyßig Kupfern von Friedrich Wilhelm von Gaudy, Obristlieutenant und Commandeur des Königlichen Preußischen Eichmannischen Infanterieregiments. Zweyte Auflage.

Die Feldbefestigung gehöret mit unter diejenigen Theile der Kriegswissenschaft, welche allerdings noch nicht in gehörigem Verhältniß mit allen übrigen zu ihrer Vollkommenheit angewachsen sind. Sie gleicht einem erstlich neu angebauten Felde, worin es hie und da noch wüste Stellen giebt: Ob wir gleich in der neuern Kriegsgeschichte, schon seit zweyen Jahrhunderten lehrreiche Beyspiele von wohl befestigten Lägern, und Posten finden, welches wir mit dem Exempel eines Spinola und der Prinzen Moriz und Friedrich Heinrich von Oranien, und vieler spätern beweisen können; so hat man sich doch nur erst ganz neuerlich bemühet, eine zusammenhängende Theorie von dieser Wissenschaft aufzuzeichnen, und die richtigen Grundsätze davon zu beurtheilen und feste zu setzen.

Der Hr. von Clairac ist der erste gewesen, der diese Beschäftigung auf sich genommen; vor seiner Zeit findet man weiter nichts davon, als etwann einen trockenen und magern Anhang in den ältern Fortificationsbüchern, worin man aufs höchste die Construktion einer Feldschanze, oder einer sich übel flankirenden Linie fand, oder auch nur einige zufällige, manch-

manchmal rechte gute, aber doch nur einzelne und zerstreuete Gedanken davon, in einigen allgemeinen Kriegsbüchern. Es ist dem Hrn. von Clairac ungemein rühmlich, daß man auch nach der Herausgabe seines Buches, in einem Zeitpunkte, worinnen so viel über den Krieg geschrieben worden, dennoch fast überall in dieser Wissenschaft, entweder seinen Fußstapfen nur blindlings gefolget ist, oder doch nur wenige und unerhebliche Zusätze gemacht hat. Ob es schon deßfalls nicht erweißlich ist, daß er alles, was darüber gesagt werden könne, erschöpfet hätte. Wir sind vielmehr überzeugt, daß sich sein Plan viel weiter ausdehnen liesse, und daß über die Anwendung seiner Grundsätze, nach der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit des Terrains viel lehrreiches und gutes angeführet werden könne. Man hat unterdessen von ihm angemerkt, daß er seine Abhandlung von der Befestigungskunst im Felde mehr für den Kriegsbaumeister (Ingenieur) im eigentlichen Verstande, als für alle Officiers überhaupt geschrieben; daß er also denjenigen, die die Kriegskunst nicht im gehörigen Umfange kennen, an manchen Stellen unverständlich sey; und sich zur Absteckung seiner Werke einer Methode bedient habe, wobey man verschiedene mathematische Instrumente gebraucht, die nicht ein jeder Officier, dem die Anlegung solcher Werke aufgetragen werden kann, mit sich führet.

Dieses hat schon zu verschiedenen Schriften Anlaß gegeben, worinn man sich beflissen hat, theils ungeübtern Officiers in vielen Sachen deutlicher zu seyn, theils auch bey der Absteckung der Werke Mittel zu finden, wodurch man die mathematischen Werkzeuge entbehren könne.

Der Hr. Obristlieutenant von Gaudi, dessen Versuch einer Anweisung für Officiers von der Infan-

fanterie ꝛc. wir hier vor Augen haben, hat sich eben diesen Endzwek vorgesetzet, und sich bemühet nicht allein dasjenige, was seine Vorgänger gutes über diese Materie gesaget, in dieser kleinen Schrift zu sammlen, sondern auch selbst eigene beträchtliche Zusätze hinzu zu fügen. Wir sind von dem Werth und der Brauchbarkeit dieses kleinen Werks überzeugt, und empfehlen es deßfalls allen jungen Officieren, die sich mit Ernst in ihrem Handwerk vollkommen zu machen suchen, zum fleißigen Gebrauch. Unterdessen wird uns doch der Hr. Verf. erlauben, einige bescheidene Anmerkungen, über dasjenige, was uns in seiner Schrift, seinem rühmlichen Endzwek, nicht völlig zu entsprechen scheinet, zu machen, so wie wir anderntheils dasjenige, was wir darinnen neu und besonders lehrreich gefunden, anzuzeigen nicht ermangeln wollen.

Der Herr V. preiset in dem Vorberichte, die Erlernung dieser Wissenschaft, auf eine sehr eindringende Art allen und jeden Officieren von der Infanterie an. Seine Gründe, die er dazu beybringet, sind wichtig und einleuchtend, so daß sie nothwendig den ehrbegierigen Officier dazu anreitzen müssen. Das, was er von der nothwendigen Kenntniß von Landcharten und Situationsplans saget, ist eben so lobenswerth. Allein wir wünschten, daß er eben so richtig in Ansehung der Geometrie und Fortification geurtheilt hätte. Dasjenige, was auf der 5 Seite von der Entbehrlichkeit dieser Wissenschaften, bey Erlernung der Feldbefestigungskunst gesagt wird, ist uns ganz unverständlich, und könnte bey dem jungen Officier, zu so vielen verkehrten Ausdeutungen Gelegenheit geben, daß wir uns nicht enthalten können, unsere Meynung darüber frey heraus zu sagen. Wir geben dem Hn. Verf. zu überlegen, ob eine mäßige Kenntniß der praktischen Geometrie, und der allgemeinen Regeln

gen, der Fortification, die wir zu einer gründlichen Erlernung der in seinem Werke abgehandelten Wissenschaft, nothwendig voraus setzen müssen, von dem Umfange sey, daß man sich damit einige Jahre quälen müsse. Ein nur einigermassen wißbegieriger Officier, wird von der vielen leeren Zeit, die ihm seine gewöhnliche Dienstverrichtungen übrig lassen, gerne einen Theil auf die Erlernung der Geometrie verwenden, und sie damit nicht für verschwendet halten dürfen. Sollte nicht der Herr Verf. ohngeachtet alles seines Versprechens denenjenigen, die gar keine Kenntniß der Geometrie besitzen, in vielen Stellen noch immer ganz unverständlich seyn, oder auch, aus zu großer Nachsicht, gegen seine in den Grundwissenschaften zu seichten Schüler manche interessante Artickel, zu unvollständig und mangelhaft abgehandelt haben?

Jedoch wir schreiten zu dem Werke selbst; der Hr. Verf. handelt in neun Abschnitten: 1) von den Werken und deren Absteckung, 2) von den erforderlichen Materialien, 3) von ihrer Berechnung, 4) von der Verfertigung der Werke, 5) von der Befestigung eines Kirchhoffes, Kirche rc. 6) von der Befestigung eines Dorffes, 7) von der Befestigung einer Landstadt oder eines Fleckens, 8) von Ueberschwemmungen, 9) von Fladderminen.

Der Hr. Verfasser empfiehlet zur Absteckung der Schanzen, eine Meßleine, die in rheinländische Fuß und Ruthen zu dergleichen Fuß abgetheilet worden, zeigt §. 2. wie man damit einen rechten Winkel, ingleichen §. 4. wie man einen Winkel von 60° abstecken könne. Wir wünschten hier, daß der Hr. V. zum Vortheil seiner in der Geometrie unerfahrenen Lehrlinge noch mehrere Arten von Winkel abzustecken gezeigt hätte, und halten auch seine Art, einen Winkel von 60° zu finden, für etwas zu weitläuftig. Ein

gleichseitiges Dreyeck kostet weniger Mühe und hat drey Winkel von 60 Graden.

In der Folge, wo gezeigt wird, wie die Mannschaft in den Werken angeordnet werden müsse, und wie diese Werke abzustecken sind, ist das gehörige faßlich und gut vorgetragen, und der unerfahrene Officier muß ihm gewiß allen Dank schuldig seyn, daß er ihm gewiesen, wie man Werke nach der unterschiedenen Lage von Gegenden erbauen müsse, und wie ihre Defension nach gewissen Endzwecken einzurichten sey. Er ist, wie uns deucht, der erste, der die Feldbefestigung, auf diese so nüzliche Art in Anwendung gebracht und durch beygefügte Plane dem Anfänger noch deutlicher zu werden gesucht hat. Da wir dieses Werk bey den mehresten Officiren, seiner Nuzbarkeit wegen, vermuthen, so wollen wir auch nur einige der vornehmsten Stellen, die unserer Aufmerksamkeit werth geschienen, bemerken. Im 17. §. wird gezeiget, wie eine Redoute, sägeförmig, (en cremaillére) abzustecken sey. Herr von Clairac hat dieses auch schon gewiesen; seine Anweisung gefällt uns sehr, weil sie allgemein auf die Absteckung solcher Werke paßt. Wenn aber nach des Herrn Verf. Methode, sich die Seite nicht genau in Theile von 12 Fuß abtheilen läßt, so fällt sein hier gegebenes Verhältniß weg. Indessen ist die Anweisung des erstern nicht für Anfänger, dieser schrieb für Leser die Proportionalrechnung und Geometrie verstehn, woraus sich leicht urtheilen läßt, daß sie für solche, denen von unsern Hrn. Verf. erlaubet wird, nichts von allen diesen zu wissen; fremde und ohne Nutzen seyn müsse.

So haben uns hingegen seine Bemerkungen über die Brückenschanzen (têtes du pont) besser gefallen: sie zeigen, daß er die Erfahrung mit sehr vieler Einsicht genutzet habe.

In-

Indessen müssen wir doch, eines kleinen Fehlers, den wir auf der XXIII. Platte gefunden haben, gedenken; der aber vielleicht der Zeichnung nur allein zuzuschreiben ist. Wir können zum wenigsten aus der hierüber angestellten Beurtheilung des Hrn. V. schliessen, daß der Schriftsteller hieran nicht schuld sey. Zum wenigsten ist sein Fehler sehr geringe, wenn er sich auf der 23. und 24. Seite nicht so ganz deutlich hierüber ausgelassen hat. Er sagt nemlich: „Hat man aber „bey dem Rükzuge, über einen Fluß, zu besorgen, „daß der Feind zu beyden Seiten desselben, gegen „diese Bewegung etwas von Wichtigkeit wagen „könnte, so macht man auch zu beyden Seiten der„gleichen Werke, wovon eines die Flanken des an„dern durch seine Feuer dekt.„ Vielleicht hätte sich der Zeichner weniger geirret, wenn noch hinzu gesetzet wäre, daß dergleichen Brückenschanzen, sich nicht allein die Flanken, sondern auch die Brücken und den Rücken decken müssen. Man wird leicht sehen, daß man auf der vor angeführten Platte nicht allein die Brücken, sondern auch den Rücken der Besatzung an vielen Stellen beschiessen kann.

Bey dem was im 28. und 29. §. von großen Werken gesaget wird, die den Zurükzug einer Armee über einen Fluß erleichtern sollen, sind die vornehmsten Anstalten, die hiebey nöthig seyn können, richtig bemerkt worden, und verdienen das Lob aller Kenner des Handwerks.

Der 30. §. enthält eine Anweisung zu großen Retranchements. Der Verf. hat hier Kürze und Deutlichkeit im Vortrage zu verknüpfen gewußt, und hiedurch den Fehler einer ausgedehnten Schreibart vermieden, wodurch so viele militärische Bücher von den mehresten ungelesen bleiben. Dem ohngeacht ist hier alles zu finden, was ein Anfänger hierüber zu wissen

nöthig hat. Der Plan von dem Lager bey Weilheim enthält auch mehrentheils das, was der Hr. Verf. in seinen Regeln hierüber in Anwendung gebracht wissen will. Die Lage der Gegend bey Weilheim scheinet zwar der Kunst wenig Schwierigkeit gemacht zu haben. Allein mit Anfängern in der Kriegskunst, wovon die wenigsten in der Jugend sich durch die hier einschlagende Wissenschaften zum schärfern Nachdenken gewöhnt haben, hat man recht behutsam zu verfahren. Man sieht es dieser Gegend sogleich an, daß man daselbst ein festes Lager nehmen könne: denn das, welches man in der Kriegskunst Chicane des Terrains nennet, ist hier gar nicht zu finden. Der rechte Flügel steht sehr sicher, allein der linke, dem das grosse waldigte Gebürge en gegen über liegt, ist nicht völlig so feste, als es die Beschreibung saget. Der Verhack, welcher im Grunde gemacht worden, ist sehr schmal, und liegt auch nicht, wie es scheint, auf seiner rechten Stelle. Da dieses Lager ein Standlager ist; da man solches erwählet den Feind in demselben zu erwarten, und wir nach der häufig angebrachten Befestigung glauben müssen, die Armee habe schon lange da gestanden: so ist es gewiß, daß der Verhak weder breit genug gemacht, noch das grosse waldigte Gebürge en hinlänglich recognosciret worden. Die Regel will es: wenn die Zeit und Größe des Waldes es zulassen, den Verhak so breit zu machen, daß ihn der Feind, unter der Hülfe seines kleinen Gewehrfeuers nicht aufräumen kann. Allein wie soll man ihn denn vertheidigen? dieser Einwurf fällt weg, wenn man nur erwäget, daß der Feind, sobald er den Ort seines Angrifs festgesetzet hat, diesen mit aller seiner Gewalt thun werde. Er stürmt also den Verhak, und unterstüzt dieses mit seiner ganzen Stärke, da indessen der defendirende ihn nicht anders, als mit kleinen Hau-

fen

fen Infanterie vertheidigen kann. Es ist auch dieses nicht wohl zu ändern, weil der eigentliche Ort, wo man zu schlagen willens ist, allerdings die befestigte Höhe seyn muß, welche man nicht entblössen kann, diesen Vorposten länger zu erhalten. Würde es aber dem Feinde nicht schwerer werden, wenn der Verhak bis auf die Breite des gegen über liegenden Berges gezogen wäre? Ganz gewiß! der Feind würde gerade auf dem Flek sich wieder zu vermeiden genöthigt, wo er dem rasirenden Kanonenfeuer ganz ausgesetzet ist; er würde unter dieser erheblichen Schwierigkeit, von der Fronte an, längst der Pante des Berges Fuß vor Fuß, den Verhak aufräumen müssen, und während dieser Arbeit der Kanonade gänzlich bloß gestellet seyn. Kommt er bis in den Grund, so muß er nach vielen Verlust, noch immer aufräumen, und entgehet dem kleinen Gewehrfeuer auch nicht.

Uns scheinet ferner; daß der Grund, der ziemlich weit in das Gebürge m läuft, den feindlichen Angrif sehr begünstigen könne; denn wenn der Feind unterdessen, daß er den Verhak angreift, einige Battrouillen durch diesen Grund herum schikt, so ist das Retranchement beynahe, und der Verhak ganz tournirt. Wie dieser Angrif fortzusetzen ist, wird ein jeder militärischer Leser leicht sehen. Er wird dadurch schon besonders erleichtert; daß die Schanze p und Kommunication q der Zeichnung nach gar nicht in den Grund sehen, und man aus der Schanze p eben so wenig die Abdachung des Berges, auf welchem sie angelegt worden, beschiessen kann. Wir sind bey solchen Veranstaltungen noch sehr im Zweifel, für wen sich, bey vorfallenden Treffen der Ehrentag erklären könnte. Noch eine Kleinigkeit; die wir doch, weil es ein Lehrbuch für Anfänger ist, anzumerken schuldig sind: Sie betrift eigentlich die Befestigung der Höhe bey Mans-

feld. Hier will der Befehlshabende General eine Verschanzung auf 400 Mann angelegt haben, und dennoch hat sie mehr Raum erhalten, als für zwey Battaillons nöthig ist. Wir haben uns überhaupt oft bey dem kleinen gezeichneten Versuche gewundert, daß der Ingenieur, oder auch vielleicht der Zeichner, den Schriftsteller, für welchen sie gearbeitet, gar nicht nachgelesen haben.

Der zweyte, dritte und vierte Abschnitt: wo den Verf. von den erforderlichen Materialien, von Berechnung derselben, und von Verfertigung der Werke redet, scheinet aus den Beyträgen zur Feldbefestigung des Hrn. von Clairacs und der Marckartschen Abhandlung *) genommen zu seyn. Die beygefügte Berechnung der Materialien entspricht völlig dem Endzwecke des Hrn. Verf. der dem ungeübten Rechner, ohne ihn mit der Mathematik weiter zu beschweren, das im höchsten Grade der Vollkommenheit lehren will, was zur Sicherheit und Befestigung aller und jeder Posten gehöret. Wir wünschten auch wohl, daß er sich über das Ausgraben seiner Wolfsgruben etwas umständlicher ausgelassen hätte. Sie sollen unten spitzig zu gemacht werden, so daß kein Mensch in denselben stehen könne. Wir sind bey dieser Aufgabe etwas in Verlegenheit gewesen, indem wir ausser solchen Geschöpfen, die nicht in solchen Gruben sollen stehen können, keine andere Verfertiger hiezu aufzutreiben wüßten. Wir übergehn des Raums halber, sehr vieles andere und eilen zum fünften Abschnitt, welcher von Befestigung der Kirchhöfe, Kirchen etc.

han-

*) Diese kam 1756. kurz vor dem Kriege als eine Anweisung zu dem, was ein Officier von der Infanterie, von Absteckung, Tranzirung und Erbauung der im Felde vorkommenden Verschanzung zu wissen nöthig hat: heraus.

handelt. Hr. von Clairac will doch noch in Ermangelung des Holzes eine Brustwehr hinter der Mauer des Kirchhofes aufgeworfen haben. Allein der Herr Verf. will davon nichts wissen. Die Ursache davon ist uns unbekannt. In der Natur und Beschaffenheit dieses Vorwurfs haben wir sie zu finden geglaubt, allein unser Versuch lief fruchtlos ab. Die Eschoffaudagen bleiben also in diesem Werke, die vornehmste Befestigung des Kirchhofes, und wo nicht genug Holz da ist, da sollen sie nur von Distanz zu Distanz gemacht werden. Es wird uns erlaubt seyn zu sagen, daß die heutige Art, Krieg zu führen, gegen diese Befestigung höchst gefährlich sey. Sehr selten werden itzo Detachements abgeschikt, wo nicht Kanonen mit gegeben werden, und da die Reuterey sich auch schon bey Gelegenheit mit solchen versiehet, so würden die blossen Eschaffaudagen wohl nicht hinlänglich seyn. Daß die Artillerie gegen eine simple Mauer gewünschte Wirkung thut, hat ja die Erfahrung so oft bestätigt.

Die Gründe im 6ten Abschnitt wegen Befestigung der Dörfer sind richtig und hinlänglich; nur müßten die Anfänger aus dem „wenn man einen Flü„gel der Armee an ein Dorf lehnt„ nicht den Schluß ziehen, daß der Flügel derselben ohne Ausnahme an einem Dorf sicher stehe, sobald dasselbe nur befestigt ist: die Regeln der Lagerkunst reden hievon weit vorsichtiger.

Die Anweisung in einem Dorfe sicher zu quartiren, welches zur Vertheidigung nichts taugt, sind lehrreich und wer diese anwendet, kann überzeugt werden, daß in kritischen Fällen, kluge Vorsicht etwas mehr Vortheil schaffe, als peinliche Unsicherheit, ein epidemisches Uebel, dessen verdrießliche Folgen die Erfahrung so unwidersprechlich gezeiget hat.

Mit den Ueberschwemmungen, dächten wir, hätte der Herr Verf. seine Anfänger verschonen sollen. Denenjenigen, die die Mathematik gründlich erlernet haben, ist es bekannt, wie viel Zeit bey den andern Theilen derselben vergeht, ehe sie mit Nutzen die Hydraulic erlernen können. Wie also ein Mensch in aller hiezu gehörigen Kenntniß unwissend; der mit der Erlaubniß sich gar nicht um die Geometrie bekümmern zu dürfen, das nivelliren gewiß auch für sehr unnöthig halten wird; wie dieser mit richtiger Bestimmung und sichern Erfolg, auf gewisse Art Meister eines so gefährlichen Elements werden soll, ist uns, (wir gestehen es) unbegreiflich. Wir haben mit aller Aufmerksamkeit, die Anweisung des Hrn. von G. nachgelesen, und weiter nichts als ihre Kürze für sehr gut befunden, die wir freylich nicht an einen Stevin und Belidor zu loben haben. Indessen mag das Schicksal der Stadt Montargis von 1426. und das fehlgeschlagene Projekt, Budweiß im Jahr 1744. durch eine Ueberschwemmung haltbar zu machen, die Weitläuftigkeit dieser beyden Autoren rechtfertigen.

Wir haben die zweyte Auflage dieses Buchs gegen die erstere, welche der Landgraf von Cassel völlig aufgekauft hat, gehalten, und alles unverändert gefunden. Der Eifer dieses Fürsten, der aus seinen Officiren geschikte Kriegsleute zu bilden willens ist, verdient ächtes Lob, und seine Wahl bestätigt ohne Zweifel die Vorzüge der uns schon längst bekannten Geschiklichkeit des Hrn. Verfassers.

Pl.

XIX.

De nonnullis quae pertinent ad logicam probabilium. Auctore *Chr. Garve.* Lipsiae 1766, in 4to.

Dem Titel nach, scheint diese akademische Disputation kein Lehrgebäude vom Wahrscheinlichen zu versprechen. Sie enthält aber verschiedenes, so viel systematischer und brauchbarer ist, als gewisse Elementa logices probabilium, die zuweilen zum Vorschein gekommen. Hr. G. bindet sich an einen bestimmten Begrif vom Wahrscheinlichen, vermöge dessen er alles dahin rechnet, was dergestalt ist, daß die Möglichkeit des Nichtseyns dabey nicht ausgeschlossen ist. Er findet die absolute oder geometrische Demonstration schlechthin nur bey der Theorie der Möglichkeit der Begriffe und Dinge, und daher in so fern bey dem bloß idealen. Hingegen was die Existenz oder Wirklichkeit zufälliger Dinge betrift, da räumt er zwar eine Gewißheit ein, die aber der Art nach, von der geometrischen verschieden ist, dabey aber dennoch in ihrer Art eben so absolut seyn kann. Hr. G. weis zwar wohl, daß man sonst das Wesen des Wahrscheinlichen in der Unvollständigkeit der Beweise gesucht hat. Er will aber dieses lieber verosimile nennen, als probabile. Sollten wir demnach im Deutschen diese zwey Wörter verschieden übersetzen, so müßte ersteres durch wahrscheinlich, lezteres durch bewährbar (das sich bewähren läßt, bewährt finden läßt) angeben. Uebrigens hat probare noch die Bedeutung von Gutheissen, billigen, genehmhalten ꝛc. und diese Bedeutung möchte sodann mit dem übereintreffen, was Hr. G. durch die moralische Gewißheit versteht, welche seiner Meynung nach bey gut befundenen Anschlägen vorkömmt. Es kömmt aber bey

allem diesem nicht auf die Worte sondern auf die Sache selbst an. Diese wird durch die Wörter nicht angegeben, da sonst noch viel mehrere in Betrachtung gezogen werden müßten. Wir können es demnach gelten lassen, daß Hr. G. sich überhaupt die Frage vorsezt, welche Gewißheit, und welche Grade der Gewißheit es bey Untersuchung wirklicher Dinge gebe? Seine Art, dabey zu verfahren, wollen wir so viel es sich thun läßt, hier in die Kürze ziehen. Erstlich kömmt die Untersuchung der Möglichkeit vor. Diese stellt man sich entweder nur in so fern vor, als man sich keines Widerspruches bewußt ist, oder man geht weiter, und kann sich auch die Art vorstellen, wie die Sache seyn kann. Ferner kömmt man dem Beweise der Wirklichkeit näher, wenn man Dinge findet, die der Sache gewöhnlich vorgehen oder zugleich mit sind, oder die wenigstens der Wirklichkeit der Sache nicht im Wege stehen. Findet man darunter solche, welche die Sache voraussetzen oder nach sich ziehen, so gelangt man zur Gewißheit. Auf eine ähnliche Art verfährt man in Absicht auf die wirkenden Ursachen. Man kann zuweilen solche finden, die die Sache hindern könnten. Weiß man aber nicht, ob sie wirken und in der That hindern werden, so hat man noch nicht viel ausgemacht. Indessen geht dieses noch nicht so weit, daß man sich sollte abschrecken lassen. Finden sich aber keine hindernde, sondern wirklich befördernde Ursachen, so ist die Frage, ob sie zureichen, und sodann ob sie wirken werden? Ist beydes, so gelangt man ebenfalls zur Gewißheit. Hr. G. wendet diese Lehren auf den Fall an, wo jemand, der eine Sache bewirken kann, durch äussere Anlässe auf den Gedanken und sodann auf den Entschluß geleitet wird. Ferner nimmt man zuweilen eine Abzählung alles dessen vor, was um eine Sache wirklich zu machen erfor-

dert

dert wird, und bestimmt daraus die Grade der Wahr-
scheinlichkeit, oder man zählt ab, in wie vielerley Ver-
hältnissen und Reyhen von Begebenheiten eine Sache
wirklich werden kann, und auch daraus lassen sich Gra-
de von Wahrscheinlichkeit bestimmen. Sodann lassen
sich auch die Wirkungen betrachten. Denn eine Sache ist
nicht, wenn Umstände da sind, die sie würden verhindert
haben. Hingegen kann sie wenigstens seyn, wenn keine
solche Umstände da sind. Sie wird wahrscheinlicher,
wenn die vorhandenen Umstände sich aus ihrem vor-
ausgesezten Daseyn begreiffen und erklären lassen. Und
ist sie die einige mögliche Ursach, oder ein Theil da-
von, so wird ihr Vorhandenseyn gewiß. Auch diese
Betrachtungen wendet Herr G. widerum auf den
menschlichen Verstand und Willen an. Hierauf be-
trachtet er die besondern Arten von Wahrscheinlichkeit
und Gewißheit, und zwar erstlich die von den Sin-
nen, bey welcher Gelegenheit er die Meynung beson-
ders der alten Weltweisen umständlich durchgeht, selbst
aber den Sinnen eine Gewißheit einräumt, dabey
aber Regeln angiebt, wie das wirklich empfundene
von Träumen, Einbildungen ꝛc. zu unterscheiden ist.
Wir halten uns aber hier dabey nicht auf. Hr. G.
wendet sich sodann zu der Frage, wiefern die durch
die Sinnen erlangte Erkenntniß allgemein werden oder
seyn könne? Mit der bloßen Induktion reicht man
nicht aus. Hr. G. glaubt aber, man komme weiter,
wenn man das empfundene mit dem Wesen der Sa-
che vergleicht, oder auch mit ihren Ursachen. Wir
zweifeln aber, ob Hüme sich damit befriedigen würde.
Doch Hüme sucht Spizfindigkeiten auf. Indessen
kennen wir das Wesen und die Ursache empfundener
Dinge ebenfals nur aus Empfindungen, und so wird
man dennoch weiter ausreichen, wenn man die All-
gemeinheit physischer und so auch psychologischer Säze
daraus herleitet, daß die Welt im Beharrungsstande
ist,

ist; und wenn sie soll existiren und daher fortdauern können, seyn muß. Ausserdem giebt es allerdings Fälle, wo die Induktion vollständig gemacht werden kann; und auch da, wo es nicht angeht, läßt sich Jac. Bernoullis Lehrsaz anbringen. Man läugne z. E. daß nicht alle Luft schwer seye, so darf man nur das Verhältniß der schweren zu der nicht schweren nach Belieben annehmen. Hat man nun 100, 1000 oder noch mehr mal Luft gewogen, wo man sich immer befunden, und es war dennoch immer schwere Luft, so wird schon dadurch die Masse der vorausgesezten nicht schweren Luft, so klein werden, daß sie für nichts zu achten ist. Und dieses will dann sagen, alle Luft ist schwer. Hr. S. wendet sich hierauf zur Untersuchung wahrscheinlicher Schlüsse und ihrer Berechnung, und führt endlich noch einige andere Berechnungen der Grade der Wahrscheinlichkeit an.

E*.

XX.

Clavis Poetarum classicorum. Pars prior. Sive Index philologico-criticus in Horatium, Terentium et Phaedrum, minori forma in Orphanotrophio Halensi impressos. Auctore *Gottlob Benedicto Schirach*. Halae sumtu Orphanotrophei. 1768. 8. 26 Bogen und 2½ Bogen Zueignungsschrift und Vorrede.

Dieß Buch hat, nach der Vorrede, zur Absicht, jungen Leuten und solchen, deren Sache es nicht ist, alle Commentatoren bey jeder einzelnen Stelle nachzuschlagen, zum Leitfaden im Lesen der drey angeführten Schriftsteller zu dienen. Der Verf. hat eigentlich für das hallische Waysenhaus diese Arbeit unternehmen müssen, und vermuthlich sind

eben

eben daher grade jene nicht sehr genau zusammen passende Autoren in einen Band gekommen. Des Hrn. D. Ernesti Clavis über den Cicero hat dem Verf. zum Muster gedient, und so viel uns dünkt, ist ihm seine Nachahmung nicht verunglükt. Zwar wird man nicht lauter neues hier finden; aber das war auch des Verf. Absicht nicht. Er wollte das beste aus ältern und neuern Commentatoren zusammen tragen, das gar zu bekannte überschlagen; die poetischen Schönheiten kurz bemerken und nur hie und da etwas eignes hinzusetzen. Alles dies hat er wirklich geleistet. Der Recensent hat sein Buch über verschiedne bald schwerere bald leichtere Stellen aus dem Phaedrus, Terentius und Horatius befragt, und gesteht, daß es ihm gewöhnliche Gnüge gethan habe. Man findet hie und da artige Fragmente von Abhandlungen über nicht genung erklärte Stellen oder Wörter, zuweilen neue und mit Bescheidenheit gewagte Muthmassungen, glükliche und gute Erklärungen und manchmal ein rühmliches Bekenntniß der Ungewißheit, welcher Erklärung der Vorzug zu geben sey. Wir wollen von allen diesen, das Werk sehr empfehlenden Stücken einige Beyspiele anführen.

Unter den weitläuftigen Erklärungen hat uns besonders die über die *urbanitas* des Horaz in seinen Satyren S. 385-90. gefallen. Mancher Schriftsteller unsrer Zeiten könnte sich eine heilsame Lehre daraus nehmen. S. 73. fg. wird von Contractus Horat. Epist. I, 7. 12. auch ziemlich ausführlich gehandelt. Hr. Sch. erklärt es hier von der Kälte und beruft sich auf Stellen aus dem Phaedrus und Virgil. (Doch würden wir bey dem leztern Georg. IV, 259. die allgemeinre Leseart contracto frigore der vom Verf. angenommnen: contractae vorziehn. Der Prosaische Schriftsteller würde sich freylich dergleichen

Ver-

Versetzung nicht erlauben, wohl aber der Dichter: und contracto ist doch offenbar poetischer! Eben dies Wort Epist. II, 2, 80. verändert Hr. S. auf das Ansehen einiger Codd. in *contacta* und erklärt es: an vis, me viam vulgarem, tritam sequi, quam tetigerunt omnes mali poetae? Eine durchs folgende ziemlich wahrscheinlich gemachte Erklärung.

Zuweilen wagt Hr. S. eine neue Leseart, doch gefällt es uns, daß es in einem Buche dieser Art nur selten geschieht. Wollen unsre Leser Proben, so dürfen sie nur Auritulus Phaedr. I, 11, 6. aufschlagen. Hr. Sch. liest hier: hic *auriculas* clamorem *subitum* totis tollit viribus. Doch scheint uns die Verbindung der Ideen und das ausgelaßne *et* noch immer zu hart. Eine andre findet man S. 33. *Babylo*, Terent. Adelph. V, 7, 15-17. wo Hr. S. statt der gewöhnlichen Leseart: dinumeret illi Babylo viginti minas; freylich ein wenig kühn: bloß: *dinumeret illi Babylonius*, lesen möchte. Und um auch eine Conjectur beym Horaz anzuführen, so sehe man S. 274. *persona* Serm. I, 2, 60. das: — — an tibi abunde Personam satis est etc. verändert Hr. S. in *abuti* wie Terent. Phorm. II, 2, 66. Eine ganz artige Muthmaßung, die, wenn man sie gleich nicht der gewöhnlichen Leseart vorzieht, doch vielleicht den Nutzen haben kann, bey jener auf die rechte Erklärung zu kommen. (Wenigstens wünschten wir, daß mancher zu freygebiger seine neue Conjecturen nur dazu brauchte.)

Zu den glücklichen Erklärungen zählen wir *cadaverosa* facies Terent Hec. 3, 4, 27. ein scheusliches Gesicht! (Worte, die Hr. Sch. dem Parmenio in den Mund legt;) *ducere* H. Epist. 2, 1, 75. *expostulare* Ter. Ad. 4, 3, 2. sq. *expugnare* Hor. Od. 3, 15, 9. Das Hr. S. natürlicher als Bentley und Gesner, die hier eine gelehrte Anspielung finden, durch capere, irre-

irretire amore erklärt; *inaniter* Epist. 2, 1, 210. welches sehr gut de praestigiis poetarum falsis mire nos afficientibus erklärt wird; da Gesner, Baxter u. a. es haben ironisch nehmen wollen (doch scheint auch schon Lambinus unsers V. Erklärung zu haben) *pars* ad Ter. H. prol. 1-3. aber wir brechen dieses Verzeichniß, das wir bis Z. hindurch führen könnten, ab, um nicht gewissen eckeln Lesern verdrießlich zu werden. Andre werden selbst beym Gebrauch dieses Buchs mit Vergnügen viele gute Erklärungen bemerken, da wir unter den angeführten mit Vorsaz keine Auswahl getroffen haben. Auf eine rühmliche Art gesteht der Verf. bey *Oratio* ad Ter. Heaut. prol. 13-15; *Sanguis* Hor. Od. II, 20, 6. seine Ungewißheit. — Das haben wir allenthalben gern in diesem Werkchen gefunden, daß Hr. S. auch mit den Schriften unsrer neuen Kunstrichter bekannt ist, und wirklich studirt hat. Daher widerlegt er sie auch manchmal bescheiden. Man sehe z. B. S. 289. und 323. Herr S. verspricht im zweyten Theile den Ovid und Virgil auf gleiche Weise zu erläutern. Er thue es mit gutem Glücke! Eine Folge solcher Claves poetarum werden das beste Mittel seyn, die elenden Ausgaben, ad modum Minellii, Iunkeri, Sinceri, endlich aus den Schulen zu verbannen.

Sollen wir sagen, was uns an dem Buche am wenigsten gefallen hat? — Die Zuschrift an Herrn D. Ernesti, nicht als wenn sie nicht manche wirklich artige Bemerkungen über Phaedrus Styl, Aechtheit rc. besonders wider Christs Beschuldigungen enthielt; sondern wegen des gar zu gekünstelten Vortrags, der würklich überflüßigen Complimente, kurz wegen alles des unangenehmen, das gewöhnlich unserer Landsleute Dedikationen zu charakterisiren pflegt.

A.

XXI.

XXI.

Andreas Botin's, Königl. Schwedischen Kammerraths, Geschichte der Schwedischen Nation im Grundriß. Aus dem Schwedischen übersezt von Hartw. Ludw. Christ. Backmeister, Inspector des Gymnasii der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Mitgliede der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen. Riga und Leipzig 8. 1767. Erster Theil, 496. Seiten; ohne die Vorreden des Uebersetzers und Verfassers. Zweyter Theil, 372. Seiten.

Der Hr. Kammerrath Botin beschreibt in diesem Buche, das Stückweise zwischen 1757. und 1764. in Stockholm heraus kam, die Geschichte seines Vaterlandes nach einer ganz neuen Manier. In der Vorrede theilt er solche vorläufig in neun Zeiträume ein: I. älteste Nachrichten von Schweden bis auf Othin (S. 1-32.) II. von Othin bis auf Ingiald Illrådt, da das Ynguische Geschlecht regierte, begreift ungefehr 700. Jahre (S. 33-110.) III. von Ingialds Tod bis auf Emund den Alten im J. 1061. da die Nachkommen des Iwar Widfarne regierten, begreift ungefehr 400. Jahre (S. 111-174.) IV. vom J. 1061. bis 1250 = 190. Jahre, da drey Familien, die von Stenkil, Blot-Swen und St. Erich, wechselsweise den Thron besessen (S. 175-300.) V. die Periode der Folkunger vom J. 1250. bis 1389 = 140. Jahre (S. 301-496.). — Hier endigt sich der erste Band. Den zweyten füllt die einzige folgende Periode an: VI. die Zeit der Kalmarischen Union vom J. 1389. bis 1520 = 131. Jahre, da Schweden mit Dänemark vereiniget war

(S.

(S. 1-369.). — Nun fehlen noch drey Perioden: VII. des Hauses Wasa vom J. 1520-1654 = 134. J. VIII. des Zweybrückischen Hauses vom J. 1654-1718 = 64. J. IX. der wieder errungenen Freyheit, von Karl des XIIten Tode an. Diese drey Perioden hat der Verf. noch nicht beschrieben, und wird sie auch, wie man uns aus Schweden meldet, nie beschreiben. Die Eintheilung nach den regierenden Familien ist natürlich und gewöhnlich; nur hier hat sie die Unbequemlichkeit, daß der Perioden dadurch zu viele, folglich solche für das Gedächtniß lästig werden. Besser wäre vorher eine allgemeinere Abtheilung der ganzen Schwedischen Geschichte in 1. die Alte, fabelhafte, und ungewisse, unter dem Heydenthum; 2. die Mittlere, von der Einführung der christlichen Religion bis auf das Ende der Kalmarischen Union, unter dem Papstthum, und 3. die Neue, von Gustav Wasa an, unter dem Lutherthum.

Nichts gefällt uns bey diesem Grundrisse besser, als die Vollständigkeit in Ansehung der Gegenstände, die der Verf. mit in seine Geschichte ziehet, und die Abtheilung, durch die er in allen Zeiträumen aus jedem dieser Gegenstände ein Ganzes macht, die davon vorhandene Nachrichten auf einander häufet, und solchergestalt in diese Gegenstände eine Klarheit, eine Ordnung und eine Interesse bringt, das weder die chronologische Methode der französischen Abregés nach Henaults Muster, noch diejenige unsrer deutschen Lesebücher, gewähren kann. Der Verf. ist von dem altmodischen Begriffe, daß die Geschichte eines Volks in den Biographien seiner Beherrscher bestehe, weit entfernt. Die statistischen Veränderungen sind vielmehr sein Hauptgeschäfte: wie sehr werden diese von unsern gemeinen Compendienschreibern vernach-

läßiget! sie, die doch wirklich das Wesen der Historie ausmachen, und einzig und allein das Studium, besonders der vaterländischen Geschichte, von der niedern Stufe der bloßen Belustigung zu einer ernsthaften und nüzlichen Wissenschaft des Bürgers und Staatsmanns erheben können. Jeder Zeitraum hat daher bey unserm Verf. zehen Abschnitte unter folgenden Aufschriften: 1. von dem Zeitraume überhaupt, 2. von den Königen, die darinnen regieret, 3. von dem Zustande des Schwedischen Volkes, 4. von der Religion und der Hierarchie, 5. von der Regierungsform, 6. von den Gesetzen, den Gerichten, und der Rechtspflege, 7. von dem Kammerwesen, der Staatsökonomie, der Handlung, dem Berg- und Münzwesen, 8. von den Wissenschaften und den Gelehrten, 9. von der Lebens- und Denkungsart, die in jedem Zeitraum herrschte, 10. von großen und merkwürdigen Männern desselben.

Dis betrift die Form des Buches, der wir mit gröster Ueberzeugung unsern völligen Beyfall geben. Aber die Materie? — Auch diese ist schön, und durch eine feine Auswahl, manchmal auch durch gedrungene Kürze unterhaltend gemacht. Wirklich sind es allerliebste Dinge, die uns der Verf. erzählt. Ganze Bogen ließt man mit Vergnügen weg; überall stößt auch dem kundigen Leser etwas neues und vorher ungesagtes auf: diese Neuheit schon gefällt, und noch mehr die Zusammenfügung einzelner und aus tiefen Winkeln herausgeholter Nachrichten, welche unter des Verf. bildenden Händen eine Kette werden, die ununterbrochen durch ganze Jahrtausende fortläuft. Aber wenn ich einen Abschnitt zu Ende habe; wenn sich das Vergnügen, angenehme Nachrichten in einer schönen Verbindung wegzulesen, etwas gesezt hat, und die kalte und ruhige Kritik mir in die

Ohren

Ohren lispelt, „ist denn das auch wahr, was Hr. Botin erzählet:„ o wie wird mir da zu Muthe!

Einmal, der Verf. hat sehr viel neues und eigenthümliches. In unzähligen Dingen gehet er von allen seinen Vorgängern, besonders vom Dalin, ab, wenn er sie gleich nicht nennt. Gleichwol beweißt und citirt er nie! Dies war nun freylich seine Absicht nicht: er schrieb, nach des Uebersetzers Ausdruk, für Staatsminister; folglich durfte sein Buch kein kritischer Commentar über seine vaterländische Geschichte werden; vielmehr nahm er nur die Facta heraus, verarbeitete sie, und sezte daraus ein Portrait zusammen. Aber auch Staatsminister fodern wahre Facta; und ob sie wahr sind, muß eine andre Klasse von eigensinnigen Leuten entscheiden können, die man Geschichtsgelehrte nennt, die nichts glauben, als was sie mit Ueberzeugung und aus Gründen wissen. An diese Klasse von Leuten, die doch billig einige Rücksicht verdient, besonders in einer Geschichte, die bisher so wenig kritisch behandelt worden, und daher in Ansehung ihrer ältern Periode das gerechte Mißtrauen des ganzen Publici wider sich hat, hat der Verf. gar nicht gedacht. Sein mäßiger Octavband sollte mit zwey dicken Quartanten Urkunden, Beweisen und Belegen begleitet seyn: diese Quartanten fehlen, alle Beweise behält der Verf. in petto, man muß ihm bloß auf sein ehrliches Gesichte glauben: und zum Glük für ihn, aber zur Schande der Geschichtswissenschaft, wird er viele solche gläubige Leser, selbst unter Recensenten, finden, die sein Buch im weichen Lehnstuhl mit Entzücken lesen, und sich nie mit der weit aussehenden Frageincommodiren: ist denn das auch wahr, was Hr. Botin erzählt?

Zweytens, der Verf. mahlt und raisonnirt zu viel, selbst in solchen Zeiträumen, wo aus Mangel an Ur-

kunden in Wahrheit an kein mahlen und raisonniren zu denken war. Immer Charaktere, immer Schilderungen; immer tiefe Blicke in die Seelen der handelnden Personen, um die geheimste Triebfedern ihrer Handlungen auszuspähen! Aber was mahlt, was schildert der Verf.? bisweilen wirkliche Personen und Begebenheiten, so wie sie ihm der Annalist vorgezeichnet; aber noch öfter bloße Hirngespinste, Ausgeburten seiner Einbildungskraft, Gesichter der Peringskjölde, und Erscheinungen der Rudbecke und Daline. Hat unser Verf. den französischen Grundsaz, man muß Schilderungen und Remarquen machen, sie mögen wahr oder falsch seyn: so trift ihn freylich unsre schwerfällige Kritik nicht. Aber alsdenn wollten wir nur bitten, uns sein Buch nicht unter dem Titel einer schwedischen Geschichte zu verkaufen, sondern darüber zu setzen: Meine Phantaseien über die schwedische Geschichte.

Ist es nicht sonderbar, daß gerade diejenige Nation, die an historischen Denkmälern die allerärmste in Europa ist, die bis ins 15te Jahrhundert nichts als einzelne Urkunden, elende Reimchroniken und klägliche Legenden hat, die alles, was sie bis dahin von ihrer Historie weis, dürftig von ihren Nachbarn, den Dänen, Norwegern und Isländern borget, daß gerade diese Nation, sage ich, nicht nur ehedem, unter allen den meisten Unfug in Behauptung eines sehr hohen Alters angerichtet, sondern auch noch im Jahr 1757. einen Geschichtschreiber darstellt, der in dieser armseligen alten Historie beständig mahlen, schildern und raisonniren will? Allerdings giebt es Fälle, wo ein paar magere Zeilen aus einer schwedischen Legende oder Reimchronik zu einem ganzen Portrait zureichen: allein diese Fälle sind unendlich selten; man setze uns also diese Zeilen her, oder sage uns wenigstens, wo

wir

wir sie finden und mit eignen Augen sehen können, daß der Geschichtschreiber höchstens bloß die Farben aufgetragen, die Zeichnung aber aus dem Annalisten kopiret habe. — Dürften wir bey dieser Gelegenheit einen Wunsch wagen, von dem wir zuversichtlich hoffen, daß ihn alle ächte Geschichtsgelehrte in und ausser Schweden unterschreiben werden? Man verschone uns doch einstweilen mit Grundrissen sowohl als Systemen der schwedischen Geschichte, und denke vielmehr an eine vollständige und kritische Ausgabe der Quellen derselben, sowohl der ausländischen z. E. des Snorro (denn für Schweden ist Snorro ein Ausländer) als der einheimischen. Ein Werk von der Art wäre der unmittelbaren Vorsorge und Unterstützung der schwedischen Reichsstände würdig, denen es zum Ruhm gereicht, daß sie bisher schon den Druk andrer gemeinnützigen aber die Kräfte einer Privatperson übersteigenden Werke patriotisch befördert haben. An Leuten kann es auch nicht fehlen, die sich dieser Arbeit pflichtmäßig unterziehen müßten: Denn Schweden hat auf drey Universitäten drey Professores der Geschichte; es hat ein Reichsarchiv, ein Antiquitätencollegium, und einen Reichshistoriographen. So bald man den ganzen Vorrath der alten schwedischen Geschichte 1. zuverläßig und getreu abgedrukt, 2. vollständig gesammlet und in chronologischer Ordnung aufgestellt, 3. richtig erklärt und übersezt, und 4. kritisch nach der Glaubwürdigkeit eines jeden einzelnen Stüks geprüft, in etlichen Bänden vor sich hätte: alsdann erst, und eher nicht, wäre eine vernünftige schwedische Geschichte alter und mittler Zeiten zu hoffen, zu der ein Ausländer, auch ohne sich in das Detail einzelner Untersuchungen einzulassen, einiges Zutrauen haben könnte. Bisher sind die schwedischen Geschichtschreiber allzu unverantwortlich mit dem Publiko umgegangen, sie

haben es sogar vorsezlich und mala fide geäfft. Rudbeck machte in Gesellschaften gar kein Geheimniß daraus, daß er durch seine Atlantik andre nur zum besten habe. Und Dalin schrieb eine bekannte Satyre, unter dem Titel: Beschreibung eines Runsteins bey Drottningholm, zur Aufklärung der Lovöischen Historie, über den antiquarischen Geschmak, in dem er selbst den ersten Theil seiner schwedischen Reichsgeschichte verfaßt hatte.

Doch dies im Vorbeygehen: wir kehren zu unserm Verf. zurük. Wenn die bisher angeführten Umstände schon den Glauben an ihn schwer machen: so wird man durch den Eingang seiner Geschichte noch ungeneigter dazu. Dieser Eingang (ich rechne die zwey ganzen ersten Zeiträume nebst einem großen Theil des dritten dazu) ist ein heßliches Portal, das gleichwohl in einen schönen Tempel führet. Das erste Kap. ist überschrieben: älteste Nachrichten von Schweden. Hier erwarteten wir Nachrichten, wenn Schweden, unter welchem Namen es auch sey, zuerst in der Geschichte erscheine? bey was Gelegenheit die alte schreibende Welt dieses ferne Land habe kennen lernen? wie sich die Kenntniß desselben stufenweise, durch alle Jahrhunderte hindurch, bis auf den Anfang der einheimischen schriftlichen Nachrichten, theils aufgehellet theils verdunkelt habe u. s. w. Denn was heissen sonst älteste Nachrichten von Schweden: Nachrichten a priori, allgemeine Betrachtungen, polemische Raisonnemens? — So nimmt es Hr. Botin, und hebt an: „Diejenigen, welche die erste Bevölkerung der „Länder und den nächsten Ursprung der Nationen nach „der Sündfluth ausforschen wollen, verliehren sich „mehrentheils in Dunkelheit oder Muthmassungen. „Ohne Wissenschaften, ohne Bequemlichkeiten, ohne „die Welt und sich selbst zu kennen, bekümmerten die

„äl-

„ältesten Stammväter des menschlichen Geschlechts
„sich nicht, um die Aufbehaltung der Begebenheiten,
„die, an sich selbst wenig merkwürdig, nur in Räth-
„sel verhüllt, und mit Zusätzen ausgeschmükt, von
„ihren nächsten Nachkommen für andenkenswürdig
„gehalten wurden. Schweden weis eben so wenig
„als andre Länder von seinen ersten Einwohnern etwas
„zu sagen. Die ältesten Nachrichten hievon steigen
„wohl weit über Christi Geburt hinauf, sind aber so
„unzureichend, so widersprechend, so ungereimt; daß
„sie uns nur in Dunkelheit, Zweifel und unauflösli-
„che Streitigkeiten führen. Diesen Mangel an Nach-
„richten mit Muthmassungen ersetzen, und auf einem
„so unsichern Grunde in alten Sagen und Liedern mit
„andern Völkern wetteifern wollen, ist heut zu Tag
„eine unschmakhafte Eitelkeit. Unsre aufgeklärte Zei-
„ten fodern, daß die Historie in einer höhern Absicht
„geschrieben werde; und man schäzt eine einfältige
„Erzählung, die uns zu Licht und Wahrheit führet,
„izo höher als alle gekünstelte Beweise, welche, um
„uns eine betrügliche Ehre zu verschaffen, in prächti-
„ge Irrthümer verleiten, und welche, wenn sie mit noch
„so viel Wiz und Belesenheit ausgeführt sind, doch zu
„nichts anders nutzen, als einen Unbehutsamen zu
„überraschen, einen Einfältigen zu verwirren, einem
„Partheyischen zu schmeicheln, aber ganz und gar
„nicht, einen erleuchteten und unpartheyischen Leser zu
„überzeugen.„ — Wie allgemein, wie langweilig,
wie nichtssagend ist dieser Anfang! Man könnte ihn
mit stehenbleibenden Schriften vor die Geschichte aller
Staaten in der Welt setzen. Wissen wir dann die
ältesten Nachrichten von Schweden? Nein, wir ler-
nen nur, daß wir nicht wissen, wie es gleich nach der
Sündfluth in Schweden ausgesehen, und daß die Leute,
die solches zu wissen glauben, erstaunliche Thoren sind.

Aber war es auch der Mühe werth, einen so alltäglichen Saz so kostbar vorzutragen, noch mehr, ihn an die Spitze eines Grundrisses zu setzen, von dessen Haupttugenden eine die Kürze und Vermeidung alles entbehrlichen seyn muß? Freylich fieng im vorigen Jahrhundert der selige Bischof von Abo, Peter Bong, der Upsalische Professor Sveno Jonä, der große Peringskjöld, der große Rudbeck (denn es war eine Zeit, wo jeder dieser Leute in Schweden *hin store* hieß) und viele andere große Männer, die schwedische Geschichte von Adam, Noa, Magog und Jupiter an; und diese lagen hier vermuthlich dem Verfasser im Sinne. Aber in unsern Tagen sollte ein Geschichtforscher, und noch mehr ein patriotischer Schwede, diese *infausta nomina* ignoriren. Sie nennen und widerlegen, heißt auf die Geschichtswissenschaft Pasquillen machen.

Dann kommt S. 5. und 6. abermals eine Erzählung a priori, worinn der Verf. zeigt, Schweden habe eben so früh wie andre Reiche bevölkert werden können. Aber welcher Kluge läugnet die Möglichkeit, da bey der Bevölkerung der ersten Staaten in der Kindheit der Welt der Zufall alles gethan: und welcher Vernünftige wird von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit schliessen? Was gewinnen wir nun durch diesen ganzen Galimathias von S. 3-6?

Im zweyten Kap. rechnet Hr. Botin die alten Namen von Schweden her, zuerst kommt Scythien. Aber der Verf. sagt, Schweden sey ein Theil des alten Scythiens; er weis aus Bayern, daß Scythe bey den alten Griechen und Römern ein eben so absurdes Wort sey, als Frank (für Europäer) bey den Türken; und doch soll Scythien ein Name von Schweden seyn? Mit gleichem Fug hätte er auch die Wörter Europa und die Welt unter die alten Namen von

Schwe-

Schweden setzen können. — Dieses *Scythia* übersezt Snorro, der ehrliche aber ungelehrte und etymologisirende Snorro Svithiod hin mykla, das große Svithiod; er spielt sichtbar mit *Scythia* und *Svithia*, oder Schweden; aber auch dieses soll ein eigner Name von Schweden seyn. Von dem 8ten Namen *Warg-ö* möchten wir wohl alte Beweise haben: bis dahin kommt er uns als eine bloße Erdichtung der schwedischen Antiquarien vor. S. 9. treffen wir noch *Bannomannia* an. Wie deutlich hat nicht Harduin schon gesagt, daß das Wort nicht im Plinius stehe; sondern ein bloßer Schreibfehler sey: und wie viele haben es nach ihm erinnert! Aber *Bannomannia*, *Zamolxis*, *Othin*, Scyth und andre dergleichen theils Schreibfehler, theils Undinger sind bey den schwedischen Geschichtschreibern in Blut und Säfte übergegangen: um sie davon zu reinigen, müßte in Schweden ein Mann aufstehen, der für die Geschichte in Schweden eben das thäte, was der große Linnäus für die Naturkunde gethan. Selbst den gelehrten Ihre hören wir mit Verdruß auch noch in seinen neuesten Schriften von einer Lingua *Scythica* schwatzen: er selbst mag wohl etwas bey diesem Ausdrucke denken; aber was denken andre dabey? — eben so viel als bey Lingua *Europæa*.

Das vierte Kap. kündigt in der Aufschrift die ältesten Bewohner von Schweden an. Nach einem abermals langweiligen Eingange sagt der Verf., die Aborigines von Schweden wären Finnen. Halb ist der Saz wahr: im obersten Striche von Norden wohnten Finnische, im untern aber in Dänemark deutsche oder gothische Völker; in Schweden stiessen sie zusammen, aber eine Grenzlinie zwischen beyden kann niemand ziehen. Daß Finnen bis nach Smoland herunter gewohnt, ist unwahrscheinlich, und durch die

Gründe, die der Verf. anbringt, nicht hinlänglich erwiesen.

Das fünfte Kap. handelt vom Ursprung der schwedischen Nation. Hier wird dem Leser angst und bange: man glaubt, an die Atlantik verschlagen zu seyn. Botin ist hier wie Rudbeck, und fängt vom Don und Dnepr an, denn da waren Geten: so fieng man weiland die Sächsische Geschichte vom Kaspischen Meer an, denn da waren *Sacae*. Von den Geten geräth der Verf. unvermerkt zu den Massageten: Die Geten, sagt er, unter ihrer Königin Tomyris, überwanden den Cyrus. Aber wer hat doch je die Geten mit dem Cyrus fechten sehen? Die Geten wohnten an der Donau, Herodot sagts: Die Ueberwinder des Cyrus wohnten in den Gegenden am Jaik, auch Herodot sagts. Beyde Völker sind himmelweit verschieden, wie Schweden und Samojeden, und kommen in weiter nichts überein, als daß sich ihre Namen aufeinander reimen. S. 13-19. ist eine Erzählung, nicht bloß von Geten, sondern von allen diesen Menschenkindern von ganz verschiedener Abkunft, die von der Donau an oben herum bis an den Aral wohnten.

Aber wie gehört das alles in eine schwedische Geschichte? — Odin kam daher, sagt der Verf., der Stifter des schwedischen Reichs und Volks. Sein Leben stehet zierlich beschrieben bey Botin S. 21-26, weit zierlicher als in den Sagen der Isländer. Die leztern lügen hübsch unverschämt; sie verführen niemand, denn man merkt gleich, daß Odin bey ihnen ein Gott, ein Herenmeister, ein Unding ist. Aber unser Verf. redet im feyerlichen Anstande des Biographen und Lobredners. Wer vermuthet sich, daß unter Odin ein gehörnter Siegfried stecke, wenn noch in der 2ten Helfte des 18ten Jahrhunderts ein Geschichtschreiber von Profeßion also spricht: Oden ist einer

der

der merkwürdigsten Menschen, die jemals gelebt haben. Er war ein großer Held und ein großer Gesezgeber, der nicht allein viele weitläuftige Länder seinem Volke unterwürfig machte, sondern auch überall seinen Gottesdienst, seine Gesetze, seine Sitten und seine Sprache einführte. In diesem Tone von einem Hirngespinste der Isländischen Mönche sprechen, heißt die Geschichte der schönen Melusina in die historische Sprache des Hume übersetzen. Man lese doch den Grundtext (im Snorro, der Edda, und den Sagen) nach: so wird man sehen, daß diese Vergleichung gar nicht übertrieben sey.

Im siebenten Kap. kommt der älteste Zustand der schwedischen Nation, ihre Religion, Sitten und Lebensart, vor. Hier wird viel von Odins Gefährten geredet: Diese kennt kein Mensch, der Verf. aber weis auf sechsthalb Seiten eine Menge artiger Dinge von ihnen zu erzählen. Allgemeine, oft ziemlich gemeine Betrachtungen, klingende Beywörter, nette Phrases mit französischen Blümchen garnirt, vertreten hier wie anderswo die Stelle von historischen Factis, und füllen ein weites Leere aus. Von Scythen aus der großen und kleinen Tatarey wird auch mit unter was eingeschaltet, und unvermerkt den Schweden zugeeignet.

Der zweyte Zeitraum geht von Odens Tod bis auf Ingiald Illräde, S. 35-110. Was die Historie, versteht sich die wahre Historie, von diesem langen Zeitraume hat, hätte in einem Grundrisse kaum 5. Seiten betragen: allein durch tausend Künste macht der Verf. 75. Seiten daraus. Das heißt, das Reich der Geschichte erweitern, und ein historischer Schöpfer seyn! — Doch von nun an geht es besser. Nur der älteste Theil der schwedischen Geschichte ist so unerträglich, weil solcher antiquarische Kritik erfordert, die frey-

freylich unsers Verf. Sache nicht ist. Vom neunten Jahrhundert an ist ungleich mehr Wahrheit in seinen Factis: an diese, an die bloßen Facta, wollen wir uns halten, seine ewigen Schilderungen aber übersehen, als wenn sie gar nicht da stünden, und bey seinen Urtheilen über die Facta auf unsrer Hut seyn. Das leztere ist besonders im 6ten Zeitraume nöthig: hier deklamirt er durchgängig so heftig gegen alles was Dänisch ist, hier ist er so sichtbar partheyisch, hier schimpft er so patriotisch, daß schon der bloße Ton, in dem der Verf. spricht, dem Leser alles Zutrauen zur Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers benehmen muß.

Wir kommen auf die Uebersetzung. Daß sie dem Uebersetzer sehr sauer geworden, wie er in der Vorrede versichert, glauben wir gerne. Der Verf. hat einen ganz eignen Styl; mühsam abgemessene Perioden, ein affektirter ängstlicher Wiz, französische Wendungen, unaufhörliche Antithesen, die bald die allergenauste Beziehung auf einander haben sollen, bald einen unmerklichen Unterscheid ausdrucken sollen, sind das charakteristische seiner Schreibart: und dieses suchte auch Hr. Backmeister in die Uebersetzung zu bringen, wenn sie gleich dadurch ein steifes Ansehen bekam. Die ganze Uebers. hat der Hr. Prof. Schlözer gemeinschaftlich mit ihm durchgesehen: einen großen Theil derselben hat auch Hr. Botin selbst durchgelesen und verschiedenes daran gebessert. Am Ende des zweyten Theils S. 370-382. stehet noch ein Verzeichniß und Erklärung der in der Uebersetzung beybehaltenen schwedischen und einiger deutschen Wörter: ein kurzer Aufsaz, der aber feine Kenntnisse in der schwedischen Geschichte verräth, und dessen kein mechanischer Uebersetzer fähig gewesen wäre. Für ein Register über das ganze Buch hätte billig der Verleger sorgen sollen.

Z*.

XXII.

XXII.

Neue Predigten von Johann Joachim Spalding, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1768. 547 Seiten und 36 Seiten Vorrede in 8.

Diese Predigten unterscheiden sich so sehr durch ihr eigenthümliches von andern und selbst vortreflichen Predigten, daß es der Mühe werth zu seyn scheint, diesen Unterschied zu bestimmen. Wenn andere ihrem Vortrage eine wissenschaftliche Wendung geben, und sich mit ihren Zuhörern nicht sowohl unterreden, als ihm eine theologische Abhandlung in aller ihrer Vollständigkeit zu liefern suchen, welche oft nur wenige übersehn können; wenn andere nach den Regeln einer rhetorischen Kunst, welche zum Zwek einer Predigt nicht völlig applicabel ist, ihre Rede bilden, und mehr oder weniger glüklich, durch den Strom ihrer Beredsamkeit und durch rednerische Kunstgriffe den Zuhörer mit sich fortreissen wollen: so geht Herr Spalding einen ganz verschiedenen Weg. Er macht aus dem, was er vortragen will, gleich eine Angelegenheit des Zuhörers selbst; es ist nicht seine, sondern des Zuhörers Sache, darüber er mit ihm zu sprechen hat; er sucht sie also unter den Gesichtspunkt seiner Fassung zu bringen; er sagt ihm nicht alles davon, was man sagen kann, sondern was ihm zu wissen nöthig ist; er nähert sie seinen eigenen richtigen Grundsätzen und Empfindungen, welche er in andern Angelegenheiten äussert; er bringt ihn zum Nachdenken über sich und die vorliegende Wahrheit; erwekt sein Gewissen und läßt es selbst den Ausspruch thun; begegnet seinen Vorurtheilen; zerstreuet seine Verblen-

dun-

dungen; gehet dann mit ihm zu dem Schlusse über, was am besten zu thun sey: so daß sein Zuhörer gleichsam beständig zu Hause ist, nicht aber von einer Wahrheit unterhalten wird, die in Absicht auf ihn fremd ist, oder ihm doch fremd zu seyn scheint.

Zu dieser Methode gelangt man, wenn man der ermunternden Anweisung folgt, welche Hr. Spalding S. 31. f. seiner Vorrede giebt; und wir gestehn es gern, daß wir sie für die einzige schikliche Methode halten, zuverläßige und bleibende Erbauung zu stiften. Wir wünschen daher auch Hrn. Sp. recht viel Nachahmer in derselben; nicht knechtische, welche sich etwa die Art seines Ausdruks, das sanfte und gefällige seiner Wendungen, die häufige Beziehung auf feinere moralische Empfindungen zu eigen machen wollen: denn er redet nach der Lage seines Geistes, als ein Mann, der im Nachdenken über die moralischen Grundtriebe des Menschen geübt ist, der selbst zarte Empfindungen hat, und die zarten Empfindungen, welche andere haben oder zu haben vorgeben, kennet. Dieß leitet ihn in seinen Ausführungen, und sie müssen für solche Zuhörer, welche nicht ganz ohne geübtes und geläutertes Nachdenken noch Kenntniß der Welt hören, sehr treffend seyn. Jeder Prediger folge nun auch, wie er, der gesammten Lage seines Geistes und der Kenntniß, die er sich von der Welt und dem menschlichen Herzen erworben hat; und nähere die Lehren des Christenthums dem Gewissen und den Empfindungen und Grundsätzen der Menschen, so wie er sie kennet: so wird er in seiner Art auch nach dieser Methode predigen, und in seinem Zirkel eben so erbaulich seyn; wenn er gleich im Styl und Wendungen, ja selbst im Ton des Vortrages weit von Hrn. Spalding absteht. Wir sagen dieß deswegen, weil wir theils manche veranlassen wollten, richtiger von diesen Pre-

digten zu urtheilen; theils auch rechtschaffene Lehrer zum Nachdenken reitzen, ob man dem öffentlichen Vortrage nicht eine solche Gestalt geben könne, daß er mehr Einfluß auf das Herz habe, als leider! gewöhnlich ist? auch woher es komme, daß die beliebtesten Predigten oft zwar viel Lob, aber wenig Erbauung stiften?

Zu dem zwekmäßigen aber auch eigenthümlichen der Methode des Herrn Sp. gehöret noch dieses. Oft hat er seinen Vortrag durch so einleuchtende und treffende Gleichnisse und Exempel ans Herz gebracht, daß der Zuhörer aus den Grundsätzen seines eigenen gesunden Verstandes das Urtheil selbst fällen muß, dazu er ihn leiten will: und diese Ueberzeugung ist sicherer, als durch viele dogmatische Gründe: dieß war auch die Lehrart Jesu und seiner Apostel. Seine Erklärungen haben ungemein viel Klarheit und Precision; und zielen nicht allein dahin, die Sache faßlich zu machen, sondern auch irrigen Anwendungen, welche gegen dieselbe oder von derselben gemacht zu werden pflegen, behutsam vorzubeugen: ob gleich grade diese Weisheit denen, welche nicht so weit sehen, vielleicht zuweilen heterodox heissen mag. Seine Beweise sind mehr aus dem Verhältniß des Christen gegen die empfohlne Sache, als aus ihrem Zusammenhange mit dem System der Wahrheiten hergenommen; ein Umstand, der ihnen grade desto mehr Wirkung verspricht. Besonders läßt es sich Hr. Sp. angelegen seyn, den schädlichen und besonders den praktischen Vorurtheilen, welche wider das Christenthum gefaßt, oder auch aus ihren heiligsten Lehren gesogen werden, nachdrüklich zu begegnen, und diese schwersten Hindernisse des Glaubens und der Gottseligkeit aus dem Wege zu räumen: und das thut er nicht etwa mit der nur gar zu gewöhnlischen rednerischen Feyer-

lich-

lichkeit, sondern durch eine simple Zurükführung auf zugestandene Grundsätze, die ihre Falschheit und Bethörung einleuchtend machen: er greift sie mit thätigem Ernst an, ist aber dabey so sanft und liebreich in der Art ihrer Behandlung, sein menschenfreundliches Herz schimmert so sehr durch; daß man deutlich sieht, nicht sein System, sondern die Wohlfarth seiner Zuhörer liegt ihm am Herzen. Ein redendes Beyspiel hievon findet man in der lezten Predigt S. 519. f.: wo er mit großer Parrhesie gegen diejenigen redet, welche Jesum und seine Lehre frech verhöhnen, und indem er die Nichtigkeit ihres Hohns und die Unredlichkeit ihres Herzens aufdekt, und gleichsam an das Licht der Sonne zieht, zugleich von solchem Gefühl, für Wahrheit und Tugend und für ihre eigene Wohlfarth durchdrungen ist; daß der Spötter, der es lesen sollte, nothwendig beschämt zurükkehren würde. Ueberhaupt können wir von gegenwärtiger Sammlung sagen, daß sie die erstere an Simplicität übertrift, daß Hr. Sp. seinen Vortrag mehr auf allgemeinere, und durchgängig bekanntere Empfindungen und Grundsätze gebauet hat, und unsers Bedünkens mehreren faßlich und erbaulich geworden ist. Und diese Herablassung ist dem Verstande und dem Character des Verf. gleich rühmlich. Wir unterlassen es, aus den Predigten selbst Stellen anzuführen, die Wahl würde uns schwer seyn; wir wünschen auch, daß jeder, dem sein Christenthum werth ist, die Predigten selbst lesen, und sich durch eigne Empfindung von der Wahrheit unsers Urtheils überzeugen möge.

Nur noch ein paar Worte von der Vorrede; in welcher er über die Erbaulichkeit einer Predigt einige Betrachtungen anstellt, welche die Ueberlegung der Lehrer verdienen, die gern die höchste Tugend einer Predigt erreichen, d. i. erbaulich predigen wollen.

„Jedes

Jedes ist nicht jedem erbaulich: In Ausdrücken der Schrift reden ist es auch nicht, wenn sie nicht in der Sprache derjenigen Menschen, zu welchen man redet, erkläret werden. Denn die Sprache der Schrift ist aus der gewöhnlichen Sprache des Volks und der Zeiten genommen, darin sie verfasset wurde, und ist keine beständige Sprache für die ganze christliche Welt; sondern sie war für die damaligen Zuhörer deutlich, und muß für die gegenwärtigen durch bekanntere Ausdrücke deutlich gemacht werden: die wahre biblische Erbauung hänget von dem wahren und aufgeklärten Sinn der Worte der Schrift ab. Kunstwörter, Wendungen und Formeln aus der wissenschaftlichen Sprache, oder aus andächtigen Vorstellungsarten einzelner Menschen, mystische Redensarten, können zwar durch ihren feyerlichen Gebrauch bey Sachen der Religion, eine gewisse dunkle Bewegung in der Seele erwecken, die man Erbauung nennt, aber keine Ueberzeugung noch Entschliessung wirken. Die Zuhörer können wohl dabey seufzen; aber sie werden sich nicht leicht dadurch bessern. Alle solche Arten zu reden muß der Mensch, der sie verstehen und die darin enthaltene Wahrheit nutzen will, immer erst in die bekanntere Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzen: warum redet man also nicht gleich in dieser Sprache vertraut und als ein Freund zu ihm? zur vollständigen Erbauung muß die Sprache des Herzens geredet werden; aber diese schließt die Erleuchtung des Verstandes nicht aus, sondern erfordert sie vielmehr; denn ohne gründliche Bestreitung der praktischen Vorurtheile und Ausflüchte, kann man wohl durch lebhafte Angriffe auf die Einbildungskraft oder auf das Herz den Menschen erschüttern, aber nicht zur anhaltenden Besserung bringen. Eine kalte Ueberzeugung durch eine Reihe von Schlüssen hilft auch nichts. Aber solche Gründe,

welche aus dem unmittelbaren Anblik der Sache her-genommen werden, daß man die Wahrheit nicht so-wohl folgert, als siehet, machen nicht bloße Erkennt-niß, sondern Empfindung, rühren das Gewissen, und vermögen das Herz zu guten Entschliessungen aufzu-wecken und darin zu erhalten. Hier wird zum Her-zen geredet: hat man dabey noch die seltene Gabe, die Leidenschaften für die Wahrheit zu interessiren, und die Aufklärung derselben, ohne welche keine dau-rende Erbauung seyn kann, mit der starken Rührung zu verbinden; so wird man mächtige Erbauung stif-ten. Wem aber diese Gabe fehlt, (unter welche sich der Verf. selbst rechnet,) der muß erst selbst fühlen, und aus seinem Gefühl sprechen, wenn er erbauen will." Und wir setzen hinzu; daß dies die sicherste Art ist, Herzen zu gewinnen.

Wir haben die Hauptgedanken dieser lehrreichen Vorrede kurz zusammengefaßt, um dem Leser zu zei-gen, wie ernst und lehrreich Hr. Spalding in Unter-suchung dieses großen Zweks eines Predigers sey, und zu was für wichtigen Betrachtungen er den, der dar-über nachdenken will und kann, veranlasse. In Ab-sicht der biblischen Sprache ersuchen wir ihn, und die-jenigen denen diese Materie am Herzen liegt, es zu überlegen, ob sie nicht wohl und richtig erklärt, zur Erbauung der Christen, und besonders des größern Haufens, erforderlich sey; weil die meisten alle ihre Religionsbegriffe mit dieser Sprache verknüpft und in dieser Sprache erlangt haben. Können diese Begriffe wohl durch andere, obschon gleichgeltende Ausdrücke, in eben der religiosen Kraft erwekt werden, als es durch die biblische Sprache geschieht, in welcher sie ihnen zuerst feyerlich und ehrwürdig geworden sind, und bey deren Wiederholung die religiose Empfindung wieder erwacht, und sich mit der Vorstellung verbin-

den,

der, mit welcher sie zugleich Anfangs in der Seele durch diese Ausdrücke erzeugt worden ist? Unter gewissen Einschränkungen und Bestimmungen, welche eine eigne Untersuchung verdienen, würden wir gern immer die Sprache der Bibel da vorziehen, wo es ohne Nachtheil der Klarheit und Richtigkeit in den Vorstellungen der Zuhörer geschehen könnte.

3.

XXIII.

Die Grundsätze der deutschen Sprache. Oder von den Bestandtheilen derselben und von dem Redsatze. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1768.

Es ist heut zu Tage in Deutschland nicht eben so sehr gewöhnlich, auf wenigen Bogen vieles sagen zu wollen, und wenn dies viele insonderheit Anmerkungen über unsre Sprache beträfe — noch ungewöhnlicher. Dies Studium hat, ob es gleich noch nie in Deutschland seine rechte Periode gefunden, jezt insonderheit so viel andern liebenswürdigen Tändeleyen und Kunstkleinigkeiten Plaz gemacht, daß ein Buch über die Grundsätze der deutschen Sprache oder über die Bestandtheile derselben, ohne Zweifel einen ungewöhnlichen Auftritt macht, in Zeiten, wo jedes lateinisch-deutsche und deutsch-französische Kunstrichterchen ja sein Deutsch zu verstehen glaubt, und desto mehr vom wahren und falschen Styl, von Ciceronen und Seneka's spricht, je weniger es sich selbst je um die Bestandtheile, um die grammatischen Grundsätze der Sprache bemühet hat, für die es mit wäßrigen Lippen eifert.

Je seltner also, um so angenehmer ist eine Sammlung von Blättern, die auf wenigen Seiten vieles bekannte kurz und zusammengefaßt wiederholet; vieles Zweifelhafte in seinem Licht oder vielmehr in seinem Schatten des Zweifels vorstellt; und denn auch manches Neue, das in unsrer Sprache vor Jahrhunderten das Aelteste gewesen, vor Augen bringt, und unsern Betrachtungen überlässet. Der Hr. Prof. Bodmer, denn er ist der Verfasser dieses Buchs, hat in dem Viertheil Jahrhundert seines kritischen Lebens so manche Sprachmode in Deutschland, wie einen Herbst von Blättern abfallen, und so manche Sprachmode, wie einen Frühling von Blättern wieder aufkeimen sehen, daß von ihm, wie vom Nestor Homers gelten kann:

Τῶ δ' ἤδη δύω μὲν γενεαὶ μερόπων ἀνθρώπων
Εφθίαθ', οἱ οἱ πρόσθεν ἅμα τράφεν ἠδ' ἐγένοντο
Εν πύλῳ ἠγαθέῃ, μετὰ δὲ τριτάτοισιν ἄνασσεν.

Ueberdem ist er so lange mit seichten Sprachlehrern in Streit verwickelt gewesen, daß endlich aus solchem langen Pro und Contra wohl Grundsätze des Rechts und Unrechts werden können. Und denn hat seine alte vieljährige Bekanntschaft mit den Schwäbischen Sängern ihm ihre altdeutsche Sprache der Liebe so verständlich, so einnehmend gemacht, daß ers gewiß wissen kann, was altes Deutsch gewesen, und wahres Deutsch seyn sollte. — — Alle diese Ursachen haben, jede das ihrige beygetragen, um uns auf diesen wenigen Bogen mehr zu liefern, als in der wohlbeleibten, schwammigten Gottschedischen Grammatik, viele einzelne süsse Bemerkungen unsers neuen Geschlechts von Kunstrichtern mit untergerechnet, enthalten ist.

Zwar noch lange nicht eine deutsche Grammatik. Noch lange nicht ausgemachte Grundsätze der Sprache

che unsres Vaterlandes. Entweder ist in diesem die Sprache zu wesentlich verschieden und das Provinziale ihrer Gattungen schon zu systematisch gemacht, oder Hr. Prof. Bodmer hat noch nicht weit genug abstrahirt, noch nicht allgemein genug überschauet, oder es sey aus andern Ursachen — — indessen dünkt es uns doch, daß sein Buch nur noch für eine Reihe von Betrachtungen und Induktionen, und Zweifeln und Fragen, nicht aber für Grundsätze, und für vollständige, ausgemachte Grundsätze gelten könne. Er sagt in der Vorrede, daß er dem Abt Girard wie wohl mit der nöthigen Abweichung gefolget sey. Eben die Parallele zeiget, daß der Franzose, vielleicht wegen der lahmen einförmigen Schwachheit seiner Sprache, indeß doch immer der Bestimmtheit derselben näher sey, als wir.

Wir wollen über diese lebendige, wirksame, obgleich unregelmäßige Bestrebungen unsrer Sprache zum Neuen, zum Abweichenden nicht also allein murren. Sie zeigt, daß wir noch im Frühlinge des Zeitalters leben, in welchem Genies blühen, und in dem wir noch mehrere zu hoffen haben. Eine völlige Regelmäßigkeit, die genaueste Reduktion auf Grundsätze ist vielleicht nur denn zu erwarten, wenn eine Sprache todt ist, und dafür behüte uns noch der Himmel! Wir wollen unsern Genies immer lieber noch Grammatisch nachlesen; und nachprüfen, als keine mehr haben. Da wir einmal so weit abgekommen sind von der Sprache der Minnesänger; so müssen wir bloß in einzelnen Fällen wieder zurükkehren: Dies müssen Schriftsteller seyn, die ihre Archaismen auch geltend machen können und dieses sind nur Genies, nur die Gattung von capricciosi, die sich auf steilen Felsen und Höhen auch freylich oft versteigen.

Hr. Bodmer hat seinem Buch zwo Abhandlungen vorausgesezt. Die erste von der Würde der Sprachlehre ist für unsre Zeit nicht uneben, obgleich übrigens dem Inhalte nach bekannt: Die zweyte von den Verdiensten D. Martin Luthers um die deutsche Sprache ist merkwürdiger, und hat manches, worüber ein Wort zu sagen wäre. Hr. Bodmer meynt, daß die Sprache, die Luther vor sich gefunden, ihrem Genius nach die Sprache der schwäbischen Dichter gewesen, daß Luther selbst aber diese Dichter nicht gekannt, daß er seine Schreibart blos nach dem Gebrauch gebildet, also viel Kernhaftes und oft Dichterisches beybehalten, aber zu oft Gottschedisiret, die Sprache nach dem Idiom fremder Sprachen verändert, nicht sie aus ihrem rechten Ursprunge heraufgeholet, übrigens aber die Sprachlehrer überall zu nahe mit den Eseln zusammengesezt, als daß sie seine vorzügliche Gesellschaft hätte seyn sollen. — — An allem ist etwas wahr, aber wie gesagt, ein Wort bleibt uns doch noch dabey übrig. War der sächsische Dialekt zu Luthers Zeiten völlig derselbe mit den schwäbischen Dichtern? Wir glauben nicht, und Hr. Bodmer ist zu nahe an Schwaben, um nicht die Mundart der Minnesänger etwas weiter hin zu finden, als sie war. Die Schriften des Jahrhunderts zeigen würklich in Sachsen eine so merkliche Abweichung, daß Luther, aus seinem Lande hätte ausgehen müssen, um schwäbisch zu schreiben. Zu dem schrieb er fürs Volk, ich verstehe unter diesem Namen die Menge derer, die sich nicht durch die Sprachlehre zu Deutschen gebildet hatten. Unter diesen waren die schwäbischen Dichter unbekannte Nahmen, und das Künstliche ihrer Sprache eine unbekannte Kunst, der sich Luther also nicht bequemen konnte. Ueberdem besteht ein Theil von Luthers Sprachverdiensten in Uebersetzungen, und zwar in Uebersetzungen,

tzungen, wo an der Richtigkeit und an der Form des Ausdruks der fremden Sprache mehr gelegen war, als an der alten originalen Art der Deutschen: es konnte also kaum ohne Einführung fremder Sprachformen abgehen. Und endlich war Luther nie ein Sprachlehrer, Sprache war bey ihm immer nur die dritte Sache und mußte es nur seyn, wenn sie nicht höhern Zwecken in den Weg treten wollte. So sehr er der Sprache der Theologie Ton gegeben und oft freylich zum Nachtheil biblischer Begriffe: so zweifeln wir daran, ob er überhaupt Muster der Schreibart geworden, und er für sich die Sprache seines Jahrhunderts verändert. — — Man siehet also, daß wir zu den Verdiensten D. M. Luthers um die deutsche Sprache durchaus einen ganz andern Maasstab nehmen würden, als Hr. Bodmer, dessen Schätzung auf einer falschen Voraussetzung beruhet, und nicht die ganze Masse nimmt, die geschäzt werden soll.

Doch zum Werk selbst. Es ist werth in allen Schulen eingeführt zu werden, wo Deutsch gelehrt wird, auf wie wenigen aber wird noch Deutsch gelehret? lieber Sprachen, die weder Lehrer noch Schüler in ihrem Leben genuzt haben, oder nutzen werden, als die Sprache, die man spricht und schreibt. — — Ein Auszug läßt sich nicht geben, wo das Buch selbst Auszug ist: ich breche also nur einzelne Blumen. Könnte ich sie nur so angenehm brechen, als Leßing und Rammler bey ihrem Logau; denn eine grammatische Blumenlese ist für die wenigsten Leser. „Den Artickel zu verschneiden, 's Buch, ist pöbelhaft.„ S. 5. Nur wäre es nicht pöbelhaft, wenn wir in Versen, und insonderheit bey gedrängten Deka„ und Hendekasylben auch der Engländer 't is, durch das bequeme 's ist nachahmten. Für unsre Sylbenzähler will ich keine neue Bequemlichkeiten machen; aber oft scheint es

Nachdruk, Affekt und oft der Sinn selbst zu fodern, daß man das Es verschlucke, und von selbst verschlukt sich die erste Verssylbe am wenigsten.

Der Genitiv mit en z. E. der Brüsten sollte meiner Meynung nach ganz wegfallen; S. 5. er ist auch vormals mehr ein Nothfall gewesen. Aber das kann unsern Undeutschschreibern nicht gnug gesagt werden, daß man nicht derer Brüste, und denen Brüsten sagen soll, wo ich auf kein Demonstrativum oder Relativum hinzeige.

Ohne Zweifel sind wir schon zu weit weg, um noch die Manne, die Weibe zu sagen; aber ob es denn auch sogar Muthwille sey, Schilder statt Schilde zu sagen, weis ich nicht. Man spricht ja doch einmal schon Bilder statt Bilde, da man doch das Verbum bilden hat; und wie also nicht Schilder, da man doch schildern sagt? Dünkt mich nicht unrecht, so macht meine Provinz einen dunkeln Unterschied zwischen die Schilde, (clypei) und die Schilder (ausgehängte Wahrzeichen) ob gleich der Ursprung freylich derselbe ist. Der Unterschied wäre derselbe, als die Bande (Fesseln) und die Bänder (im Putze.)

Wenn ich nicht Gezische und Getöse sagen soll, so muß ich mir noch weit weniger Geblüte und Gemüthe erlauben. Bey jenen ist das E. nur etwa der folgenden harten Konsonante wegen; bey diesen wider den Redegebrauch und unnüz. S. 8.

Meines Wissens sagt man heut zu Tage noch immer das Finsterniß weniger, als die Finsterniß; nur sehe ich nicht, warum man im plur. die Finsternissen sagen sollte. S. 8.

Wenn Klopstok sagt zur Höllen hinabgehen, so ist das Höllen theils Kirchen- und Bibel- und Liedermäßig, folglich hat es die Mine des geistlichen Alterthums;

thums; theils ist es um den Hiatus zu vermeiden, es giebt also keine Regel. S. 10.

Trümmern statt Trümmer ist freylich Unrecht: und das Ohr der klugen Schöne eben so. Im lezten Fall aber wäre der Schönen zu sagen, theils doppelsinnig im Numerus, theils das Substantivum schwächend. Indessen ists wahr, daß Schöne statt Schönheit ein besserer Idiotism ist z. E.

— — sein ernstes Gesicht ist
voll von männlicher Schöne.

und es ist eben so wahr, daß das Große, das Edle, das Gute, das Angenehme in der Metaphysik unsrer Begriffe was anders ist, als die Größe, der Adel, die Güte, die Annehmlichkeit. Unser Winkelmann hat für seine Kunst die Großheit geschaffen, und keiner der vorigen Begriffe läßt sich substituiren: sollte nicht eben so in der Moral zwischen Güte und Gutheit ein Unterschied seyn?

Bodmer ist dafür, daß man Elysium's sagen solle; ich weis nicht, ob, wenn bey solchen Deklinationen die Farbe des Ungewöhnlichen weg seyn wird, man nicht Elysiens sagen werde. Ich nehme die Wörter aus, wo solche Verdeutschung nicht angehet: sollte da aber nicht z. E. des Publikum statt des Publikums gnug seyn?

Bodmer hat Recht, daß man die Periode, die Echo, die Catheder sagen sollte, insonderheit wäre die zum Weibe umgeschaffne Echo den Poeten wieder die alte Nymphe, ein würkliches Wesen, da sie ihnen jezt ein schallendes Gespenst ist. — —

Man sollte ja nicht das Talent unsrer Sprache eingehen lassen, verschiedne Formen der Verborum als Substantive zu gebrauchen. Bodmer führt an, daß die Minnesänger sehr diese Umwandelung geliebt: von den Engländern ist ihr großer Vortheil bekannt,

ben ihre Verba als Substantiva gebraucht, ihnen geben, und würklich, um den Styl so munter und natürlich wenden und abwechseln zu können, wie z. E. Leßing, hat man immer auch diese Freyheit nöthig, deren sich dieser angenehme Stylist auch oft bedienet. Bodmer giebt Beyspiele: Wohlthun ist gut, ehe besser thun kommt u. s. w.

B. ist unzufrieden, daß unsre Städte und Provinzen so oft neutra sind. Ich glaube, Poeten können, wenn sie personificiren, freylich die hohe Jerusalem und die einsame Pathmos als Weiber darstellen; nur müßten solche Abweichungen nicht so zur Gewohnheit werden, wie in manchen halbdeutschen Schweizerübersetzungen, wo die Personendichtung so nöthig nicht war. Wie die fremden Nomina propria im Deutschen flektirt werden sollen, findet hier seine verschiedne Regeln, die aber noch immer auf zu viel Willkührliches hinauslaufen: und bey den Nationalwörtern wird dies Willkührliche gar Eigensinn. — Samarier z. E. Athener, Carthager zu sagen, ist widrig; wenn Athenienser, Carthaginenser, Samaritaner, Samariter auch freylich nicht so ursprünglich Deutsch wäre; Mißgeburten aus den Zeiten der Unwissenheit sind diese Patronymen deßwegen nicht. Sie sind nach dem lateinischen, und in der Geschichte, Geographie und Litteratur zu sehr angenommen, als daß wir uns von Athenern und Carthagern wollten vorerzählen lassen; wie in der Wertheimischen Bibel von Jisraelen.

Bodmer tadelt die Wortfügung: Der du von Ewigkeit bist, und will: du der von Ewigkeit ist — ohne Zweifel ist dies Grammatischer, jenes aber durch den langen Gebrauch und durch die Aehnlichkeiten fremder Sprachen, da die zweyte Person gleichsam überwindend ist, gerechtfertigt. Es ist eine kernvolle

Wort-

Wortfügung: heilig und rein, der geh ich hinaus — und so führt B. mehr nervigte Construktionen über die Pronomina an, in deren Gebrauch die alten Minnesänger so stark waren.

Es wird die Licenz: ein hölzern Hirtenstab, der Pallas milchern Hals, der Thethis silbern Fuß erneuert; ich glaube man hat sie abkommen lassen, um die Zusammenkunft der Consonanten zu mildern: so daß sie nur noch bey neutris z. E. ein milchern Naturell gebräuchlich seyn kann. Auch weis ich nicht, ob man eben der Pallas milcherne Hals sagen müßte, weil man ja nicht sage: der schöner Herr. Die lezte Induktion paßt nicht und B. hat alle Inversionen des Genitivs hier wider sich z. E. meiner Muse bester Gesang, wo ich wohl kaum beste sagen würde, und ist der Pallas, nicht eben der Genitiv als meiner Muse und, da es Hr. B. doch für den Artickel zu nehmen scheint? So dünkt mich auch selbst die Nuance der Sprache nicht völlig einerley, ob ich in stillem Triumphe, oder im stillen Triumphe sage und dergleichen mehr.

Bey der Zusammensetzung der Präposition mit den Verbis wird der Nachdruk nicht übersehen, der manchmal aus Trennung und Voranschickung erreicht wird z. E. herein stürzt Mann auf Mann — — zusammen schloß er sie u. s. w. Gleim hat diese oft starke Inversion aus seinen Kriegsliedern beybehalten und sich auch in weichen Liedern zur Gewohnheit gemacht, wo sie, insonderheit da sie bey ihm zu oft rauhe wieder kommt, nicht immer die beste Würkung thut.

B. findet es hart, den Artickel vom Substantiv zu trennen, und führet das Beyspiel:

— Glüklich der
Barde, der u. s. w.

ich fände das Beyspiel auch hart, aber nicht der Trennung, sondern der Consonanten wegen in den Worten glüklich der. Einer unsrer Dichter hat also seine ähnliche Stelle besser:

— — Glüklicher Barde, der
unverdächtig u. s. w.

und hier fällt die Härte weg. In dem Sylbenmasse der horazischen Gattung ist ja kein Vers einzeln wegzuzählen; sondern schnell fortzulesen, und da kommt Band auf Band, da ist keine Trennung.

Im Abschnitte von den Inversionen, Idiotismen, Synonymen und andern scheint B. mit dem Verf. der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur zusammen zu kommen, aus dem er manches borgt, und dem er in manchem widerspricht. Idiotismen der Sprache z. E. fand der eben genannte Verf. oft mit der Laune derselben Nation so zusammenstimmend, so einträchtig, daß er die Deutschen, die so gern über aller Regelmäßigkeit einschlafen, ermunterte, den launigten Britten zu folgen, wie diese, beydes zu vereinigen, Laune im Gefühl und Laune im Ausdruk, kurz eigen zu denken und frey zu schreiben. Ich weis also nicht, ob Hr. B. ihn verstanden, wenn er frägt, wer sich wohl mit dem deutschen Idiotismus ins Gras beissen, groß dünken werde? Die Antwort wäre leicht: keiner! als etwa der Pöbel. Aber welcher Schriftsteller sollte denn aus dem Pöbel seyn, und nach solchen Idiotismen jagen? Und hat die deutsche Sprache nicht würdigere? auf die sie stolz seyn kann? mit denen sie sprechen kann, was andre ihr nur schwer nachsprechen? Immer wäre es thöricht, Idiotismen im blossen Wortbau ausklauben zu wollen, ohne einen Idiotism von Gedanke zu haben. Noch thörichter idiotistisch zu schreiben, um ja unübersezbar zu seyn. Und am thörichsten elende pöbelhafte Idiotismen zusam-

sammen zu stoppeln, um ein eigenthümlicher Mart zu werden. Aber das alles fällt zu sehr ins Auge. Hier ist davon die Rede, daß wenn ein originaler Geist seinem Gedanken freye Wendung und Schwung läßt, wenn er in seiner Muttersprache schreibet, sich in seiner Muttersprache lebendig und in Büchern zu einem Manne, der seiner Nation werth ist, gebildet hat: so werde der von selbst Idiotistisch schreiben, d. i. nicht so, wie z. E. unsre Claßischen Süßlateiner, bey denen jedes Wort, und jede Periode aus dem Latein übersezt scheint; sondern ursprünglich aus der deutschen Sprache, mit der freyen, festen und sichern Art die in der Kunst heißt keck mahlen. Und daß eben die launigsten Britten auch in solchen Idiotismen die sonderbarsten sind, ist wohl für jeden, der sie in ihrer Originalsprache kennet, unläugbar. Ich will nur den neuesten, den seltsamen Tristram, Shandy und Yorik anführen, wie sehr ist seine Schreibart (nur muß man ihn in seiner Sprache und Laune lesen) bis auf jede Wendung, jede Nachläßigkeit und jeden Pinselstrich von Comma ein Wurf seines seltsamen Humours; und ich weis nicht, wie es denn bey jedem Schriftsteller, der auf seine Kosten denkt, anders seyn könne, als daß er auch auf seine Kosten spreche. Die Hauptirrung zwischen beyden Sprachlehrern ist also Mißverstand. Der Fragmentist nimmt Idiotism als Farbe der ganzen Schreibart; der Schweitzer einige einzelne ausgeklaubte Sprüchwörter.

Mit den Synonymen ists, wenn ich mich nicht irre, eben so. Sind sie bloß da, um da zu seyn, d. i. Hübners Reimregister, oder einen elenden Gradum ad Parnassum zu füllen: sind sie da, um mit einem Nebenzuge einen leeren Vers voll zu machen — weg damit! Aber sind sie da, weil es viele Schattierungen eines Begriffes giebt, und eben im Vollzähligen die-

ser Begriffe der Reichthum einer Sprache bestehet; ists wider des Dichters Amt, diesen Reichthum der Sprache, die extensive Menge und Klarheit der Ideen in ihr zu seinem Zwek zu gebrauchen: so muß er mehr, als die trokne Reihe Philosophisch bestimmter Begriffe; er will auch die klaren Zwischenideen haben, die der gemeine Mann Synonyme nennt. Für ihn müssen also diese nicht bloß bleiben, sondern auch in dem gemäßigten Licht bleiben, daß sie ihm Synonyme dünken — und so ist der Wiederspruch gehoben.

Zulezt, wenn Hr. B. von den Sylbenmaassen und insonderheit von den Hexametern redet: so kann es nicht anders seyn, als daß er die Hexameter der Schweitzer mit dem, was er sagt, hat kanonisiren wollen. Sonst z. E. würde er nicht so sehr seine lahmen Trochäen statt der Spondäen vertheidigen, nicht aus den hinkenden Dactylen eben die vorzügliche Mannichfaltigkeit unsrer Verse beweisen wollen, nicht es für einen pedantischen Muthwillen schelten, in unserm Hexameter die Griechen nachzuahmen, nicht es für einen Vorzug der Hexameter ausgeben, wenn sie sich auf zweyerley Art scandiren lassen (denn es ist Unsinn, daß beyde Scandierarten je gleich gut seyn könnten, da vielmehr keine von beyden deswegen gut seyn kann) und kurz! dies lezte Kapitel ist Eins der unbearbeitetsten.

Ueberhaupt beklagen wirs, daß Bodmer selbst bey einem Lehrbuche sich nicht völlig vom Controversiengeiste frey machen kann, wo witzige Anspielungen auf seine alten Gegner, wenn sie auch nur in Exempelchen da stehen, doch immer eine ganz fremde Sache sind. Sodann wünschen wir, daß in einer zweyten Auflage einige trokne Kapitel nahrhafter gemacht, einige Sprachfehler verbessert würden, die selbst wider des Verfassers Regeln sind, und durchgängig die eigne Ableitun-

gen

gen aus dem lateinischen, Adjectif (Adjectiv) Gerundif (Gerundium) Participen (Participien) u. d. g. m. nicht mehr das Ohr beleidigen möchten.

Y.

XXIV.

Lieder der Deutschen. Berlin bey G. L. Winter. 1766. 24 Bogen in 8.

Lieder der Deutschen mit Melodien. Vier Bücher. Berlin bey G. L. Winter. 1767. 1768. 42 Bogen in 4.

Diese Sammlung, die wir unsern Lesern anzeigen, ist ihnen vermuthlich keine Neuigkeit mehr. Es gehet den Recensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek oft so, daß ihre Recensionen, erst lange nachdem die Bücher herausgekommen sind, dem Publikum vorgeleget werden. Es giebt meistens wohl viel rüstigere Recensenten, die die Bücher mit der ersten Post bekommen, mit der ersten Post auch wieder ein Urtheil darüber abfassen, und in dem ersten möglichen Zeitungsblatte, ja wenn es einen guten Freund betrift, in drey oder vier Zeitungsblättern und Journalen zugleich, drucken lassen. Diese Recensenten bezeugen über die Langsamkeit der allgemeinen deutschen Bibliothek eine herzliche Verachtung, und können kaum begreifen, wie es möglich sey, daß manche Recensionen so spät erscheinen; diese Herren bedenken aber nicht, daß die Verfasser der deuts. Bibl. sich mühsam befleissen müssen, zu lesen, wieder zu lesen, zu vergleichen, ehe sie sich trauen ihr Urtheil zu sagen, dahingegen Recensenten, von dieser

Her-

Herren Schlage, wahrhaftig beynahe weiter nichts zu thun haben, als sich nur recht zuverläßig zu erkundigen, ob der Verf. der recensirten Schrift, ihr Freund oder Feind sey; Augenbliklich erscheinen denn von ihren Lippen in allgemeinen Ausdrücken entweder die größten Lobsprüche: unsterblich; dergleichen Buch ist in Deutschland noch nicht gesehen worden. Lehrbegieriger Jüngling! tritt hinzu, geneuß was dir dieser edelmüthige Mann anbeut; die Thür des Geschmaks ist geöfnet, er gehört zu den größten Geistern dieses Jahrhunderts, und was dergleichen Weidsprüche mehr sind — oder aber ist der Verf. ihr Feind, so ist er ein Don Guichotte, ein Schulknabe, ein Ignorant der gar nichts weis, der nicht werth ist einem andern, der von dieser Materie geschrieben hat, die Schuhriemen aufzulösen u. s. w. Diese Manier ist sehr leicht, und würde auch zu Erlangung der Absichten des Recensenten sehr ersprießlich seyn, wenn es nicht unglücklicher Weise eine Anzahl Leser gäbe, die die Bücher selbst lesen und beurtheilen können, welchen Umstand diese Herren, die öfters mit so liebenswürdiger Dreistigkeit behaupten, daß schwarz weiß sey, vermuthlich müssen vergessen haben.

Man kann die Lieder der Deutschen aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Betrachtet man sie als eine Sammlung der artigsten scherzhaften und zärtlichsten Lieder, die seit Opitzens Zeiten von Deutschen gedichtet worden, so kann man nicht umhin dem Sammler und Herausgeber, für den die allgemeine Stimme Hrn. Ramler erkennet, nicht anders, als für seine Bemühung sehr vielen Dank wissen. Diese Sammlung enthält zweyhundert und vierzig Lieder. Hätte man wohl geglaubt, daß die deutsche Nation an zärtlichen scherzhaften und witzigen Kleinigkeiten, so reich wäre? Vor noch nicht hun-

dert.

vier Jahren, durfte ein Franzose den Deutschen allen *Esprit* absprechen, und es ward bey dieser Nation für ausgemacht angesehen, daß ein Deutscher bloß zu mühsamen gelehrten Handarbeiten tüchtig sey. Ich weis nicht, wie es zugieng, daß die nachfolgenden Franzosen erkannten, daß die Deutschen auch große Weltweise hätten; aber freylich bewiesen sie zugleich, aus dem kalten und feuchten Clima und dem daher entstehenden ernsthaften Wesen der Deutschen, daß die Deutschen ausser den gelehrten Handarbeiten, die immer noch ihr Hauptwerk seyn müßten, aufs höchste zur Schulphilosophie *) tauglich wären. Endlich gestehen uns die itzigen Franzosen, aus einer Art von Güte, die erhabene und die malerische Poesie zu; sie geben uns aber zugleich auf eine höfliche Art zu verstehen, daß wir vielleicht, in gewissen andern Theilen der Dichtkunst noch etwas unvollkommen würden bleiben müssen. Vom Theater zu geschweigen, das der Franzosen eigenem Geständnisse nach, bisher nur in Frankreich zur Vollkommenheit gediehen ist — müssen sie insbesondere gestehen, daß gewisse *riens agreables* ganz allein den Franzosen scheinen vorbehalten zu seyn. Den feinen Scherz, so wie den *ton de bonne compagnie* überhaupt, kann man nur am Hofe lernen — und die Franzosen wissen es ja sehr wohl, daß die deutschen Dichter nicht nur von dem französischen Hofe, dieser großen Schule des Witzes, sondern auch sogar von den deutschen Höfen, ausgeschlossen sind. — Scherzen aus der Provinz, fehlt ja bekanntermaßen ein gewisses *je ne sai quoi*, eine gewisse *Finesse*, und selbst Zärtlichkeit ohne *Fadeur* vorzutragen, dazu gehört

*) Man merke, daß dies bey uns mit Recht ehrwürdige Wort, bey den Franzosen, etwas verachtenswürdiges andeutet.

hört ein gewisses [illegible]. Die Lieder, die frohen Ausbrüche des Vergnügens, scheinen weder dem deutschen kalten Clima, noch der deutschen Ernsthaftigkeit angemessen. Der Franzose hingegen ist beständig vergnügt; er ist *Chansonnier* von Natur!

So urtheilen die Franzosen, und der gutwillige Deutsche, froh, daß ihm die Franzosen endlich in einigen Arten der Dichtkunst einiges Verdienst zugestehen, glaubt wirklich, daß die leichtern Arten der Dichtkunst, den Franzosen vorzüglich eigen wären.

So viel ist ausgemacht, daß weder wir, noch irgend eine andere Nation, uns in Absicht der Menge der Lieder mit den Franzosen messen können. Alles wird in Frankreich in Chansons gebracht, und daher sind die französischen Lieder zu einer ungeheuren Anzahl angewachsen. Daß unter dieser großen Anzahl nur die kleinere Hälfte gut wäre, haben die Franzosen jederzeit gestanden, nur war es nicht ausgemacht, wie groß oder wie klein diese gute Hälfte sey. Dies brachte beynahe um eben die Zeit, da Herr Ramler die Lieder der Deutschen sammlete, Hrn. Monet in Paris auf die Gedanken, die schönsten französischen Lieder zur Ehre der Nation zu sammlen, und sie traten noch eher als die Lieder der Deutschen 1765 in drey Bänden *) ans Licht. Der sonderbare Zufall, daß fast zugleich, eine Auswahl der schönsten französischen und der schönsten deutschen Lieder, von einem Kunstrichter jeder Nation besorget worden, brachte uns natürlich auf die Gedanken, beyde zu vergleichen.

Die *Anthologie Françoise* besteht zwar aus drey Bänden; aber es sind überhaupt nur 389 Lieder darin enthalten, weil zugleich die Melodien beygefügt sind, welche einen ziemlichen Raum einnehmen. Die Lieder

*) Anthologie Françoise, ou Recueil de Chansons depuis le 13. Siecle jusqu'à present, III. Vol. in 8.

der Deutschen enthalten 24 Lieder. Diese Anzahl ist gegen die Anzahl der franzöſ. Sammlung gerechnet, gewiß gar nicht unbeträchtlich. Wenn man bedenkt, wie wenig Witz und Munterkeit man gemeiniglich den Deutschen zutrauet, und daß wir kaum seit etwa hundert Jahren (denn die Minnesinger kommen hier nicht in Betrachtung) unsere Lieder zusammen suchen können; Wenn man auf der andern Seite bedenkt, daß die Franzosen so sehr in dem Rufe sind, witzig und lustig zu seyn, daß sie notorisch eine ungeheure Menge Lieder in ihrer Sprache haben, und daß sie seit beynahe sechs Jahrhunderten Liederdichter haben, so ist es für die Deutschen sehr rühmlich, daß sie nur etwa um ein Drittel weniger, gute Lieder besitzen, als die Franzosen. Ja noch mehr! wenn man die französische Sammlung betrachtet, so merkt man, daß der Sammler viele Lieder eingerükt hat, weil sie zum Singen brauchbar waren, ob gleich öfters Gedanken und Ausdruk nur mittelmäßig waren, wenn man diese also abrechnet, so kann man, da der deutsche Sammler viel genauer auf die poetische Vortreflichkeit gesehen hat, beynahe behaupten, daß die Deutschen eben so viel, wo nicht mehr, vortrefliche Lieder als die Franzosen haben.

Der französische Sammler hat seine Sammlung der Lieder nach chronologischer Ordnung vom 13ten Jahrhundert bis auf unsere Zeiten eingerichtet. Er hat zugleich die Verfasser der Lieder genennet und eine kurze Nachricht von denselben gegeben. Wir wünschten, der deutsche Sammler hätte eben dasselbe gethan. Es ist angenehm, die Verfasser der Lieder zu kennen, und ihre Charaktere in ihren Werken zu vergleichen. In der französischen Sammlung bemerkt man, wenn man sie nacheinander lieset, in der Reihe von einigen Jahrhunderten, die Abwechselung des Geschmaks.

Im Anfange Naivität und Treuherzigkeit, in der Folge mehr Neigung zur Satyre, endlich Galanterie, Wiz! Wir zweifeln, ob unter allen französischen Liedern aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ein einziges so naiv sey als die beyden ersten aus dem zwölften Jahrhundert. Das erste ist von

Thibault, Grafen von Champagan und König von Navarra.

Las! si j'avois pouvoir d'oublier
Sa beauté, sa beauté, son bien dire,
Et son tres doux, tres doux regarder,
Finirois mon martyre;
Mais las! mon coeur je n'en puis ôter,
Et grand affolage,
M'est d'esperer:
Mais tel servage
Donne courage
A tout endurer.
Et puis comment, comment oublier
Sa beauté, sa beauté, son bien dire,
Et son tres doux, tres doux regarder?
Mieux aime mon martyre.

Das zweyte von Raoul, Grafen von Soissons.

Ha! belle Blonde,
Au Corps si gent,
Perle du Monde,
Que j'aime tant!
D'une chose ai bien grand desir;
C'est un doux baiser vous tollir.
Oui, belle blonde,
Au Corps si gent,
Perle du Monde,
Que j'aime tant.

Si

Si par Fortune
Controuceriez
Cent fois pour une
Je vous rendrois volontiers;
Belle Blonde
Au Corps si gent.
Perle du Monde
Que j'aime tant.

In der deutschen Sammlung, wenn sie nach chronologischer Ordnung eingerichtet wäre, würde man die alte deutsche Treuherzigkeit in den Liedern des vorigen Jahrhunderts, noch mit mehr Vergnügen bemerken; dahingegen sie izt, wenn sie unter Liedern aus diesem Jahrhunderte stehen, die einen gewissen Anstrich von französischer Galanterie haben, dagegen eine Art von Contrast machen; und dem sonderbar scheinen, der nicht weis, daß sie alt sind. Man sehe z. B. S. 43 das Lied: Lustig zu Felde mit Pferden und Wagen oder S. 46. Wer beschimpft das Frauennehmen? Oder S. 293. Des schönen Frühlings Hoffurier! Alle diese Lieder sind in ihrer Art schön, würden aber noch angenehmer wirken, wenn sie neben einander stünden.

Eben so ist es mit alten Ausdrücken beschaffen; z. B. S. 35. abgemeyt, sie scheinen gar nicht fremde, wenn man weis, daß das Lied älter ist, als diejenigen, unter denen es stehet.

Es würde dieser Sammlung ohne Zweifel auch eine grosse Annehmlichkeit mehr zugewachsen seyn, wenn die Verfasser der Lieder genennet, und die Lieder eines jeden zusammengesezt worden wären. Die Vermischung der Gedichte verschiedener Verfasser hat zwar auch ihre Annehmlichkeiten, aber wir glauben, jene Ordnung würde deren nicht weniger haben.

Vielleicht ist eine von den Ursachen, warum der Sammler, die Namen der Verfasser nicht beygefügt hat, in den vielen Veränderungen und Verbesserungen zu suchen, die er in diesen Liedern gemacht hat. Ob es erlaubt sey, in anderer sonderlich lebender Dichter Werken, ohne der Verfasser Vorwissen, Veränderungen zu machen, dafür und wider hat man gestritten. Uns dünkt, alles was von dieser Frage könne gesagt werden, sey in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend *) erschöpfet. Wir können uns nicht überreden, daß es erlaubt sey, dergleichen Veränderungen, ohne Vorwissen der Verf. vorzunehmen. Wir glauben, der Verfasser habe Recht, sich zu beschweren, wenn man seine Werke verändert herausgiebt, ohne ihn zu fragen, zu einer Zeit, da er vielleicht beschäftiget seyn kann, selbst seine Werke verbessert herauszugeben. Schweigt hingegen der Verfasser still, so können sich die Leser dergleichen Verbesserungen allenfalls gefallen lassen. Nun hat sich aber, so viel wir uns erinnern, kein einziger der lebenden deutschen Dichter öffentlich wider die Veränderungen in den Liedern der Deutschen erkläret; also dächten wir, könnten sich die Kunstrichter und die Leser, wenigstens enthalten, darauf zu schelten, wie doch hin und wieder geschehen ist.

Hätte Hr. Rambler die Absicht gehabt, den Lesern die Werke unserer besten Dichter aus den Händen zu winden, so könnte man mit ihm unzufrieden seyn; da aber dies seine Absicht gar nicht seyn kann, sondern er vielmehr nur die höhere Vollkommenheit der Werke des Genies, zur offenbaren Absicht hat, so glauben wir, daß das, was sich Kunstrichter hin und wieder von Tyrannen u. d. gl. verlauten lassen, ganz am unrechten Orte angebracht ist.

Es

*) Th. XIV. 233 Brief. S. 267.

Es fehlte nur an einer Kleinigkeit, daß man Hrn. R. bey diesen Veränderungen auch nicht mit einem Schein des Rechtes etwas vorwerfen könnte. Hätte er sie, als Vorschläge, als Criticken bekannt gemacht, so hätte er sich bloß des Rechts bedienet, das jeder Leser, und jeder Kunstrichter hat. Man betrachte diese Veränderungen oder Verbesserungen, wie man sie nun nennen will, auch nur als Vorschläge zur Verbesserung, als Kritiken eines feinen Kunstrichters, und man wird finden, daß diese Arbeit ihren großen Nutzen haben kann. Wenigstens wüßten wir keine bessere Uebung für einen jungen Dichter, dem alles an seinen Gedichten gefällt, der noch nicht recht weis, wie er die Feile gebrauchen soll, als daß er diese Veränderungen eines so feinen Kunstrichters, als Hr. R. ist, mit den Originallesearten der Verfasser zusammenhalte. Er mag denn den Veränderungen des Verbesserers Beyfall geben oder nicht, so wird er allemal lernen, aus wie vielen Augpunkten man einen Gedanken betrachten könne, wie man ihn nicht allein vor sich betrachten dürfe, sondern auch nach der Beziehung, worin er auf das Ganze stehet, und er wird einsehen lernen, wie ein Leser der selbst Talente besizt, sich oft bey einem Gedichte, in dem der Dichter selbst alles vollkommen zu seyn glaubte, sich eine höhere Vollkommenheit vorstellen könne.

Daß viele Verbesserungen des Hrn. R. sehr glüklich sind, hat jedermann erkannt. Uns dünkt, Herr R. ist besonders in den Verbesserungen sehr glüklich, welche dienen, kleine Nachläßigkeitsfehler des Dichters abzuwischen und einem Gedichte eine durchaus gleiche Vollkommenheit zu geben. Man merkt, daß er bey den schwächern Stellen eines Gedichtes, bis auf die kleinsten Nuancen, sehr scharfsichtig ist; und um sie den übrigen gleich zu machen, verbessert er fast

 immer

immer gleich glücklich, er mag wegstreichen, oder verändern. Z. B. S. 184. folgende zwey Strophen von Zachariä, zieht er überaus glücklich in eine zusammen

Beschützer meiner Schöne
Wachsamer Ariel,
Erschein auf diese Töne,
Und nimm von mir Befehl:
Selinden zu bewachen
Sey künftig dein Beruf!
Nichts muß dich grösser machen,
Seit Gabalis dich schuf.

Dich finde nicht der Morgen
Bey meines Mädgens Putz.
In weit erhabnern Sorgen
Beweise sich dein Schutz.
Selindens braunen Locken
Gab Pope dich zur Wacht,
Izt nimm so unerschrocken
Selindens Herz in Acht.

Der Verbesserer läßt die vier lezten Zeilen jeder Strophe weg, weil sie theils etwas matter als das übrige sind, theils Anspielungen auf den *Comte de Gabalis* und Popens Lockenraub haben, die in einem so kleinen Liede etwas zu gelehrt scheinen.

Eben so hat er S. 226. in dem sehr niedlichen Liede des Hrn. Zachariä

Die Göttin sanfter Freuden,
Die Nacht stieg aus dem Meer rc.

eine Strophe, an die der Dichter nicht die lezte Hand gelegt zu haben schien, viel fliessender und sanfter gemacht. Z. sagt, sie schlief:

Wenn

Wenn Weste sich liebkosen,
Lacht so nicht ihr Gesicht
Und so schön schläft auf Rosen
Die Blumengöttin nicht,
In ihren sanften Mienen
War nie der Himmel mehr erschienen.

R. verbessert folgendermassen:

So schläft auf Rosenbetten
Mit glühendem Gesicht,
Umschwärmt von Zephiretten,
Die Blumengöttin nicht;
In ihren sanften Minen
War nie der Himmel mehr erschienen.

Jedermann wird gestehen, daß diese Verbesserung sehr glüklich ist. Die harten Scansionen:

liebkosen und so schön schläft

machten es allein schon nöthig, diese Strophe, in einem sonst ganz sanften Liede, anders zu wenden.

Gleims Lied: Kein tödliches Sorgen, beklemme die Brust, ist mit vieler Einsicht zugleich verbessert und abgekürzt; Es lautet izt folgendermassen:

Freundinnen des Lenzen,
Auf! paaret euch hier!
Umwindet mit Kränzen
Die Schläfe wie wir.
Hier unter den Reben,
Die Bacchus gepflanzt,
Uns Schatten zu geben,
Sey heute getanzt!

Uns grünet die Weide,
Uns blühet der Hayn,
Uns ladet zur Freude
Die Nachtigall ein;

Dem Hasser der Tugend
Nag' Unmuth die Brust!
Der Unschuld und Jugend
Gebühret nur Lust.

Ja Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beyde
Ein himmlisches Band.
Ein reines Gewissen,
Ein ehrliches Herz
Macht munter zu Küssen,
Zu Tänzen, zum Scherz.

Ihr Faunen, ihr Nymphen,
Es gab euch ein Gott
Die Gabe zu schimpfen,
Und Mienen zum Spott:
Des Tanzes Verächter
Verachten auch euch:
Ein höhnisch Gelächter
Verjage sie gleich!

Wir haben hingegen auch bemerkt, daß wo der Dichter öfters, wie es scheinet, mit Fleiß, sich eines ganz planen Ausdruks bedienet hat, um seine Gedanken geradezu zu sagen, wo die Ungleichheit der Schreibart nicht Nachläßigkeit allein zum Grunde hat, daß in dergleichen Fällen, die Verbesserungen, so fein sie sind, uns doch nicht recht gefallen wollen, so gieng es uns z. B. mit folgendem Liede von Uzen:

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,
Wo einen Teich, der silbern floß,
Ein schattigtes Gebüsch umschloß.

Da sah ich durch die Sträuche
Mein Mädchen bey dem Teiche,
Das hatte sich, zum Baden,
Der Kleider meist entladen,
Bis auf ein untreu weiß Gewand,
Das keinem Lüftchen wiederstand.

Der freye Busen lachte,
Den Jugend reitzend machte,
Mein Blik blieb lüstern stehen
Bey diesen regen Höhen;
Wo Zephyr unter Liljen blies,
Und sich die Wollust fühlen ließ.

Sie fieng nun an, o Freuden!
Sich vollends auszukleiden:
Doch ach! indems geschiehet,
Erwach ich und sie fliehet.
O schlief ich doch von neuem ein!
Nun wird sie wohl im Wasser seyn.

Hr. R. hat dies folgendermassen verbessert: (S. 191.)

O Traum von kurzer Wonne!
Mich deucht ich wich der Sonne,
Und strekte mich ins Frische
An schattigtes Gebüsche
Das einem Teich der silbern floss
Mit angenehmer Nacht umschloss.

Da sah ich durch die Sträuche
Ein Mädchen an dem Teiche,
Das hatte sich zum Baden
Der Kleider meist entladen,
Bis auf ein ungetreu Gewand,
Das keinem Lüftchen widerstand.

Schon löste sie die Schleifen,
Auch dieses abzustreifen

Doch ach! indems geschiehet,
Erwach ich, und sie fliehet.
O schlief ich doch von neuem ein!
Nun wird sie wohl im Wasser seyn.

Man kann verschiedenes hiebey anmerken:

O Traum von kurzer Wonne!

ist ohnstreitig besser als

O Traum der mich entzücket!

weil aber jener Vers folgende beyde mit sich bringet:

Mich dünkt, ich wich der Sonne
Und strekte mich ins Frische

die zwar an sich auch gut sind, aber nicht ganz so ungesucht scheinen, da des schattigten Gebüsches wegen, das in der Verbesserung schon im vierten Verse vorkam, im sechsten, die angenehme Nacht des Gebüsches, gesezt werden muß, welches für ein so leichtes Gedicht, vielleicht schon eine etwas zu starke poetische Färbe ist, so gestehen wir, daß wir den etwas matterern, aber natürlichern Ausdruk des Originals der Verbesserung vorziehen würden.

Bis auf ein untreu weiß Gewand

ist, dünkt uns, nöthig zu sagen, und anzudeuten welches Gewand der Dichter meynet;

untreu weiß

ist zwar hart konstruiret; dagegen sagt der Vers:

Bis auf ein ungetreu Gewand

weniger und wegen des aufeinanderfolgenden ge ge wenigstens nicht wohlklingender als der erste.

Die dritte Strophe hat Hr. R. weggelassen; vielleicht nicht ganz ohne Ursache. Doch dünkt uns, hätte sie auch können beybehalten, und das, was sie etwa allzu-

allzufreyes *) hatte, mit einer andern reitzenden Idee verwechselt werden. Endlich

Schon lößte sie die Schleifen
Auch dieses abzustreifen

Ist ungemein glüklich gesagt, und wir wünschten fast, daß Hr. Uz diese Leseart, in seine neue Auflage aufgenommen hätte.

Bey verschiedenen Liedern von Hagedorn, haben uns die Verbesserungen, so fein, so ausstudirt sie waren, auch nicht recht gefallen wollen. In verschiednen Liedern dieses Dichters, herrscht eine gewisse deutsche Treuherzigkeit, der zu gefallen, er sich öfters solcher Ausdrücke bedienet, die bey dem ersten Anblicke etwas platt oder gemein scheinen. Es ist kein Zweifel, daß der Dichter, dies nicht selbst sollte gemerkt haben; aber er wollts es nicht ändern, weil jeder feinere Ausdruk der Gedanken nicht so plan ausdrükte, als er ihn wollte ausgedrükt haben. Viele Beyspiele anzuführen, erlaubet der Raum nicht, wir wollen nur ein paar anführen:

Hagedorn sagt an den Schlaf:

Du hast mich oft an Wassern und an Büschen
Sanft übereilt
Und konntest mich mit beßrer Rast erfrischen,
Als mir vorizt der weiche Pfühl ertheilt.

in

*) Hr. R ist überhaupt, in allen nur etwas freyen Stellen, ein sehr strenger Verbesserer. Wir können ihn nicht tadeln. Doch dächten wir, es gäbe gewisse kleine Schalkheiten

Quae legat ipsa Lycoris

So glauben wir z. B. es würde die lezte Strophe von Leßings Jüngling, die S. 280. ausgelassen ist, kein Frauenzimmer anstößig gefunden haben.

in den Liedern der Deutschen hingegen heißt es:

Du hast mich oft an Bächen hingestrecket
Sanft überrascht
Vom himmlischen Gewölb allein bedecket,
Wie bald hab ich dich Flüchtling sonst erhascht.

der lezte Vers hat poetische Schönheit, aber es scheint, er gebe ein für die Ruhe, die in dem ganzen Gedichte herrscht, zu sehr belebtes Bild, und überhaupt gefallen uns Hagedorns vier Verse, aus mancherley Ursachen besser.

So ists auch mit folgenden Versen:

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren
Ist zwar in vielem unerfahren
Doch was sie sagt, gefällt.

Sie werden folgender Gestalt verändert:

Lätitia von zwanzig Jahren
Ist vieler Sachen unerfahren,
Doch was sie sagt, gefällt.

Wenn H. sagt

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren

so deutet jedes Wort einen nöthigen Begrif an, denn eine Jungfer von zwanzig Jahren ist bekannter Maßen nicht so frey, als selbst eine jüngere Frau.

Lätitia von zwanzig Jahren.

sagt nichts von dieser Beziehung. Ueberhaupt wissen wir nicht, warum in den Liedern der Deutschen, so oft Namen in die Lieder gesezt worden, wo sie im Originale nicht standen. Da wir von Hr. R. gewohnt sind, daß er dergleichen Veränderungen, gewiß nicht ohne Ursache vornimmt, so wünschten wir, daß er sie einmal bey Gelegenheit entdecken möchte, denn von was für Seite wir die Sache auch angesehen haben,

so gestehen wir doch, daß wir die Ursach nicht haben finden können. Diese Namen sind nicht allein selbst öfters ungewöhnlich, als Gryphinus, Lätitia, Lykadas, Adarne u. d. gl. sondern sie sagen auch gemeiniglich weniger, als das Wort, an dessen Stelle sie gesezt sind. Z. B. Hagedorn sagt:

Ein Schulfuchs hoft mit dürren Gründen
Den Beyfall aller Welt zu finden.

dafür heißt es:

Gryphinus hoft mit dürren Gründen

Ferner an den Morpheus:

Wenn ein Ehmann voll Verdacht
Seine Gattin quälet.

dafür heißt es:

Wenn Ursindo voll Verdacht.

Schlegel sagt:

Ein Kaufmann spricht von Fracht und Winden
Und zeigt mir lächelnd den Gewinn.

dafür heißts:

Chrysander spricht von Fracht und Winden.

Gleim sagt:

Ein strenger Kenner der Monaden
Sprach von der Körper erstem Stoff
Sich schwerer Weisheit zu entladen,
Da! wo ein strenger Säufer soff.

dafür ist gesezt:

Krispin ein Kenner der Monaden,
Sprach von der Körper erstem Stoff
Sich schwerer Weißheit zu entladen
Da, wo Kuffin ein Säufer soff.

Zachariä ruft den Sylphen Ariel an:

> Beschützer meiner Schöne
> Wachsamer Ariel,
> Erschein auf meine Töne,
> Und nimm von mir Befehl.

dafür wird gesezt:

> Beschützer der Jemens.

In diesen und dergleichen Stellen, hat uns die Originalleseart, aus Gründen, die in die Augen fallen, vorzüglicher geschienen.

Wir erinnern uns nicht, daß einer der Recensenten in andern periodischen Schriften des Vorzugs dieser Sammlung erwähnet habe, daß in denselben eine Anzahl bisher ungedrukter und zwar vortreflicher Lieder enthalten sind. Sie sind nicht von Hrn. R. selbst, sondern von einem ungenannten Dichter, doch hat man uns versichern wollen, daß Hr. R. davon noch einen ziemlichen Vorrath besize. Wir wünschen sehr, daß er sie sämtlich herausgehen möchte, denn die bekanntgemachten gehören zu den besten Liedern die wir in unserer Sprache haben. Dergleichen sind z. B. S. 95. Als noch die mütterliche Brust S. 119. Daphnens *) und Apolls Geschichte. S. 200. Flieh nicht den Amor. S. 258. Komm mein Lehrer zu der Laube. S. 268. Willkommen angenehme Wüste. S. 284. Holde liebenswerthe Wüste. S. 311. O Schäferin gestatte mir, nebst verschiedenen andern, die wir vielleicht übersehen haben.

Die

*) Dieses Lied ist aus einer Romanze des Marmontel übersezt, aber so vortreflich, daß es, ob zwar alle Gedanken und sogar die Zeilen und das Sylbenmaaß des Originals beybehalten ist, dennoch das wahre Ansehen eines Originals hat.

Die Melodien zu den Liedern der Deutschen, die, wie wir oben angemerket, in vier Theilen gedrukt sind, sind von dem Herrn Adv. Krause in Berlin herausgegeben worden, von geschikten Tonkünstlern, theils in Berlin, theils an andern Orten verfertiget. Sie sind sehr sangbar, und zugleich sehr ausdrückend. Die Lieder der Deutschen, haben hierin vor der oben angeführten *Anthologie Françoise* einen so großen Vorzug, als die deutsche Musik überhaupt, vor der französischen hat. Die französischen Melodien, wenn sie lustig sind, sind öfters zu gemein, und drüken zu wenig aus, wenn sie aber zärtlich seyn sollten, so klingen sie nicht selten, mehr wie ein Vers aus einer Todtenmesse, als, wie ein Liebeslied. Es giebt Ausnahmen, wir wissen es, aber wir reden nur vom Allgemeinen.

Wir haben die deutschen Melodien mit vielem Vergnügen durchgespielt; sie waren für manchen berühmten Tonkünstler vielleicht nur Spielwerke, aber:

In tenui labor, tenuis non gloria.

Sie sind mehrentheils der Poesie so angemessen, daß man siehet, der Tonkünstler ist von dem Geiste des Dichters durchdrungen gewesen, er sucht nicht nur die Art der Empfindung, sondern die identische Empfindung, die der Dichter gehabt hat, bey dem Singenden zu erregen.

Inzwischen ist uns bey der Durchsicht dieser Lieder mit den Melodien eingefallen, daß man auch ein deutsches Liederbuch nach einem etwas veränderten Plane sammlen könnte. Hr. R. hat, hauptsächlich auf die poetische Vortreflichkeit gesehen, daher werden die Lieder der Deutschen, allemal eine mit vielem Geschmak gemachte Sammlung der vortreflichsten kleinen deutschen Gedichte, bleiben. Wir wollten die poetische Güte auch zu einem Erforderniß der zu

wählenden Gedichte machen, aber nicht zur einzigen. Wir würden hauptsächlich mit darauf sehen, daß sie bequem wären, in Gesellschaften gesungen zu werden, daß sie Gesellschaften zum Singen reizten und also eigentliche Lieder wären. Ein Gedicht kann sehr schön seyn, ob es gleich wegen einiger Nebendinge in Gesellschaften nicht leicht kann gesungen werden. Z. B. wer wird Hr. Weißens sonst schönes Gedichte, hier nimm die sanfte Leyer wieder (S. 351.) eben singen; Es ist zwar in Form eines Liedes, aber eigentlich zum Lesen gemacht. So ist es auch mit dem als Gedicht sehr schönen Wechselgesange (S. 71.) hier fiel der Jüngling unser Freund. Denn in welcher Gesellschaft, wird man wohl leicht darauf fallen, ein Grabelied zu singen? Folgendes Gedicht, (S. 330.) kann man wohl als ein Fragment eines griechischen Liedes in einer Abhandlung anführen, aber, wer wird es izt eben singen?

Plutus du bringst alles Weh,
Nicht die Erde nicht die See
Trage deine Thronen:
Geh zum schwarzen Höllenfluß
Geh zum finstern Tartarus,
Da nur mußt du wohnen.

Wir würden also lauter solche wählen, die wirklich zum singen gemacht sind und würden daher auch uns nicht schämen, hin und wieder einige Lieder in unsere Sammlung aufzunehmen, die eben nicht die höchste Schönheit haben, aber doch müßten sie so viel haben, daß sie mit Wohlgefallen können gesungen werden. Dergleichen sind z. B. einige Lieder mit Refrains, die in jeder Strophe wiederkommen. Im Lesen ermüden sie leicht; bey Tische hingegen, beym Spaziergange, bey muntern Gesellschaften, sind sie willkommen.

Wollten wir in solchen Liedern Veränderungen machen, so würden sie sehr sehr sparsam seyn, sonderlich bey sehr bekannten Liedern, die die singende Gesellschaft etwa schon auswendig wissen könnte. Wir würden uns an einige den übrigen an Schönheit etwas ungleichen Stellen, sonderlich in Liedern von einigen Strophen, eben nicht sehr stossen. Feine Fehler, so wie etwas versteckte Schönheiten, werden bey dem frohen Muthe, den man bey dem Singenden voraus setzt, ohnedem so sehr starck eben nicht gefühlet. Leute, die ofte in muntern Geselschafften singen, wollen auch bemerkt haben, daß nach einer matten Strophe, die folgende schöne, mit desto stärkerem Vergnügen gesungen werde. Unsere Veränderungen würden, nur solche Stellen betreffen, die etwa ein Lied, zum Singen, unbequem machen. Z. B. Stellen wo der Dichter in seiner eignen Person redet *), wo er

*) Tscherning, wo wir nicht irren, hat ein Lied gemacht:

Baum, was dir der Herbst genommen,
Kannst du wieder neu bekommen,
Wenn des Frühlings Vater bläst!
Wir nur, kriegen auf Begehr
Unsern Geist nicht wieder her,
Wenn er einmal uns verläst, u. s. w.

Herr R. läßt das Lied S. 35 im Namen des Baumes singen:

Was mir itzt der Herbst genommen,
Kann ich wieder neu bekommen,
Wenn des Frühlings Vater bläst.
Mensch, du kriegest auf Begehr
Deinen Geist nicht wieder her,
Wenn er einmal uns verläßt,

Wir gestehen, daß wenn Tscherning so geschrieben hätte, so würden wir es auf die erste Art verändert haben. Man kann zwar wohl in einem Liede einen Baum anreden, aber man wird nicht leicht, im Namen eines Baumes singen.

nicht allgemein bekannte Mythologie oder Gelehrsamkeit anbringt, die man nicht jedem Singenden zutrauen kann, kurz, solche Stellen die der Trinker oder Gesellschaffter dem Dichter nicht ungezwungen nachsingen kann.

Eine solche Sammlung würde vielleicht dem Kunstrichter nicht so völlig Genüge thun, sie würde zum Lesen, nicht so vorzüglich, zum Singen aber desto bequemer seyn, und mehr als irgend eine andere zum Singen anreitzen.

Zu diesem Behufe müsten, so wie in der Anthologie françoise, die Melodien gleich den Liedern beygefügt seyn, denn kein anders als Taschenformat, wird mit an die Tafel, oder zu den Spaziergängen genommen werden. Die müßten schön und ausdrückend, aber doch ganz leicht seyn, so daß sie in die Ohren fallen, und leicht behalten werden könnten. Die meisten Melodien zu den Liedern der Deutschen würden alle diese Eigenschafften haben, und daher vor vielen andern den Vorzug verdienen. Alle schwere Gänge oder gewisse Rückungen, die einen geübten Sänger voraussetzten, oder ohne Begleitung des Claviers nicht leicht richtig getroffen, oder gehalten werden können, müßten wegbleiben, und sie müßten in allem Betrachte so eingerichtet werden, daß sie ohne das geringste zu verlieren, eines Baßes entbehren könnten, den wir daher auch ganz weglassen würden; allenfalls könte bloß zu solchen Liedern, die dem Inhalte nach zwo und mehrere Personen zusammen singen können, ein Baß beygefügt werden, worauf die Worte des Liedes können gesungen werden. Die bloßen Begleitungsbäße verführen Liebhaber der Musik leicht, sich mit ihren Fingern auf dem Claviere ein Vergnügen zu machen, anstatt, daß sie die Melodien ins Gehör fassen, und den unmusikalischern Gesellschaftern den Ton geben solten.

Eben

Eben auch des Behaltens wegen, würden wir schon bekannte Melodien, allemal andern unbekannten vorziehen, wir würden auch, wo es nebst dem Sylbenmaaße der Inhalt erlaubet, gern zwey und mehrere Lieder, nach ebenderselben Melodie singen lassen, u. s. w.

Herr R. hat zwar die Lieder der Deutschen, nicht bloß in Absicht auf das Singen, gesammlet, doch sehen wir leicht ein, daß seine Sammlung, bey einer solchen, als wir vorschlagen, (und, wie wir wissen, hat ein Liebhaber des gesellschaftlichen Vergnügens, eine ähnliche Sammlung wirklich im Sinne) die wichtigsten Dienste leisten würde. Wir wünschen, daß es wahr sey, was man uns hat versichern wollen, daß wir noch einen zweyten Theil, der Lieder der Deutschen, von Herrn R. zu gewarten hätten.

G.

XXV.

Reliquien. Vierte Auflage. Frankfurt am Mayn, bey Johann Christ. Gebhard. 1767. in 8.

Der Verfasser dieser Reliquien hat sich nicht genannt. Unterdessen sagt jedermann, daß der Herr v. Moser der Verfasser sey und das Buch selbst, bestätigt diese Vermuthung. Wenn dieser Verfasser, sie etwa künftig, wie höchstwahrscheinlich ist, zusammenschmelzen und unter einem neuen Titel dem gaffenden Publico vorlegen wollte: so möchten wir uns wohl unterwinden, dazu den Titel: Meine Verdauungsstunden, vorzuschlagen. Denn sie enthalten fast nichts als Sächelchen und Einfälle, die bey Tafeln vorkamen, die man dort wohl mit

Beyfall sich kann entfahren lassen, die dieser Autor nach dem Caffe zwischen 4. und 6. Uhr Nachmittags zu Hause aufs Papier wirft, und je nachdem er ein Sodbrennen hat oder eine Unverdaulichkeit spüret, mit devoten Haß gegen das Haus Brandenburg durchmenget: so daß das Publicum die Wirkung einer fetten Speise, oder die alltägliche Anecdote eines abgelebten Hofmannes zu seiner tiefen Bewunderung zu lesen bekömmt.

Wir wissen nicht, ob es zur Geschichte des menschlichen Verstandes oder des menschlichen Herzens gehören wird, wenn wir der panegyrischen Laune dieses Verf. ein wenig nachspüren, und uns bemühen, eine genetische Erklärung derselben aus unsern Bemerkungen herzuleiten.

Jedermann weis, zu welcher Zeit die Schrift: der Herr und der Diener herausgekommen, und viele haben auch gesehen, auf welche Seite der Weyrauch dieses Verfassers am stärksten sich gezogen hat. In der darauf folgenden Schrift: die Beherzigungen, fand derselbe Verf. für gut, zwar blos zur Ehre der Religion, Berlin zu verunglimpfen und Coppenhagen zu erheben. Zu dem leztern hat sich seitdem ein Schlüssel gefunden, der uns schon damals die Hoffnung machte, auch zu dem folgenden Betragen in der Zukunft einen Schlüssel zu finden, und diese Hoffnung ist nicht unerfüllt geblieben.

Es wurden einige Sätze dieser Beherzigungen in den Berlinischen Litteraturbriefen leyder nur ernsthaft geprüft, da sie vielmehr gleich anfangs blos Achselzucken verdient hätten. Der Hr. v. M. hatte schon dort als eine heilige Wahrheit vorgetragen, daß jeder Einwohner im heil. Röm. deutschen Reiche nur ein einziges Interesse oder nur ein kayserliches Vaterland haben dürfe und haben müsse.

Dies

Dies ist ein Lieblingssaz zu dem neüen System des Hn. v. M. Die Berliner Briefe sagten dagegen, daß zwar jeder Reichsstand verbunden sey, zum Besten des deutschen Interesse das seinige beyzutragen; allein daß es nicht jeglichem Unterthanen eines Reichsstandes frey stehe, zu beurtheilen, ob sein Herr das deutsche Interesse vor Augen habe, oder was ihn zwinge, eine Parthey auszumachen: sondern daß jeder Unterthan sich sein Vaterland nach dem Bezirke der Macht seines Landesherrn schaffen müsse. Auf diese Weise hätte der Oesterreicher, der Brandenburger, der Bayer, der Hanoveraner, der Heße ꝛc. sein eigenes Vaterland, oder das Interesse seines Landes zunächst zu beobachten und in vorkommenden Fällen zu verfechten. Glüklich! wenn sich alle zum Interesse nicht blos der Freyheit des deutschen Reichs, sondern vielmehr der Freyheit und Würde des Menschen vereinigen können! Dies sagten ohngefähr die Berliner Briefe. Man kann noch hinzusetzen, daß der gegenseitige Satz offenbar zu Rebellionen und Widersezlichkeiten in den Ländern der Reichsstände leite, die zwar für mächtige nicht zu befürchten seyn würden; für mindermächtige aber nicht ohne Beschwerde bleiben dürften.

Indeß zielten alle Bücher, die der Verf. seit den Beherzigungen in die Welt schickte, dahin ab, allen Unterthanen der Reichsfürsten ohne Unterschied einzupredigen, das Kayserliche Interesse mit Vorbeygehung ihres Landesherrn und selbst wider denselben für das Ihrige zu halten. Er ließ sich im geringsten nicht durch die Betrachtung abhalten, die einen noch so kayserlichgesinnten Publicisten hätte abschrecken können, daß man mit einer solchen Forderung in den Zeiten nach dem dreyßigjährigen Kriege und nach dem lezten siebenjährigen nothwendig eine

lächerliche Figur machen müsse. Hiezu kamen immer häufigere Verunglimpfungen des preußischen Hofes und der Person des preußischen Monarchen, welche ein jeder Unpartheyischer verdammen muß. Da sich alle gesittete Reiche bedienen, selbst in dem Augenblicke da sie die Waffen gegen einander in der Hand haben, sich eines gewissen Tones der Mäßigung und der persönlichen Achtung, so daß es schwer zu sagen ist, ob dem Verf. sein Kopf oder sein Herz gehelbert, die Unanständigkeit seiner Schreibart zu merken. Allein durch diese ungesittete Dreistigkeit im Urtheilen über die Person eines Königes, den auch seine Feinde bewundern, hat er eben unter den neusten seiner Schriften, diese Reliquien, die wir hier vor uns haben, pikant zu machen, und ihnen Leser zu verschaffen gesucht. Denn es ist sonst unbegreiflich, welches andre gründliche Verdienst ihnen den geringsten Abgang hätte verschaffen können. Sie enthalten alle die Fehler, die Kunstverständige schon längst in den vorigen Schriften des Verf. angemerkt, in einem Grade, den man sich kaum vorstellen kann, und durch keine seiner vormaligen Tugenden vergütet. Mangel an Sprachrichtigkeit, an Deutlichkeit, an Gründlichkeit, im höchsten Grade, und auch sogar an dem bischen Zusammenhang und Plan, den man etwa vorher noch bey ihm antraf. Diese so weiten Ketten die er trug, sind ihm noch zu enge gewesen, und die Beherzigungen, die ehemals ohne sonderliche Verbindung neben einander standen, stehen nun als Reliquien im ganz keinen. Zerstreuter liegen nicht die menschlichen Reliquien auf einem Gottesacker, als diese schriftstellerischen Reliquien, in die kein Auferstehungswort auch nur die Ordnung eines Skeletes bringen könnte.

Freylich wenn es, wie es scheint, dem Verfasser darum gethan gewesen, sich den Beyfall gewisser subal-

subalterner Politicker zu verschiessen, die auf den Coffeehäusern die Aufführung der Höfe beurtheilen: so hätte er seinen Zweck nicht besser erreichen können, als indem er durch diese zerschnittene Brocken von halber Gelehrsamkeit und Staatsklugheit zu ihrem Verstande geredet hat. Alle Mühe um Plan und Zusammenhang würde dazu überflüßig gewesen seyn. Aber einsichtsvollere Leser, die ein wenig verstehen, was zu einem guten Buche gehört, lassen auch dem Verf. solcher erbaulichen Betrachtungen Gerechtigkeit widerfahren. Alle die berühmten Vorgänger des Verf. in seiner Methode einzelner Gedanke, haben wenigstens durch den Scharfsinn und den glänzenden Witz, den man in ihren Sentenzen oftmals antrift, etwas, wodurch sie den Leser reitzen, und unterhalten. Und doch sagt Voltaire mit Recht, daß nichts leichter sey, als auf diese Art ein Buch zu schreiben; denn die große Kunst des Schreibens besteht eben in der Ordnung und Verbindung seiner Gedanken nach einem Plan. Indeß zum voraus gesezt, daß man auch wohl einmal auf diese Art schreiben könne, wie wichtig, wie neu, wie scharfsinnig, wie stark und genau ausgedrükt müssen nicht die Gedanken seyn, die es werth seyn sollen, so einsam und ohne Zusammenhang aufgeschrieben und bekannt gemacht zu werden. Daher pflegen diese Art Schriftsteller nicht selten gemeine Gedanken mit falschem Witze aufzustutzen, oder durch den Schein des sonderbaren von aller Art zu reitzen, und wenn dieses nicht abgeändert genug ist, so entstehet daraus eine gewisse manierirte Einförmigkeit, die ekelhafteste unter allen Einförmigkeiten. Dieses macht, daß manche einzelne Bemerkungen des Rochefaucault, des Pascal, des la Beaumelle so frappant sind, und daß doch eine ununterbrochne Lesung ihrer Gedanken verdrießlich und ekel-

haft ist. Man ermüdet über der Monotonie der misantropischen Anmerkungen eines betagten Hofmannes, der enkratitischen Moral eines armen hypochondrischen Jansenisten, und der politischen Satyren eines Belesprit, der an den Höfen seine Rechnung nicht gefunden. Und dieses findet man noch vielmehr in den schönen Reliquien, die die Anzahl dieser Gedankenschreiber vermehren. Die politischen Epigrammen, und die persönlichen Satyren die dem Büche seines lezten Vorgängers einen so reitzenden Geschmak, und so viele Liebhaber verschaften, sind hier noch persönlicher und durch den schleppenden Vortrag eines caustischen Canzelstyls noch deutlicher gemacht. Um diese vorläufigen Anmerkungen in ihr Licht zu sezen, wollen wir nach dieser kurzen allgemeinen Legende eine oder andere dieser Reliquien näher beschauen.

§. 5. „Aberglaube und Unglaube gränzen so „nahe aneinander, daß von dem höchsten Grade des „ersten nur ein Schritt auf den Grund und Boden „des leztern ist.„ Nach der gebrauchten Metapher des V. von Höhe und Tiefe ist es unmöglich, daß beyde aneinander gränzen. So viel was den Ausdruck betrift. Bey der Sache selbst könnte der V. wohl endlich von andern lernen, daß es der sogenannten Ungläubigen mehere Arten gebe; daß die Temperaments-Ungläubigen gar wohl ihre Periode haben können, wenn sie zum Aberglauben zurük kehren, den sie eigentlich nicht verlassen, sondern nur weil sie ihn nicht brauchten, an die Seite gelegt hatten; daß aber der Philosoph, wenn er das Unglück hat, in einigen Stücken ungläubig zu seyn, niemals abergläubisch werde.

§. 6. „Der Aberglauben ist es, sagt Voltaire, „welcher von Constantins Zeiten an, Ströme Bluts

flies-

„fliessen gemacht.„ Er hätte bey dieser und andern „Stellen, wo des Aberglaubens gedacht wird, ge„trost die christliche Religion nennen mögen.„ Das hätte Voltaire auch thun sollen. Denn die christliche Religion ist Aberglaube, so bald sie Ströme Blut fliessen macht. Ich weis nicht, warum Voltaire dieses nicht gerade heraus gesagt hat. Es ist wahr, daß die Umschmelzung der christlichen Religion in Aberglauben Ströme Bluts fliessen gemacht habe, ja daß es sogar schwer sey zu berechnen; wie weit in dieser Welt Europens Einwohner ganze zwölf Jahrhunderte hindurch, durch Einführung der christlichen Religion unter ihnen glückseliger oder unglückseliger geworden seyn. „Nun dann, Voltaire hat die „Zeit erlebt, da ein Fürst auf dem Throne gesessen „hat, den der Vorwurf des Aberglaubens gewiß „nicht treffen wird, darf man ihn fragen, was wars „denn unter diesem, das Ströme Bluts fließen ge„macht?„ Lieber Voltaire! du wirst die alberne Frage nicht zu lesen bekommen, mais crache une fois en passant sur cet inconnu et je lui expliquerai ce que cela veut dire.

Wohl denn, Hr. Autor! Voltaire meynt, Sie sollten so gut seyn und in seiner Ode auf den Krieg nachlesen, wie vielerley Ursachen zum Kriege in den Gemüthern der Menschen und besonders der Mächtigen anzutreffen seyen. Er findet es sehr seltsam, daß Sie ihn so verstehen, als ob die einzige Ursach des Krieges der Aberglaube wäre. Wenn Sie ein Arzt vor der Zubereitung einer Speise warnete, die die Bleycolick verursachen könnte, und schon oft verursacht hätte: was würde ihr Arzt von Ihnen denken, dem Sie versezten, er sollte Ihnen doch sagen, ob nicht seit 22. Jahren viele Personen an hitzigen Fiebern und den Pocken gestorben wären. Mich dünkt, Ihr

Arzt

Arzt würde nicht mehr bey Ihnen der Blindheit, sondern des Kopfes wegen besorgt seyn. Voltaire meint noch am Ende, daß es höchst unverschämt von einem kleinen Wesen gehandelt sey, das niemals in großt Cabinetter geguckt hat, ohne Beweis und aus eigner Macht einen noch lebenden Monarchen zur einzigen Ursache von Kriegen zu machen, die seit 22. Jahren mit verschiedenen Pausen geführt worden; davon er weltkundig den ersten nicht angesponnen hat, und den lezten nicht vermeiden können.

„Man thut der Denkungsart und Mäßigung „der Könige allzuviel Ehre an, wenn man das Glück „ihrer Unterthanen und die Ruhe des menschlichen „Geschlechts in den Wachsthum ihrer philosophischen „Einsichten, und in die Stärke des Geistes setzet, wo„mit sie sich über die Verblendungen des Aberglau„bens zu erheben wissen.„ Aber welcher Ursach soll man es denn zuschreiben, daß kein Heinrich der achte mehr Protestanten und Catholicken zu einem Scheiterhauffen aneinander gebunden, hinschickt, daß keine Maria mehr ihre Seelenwollust daran findet, Unglückliche dem römischen Stuhle zu Ehren verbrennen zu lassen; daß kein Kanzler le Tellier mehr glaubt, der Herr lasse jezt seine Seele in Frieden fahren, wenn ein französischer Dragoner um der Messe willen eine Protestantin nothzüchtiget und ihren Mann erwürget? daß die Folter nach und nach abgeschaft wird, und daß die Gewissen nicht mehr vor der Gewalt zittern? Meynet der Verf. aber, daß der philosophische Geist noch nicht genug bey den Fürsten durchgedrungen sey, und daß, ohngeachtet der Ausbreitung desselben, noch viele in manchen Stücken ihre Unterthanen unglücklich machen: so geben wir ihm Recht: aber dann ist es das nicht genug, was noch fehlt.

Von der Bücherpolicey möchte der Verf. wohl etwas sagen, wenn er könnte. Das, was er davon sagt, läßt uns so klug, als vorher. Er hält dafür, daß „es in allen Staaten Laster der beleidigten Ma„jestät, Halswürdige Verbrechen würden genannt „werden, die Gehorsame lächerlich zu machen, den „Unterthanen die Treue, die Redlichkeit, die Wahr„haftigkeit des obrigkeitlichen Worts verdächtig zu „machen,„ warum ist ihm dieses nicht beygefallen, als er S. 322. und 323. die Gehorsame aller Nationen von Europa lächerlich und an so vielen andern Orten die unschuldigsten Handlungen eines großen Fürsten verdächtig gemacht, und ihn gehäßige Absichten angedichtet hat. Unter die Schrifften, worüber seine vorgeschlagene Bücherpolicey machen soll, begreift er vor allen Dingen die Anakreontischen Dichter. Nach seiner Beschreibung sollte man einen Chaulieus, einen la Chapelle, einen Gleim und einen Leßing, die mit den sinnreichen Spielen der Anakreontischen Muse auf eine unschuldige Art ergötzen, für die Pest der menschlichen Gesellschaft und für die liederlichsten Buben halten, die die Ahndung der Obrigkeit verdienten. „Müßiggang mit Mangel bey dem einen, sagt der „sanftmüthige und billige Verf., und Müßiggang „mit Ueberfluß bey dem andern, ist bey den mehresten „Anakreontischen Dichtern der Grund ihres theoreti„schen Unglaubens und praktischen Leichtfertigkeit. „Die berühmteste Propheten dieser Sekte waren Cen„tauren: Young beweißt es seiner Nation, wie ihre „thierische Wollust die Mutter der unter ihr herrschen„den Irreligion sehe rc.„ Und nun, worinn besteht dann der Vorschlag, den der Ungenannte thut, um die Ausbreitung dieser gefährlichen Bücher zu hindern? Darinn: „lasse man den Buchhändlern Freyheit alle „Schriften zu verlegen und in ihren Handlungen zu

füh-

„führen, doch so, daß sie vor ihren Inhalt so gut, wie „jeder andrer Kaufmann, vor die Tüchtigkeit und „Redlichkeit seiner Waare, stehen muß.„ Vortref„liches Mittel! Wem soll der Buchhändler vor die Güte seiner Waare stehen? dem Käuffer? wenn dieser nun die Waare nicht für schlecht hält? oder gerade von dieser schlechten Waare kauffen will? der Obrigkeit? diese wird doch am Ende durch Strafen der Confiscation die Führung schlechter Waaren verhindern müssen? und wird alsdann nicht ebenfalls eintreffen, was der V. S. 35. sagt: „Die Confiscation „thut der Sache eben so wenig Gnüge. Ein Buch„händler erhält dadurch nur Gelegenheit, die geretteten Exemplarien um hoch verdoppelten Preis an den „Mann zu bringen, und findet sich oft sehr glücklich, „wenn es bis zur Confiscation einer Schrift gelangt, „wodurch die Nachfrage und Neugierde nur um so „stärker wird.„ So gründlich versteht der Ungenannte die Sachen, worüber er Vorschläge thut, und so untrüglich sind die Mittel, die er vorschlägt.

S. 80. „Die Preußische Macht unter dem jetzi„gen König wird in der Geschichte einst figuriren, „wie Alexanders aus Griechenland, wie Gustaph „Adolphs und Carls XII. von Schweden. Frey„lich waren es Riesenkräfte, mit welchen sie ihren Staat „beseelten, mit welchen sie noch stärkere dannoch über„wältigten. Es zeigte sich aber nach ihnen, daß „die Welt nicht vor (soll heissen für) Riesen gebauet „seye.„ Aber doch wohl für solche, die das erhalten, was sie durch ihre Riesenkräffte erworben, und ihre Riesenkräffte nicht eher gebrauchen, als bis ihnen Gewalt geschieht? „Ihre Nachfolger hatten Mühe, jene „weite Fußstapfen auszufüllen, um mit gewöhnlichen „Menschentritt auf ebenem Boden wieder sicher gehen „zu können.„ Wie? haben etwa die Griechen nach

Alex-

Alexanders Tode, alles wieder verlohren? Haben Christina und Carl Gustav so viel Mühe gehabt auf eben Boden sicher zu gehen, oder haben sie nicht vielmehr die weiten Fusstapfen ihres großen Vorgängers ausgefüllt? Hatte nicht Carl XII. seine Riesenkräfte schon seit 1709. verlohren? Der Monarch aber, dessen Macht hier der W. auf eine unverschämte Art, die Nativität stellt, hat seine Riesenkräffte nie gebraucht, als wenn er von seinen Feinden dazu gezwungen worden, und ist allezeit, so bald er sich sein Recht erfochten, ohne die geringste Mühe auf ebenem Boden wieder sicher gegangen.

S. 99. „Der große Mann ist nur relativ groß; „wie viel fehlt, zwo (soll heissen: zween oder zwey:) „Feldherrn des letzten Krieges an einem unbefleckten „Ruhme; sie waren aber Helden, weil ihre Gegner „gepuderte Junker waren; gegen einen Marlborough „Eugen wären sie nur überhaupt brave Generals ge„wesen.„ Es ist eine eigne Sache um die Sprachkenntniß. Wir sind gut davor, der Hr. von M. hat den beyden großen Feldherrn, die er zu erniedrigen sucht, nur einen vollkommnen und nicht einen unbefleckten Ruhm streitig machen wollen. Denn so unvollkommen derselbe auch seiner Meynung nach seyn mag, so wird doch der Verf. nicht die Verwegenheit haben, zu behaupten, daß ein Herzog Ferdinand und ein Erbprinz von Braunschweig, denn von diesen beyden Helden ist hier die Rede, ihren Ruhm durch Handlungen, die ihrer unwürdig wären, befleckt haben. Wie steht es aber um die Richtigkeit dieses Ausspruchs? Er ist so richtig, daß man ihn auch umkehren kann, ohne daß er etwas von seiner Wahrheit verliehrt: „Wie viel fehlt, kann man sagen, dem Marlborough „und Eugen an einen unbefleckten Ruhm; sie waren „aber Helden, weil ihre Gegner gepuderte Junker

„wa-

„waren ? gegen einen Herzog Ferdinand und einen „Erbprinzen von Braunschweig wären sie nur über„haupt brave Generals gewesen.„ Denn was waren ein Villeroy, ein Tallard, ein Herzog von Bourgogne, ein Marsin, ein la Feuillade besser, als ein Contades, Clermont, und waren sie nicht schlechter als ein verwerflicher Broglio? War nicht ein Mann in Frankreich ungebraucht, der bey der Nachricht von der Niederlage bey Höchstädt ausruffen konnte: Villars où etois tu? und bey dem ein solcher Ausruf keine Prahlerey wäre? Was übrigens erfolgt wäre, wenn die zwey Feldherrn des vorigen Krieges, einen Marlborough und Eugen gegen sich gehabt hätten? Dieses: Sie würden alle Kräfte ihres Genies angespannt, bisweilen einen Verlust gelitten und dann wieder einen Vortheil ersiegt, und auf diese Weise dem Glück ihrer Feinde das Gegengewicht gehalten haben. Und dadurch hätten sie doch wohl den Ruhm tapfrer Helden verdient.

S. 126. „Der sonderbarste Contrast in dem „Punkt der Wahrhaftigkeit zeigt sich im Kriege. „Ein Feind hält sich gegen den andern alle List, Be„trug und Unwahrheiten erlaubt, und in dem Augen„blick der Kriegesgefangenschaft traut man jedem auf „die Parole d'honneur.„ Was für Betrug und Unwahrheit hält man sich erlaubt? Kriegeslisten? Die kann man, ohne die Worte zu misbrauchen, wohl nicht dahin rechnen? Treulosigkeit bey Brechung der Conventionen? die bestraft man mit Repressalien. Der V. der sich über alles wundert, wo nicht die geringste Schwierigkeit ist, und alles entscheidet, wo es schwer ist zu entscheiden, hat also keine Ursache sich zu wundern, warum man Kriegsgefangene Officiers auf ihr Ehrenwort losläßt. Denn 1) haben sie nicht mehr die Waffen in der Hand, und das dolus an virtus,

kann ihnen also nicht mehr zu statten kommen, und 2) erfordert es ihr eigner Vortheil, ihr gegebenes Wort nicht zu brechen, indem eine solche Treulosigkeit nothwendig übele Folgen für ihre Cameraden und auch für sie haben muß, wenn sie dem Feinde von neuem in die Hände fallen. S. 134. Es ist kein Wunder, wenn des Hrn. v. M. geheime Anecdoten nicht Stich halten, da er sogar die Begebenheiten, die in den Zeitungen aller Welt vor Augen liegen, man weis nicht, ob aus Unwissenheit, oder damit sie seine Lieblingssätze begünstigen sollen, so verfälscht, daß sie sich nicht mehr ähnlich sehen. Denn so heißt es S. 134: „Die ganze Welt hat geglaubt, daß der „Marschall von Broglio der einige sey, der die Ehre „der französischen Waffen im lezten Kriege gerettet „haben würde, wenn ihm das Obercommando der „ganzen Armee anvertrauet worden wäre. Nichts „weniger als dieses. Er war just der Mann, ein „Corps von 30, 40000. Mann mit Verstande zu „commandiren, dies konnte er übersehen. — Eine „größere würde ihn embaraßirt, und er in dem ersten „Feldzuge die ganze Erndte seines vorigen Ruhmes „verlohren haben.„ Der Verf. muß sich wohl sehr darauf verlassen haben, sein Buch werde den Franzosen nicht bekannt werden, daß er nicht befürchtet in diesem unverschämten Ausspruch von ihnen Lügen gestraft zu werden. Aber fürchtet er nicht die Verachtung seiner billigen und verständigen Landsleute, die das Verdienst eines Broglio, auch wenn er ihr Feind gewesen ist, verehren müssen? Ist er der Mann, dem man es auf sein Wort glauben darf, daß ein Feldherr, der im Stande ist, ein Heer von 40000. Mann mit Verstande anzuführen, unfähig sey, einem Heere von 60. oder von 80000. Mann vorzustehen. Ist es billig, jemand auf bloße Vermuthung künftiger

nicht geschehener Begebenheiten zu verurtheilen? Allein wir wollen dieses nicht anführen? Wem ist unbekannt, daß der Hr. v. Broglio wirklich dieses Commando gehabt, das er nach des Verf. Prophezeyung so schlecht würde geführt haben, daß ihm die Führung dieses Heers Ehre gebracht, daß dieses wirklich aus mehr als 80,000. Mann bestanden, und es ihn nicht embaraßirt habe. So verstellt der Verf. die öffentlichbekannten Begebenheiten, nun wehe! den Anecdoten. Alles ist gut, wenn man nur so halb und halb eine Reliquie daraus verfertigen und eine schielende Sentenz darauf bauen kann.

S. 223. „Einer der vornehmsten und verehrungs„würdigsten Herrn des kayserlichen Hofes gab aus dem „Trieb eines rechtschaffenen Herzens in einer mit ihm „gehabten Unterredung über den lezten Krieg, als den „grösten Schaden an, den sein Vaterland dabey er„litten: daß durch die in Oesterreichische Kriegesge„fangenschaft gerathene Preußen der theoretische Un„glaube und Religionsspötterey unter seinen Lands„leuten ausgebreitet, und die ihrer seits in Preußische „Kriegesgefangenschaft gekommene Officiers und Per„sonen von Stande von dieser Seuche gleichfalls an„gesteckt worden.„ So wenig wir an der Rechtschaffenheit des Herzens dieses vornehmen und verehrungswürdigen Herrn zweifeln, so haben wir doch zu seiner Urtheilskraft ein sehr schlechtes Vertrauen; wenigstens würden wir ihm den Ausspruch, den der Hr. v. M. aus seinem Munde anführt, gewiß nicht nachgeschrieben haben. Wir würden überlegt haben, ob dieser gute vornehme Herr nicht etwa praktischen Unglauben für theoretischen angesehen, den man gewiß in Wien so gut lernen kann als in Berlin, wir würden ferner erwogen haben, in welchen Gesellschaften, die Kriegsgefangenen, zu diesem Unglauben ge-

kom-

kommen, ob es nicht vielleicht solche gewesen, wo der praktische Unglaube mit dem theoretischen verbunden war, wo man bey dem ersteren anfängt und mit dem lezteren aufhört, von welcher Art es ebenfalls in Wien wenigstens so viel als in Berlin giebt. Wir würden also untersucht haben, in welchen Häusern diese Ungläubigen freyen Zutritt gehabt, welches gewiß nicht in den größten kann gewesen seyn; und endlich würden wir nachgeforscht haben, was dieser so vornehme Herr Unglauben nennt, denn wenn er sich zu der römischcatholischen Kirche bekannt hätte, wie sehr wahrscheinlich ist, so würden wir ihn sehr in Verdacht gehabt haben, daß er unter Unglauben die Bezweiflung einiger Lehren und Religionsübungen seiner Kirche verstehe, und da würden wir dann diesen angeblichen Unglauben für keine böse Folge des vorigen Krieges gehalten haben. Denn Gott bedient sich zur Ausbreitung der Wahrheit auch zuweilen der Kriege. Und so würde dann diese Reliquie weggeblieben seyn.

S. 253. „Peters III. Enthronungsurkunde ist „ein Monument, dessen Anblick alle schlechte Regenten zittern machen sollte.„ Wer hat wohl Peter den dritten zu einem schlechten Regenten gemacht? Ein unbehutsamer Regent, der die Zeichen der Zeiten nicht kannte, ein verehrtes Herkommen nicht schonte, ein solcher mag er gewesen seyn, aber nicht ein schlechter. Und überdies kann man nicht eben so gut sagen: Die friedliche Regierungsgeschichte so manches wirklich schlechten Fürsten ist ein Monument, dessen Anblick, alle andre schlechten Regenten beruhigen sollte. O des feinen politischen Asceten!

S. 271. „Man sieht heut zu Tage keine solche „Testamente deutscher Fürsten mehr, wie das vorige

 „Jahr-

„Jahrhundert, als wahre Regentenspiegel, aufzuwei„sen hat. Sind die Herrn nicht mehr so wohldenkend, oder fehlt es an ihren Ministern, oder an „Beeden. An nichts von allem diesen. Sondern man hat gefunden, daß solche lehrreiche Testamente eben nicht viel helfen, da es troz dieser wahren Regentenspiegel in dem vorigen Jahrhundert eben so gut schlechte Regenten unter den deutschen Fürsten gegeben, als es in dem gegenwärtigen giebt. Denn wenn ein Fürst nicht dafür gesorgt, seinem Erbprinzen in seiner Regierung ein gutes Muster zu hinterlassen, und ihn durch eine gute Erziehung zur würdigen Führung seines fürstlichen Amtes vorzubereiten, so überleben ihn alle noch so herrliche Lehren, die er erst in seinem lezten Willen giebt, gewiß nicht lange, und hat er dafür gesorgt, so sind alle die schönen Regentenspiegel überflüßig.

S. 273. „In dem Eingange der Friedensschlüs„se zwischen christlichen Königen und Mächten, hat „man sonst Gott noch die Ehre gegeben, den Frieden „als ein Geschenk seiner Erbarmung und Güte dank„barlich zu erkennen. In zwo *) der wichtigsten „neuern ist es unterblieben, soll es Ehrlichkeit seyn, „nichts zu sagen, was man nicht glaubt? oder ist es „Stolz der Irreligion.„ Es ist Ehrlichkeit. Zwey Fürsten wollten der Welt nicht mehr das sonderbare Schauspiel geben, dasjenige für ein ausserordentliches Geschenk Gottes anzusehen, wovon sie wußten, daß es einem unter ihnen abgedrungen worden. Oder soll man noch solche Proceßionen anstellen, wie die, in den Kriegen der weissen und rothen Rose, wo die

kö-

*) Wir versichern den Verf. daß zwo gen. foem. und der Friedensschluß gen. masc. sey. Wenn er zween, zwo, zwey, noch nicht decliniren kann, so kann er ja zwey per tria genera gebrauchen.

königliche Familie und die vornehmsten Anführer paarweis, eine Dame von der einen Parthey an der Hand eines Cavaliers von der andern in die Kirche giengen, Gott um die Endigung des Krieges anzurufen, den sie alle fortzusetzen fest entschlossen waren. Man kann die Güte und Erbarmung Gottes auch ohne Wortgepränge und Procesionsgepränge erkennen.

S. 273. „Der gute König Heinrich IV. in Frank„reich, schrieb einst an seinen vertrauten Freund und „General, den nachmaligen Herzog von Sully: „Ich stehe nahe vor dem Feinde und habe kaum ein „Bataillenpferd, und eben so wenig einen ganzen Har„nisch, meine Hemden sind ganz zerrissen, meine „Brusttücher haben an den Ellenbogen Löcher, rc. „Ein solcher König ist in den Augen unserer Zeit, wie „ein Heiliger aus der ersten Kirche; man läßts da„hin gestellt seyn, daß sie alles das gethan und gelit„ten haben, was von ihnen erzehlt wird; großen „Dank aber vors Nachmachen.„ Hört! ihr Fürsten von Europa! folgt den Ermahnungen dieses polischen Predigers! Ihr müßt kaum ein Bataillenpferd haben, wenn ihr vor dem Feinde stehet, ihr müßt eben so wenig einen ganzen Harnisch tragen, eure Hemder müssen zerrissen seyn, eure Kleider schon einmal gewendet, dann werdet auch ihr wieder andern zum Muster dienen! Wußte denn der Verf. sonst nichts gutes von Heinrich IV. daß er uns seine Armuth zur Nachahmung anpreisen muß, die blos aus der schlechten Verwaltung der Finanzen ihren Ursprung hatte, und wobey sein Volk im geringsten nichts gewann. Denn der Surintendant des Finances d'O und seine Leute, waren desto reicher. Wir würden ihn lieber geschildert haben, wie er es durch seine weisen Maasregeln dahin gebracht, daß er seinem Volk die Last der Auflagen erleichert, und doch ein ganzes Wams tragen

können: Allenfalls würden wir, wenn es denn doch hätte eine Bußpredigt seyn sollen, folgende Stelle aus dem Perefixe angeführt haben: Il montroit *par son* „*exemple* à retrancher la superfluité des habits, „car il alloit ordinairement vetu de *drap gris*, „avec un pourpoint de Satin, ou de taffetas sans „decoupure, passement, ni broderie. Il louoit „ceux, qui se vetoient de la sorte, & se moquoit „des autres, qui portoient, disoit-il, leurs Mou„lins & leurs bois de haute futaie sur leurs dos.„ Und dieses Beyspiel war nützlich. Denn Sully sagt in seinen Memoires: „Comme la France ne pou„voit pas trouver chés elle de quoi remplir cette „quantité d'Etoffes precieuses, qui s' y consom„moient, on eut recours *au veritable remede, qui* „*est de s'en passer:* l'usage de toute étoffe, où il „entreroit de cette matiére precieuse, fut aboli „par le Prince.„

S. 311. „Die Berliner Gelehrten haben sich ei„nen gewissen mystisch-pretiösen politischen Jargon „angewöhnt, wozu sie die Grammatick noch zur Zeit „vor sich behalten haben, wie die Freymäurer und „Goldmacher ihr Geheimniß.„ Nicht so sehr für sich, der Herr von M. hat sie besser gefunden. Von seinem politischen Jargon haben wir Proben gesehen, und seinen mehr als mystisch-pretiösen, seinen aus der Lammstheologie entlehnten Jargon werden wir gleich kennen lernen. Und dann wird ein jeder gleich die Vergleichung anstellen, wer von beyden die Grammatick davon besser versteht, der Ungenannte oder die Berliner Gelehrten. „In einer militarisch-despoti„schen Verfassung von Politick raisonniren zu wollen, „ist überhaupt schon eben so lächerlich, als wenn ein „Cartheuser eine Abhandlung von der Freyheit des „menschlichen Willens zum gelehrten Wettstreit an

„eine

„eine Academie der Wissenschaften einschickte, ꝛc.„ Ein Cartheuser? Warum konnte der nicht eine Abhandlung von der Freyheit des menschlichen Willens schreiben? Warum sollte ihn die Lebensart seines Ordens daran hindern? Hat er etwa diese wesentliche Eigenschaft der menschlichen Seele verlohren, seitdem er seine Klostergelübde gethan? so müßte er allen Gebrauch seines Verstandes verlohren haben, und dann könnte er auch nicht einmal ein Cartheuser seyn. Zudem ist offenbar, daß zu einer guten Abhandlung dieser Art mehr ein tiefsinniger philosophischer Kopf gehört, als eine uneingeschränkte Lebensart. Es ist leicht die Anwendung zu machen. Wir sind aber begierig zu wissen, was der V. unter einer militarischen Verfassung verstehe, wovon er schon oft gesprochen. Soll das heissen ein Staat worinn Soldaten sind, so möchten wir wissen, in welches Land von Europa ein Gelehrter sich hinbegeben müßte, um von Politick raisonniren zu können. Soll es aber einen Staat bedeuten, wie es denn nichts anders zu bedeuten pflegt, worinn alle Staatsveränderungen durch die Miliz verursacht werden, so wissen wir von dieser Art von Verfassungen keine andere Beyspiele, als die Prätorianische Garde in Rom, die Tscherkassen in Egypten, die Janitscharen in Constantinopel, die ehemaligen Strelitzen in Rußland, und die Wache des Dey in Algier.

S. 373. „Tausend Fürsten haben ihr Wort nicht „gehalten; wenn aber ein Fürst, der zugleich ein Spötter der Religion war, sein Wort gebrochen hat, ist „es auf eine solche niederträchtige, falsche, betrugsvolle, freche, beleidigende, spöttische und vor die Vernunft des ganzen menschlichen Geschlechts verächtliche Weise geschehen, daß die Namen eines Julians, „Carls des neunten in Frankreich, Carls II. in Engelland ꝛc. sich als Ungeheuer in der Geschichte der

„Politick aussondern.„ Betrügen ist sonst betrügen, es mag mit noch so viel Anstande geschehen. Allein bey dem Verf. scheint alles nur auf diesen äussern Anstand anzukommen. Wenn das ist, so mag man immerhin sagen, daß es eine ganz andre Sache war, wenn ein frommer Ferdinand der catholische, ein frommer Ludewig XI., ein frommer Henrich der achte von England, und ein frommer Philipp der zweyte von Spanien ihr Wort brachen. Sie gebrauchten wenigstens allemal äusserlich den geheiligten Rahmen der Religion dazu. So leicht kann dieser fromme Schein die zweydeutigste Aufführung gut machen. O was das anbetrift, in diesem Stück hat sich der Hr. v. M. aufs beste vorgesehen. Bey alledem ist es noch immer nicht abzusehen, was sich mehr falsches, freches, beleidigendes, spöttisches in der Art sein Wort zu brechen, bey einem Julian und Carl II. und in den angeführten Beyspielen befinde. Denn Carl IX. hat doch wohl alles in der Welt gethan, um einem Ferdinand, Heinrich VIII., Philipp II. beygesellt zu werden. Wenn hat je Julian, so frech, so spöttisch mit seinem Worte gespielt als der catholische Ferdinand, wenn hat er je gesagt, wie ein Carl V. der doch Religionskriege geführt hat, zu dem französischen Gesandten sagte: Votre maitre en a menti, je l'ai trompé plus souvent.

S. 266. Von den nothwendigen Vorurtheilen wollen wir nur das dritte anführen. „Sie sind nöthig bey einem Herrn gegen seinen Minister, daß „er ihm mit Treue, Redlichkeit und Einsicht rathe „und diene.„ Vorurtheil für seinen Minister. Das haben alle träge und unfähige Herrn, aber das Unheil ist nicht gering, das daraus erfolgt. Das hatte Carl IX. wenn er den Villeroy unterzeichnen hieß. Das hat ein jeder König, wenn er blanc-signés zu

Let-

Lettres de cachet giebt. Es ist schon gut, wenn ein Herr nur kein Vorurtheil wider seinen Minister hat.

S. 228. Finden wir einen feinen Vorschlag zum Besten der nachgebohrnen Prinzen fürstlicher Häuser, der am Ende darauf hinausläuft, ihre Appanagen zu vermehren. Wenn von ihrer Geburt an, ihnen sogleich ein Kapital ausgesezt werden soll, wovon die Zinsen für sie beyseit gelegt und zum Kapital geschlagen werden, welches sie von ihrem 20ten Jahr an geniessen sollen, so ist dieses doch gewiß nichts anders, als nur die Appanage, die ihnen von dieser Zeit angewiesen wird, vermehren. Denn wofern z. E. der regierende Herr, das Capital verzinset, so ist es doch einerley, indem er nun auszahlen muß, ob er das Geld als aufgelaufne Zinsen, oder als Zuwachs der Appanage ansieht.

So seicht ist die Politick des Hn. v. M. hingegen seine theologischen Reliquien, sind ganz schwärmerisch. Z. E. S. 139. „Der Pascal der Protestanten, der „seel. Prälat Bengel führt in einer seiner Schriften „von sich an: daß ihn ein tiefes Gefühl der Ewig„keit fast beständig umleuchtet. Es werden einst we„nige Menschen auftreten, welche dieser selige Strahl „nicht einigemal in ihrem Leben durchschaudert hat.„ Wir wissen nicht, wie wir uns das vorstellen sollen, daß man könne von einem Gefühl umleuchtet werden, wie man die Ewigkeit fühlen könne, auch wissen wir keine Stelle in der heil. Schrift, wo wir auf dieses umleuchtende Gefühl angewiesen werden, das aber wissen wir, daß der Einbildungskraft eines Bengels und seines gleichen nichts unmöglich ist.

S. 342. Hoft der Verf. „noch die Zeit zu erle„ben, wo artige Leute es nicht unanständig erachten „werden, von einem schönen Gedanken des heil.

„Paulus eben so entzückt zu scheinen, als von einer „der schönsten Stellen des Horatz oder Virgils 2c.„ Es ist wohl nichts leichter als dieses entzückt scheinen. Da aber die heil. Schrift und am wenigsten die Briefe Pauli, zu dem Gebrauch bestimmt sind, den wir von dem Virgil und Horatz machen, so würde der Apostel Paulus die Ehre als ein Belesprit angeführt zu werden, wohl sehr verbitten. Er will durch die Kraft der Wahrheit, und durch die Bündigkeit seines Vortrages den Verstand überzeugen und das Herz gewinnen, keinesweges die Einbildungskraft belustigen.

Eben die Verachtung der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, die man bey einer gewissen schwärmerischen Sekte findet, trift man auch in diesen Reliquien an. Und dieses geht so weit, daß der Verf. sogar das Ansehen der Schrift mißbraucht, um den Nahmen eines ehrlichen Mannes verächtlich zu machen. Denn S. 66. sagt er: Die Rotte Korans heissen im 3 (eigentlich im 4) Buch Mosis: Ehrliche Leute. Wie zahlreich ist noch ihre Nachkommenschaft. „Der Verf. der also auf Nahmen eines ehrlichen Mannes gewiß nicht sehr eifersüchtig seyn wird, wird es nicht übel nehmen, wenn wir sagen müssen, daß es sehr wenig ehrlich sey, die Bibel so verstümmelt anzuführen. Es erhellet sowohl aus dem Grundterte, als auch für die, so nur Luthers Uebersetzung gebrauchen können, aus dem Zusammenhange, daß hier nach der alten Sprachweise, ehrlich so viel als geehrt ist. Denn es heißt: sie waren vornehme Leute, Rathsherrn und ehrliche Leute. Der Verf. der beständig, mit wenig erleuchtetem Eifer auf die Ungläubigen losfährt, giebt ihnen solche Blößen. Denn wie sehr können sie nicht den beleidigenden Unterschied, zwischen einem Christen und einem ehrlichen Manne zu ihrem Vortheile gebrauchen. Aber man kennt die

Art

Art Christen, die nach einer gemisbrauchten Stelle der Schrift, kein Gesez für sich erkennen, sondern sich selbst ein Gesetz seyn wollen. Dahin gehört auch folgendes: „Ein jeder Schelm wird dereinst als ein „Schelm erscheinen, aber gewiß auch mancher soge„nannter ehrlicher Mann eben so.„ Eben so gewiß aber auch mancher sogenannter Christ!

Wie viel andere theils falsche, theils nichtsbeutende Gedanken könnten wir nicht anführen, wenn wir nicht befürchten zu weitläuftig zu werden. Denn es ist doch wohl eine sehr triviale Anmerkung, wenn es S. 150. heißt: „Es giebt wenig allgemein appro„birte Menschen.„ Der es allen recht macht, soll noch gebohren werden, ist das gemeine Sprichwort. Und S. 360. „Man kann in einer Stunde „wohl mehr wünschen, als in hundert Jahren ge„schieht„ o ja! auch wohl in einer Minute. S. 123. „Der Hof hat so wohl seine Invaliden, als die Ar„mee„ und welcher Stand hat sie nicht? Die Klasse der politischen Schriftsteller gewiß auch. Es ist falsch was der Hr. v. M. S. 137. sagt: „Es müssen noch „verborgene Triebfedern im Reiche der Geister seyn, „warum Aufschlüsse und Entdeckungen von besonde„rer Wichtigkeit auf gewisse Zeiten verspart werden, „ohne daß tausende von Jahren vorher daran gedacht „worden. Es müssen Engel seyn, die das vorzüg„liche Departement der menschlichen Vernunft haben; „man empfindet manchmal, ohne mittelbare und stark„wirkende Veranlassungen, Aufschlüsse, die den gan„zen Strich einer Inspiration bezeichnen ꝛc.„ So würde ungefähr der einfältigste Laye, der nichts von dem Fortgang des menschlichen Verstandes wüßte, über die Erfindung großer und wichtiger Wahrheiten philosophiren. Wer die Sachen gründlicher versteht, der weiß, daß alle Entdeckungen neuer Aussichten in

den Wissenschaften, in der kurz vorhergehenden Erkenntnißmasse zubereitet lägen, daß Newton durch die Entdeckungen des Kepler in der Astronomie und des Galiläi über die Schwere, auf die Gesetze der Bewegung der himmlischen Körper, und zugleich mit Leibniz, durch die Arbeiten eines Mercator, Gregorius von St. Vinzenz, eines Barrow, eines Wallis rc. auf die Differentialrechnung konnte geführt werden.

„Es giebt, heißt es S. 15. gebohrne ehrliche Leu„te und gebohrne Spitzbuben.„ Ohne Zweifel, so wie es gebohrne gute und schlechte Schriftsteller giebt. Wer kan aber wider sein Gestirn? man thut also dem Schelme zu viel, wenn man ihn bestraft. Hat der Verf. wohl gefühlt, wohin ihn seine Behauptung führen müsse. Wenn er blos gesagt hätte: manche haben sich die Fertigkeit zu betrügen in ihrer Jugend so früh erworben, und sie hat so tiefe Wurzel bey ihnen gefaßt, daß sie zur andern Natur geworden, so würde er nichts als die Wahrheit gesagt haben, aber keine Wahrheit, die durch ihre Kühnheit die Augen geblendet hätte. Und so pfleget es solchen Reliquienschriftstellern gemeiniglich zu gehen. Wollen sie einen Gedanken mit allen seinen Einschränkungen niederschreiben, so ist er trivial, sie suchen ihm also die Zubereitung des Sonderbaren zu geben, um dadurch den Geschmack zu reitzen, und legen ihm eine Allgemeinheit bey die er nicht hat. Man will entscheiden, wo nichts zu entscheiden ist, und verfehlt die Wahrheit.

Ist es nicht lustig, daß der Hr. v. M. wenn er seine Gelehrsamkeit und Litteratur um seiner Leser willen in Unkosten sezt, die Sache oftmals weder halb noch ganz versteht? Mit dem zuversichtlichsten Tone erklärt er S. 341. den berühmten Streit des Maupertuis (mit dem Prof. König) für lächerlich;

und

und dieser Streit betraf, wie er uns belehrt, die Frage: ob er allein, oder schon ein Leibnitz den ersten Gedanken des Unendlichkleinen gehabt. Wem ist die Streitigkeit über das minimum actionis unbekannt? So wenig versteht der Verf. die Sachen, von denen er schreibt, und so entscheidend ist doch sein Ton.

S. 105. „Ein jedes Genie kann dem Römer „nachsagen: Gebt mir so viel Gebiet, als meine Kuh„haut bedecken kann.„ Sollte man nicht schwören, der Herr v. M. habe sein bisgen Kenntniß der alten Historie, auch aus einem dunkeln Hörensagen, wie seine Anecdoten? Er hat von der Kuhhaut reden gehört, aber er weis nicht, daß er das nicht von einem Römer erzählen müsse, was eigentlich die Dido angeht. Wir wollen es gern für einen Drukfehler halten, wenn S. 323. Draper statt Kruyer (Leute die sich in Holland mit Abpackung und Fortbringung der Kaufmannsgüter und der Equipage der Reisenden beschäfftigen, franz. Crocheteurs) steht.

Und so steht es denn um die litterarische Wissenschaft, so steht es um die politischen und theologischen Grundsätze eines Mannes, der in allen diesen Fächern entscheidet, und nichts geringeres unternimmt, als den Reformator darinn vorzustellen, der seiner Sache so gewiß ist, daß er den größten Fürsten die beleidigendsten Vorwürfe zu machen, sich unterwindet, und dieses nicht etwa in einem aneinanderhängenden Lehrgebäude, sondern in einer Sammlung halbverdauter Machtsprüche, der er bey der Menge auf keine leichtere Art hat Beyfall verschaffen können, als durch solche personellen Verläumdungen, und verstümmelte Anecdoten. Wenn ein Montesquiou in dem Flusse seiner gründlichen Betrachtungen, den Mächtigen der Erden Lehren giebt, und sie mit aller möglichen Bescheidenheit giebt: so kann das menschliche Geschlecht nicht an-

ders als dabey gewinnen: wenn aber — doch hier ist ein Buch, das uns der Mühe überhebt, noch ferner etwas hinzu zu setzen:

Die Reliquien unter moralischer Quarantaine, mit drey Anhängen. Frankfurt am Mayn, in der Varrentrappischen Buchhandlung, 1767.

Der Verf. welches der Hessisch-Darmstädtische wirkliche Geh. Rath Freyherr von Creutz seyn soll, ist zu der Bekanntmachung dieser Beleuchtung der Moserischen Reliquien durch keine andern Ursachen bewogen worden, als durch den ganz natürlichen Unwillen, den ein jeder verständiger uneingenommener Mann, bey dem Hohnsprechenden Tone eines seichten Schriftstellers empfinden muß. In seiner ganzen Schrift leuchtet aller Orten der denkende Philosoph und der einsichtsvolle Beurtheiler anderer hervor. Wir wünschten nur, daß er den gerechten Unwillen wider den Verf. der Reliquien, etwas hätte mäßigen können, seine Leser, und die Wahrheit selbst würden dabey gewonnen haben. Man sieht übrigens, welchen großen Vortheil ihm ein im Nachdenken geübter Kopf und eine nicht gemeine Belesenheit über seinen Gegner giebt. Man urtheile selbst aus folgenden Beyspielen, die wir ohne Wahl hersetzen wollen. S. 51 heißt es über die Reliquie: Wir haben jetzt hundert Erasmos ohne Bildsäulen 2c. „Wenn dadurch gesagt werden will, wie es scheinet, Erasmus hätte in „der That die Bildsäule nicht verdient, die der Magistrat zu Rotterdam ihm zu Ehren aufgerichtet; er „wäre ein Mann von dem Schlage, wie es heute „hundert giebt, welchen man dieselbe Ehre deswegen „nicht wiederfahren läßt, weilen sie nicht so früh gekom-

„kommen sind, als er; so behauptet der Herr Reli-
„quienmacher einen Satz, der Unwissenheit und
„Schwäche im Urtheilen in gleichem Maaße an den
„Tag legt. So redet man nicht, wenn man weis,
„wann Erasmus gelebt hat, wenn man seine noch heut
„zu Tage zu bewundernde, in seinen vielen Schrifften
„geäusserte profan- und geistliche Gelehrsamkeit, die
„Tiefe seiner Einsichten, die Erhabenheit seines Gei-
„stes, die Delikatesse seines Genies, seine sich nach der
„Verschiedenheit der Vorwürfe allezeit genau richten-
„de Schreibart, wenn man, sage ich, dieses alles ken-
„net, urtheilt man gewiß nicht so. Erasmus wäre
„allem Vermuthen nach, so er heute noch lebte,
„der große Erasmus und verdiente eine Ehrensäule
„um so viel mehr, als es mit der gütigen Erlaubniß
„des H. Verf. zu unsern Zeiten weniger, als jemals
„hundert Erasmus giebt; daß die sehr wenigen, die
„ihm können verglichen werden, vermuthlich nicht seyn
„würden, was sie sind, wenn kein Rotterdamischer
„Erasmus jemals gelebt hätte, :c.

S. 81. Wird über die Reliquie: **So lange ein Mi-
nister noch betet, so lang darf man noch auf ihn rech-
nen**, die Anmerkung gemacht: „Ja, wenn er nur nicht
„ausschellen läßt, wenn er betet, wenn er nicht zu der
„Zeit betet, da seine ihm von Gott und seinem Herrn
„auferlegte Pflicht ihn zu ganz andern Verrichtungen,
„als das formelle Gebet ist, rufen. Mit einem Worte,
„wenn er wahrhaftig religiös, und kein Heuchler oder
„Fanatiker ist. Alsdenn kann man von ihm Treue in
„seinem Amte erwarten, aber deswegen kann man doch
„nicht darauf rechnen, daß er ein geschickter Minister
„sey. — Aber wie, wenn ein solcher Minister in
„Koppenhagen betet? Kann der Souverain auf ihn
„rechnen, und ihn als einen ehrlichen, zuverläßigen
„Mann nach Berlin schicken? Nach des Verfassers

„Moral-

„Moralphilosophie keinesweges; denn in Berlin muß „er ja ein Freygeist seyn.„ Die drey angehängten Abhandlungen sind voller nützlicher und interessanter Digreßionen.

Briefe die Reliquien und deren Verfasser betreffend. Hamburg und Leipzig, 1767. 8.

Diese Briefe, welche vielleicht eben den Verf. haben können, als die vorige Schrift, enthalten viele persönliche Umstände, die den Verf. der Reliquien angehen, und die uns in manchen Stücken einige gute Aufschlüsse über sein sonst unbegreifliches Betragen geben können. Ob wir gleich manche heftige Persönlichkeiten auch nicht billigen. S. 27. heißt es: Er wollte erst nur in Frankfurt practiciren; allein der Procefs, den Homburg gegen Darmstadt führte, gab feinem Glücke den völligen Schwung. Er wurde in diefer Sache von Homburg gegen Darmstadt gebraucht, und bekam den Hofraths Titel, nebst einem artigen Gehalt; er machte sich die Urkunden und Nachrichten, die damals unter feine Hænde kamen, wohl zu nutze, und da er sich den Darmstædtischen Commissarien in diefer Sache durch bekannte Umstænde fürchterlich gemacht hatte; so musten ihm diese selbst in ihres Herrn Dienste helfen.. Er hielt in Homburg um feinen Abschied an, da er wirklich schon auf Darmstædtische Seite getreten war; und da man dieses wuste; so hat er ihn auch noch nicht erhalten. Und S. 30. Nichts glaubte der Schœpfer des Herrn und Dieners gewisser, als dass der Kœnig in ihm einen grossen Geist aus diesem Buche erkennen und eben so freundlich mit den wichtigsten Anerbiethen nach Berlin beruffen wür-

würde, als ihn die Altorfische deutsche Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede aufgenommen hatte. Der Held, dem M. als ein brauchbarer Mann zu Entdeckung ein und anderer Absichten bekannt seyn konnte, war viel zu weise und zu groß, um mehrere Fähigkeiten aus seinem Buche zu sehen.

M. D. Ortmanns Sendschreiben an den Hn. Verfasser der Reliquien. Züllichau. 1766. 8.

Und

Antwort auf des Herrn Inspektor Ortmanns Sendschreiben an den Verfasser der Reliquien. 1767. 8.

Beyde Schriften zusammengedruckt, unter dem Titel: Reliquien. Zweyter Theil. Frankf. und Leipz. 1767. 8.

Die erste von diesen beyden Schriften, ist eine Vertheydigung des Hn. Inspektor Ortmanns in Züllichau, gegen den Verf. der Reliquien, der ihm auf der 250. S. derselben, wegen seiner Patriotischen Briefe durch sehr beleidigende Vergleichungen Vorwürfe gemacht hatte, die andre aber ist eine Beantwortung dieser Vertheydigung von dem Hrn. v. M. Es ist sonderbar, wie der Hr. v. M. S. 18. dieser Antwort, seine Beschuldigungen unter andern auf diese Art rechtfertigt: „Wie kömmts, daß unter der großen Menge einsichtsvoller, redlicher und treuer Theologen in den Staaten Ihres Königs Sie allein es waren, der sich in der von Ihnen erwählten Art zum Worthalter der Sache Ihres Vaterlandes gemacht? „Warum hat ein Abt Steinmetz und Sack

 nicht

nicht eben dieses gethan?„ Wunderbare Frage! kann denn dieses nicht auf andere Art, als gerade in gedruckten patriotischen Briefen geschehen? Wer hat es denn dem Verf. gesagt, daß diese Männer nicht auch auf eine oder die andere Art ihren Mitbürgern die Sache ihres Vaterlandes empfohlen, und zur Liebe desselben aufgemuntert haben. Und dann könnte man nicht sagen: Wie kömmts, daß unter der großen Menge Einsichtsvoller, redlicher und treuer Staatsmänner des Oesterreichischen Hofes, es der Hr. v. M. allein war, der in Reliquien, die mit unanständigen und persönlichen Beleidigungen angefüllt sind, sich der Sache dieses Hofes annahm? Warum hat ein Senkenberg und mehrere andere nicht eben dieses gethan? Indeß würde es überhaupt schon hinreichend gewesen seyn, wenn die Gegner des Verf. der Reliquien, ohne der Sache durch die große Weitläuftigkeit gar zu sehr das Ansehen einer Controvers zu geben, denselben ganz kurz mit der verdienten Verachtung abgefertigt hätten.

U.

XXVI.

Beytrag zum deutschen Theater. Erster Theil. Zwote Auflage. Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung 1765. S. 447. 8. Zweyter Theil, 1763. S. 436. 8. Dritter Th. 1764. Neue Auflage 1768. S. 365. 8. Vierter Theil, 1766. S. 408. 8. Fünfter Theil, 1768. S. 492.

Wir brauchen es kaum zu erwehnen, daß Herr Weise der Verf. dieser Beyträge ist, den wir ausserdem noch als einen unsrer guten lyri-

lyrischen Dichter, und als einen geschmackvollen Kenner der schönen Künste zu verehren haben. Seine meisten Stücke sind auf allen deutschen Theatern mit grossen Beyfall aufgeführt worden. Sie weitläufig anzuzeigen, würde izt unnöthig seyn. Wir wollen sie inzwischen kürzlich durchgehen, und unser Urtheil freymüthig sagen.

Wenn man die Trauerspiele des Hrn. W. gelesen, so muß man die glükliche Wahl des Inhalts aus der Geschichte bewundern. Daß dieses bey einem Tragiker keine Kleinigkeit sey, braucht man kaum zu sagen.

Die Charaktere zeichnet er sehr wohl, vornemlich die Wüthenden: nur scheint er sie manchmal zu übertreiben. Die Erscheinungen von allen Schrecknissen eines bösen oder verzweifelnden Gewissens sind bey ihm meistens sehr pathetisch, doch auch oft in allzupoetischer Sprache vorgetragen.

Der Dialog in seinen Trauerspielen ist stark, körnigt, nachdrüklich, und in vielen Stücken dem Schlegelischen vorzuziehen; nur bleibt er nicht allezeit correkt und sich gleich, als dieses seiner. Auch vergißt Herr W. zuweilen, daß nicht er, als lyrischer Dichter sprechen, sondern die Personen reden lassen soll, die er in seinen Trauerspielen einführt. Zum Beweise könnten besonders diejenigen Stücke dienen, in denen er sich des reimfreyen fünffüßigen Sylbenmaßes bedient.

Der Plan seiner Trauerspiele ist mehrentheils auf gewöhnliche Art regelmäßig. Meistentheils besteht der erste Akt aus lauter Erzehlung, die so gut sie auch ist, doch matt werden muß. Im andern ist oft noch dieser Fehler; doch die leztern Aufzüge halten uns schadlos: denn da ist Handlung genug.

Wir wollen nach diesem allgemeinen Urtheile, jedes Trauerspiel einzeln betrachten.

Im ersten Theile befinden sich zwey Trauerspiele, Eduard der dritte und Richard der dritte. Beyde aus der Englischen Geschichte entlehnt.

Das erstere hat mit dem Trauerspiele gleiches Nahmens von Gresset keine Aehnlichkeit. Es würde zu weitläufig seyn, dieses durch einen ausgezogenen Inhalt aus beyden Stücken zu beweisen. Wir wollen aber einige Betrachtnngen, die uns beym Weisischen Eduard aufgestoßen sind, hersetzen.

Im ersten Akt hat uns vornehmlich die Stelle aus dem 2ten Auftritte gefallen.

Mortimer.

Das heißt, es soll der Prinz in sichrer Trägheit schlafen,
Den Aufruhr stets verzeihn, und nie Verbrechen strafen?

Edmund.

Nein, Mortimer, es heißt, von Menschenliebe voll
Verzeihen, wo man kann, und schonen wo man soll:
Es heißt, aus Bürgern sich durch Wohlthun Freunde machen,
Vorsehend, wie ein Gott, für ihre Ruhe wachen!
Nicht in der Residenz das Staatsgeschäfte fliehn,
Und, weil man mächtig ist, auf Abendtheuer ziehn,
Das Ruder unterdeß Ministern anvertrauen,
Die auf des Staats Ruin ihr' eigne Hoheit bauen,
Ministern, die voll Ruhm, voll Raub und Blutbegier
Vergessen wer sie sind — u. s. w.

Daß Mortimer den Eduard und Lankaster behorcht, scheint uns nicht ganz schiklich, weil es ganz unwahrscheinlich wird, daß sich zwey so vorsichtige Männer in einem Zimmer berathschlagen werden, wozu nicht jedermann der Zugang verwehrt seyn sollte; insbesondere da sie schon wissen, daß sie von dem Mortimer und seinen Creaturen umgeben sind.

Im 2ten Akt ist die Monolog des Mortimer schön, da er sich freut, den jungen Eduard beredt zu haben, seinen Vater Eduard den zweyten, den er für einen Rebellen unter andern Nahmen ausgiebt, hinrichten zu lassen.

Geh nur! einfältger Prinz, du hast das Gift getrunken! —
Wie liegen sie umher? in Todesschlaf versunken,
Die armen Sterblichen, die mir so trotzig drohn!
Für euch wär nur der Staub, und für mich war der Thron.
Auf euren Leichen will ich diesen Thron besteigen,
Und einer ganzen Welt die Macht der Staatskunst zeigen.

Aber warum beharrt der junge Prinz nicht stärker darauf, diesen vorgegebenen Rebellen zu sehen? er, der von der Wahrheit überzeugt ist:

Der größte Bösewicht muß auch gehöret seyn:
Ein kleiner Umstand oft vermindert sein Verbrechen.

Er, der doch glauben konnte, daß das Volk eine Ursache haben müßte, warum es diesem Rebellen geneigt sey; warum Mortimer ihn gar nicht sehen lassen will. Wenigstens sollte Mortimer mehr Ausflüchte deshalb suchen, mehr Gründe angeben. Denn wenn er sagt:

Mitleidig würde dich dein Urtheilsspruch gereun,
Ihm darfst du nicht verzeihn, drum darfst du ihn nicht sehn.

ist so viel als keine Ursache. Und auf diesen Umstand beruht doch der ganze Knoten des Stüks.

Im 3ten Akt sind vornemlich die zweyte und dritte Scene rührend. Ingleichen giebt es auch viele im 4ten Akte;

Im 5ten Akte ist die Veränderung mit dem Charakter der Isabelle nicht genug vorbereitet, sonst sind schöne Scenen in demselben.

Richard der 3te. Man hat von Shakespear auch ein Trauerspiel gleichen Titels: Herr Weiße aber hat es gar nicht in seinem genuzt.

Richard der dritte ist der abscheulichste Tyrann, welcher alles ermordet, was sich seiner Herrschsucht im geringsten widersezt, oder sich nur zu widersetzen scheint.

Katesby, Vertrauter des Richard, ist der niederträchtigste und dümmste Schmeichler, den man sich um einen König denken kann. Es ist uns unnatürlich vorgekommen, daß ihn der König ohne Ursach ermordet, da er ihm von der Niederlage seiner Armee die Nachricht bringt. Richard hätte dazu wenigstens ein paar Scheingründe angeben sollen, z. B. daß Katesby nicht mit gestritten, oder daß er mit in einer Verschwörung wider ihn wäre, oder daß er sonst durch ein Versehn an der Niederlage der Armee Schuld habe.

Elisabeth, verwittwete Königinn, Mutter der beyden gefangenen Prinzen und die Prinzeßinn Elisabeth, sind die Personen, deren Charakter uns sehr vorzüglich ausgeführt geschienen hat, die Scenen Richards mit der jungen Elisabeth (Act II. 2te und 3te Scene. Act IV. 4. Scene. Act V. 4te und 5te Sc.) sind sehr rührend.

Die Sprache ist bey allen Personen edel und natürlich, hin und wieder sind vortrefliche Sentiments eingeflochten. Z. B. in der 2ten Scene des 3ten Akts, wo Katesby der junge Prinzeßin vom Throne spricht.

Catesby.

Prinzeßin hast du noch nie einen Thron begehrt? —
Den Thron Britanniens! — wohlan, sey dessen werth.

Elisabeth.

Des Thrones werth zu seyn, ohn' ihn je zu besteigen,
Ist mehr, als auf dem Thron sich seiner unwerth zeigen.
Das Herz macht unsern Werth; und nicht der Thron allein,
Sonst wär' jetzt Richard groß, und ich verächtlich klein;
Doch so klein war ich nie, nach einem Thron zu schmachten:
Noch weis' ich Könige, wie er ist, zu verachten.

Und solche Stellen sind häufig. Aber hin und her findet man auch eine lyrische. Z. E. wenn die Königin Elisabeth dem Richard seine Grausamkeit vorrükt. (Sc. 4. Akt. 4.)

Die Erde, wo du stehst, raucht auf vor deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal siehst, tönt der Erschlagnen Stimme,
Sie tönt, schreyt auf zu Gott! und Gott, Gott höret sie,
Spannt seine Donner an, und kömmt spat oder früh!
Die Diener seines Zorns auf ausgespannten Flügeln,
Und schwebet über dir! ich hör' sie, Bösewicht,
Ich hör', ich sehe sie: und du erzitterst nicht?

Im zweyten Bande befinden sich wiederum zwey Trauerspiele. Mustapha und Zeangir, und Rosemunde.

Das erstere ist aus der türkischen Geschichte genommen, und könnte ein sehr rührendes Stück werden. Aber wir müssen es aufrichtig gestehn, es ist Herrn Weißen unter seinen übrigen Trauerspielen am wenigsten geglükt. Hiermit aber wollen wir nicht behaupten, daß es gar keine schöne Situationen hätte; ein guter Kopf, selbst wenn er einen Gegenstand auch

nur ganz nachläßig bearbeitet, kann nicht etwas ganz schlechtes verfertigen.

Rosemunde hat mehrere Vorzüge. Den Plan ist sehr simpel, und doch voller Handlung. Und am meisten hat uns der fünfte Akt gerührt.

In der ersten Scene erscheint Rosemunde mit ihrer Tochter Albisrinth, und hat in einer Hand den Dolch, in der andern den Giftbecher. Sie ermahnt ihre Tochter, ihr in der Ermordung des Hellmichs, ihres Gemahls, der den Vater der Albisrinth umgebracht hat, beyzustehn; und da sie nicht will, droht sie ihr, sie selbst zu erstechen. Sie entrinnt aber zu allem Glük. In dem zweyten Auftritte ist sie allein:

Geh nur, geh! kein Gott soll dich befreyen,
Nach Hülfe sollst du bald vergebens lauter schreyen!
Den Anschlag lispelt dir die Eifersucht ins Ohr,
Allein, Verrätherinn! ich komme dir zuvor. —
Longin *) ließ ganz gewiß dir seinen Abscheu merken.
Die Liebe triumphirt in solchen Wunderwerken!
Des Vatermörders Tod heischt sie voll Blutbegier,
Und in dem Augenblik kömmt sie, und flehe zu mir,
Fleht für sein Leben — droht, und wills Longinen klagen?
Was wird der sagen? — Was? Was stets die Fürsten sagen,
Die von dem Unrecht gern den äussern Schein zwar fliehn,
Doch wanns zum Glük geschehn, die Achsel [illegible] ziehn.
Das, was sie demuthsvoll vor aller Welt verhüten,
So bald ihr Vortheil blüht, uns ingeheim gebieten —
Geh nur, ich trete dir ganz diesen Hellmich ab!
Mit ihm bedecke dich bald ein versöhnend Grab!

Hell=

*) Der heimliche Liebhaber der Albisrinth, in den sich aber auch zugleich die Mutter verliebt hatte.

Hellmich, kömmt dazu, und diesen beredt sie so gleich, sie habe den in der Hand habenden Dolch ihrer Tochter entrissen, weil ihre Tochter Ihn damit zu tödten vorgehabt hätte. Alsdenn reicht sie ihm den Giftbecher: er trinkt; denn sie beredt ihn, daß es sein gewöhnlicher Trank seye. aber er wird es bald inne, und zwingt sie das übrige zu trinken. Hierauf kommen Longin und Albisrinth, finden sie beyde mit dem Tode ringen. Rosemunde, die jetzt erst erfährt, daß Longin sie nicht, sondern ihre Tochter liebe, will sie erstechen, ihre Tochter, die zu ihr tritt und sie zuletzt noch umarmen will; allein sie verfehlt.

Im dritten Bande stehn Krispus, und die Befreyung von Theben.

Von dem Krispus sagt Herr Weise, daß es eines der ersten seiner Versuche gewesen; und dem ohngeachtet können wir nicht anstehn, dies Trauerspiel mit unter seine besten zu zählen. Sowohl der Inhalt als die Charaktere sind interessant; die Sprache der Personen ist angemessen, natürlich und edel, ohne Schwulst.

Er glaubt ferner, daß die Fausta darinn, welche eine deutsche Phädra seyn soll, weniger Mitleiden, als die französische des Racine verdiene. Uns deucht aber doch, daß die seinige der Racinschen eben nicht sehr nachstehn dürfe. Und wahrhaftig! wir glaubten auch Herrn Weisen eben kein zu verbindliches Kompliment zu machen, wenn wir sie der französischen gleich schätzen. Freylich hätte er der Fausta noch einen größern Kampf mit ihrer unkeuschen Liebe gegen ihren Stiefsohn andichten können; aber ist denn die Fausta des Racine so meisterlich?

Was in diesem Trauerspiel uns nicht recht gefällt, ist die Person des Laktanz. Er ist ein moralischer Schwätzer, von dem man nicht weiß, ob er im Anfange die Fausta aus Heucheley oder Einfalt in Ver-

dacht hat. Unsers Erachtens hätte er einige Gründe anführen müssen, warum die Gütigkeit der Fausta verstellt seyn müsse. Denn wenn ein tugendhafter Mann, wie L., nicht offenbare Kennzeichen der Verstellung bemerkt, so kann er es wohl für möglich halten, daß eine Kaiserin, einen Prinzen, dem sie lange zuwider gewesen, durch Nachgebung auf ihre Seite bringen wolle.

Die Gründe des Laktanz, um den Krispus zu bereden, wieder in das Feld zu gehn, sind auch nicht alle wichtig. Z. E. daß der Kaiser seine Liebe zur Helena nicht billigen werde. — Warum denn nicht? Der Kaiser ist menschenfreundlich und großmüthig. Sie ist eine Gefangne, der er gewogen ist, und die die christliche Religion angenommen hat. Der Kaiser liebt seinen Sohn Krispus, und wenn dieser auch nicht sein Sohn wäre, so würde Konstantin ihm doch um seiner übrigen kriegerischen Verdienste willen sein Glück nicht verleiden. Der andre Grund des Laktanz, daß Krispus hier in träger Ruhe sitze, da der Vater zu Felde liegt, ist nicht ganz richtig; denn der Kaiser sagt ja selbst bey seiner Ankunft, daß er dem Krispus von der Armee zu gehen, erlaubt habe, weil derselbe die Feinde im Felde gänzlich überwunden hätte. Wenigstens hätte dies also Krispus dem Hofmeister auf seinen Antrag einwenden sollen.

Der zweyte Aufzug ist voller vortreflichen Scenen, und wir müßten sie alle abschreiben, wenn wir alles Gute davon sagen wollten; bloß der Anfang der ersten Scene, wo Fausta den Laktanz fragt:

— Was hat ihn sonst bewogen? (nemlich von Hofe zu gehn?)

Laktanz will ohngefehr antworten: „Die Liebe zu seinem Vater: die Pflicht, zu der ich ihn immer ange-

fen-

„feuert, grosse Thaten zu thun: die Begierde auch „dem Kaiser den Ueberrest von Feinden, die Krispus „überwunden hat, zerstreuen zu helfen.„ — Er drukt sich aber unrichtig aus:

Mein Eifer, seine Pflicht, er selbst, den ich erzogen,
Sein grosses edles Herz, des Thrones Eigenthum. —
Ich wieß ihm nicht umsonst den Weg zum wahren Ruhm!

Doch das Ende dieses Auftritts ist desto glüklicher gerathen. Als die Fausta den Krispus so sehr rühmt, fragt Laktanz voll Erstaunen:

Sprichst du von Krispus?

Fausta.

Ja, von wem könnt ich sonst sprechen?

Laktanz.

So war es Zeit, die Ruh ihm jetzt zu unterbrechen.

Fausta.

Wie, Frevler?

Laktanz.

Ja, er geht und du must ihm verzeihn.
Ein solches Lob (wie du ihn gegeben) berauscht, und schläfert leicht ihn ein.
Er mag durch Schweis und Kampf und Thaten sich erkühnen,
Dein Lob, das er nur halb verdient, ganz zu verdienen.

Fausta.

O! wag es nicht, Laktanz, sonst zittere vor mir,
Wenn uns der Prinz verläßt, so fodr' ich ihn von dir.

Im 4ten Auftritt eben dieses Akts, da Fausta dem Krispus ihre unkeuschen Flammen bekennt, sehen wir nicht, warum er gleich den Dolch zieht, konnte er sich nicht doch von ihr losreissen? Man kann seinen Abscheu vor ein Laster bezeugen, ohne die lasterhafte Person zu ermorden? Und hätte ja hier ein Dolch gezogen werden müssen, so hätte ihn vielmehr Fausta aus Schaam,

Schaam, Wuth und Verzweiflung gegen den Krispus ziehen sollen. Er hätte sie entwaffnen und damit abgehn können, zumal da sie vorher zur Helena gesagt:

Eins muß ich haben — eins! sein Herz, (des Krispus) wo nicht sein Leben!

Der 5te Auftritt des 4ten Akts, wie auch die 2te 3te und 4te Scene ist ganz ausnehmend stark. In der Scene, wo Fausta von freyen Stücken kömmt, und ihr Laster bekennt, wäre es wahrscheinlicher worden, wenn sie der Kayser holen lassen, und dann, da sie sich ganz verrathen gesehn, hätte sie sich selbst tödten können.

Die Befreyung von Theben. Der Stoff dieses Trauerspiels ist bekannt genug. Was aber die Oekonomie des Stücks anbelangt, so brauchen wir davon nichts zu sagen. Herr Weiße zeigt in der Vorrede das Fehlerhafte davon an, und wir wünschten, er hätte es umschmelzen wollen. Vielleicht hätte er noch eins und das andre bemerkt, und dann ein vollkommnes Werk daraus gemacht. Herr W. ist ein unpartheyischer Richter über seine Arbeiten; allein auch ein gar zu strenger Vater. Er zieht von seinen Kindern gänzlich die Hand ab, wenn sie seiner Pflege nicht gleich auf einmal entsprechen.

Er hat sich in dieser Tragödie des fünfsilbigen reimlosen Silbenmaaßes bedient. Die poetische Sprache ist für das Trauerspiel allzu pompös, voller Gleichnisse und kühner Wendungen, die in der lyrischen Poesie, schon sehr stark tönen würden; dem Trauerspiele aber, unsers Erachtens gar nicht angemessen sind. Dem allen ungeacht sind doch darinn eine Menge vortrefliche Scenen, als besonders die 3te und 5te des 2 Akts, und die 5te des 4ten Akts.

So weit hatten wir geschrieben, als wir vom 3ten Theile eine neue Ausgabe (Leipzig 1768.) erhielten.

Es ist unsre Pflicht, daß wir unsre Saumseeligkeit, indem wir ein Werk, wie dieses, so lange in der allgemeinen deutschen Bibliothek unangezeigt gelassen, eben dadurch wieder einigermaßen gut machen, daß wir die Verbesserungen der neuen Auflage anzeigen.

Sie betreffen hauptsächlich die Sprache. In dem Plane selbst, in den Charakteren der Personen, hat der Verf. so viel wir gesehen, nichts geändert.

In dem Krispus finden wir die Antwort des Laktanz (2 Akt 1 Sc.) die wir oben getadelt haben, also verändert:

Mein Eifer, meine Pflicht; — er selbst, den ich erzogen,
Sein grosses Herz — der Thron, sein künftig Eigenthum,
Ich wies ihm nicht umsonst den Weg zum wahren Ruhm.
Hoch steht er aufgesteckt, der Kranz: hinan zu dringen
Erheischet Müh, und kann der Trägheit nie gelingen.

Uebrigens müssen wir gestehen, daß der Laktanz durch seine verbesserte Sprache in der neuern Ausgabe noch einmal so gut wird, als er in der ersten war. Vornehmlich hat uns die Verbesserung des vierten Auftritts in 5 Akte gefallen, und völlig überführt, daß Herr Weise kann, wenn er will.

In der Befreyung von Theben sind viele ausführliche Gleichnisse, die in der hohen lyrischen Poesie nicht zu verwerfen seyn würden, für das Trauerspiel aber unschicklich sind, ausgelassen; als das Gleichniß von Sturm (Sc. 1. Akt. 1.) das vom Stier zu Ende des ersten Aufzugs, und viele andre mehr. Ob er nun gleich überdieß viele zu hochtönende Reden gemildert hat; so reden doch andere Personen dieses Trauerspiels, wie der Hr. W in der Vorrede selbst gesteht, hin und wieder noch zu bildlich.

Von

Von der in dieser neuen Auflage hinzugekommenen Komödie: Grosmuth für Großmuth werden wir bey seinen übrigen Lustspielen reden.

Im 4ten Bande befindet sich nur ein einziges Trauerspiel, Atreus und Thyest. Man hat zwar genug Tragödien von der Feindschaft und schrecklichen Rache des Atreus mit den Kindern des Thyests; aber von dem Tode des erstern, so wie er in der 88. Fabel des Hygin erzählt wird, keine, als die der Abt Peletin (vielleicht Pellegrin) unter dem Titel Pelopia herausgegeben. Herr Weiße aber hat sie nicht gesehn, und wir auch nicht. Diese Geschichte nun hat er behandelt: und es fehlt darinn nicht an schrecklichen Situationen und am Wunderbaren.

Es ist ganz gewiß, daß der unglückliche Thyest, und der tugendhafte Aegisth, der ihm Sicherheit versprochen, und nun vom Atreus befehligt wird, ihn selbst zu ermorden, Thränen auspressen müsse. Alle Scenen, worinn diese drey Personen erscheinen, sind bis auf die im ersten Akte, rührend und auch besser ausgeführt, als die übrigen. Wie meisterhaft ist nicht die 3te und 4te Scene des 2ten Akts. Nur eine kleine Probe aus dem leztern.

Atreus.

Verräther! weist du, daß von meinem Wink
Dein Leben hängt?

Thyest.

Und darum eckelt mirs!

Königin.

Ha! unerträglich stolz!

Atreus.

Es stehe ihm wohl!

Aegisth (vor sich)

Mehr als zu wohl

Atreus.

Atreus.

Dieß Bettlerkind — wo hast
Du es geborgt?

Thyest.

Und wem stahlst du das Gold,
Den Purpur, der dein niedrigs Herz versteckt?

Atreus.

Die Götter gaben mirs, weil ichs verdient!

Thyest.

O Götter! höret, wie er euer spottet! —

Im fünften Bande finden wir noch Romeo und Julie. Der Inhalt ist aus einer Tragödie gleiches Namens von Shakespear. Wenn Herr Weisse weiter gar kein Verdienst hätte, als daß er zuerst einen Versuch gemacht, eines von den Stücken des größten dramatischen Genies der Engländer, für unser Theater zu bearbeiten: so müßte man es ihm schon vielen Dank wissen. Allein ehe wir davon selbst sprechen, können wir nicht umhin, eine Frage zu thun:

Ist es gut, wenn man von diesem Engländer ein Stück nimmt, und es nach allen mechanischen Regeln der Kunstrichter bearbeitet; das was bey demselben würklich auf dem Theater vorgeht und oft das rührendeste ist, in Erzählung bringt, weil sonst unsere willkührliche Regelmäßigkeit verletzet wird? Oder ist es besser: man sucht aus dem Stücke, das man für uns Deutsche bestimmt, die rührendsten Situationen, unbekümmert, ob das Theater dadurch einmal oder zwanzigmal verändert wird; bearbeitet sie nach seiner Art, so, daß wo möglich, der Rührung nichts entzogen wird? Es versteht sich, daß die frostigen oder für uns nichts wirkenden Anspielungen, und alles, was er für das londner Paradies geschrieben hat, und Episoden, die nicht

nicht zum Hauptinteresse gehören, wenn sie auch schon an und für sich vortreflich sind, zu unterdrücken wären.

Herr Weise scheint freylich aus dem erstern Gesichtspunkte mehr gearbeitet zu haben, als aus dem letztern. Nur zu Ende des 5ten Aufzuges geht er von der Shakespearschen Anlage ab, indem er Julien im Grabe erwachen läßt, und dadurch eine sehr rührende Scene hervorbringt.

Ueberhaupt ist kleiner Erinnerungen ohngeachtet, dieses Trauerspiel eines von den besten Stücken, das wir auf dem deutschen Theater haben.

Der 2te Akt, deucht uns, hat gegen die andern Aufzüge zu wenig Handlung. Man hört in demselben nichts weiter, und sieht nichts weiter vorgehn, als daß die Tochter sagt: ich kann nicht; ich will nicht. Und von der Mutter: eine Tochter muß gehorchen: der Vater will es haben: Paris hat alle gute Eigenschaften.

Ferner ist der alte Montecchio unsers Erachtens eine unnöthige Person, und wir glauben, daß auf dem Leipziger Theater die letzten zwey Scenen darum weggelassen werden, weil sie einen fremden Gegenstand betreffen. In diesem Trauerspiele ist die unglückliche Liebe eines feurigen jungen Ehepaars das Hauptinteresse. Der Haß beyder Familien trägt zwar etwas, aber sehr wenig dazu bey. Kapellet, der von der Liebe seiner Tochter gegen Romeo nichts weis, der einmal ein harter und unerbittlicher Mann ist, würde vielleicht auch auf seinen Vorsatz beharren, wenn auch Romeo kein Sohn aus der ihm verhaßten Montecchioschen Familie wäre. Freylich hätte Montecchio von Anfang in Handlung gebracht werden können, als ein Vater, der um seinen Sohn nicht in Exilio zu sehn, sich ungeachtet seines Hasses gegen den Kapellet mit ihm versöhnen und ihn deshalb selbst spre-

chen will, so hätten daraus rührende Situationen entspringen können.

Der Charakter der Julie ist schön ausgeführt. Ihre schwärmende Liebe kommt uns nur sonderbar vor, kann aber einem jungen italienischen verliebten Mädchen ganz natürlich seyn. Doch manchmal scheint sie uns, selbst für ein italienisches Mädchen, allzupoetisch zu sprechen. Z. B. wenn Julie von der Liebe spricht: „o wie sie vor Freuden die Fittige „schlägt — wie schwebte das glühende Mädchen „im himmlischen Tanze daher — vielleicht scheitert „das verwundete Schiff nicht, von der gewaltigen „Hand eines aufgebrachten Vaters hinweg geschleu„dert, vielleicht zerschmettert sie mich nicht — Ich „lief, wie die Atalante über die Spitzen des Grases „hinweg. —

Doch solche Stellen sind nur wenige; und wir müssen gestehn, daß in dem ganzen Stücke die Sprache sehr gut ist. Die süsse, sanfte Schwärmerey muß allerdings dem Zuschauer die wollüstigsten Thränen ablocken. Wir wünschten, daß er noch andre Tragödien des Shakespears für unser Theater einrichten möchte.

M.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

XXVII.

Choix de Poësies Allemandes, par Mr. *Huber*,

Auch Deutsche koennen sich auf den Parnassus schwingen. *Bodmer.*

Tome I - IV. 12. Paris, chez Humblot 1766.

Diese Sammlung des Herrn Huber beweist, daß diejenigen Begriffe nicht chimärisch sind, welche wir bey Gelegenheit des Bielfeldischen Progrés des Allemands &c. von der Vollkommen-

heit

heit einer Schrift geäussert haben, welche den Ausländern eine richtige Kenntniß von unsrer Literatur geben soll. Herr H. schränkt sich zwar nur auf einen Theil derselben, auf die Poesie, ein; indeß war auch hier, und hier vornämlich, ein richtiger, feiner Geschmak, eine gesunde Kritik, eine ausgebreitete Kenntniß, eine vertraute Bekanntschaft mit beyden Sprachen u. s. f. nothwendig. Diese Eigenschaften finden wir bey Hr. Hubern auf die glüklichste Weise vereinigt, und er hat durch diese Sammlung sich keinen geringen Anspruch auf die Verbindlichkeit unsrer Nation erworben. Das Unvollkommne, was wir noch hier und da an diesem Werke zeigen werden, wird zum Theil durch das übrige Gute sehr überwogen, zum Theil liegt es nicht an dem Uebersetzer, sondern selbst an der Beschaffenheit der beyden Sprachen, die er zu bearbeiten hatte. Und bey der Menge von übersetzten Gedichten könnten auch leicht einige Fehler der Uebereilung vorfallen.

In einer vorläufigen Abhandlung hat Herr H. einige gute Nachrichten gesammlet, welche die Geschichte der deutschen Poesie betreffen; diese theilt er in vier Perioden, in die Zeit der Barden, der Minnesinger, Opitzens und Hallers. Seine Urtheile in dieser Abhandlung verrathen schon einen Mann, der von dem Geschmacke seiner Nation hinlängliche Kenntniß hat, und zugleich Fähigkeit besitzt, von ihren Werken des Witzes mit Geschmacke zu urtheilen.

In der Sammlung selbst machen die Idyllen den Anfang, und diejenigen werden zuerst übersetzt, welche J. F. Schmidt aus der H. Schrift genommen, und unter der Aufschrift Poetischer Gemählde und Empfindungen herausgegeben hat. Diese Stücke verrathen immer einen guten Kopf, ob sie gleich noch viel Ungleiches und Unausgeführtes haben; in der Uebersetzung scheinen sie uns nichts zu verlieren. Aber

die

die Idyllischen Schäfergedichte des Herrn von Breitenbauch verdienten wohl nicht, in dieser Sammlung nur erwähnt, vielweniger übersetzt, und, wie uns dünkt, sehr verschönert zu werden. Herr H. sieht ihr Mangelhaftes selbst ein; indeß scheinen sie uns mehreren Tadel, als den zu verdienen, daß sie nicht korrekt und harmonisch genug geschrieben sind. Die übrigen Schäfergedichte sind von Rost, Wieland und Geßnern. Zuletzt finden wir eine Idylle des Prinzen August von Sachsen-Gotha, die er schon im eilften Jahre verfertigt hat. Ausserdem enthält dieser erste Band noch Fabeln von Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Schlegel, Gleim und Lessing, Erzählungen von Kleist, Gellert, Geßner und Wieland, und ein kleines dramatisches Stück, Ilphis und Zülle, in einem Akte, oder vielmehr ein Schäfergespräch, in Scenen vertheilt. Der Inhalt ist aus Wielands Erzählungen genommen, und der ungenannte Verfasser hat es hier zuerst bekannt machen lassen.

Der zweyte Band enthält geistliche Oden von Cramern, Klopstock, der Frau Karschin und Wieland. Ihnen folgt die Cantate, der Tod Jesu, von Ramler; dann heroische Oden von Cramer, Uz, Kleist, der Frau Karschin, die Kriegslieder, das Lied der Nymphe Persanteis, die Amazonenlieder, Dithyramben von Willamov und von Gerstenberg (eigentlich keine Dithyramben) anakreontische Lieder von Gleim, einige Tändeleyen von Gerstenberg, Lieder von Hagedorn, Lessing, Uz, Zachariä, Weiße, von Cronegk, von Kleist; und endlich Elegien von Wieland, Kleist, der Frau Karschin, von Cronegk, Cramer und Dusch; nämlich einige moralische Briefe des leztern, die uns hier doch etwas uneigentlich unter den Elegien stehen.

Dritter Band. Wielands Prüfung Abrahams; Kleists Cissides und Paches, das Schnupftuch und die vier Stufen des weiblichen Alters von Zachariä; Tscharnees Kunst, die Felder und Wiesen zu wässern, von ihm selbst übersetzt, Cronegks Einsamkeiten in zwey Gesängen, Uzens Kunst fröhlich zu seyn, und Opitzens Vesuv, nach der Bielfeldischen Uebersetzung, die aber hier und da verändert ist.

Vierter Band. Lehrgedichte von Schlegel, Cramer, Withof, Hagedorn, Gellert, Wieland, Cronegk, Dusch, ein paar Briefe von Uz, und Satiren von Caniz und Rabener.

Sollen wir überhaupt von diesen Uebersetzungen unser Urtheil sagen, so müssen wir gestehen, daß wir darin eine ungemeine Sorgfalt, die Schönheiten des Originals nicht nur getreu, sondern auch schön zu copiren, wahrgenommen haben. Indeß weis man, wie viel allemal bey einer Poesie verloren geht, wenn sie in Prose übertragen wird, vollends bey gewissen Gattungen, denn bey den Lehrgedichten z. B. ist der Verlust ungleich erträglicher, als bey der lyrischen Poesie. Wir hätten daher fast gewünscht, daß Herr H. die Kantate des Herrn Ramlers nicht übersezt hätte. Er hat es zwar immer angezeigt, was Arie, Chor, Recitativ und Choral ist. Aber dieß alles ist nun Prose, und alles Eigenthümliche, was ein jeder dieser Theile in der Kantate hat, suchen wir in der Uebersetzung vergebens. So ist es auch mit den Briefen von Hn. Uz, in denen Verse und Prose vermischt sind. Und dieß scheint uns in der That die gröste Schwierigkeit bey einem Unternehmen dieser Art, und ein Fehler zu seyn, der nicht dem Uebersetzer, sondern seiner Sprache zur Last fällt, daß nämlich diese nicht mannichfaltig, und, wenn wir so sagen dürfen, nicht vielfärbig genug ist,

um

um jeden Gedanke eines jeden Dichters so zu copiren, daß sie das Eigenthümliche, das Charakteristische behält, wodurch wir das Original sogleich von den Arbeiten andrer Meister unterscheiden. Keine Sprache ist dazu wohl weniger im Stande, als die Französische; bey aller ihrem Reichthum, bey aller ihrer Regelmäßigkeit, welche Armuth an Inversionen, an Wendungen der Sprache und der Schreibart! Wem wird es schwer den Ton, worin Gellert eine Fabel erzählt, von der Manier Hagedorns, und dieses letztern Manier von Lichtwehrs Art der Erzählung zu unterscheiden? Welch ein verschiedner Ton in Geßners und in Kleists Idyllen! Welch ein merklicher Unterschied in der Satire zwischen Caniz und Rabener! Aber man suche diesen Unterschied in der Uebersetzung zu bemerken, und man wird fast gar keine Spuren davon finden. Allein, wie gesagt, die Schuld fällt am Ende auf die Sprache, in welche Herr H. übersetzte.

Die Uebersetzungen selbst sind nichts weniger als sclavisch. Herr H. hat sich die Freyheit erlaubt, die ihm ein jeder zum Verdienst anrechnen wird, solche Wendungen, die der Dichter entweder durch den Trieb seines Enthusiasmus, oder des Sylbenmaaßes, oder gar des Reims wegen gebraucht hatte, in natürlichere Wendungen zu verwandeln, und eigne kleine Züge, mehrentheils sehr glüklich, hinzu zu setzen. Oft, wenn ihm ein Bild zu überladen, ein Gleichniß oder eine Allegorie zu ausgeführt, oder irgend eine andre Verschönerung nicht schiklich genug vorgekommen ist, hat er sie in seiner Uebersetzung gar weggelassen, und eben so hat er es mit einigen Stellen gemacht, die ihm der Gesellschaft der übrigen nicht würdig genug vorkamen. In den meisten Fällen werden selbst die noch lebenden Dichter Ursache haben, ihm dafür zu danken. Wir wollen einige Proben anführen. Uz sagt

in seiner Ode an die Deutschen von dem entarteten Jüngling:

> Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrtensträuchen
> Baut er die Nachwelt an, mit Kindern die ihm gleichen 2c.

Die Myrtensträuche Amors stehen hier wohl nicht recht natürlich; daher gefällt es uns, daß Herr Huber sie wegläßt. S. Band 2. S. 148. — In der Uebersetzung eines Amazonenliedes, e. d. S. 246. sind folgende zwey Strophen ganz weggelassen, die uns in der That allenfalls entbehrlich scheinen. Die Amazone redet darin bey dem Tode ihres Geliebten, das Vaterland an:

> O ja, der Donner schläget dir
> Aus deinen Kronen itzt
> Den schönsten Edelstein, der hier
> Mit so viel Glanz geblitzt.
>
> Den Feinden wie ein Stern geblitzt,
> Der Tod und Seuchen droht:
> Doch die mit edlem Stolz erhitzt,
> Wo er, der Held, gebot.

So wird auch in dem folgenden Liede die vierte Strophe, worin die Schönheit eines jungen Kriegers mit der Schönheit des Mars verglichen wird,

> Wenn ihn der schönste Liebesgott
> Nach Amathunt geführt,

weggelassen; und S. 250 in eben diesem Liede ist die Uebersetzung:

Ah! laisse moi encore t'embrasser, aimable Heros! Que mon baiser ne peut-il te ranimer, *toi dont un regard me donnoit la vie!*

Diese Uebersetzung, sagen wir, ist ohne Zweifel weit natürlicher, als das Original:

Ach

Ach! laß mich dich umarmen, Held!
Mein Kuß erwärme dich!
Dich, dessen Anblick eine Welt
Erwärmen konnt'! — und mich!

Endlich S. 251. wird noch eine Strophe dieses Liedes weggelassen, in der von den Wunden des jungen Kriegers gesagt wird:

Sie sind des Ruhmes Lippen; sie
Sind seiner Thaten Mund.
Mehr macht auf weisser Seide nie
Der Purpur Fürsten kund.

In dem Lehrgedichte des Hrn. von Cronegk, das Glük der Thoren, sagt der Dichter, daß unsre Selbstzufriedenheit gewöhnlich die Frucht unsrer eingeschränkten Weltkenntniß ist:

Der Dummkopf glaubt sich klug, wenn Narren um ihn sind;
Und Phillis glaubt sich schön: Wie kömmt das? Sie ist blind.

Dieß leztere finden wir lange so natürlich nicht, als das, was Herr H. an dessen Stelle sezt: „Philis se croit belle, *quand elle est seule*.„

Indeß müssen wir gestehen, daß es uns zuweilen vorgekommen ist, als ob einige Stellen, welche Herr Huber verändert oder weggelassen hat, wirklich etwas gelitten haben. Auch hievon wollen wir Beyspiele anführen. Hr. Uz sagt in seiner Ode an das bedrängte Deutschland, die Spuren unsrer Wuth

Sind, wo die Donau, wo der Mayn
Voll fauler Leichen langsam fliesset,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus frölich gieng, und sich die Elb' ergiesset. rc.

Dies Gemählde gefällt uns weit besser als folgende Beschreibung:

in seiner Ode an die Deutschen von dem entarteten Jüngling:

> Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrtensträuchen
> Baut er die Nachwelt an, mit Kindern die ihm gleichen 2c.

Die Myrtensträuche Amors stehen hier wohl nicht recht natürlich; daher gefällt es uns, daß Herr Huber sie wegläßt. S. Band 2. S. 148. — In der Uebersetzung eines Amazonenliedes, e. d. S. 246. sind folgende zwey Strophen ganz weggelassen, die uns in der That allenfalls entbehrlich scheinen. Die Amazone redet darin bey dem Tode ihres Geliebten, das Vaterland an:

> O ja, der Donner schläget dir
> Aus deinen Kronen itzt
> Den schönsten Edelstein, der hier
> Mit so viel Glanz geblitzt.
>
> Den Feinden wie ein Stern geblitzt,
> Der Tod und Seuchen droht:
> Doch die mit edlem Stolz erhitzt,
> Wo er, der Held, gebot.

So wird auch in dem folgenden Liede die vierte Strophe, worin die Schönheit eines jungen Kriegers mit der Schönheit des Mars verglichen wird,

> Wenn ihn der schönste Liebesgott
> Nach Amathunt geführt,

weggelassen; und S. 250 in eben diesem Liede ist die Uebersetzung:

Ah! laisse moi encore t'embrasser, aimable Heros! Que mon baiser ne peut-il te ranimer, *toi dont un regard me donnoit la vie!*

Diese Uebersetzung, sagen wir, ist ohne Zweifel weit natürlicher, als das Original:

Ach

Ach! laß mich dich umarmen, Held!
Mein Kuß erwärme dich!
Dich, dessen Anblick eine Welt
Erwärmen konnt'! — und mich!

Endlich S. 251. wird noch eine Strophe dieses Liedes weggelassen, in der von den Wunden des jungen Kriegers gesagt wird:

Sie sind des Ruhmes Lippen; sie
Sind seiner Thaten Mund.
Mehr macht auf weisser Seide nie
Der Purpur Fürsten kund.

In dem Lehrgedichte des Hrn. von Croneak, das Glük der Thoren, sagt der Dichter, daß unsre Selbstzufriedenheit gewöhnlich die Frucht unsrer eingeschränkten Weltkenntniß ist:

Der Dummkopf glaubt sich klug, wenn Narren um ihn sind;
Und Philis glaubt sich schön: Wie kömmt das? Sie ist blind.

Dieß letztere finden wir lange so natürlich nicht, als das, was Herr H. an dessen Stelle setzt: „Philis se croit belle, *quand elle est seule.*„

Indeß müssen wir gestehen, daß es uns zuweilen vorgekommen ist, als ob einige Stellen, welche Herr Huber verändert oder weggelassen hat, wirklich etwas gelitten haben. Auch hievon wollen wir Beyspiele anführen. Hr. Uz sagt in seiner Ode an das bedrängte Deutschland, die Spuren unsrer Wuth

Sind, wo die Donau, wo der Mayn
Voll fauler Leichen langsam fliesset,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus frölich gieng, und sich die Elb' ergiesset. rc.

Dies Gemählde gefällt uns weit besser als folgende Beschreibung:

„Les rives du rapide Danube, les Campagnes où l'Elbe et le Mein *roulent plus lentement leurs flots argentés*, retentissent partout de cris horribles; et toi, *dont les ondes cheries se melent aux sources de ton Nectar*, o Rhin, tes côteaux chargés de Pampre, sont souillés par le meurtre et le carnage. „

Die Flüsse, deren Silberfluth langsamer fließt, geben ein angenehmes Bild, statt des schreklichen im Originale, wo auch das langsam viel weniger müßig steht; auch der einzige Zug: der rebenreiche Rhein, macht uns den Zusatz in der Uebersetzung entbehrlich, die überhaupt ein ganz andres, und nicht so schickliches Colorit hat.

In einem Amazonenliede (B. 2. S. 222.) vermissen wir die Ausführlichkeit folgender schönen Strophen ungern:

Dein Busen flattert auf! laß sehn,
Was sind die Narben hier?
„Aus jener Schlacht! auf jenen Höhn!„
O Jüngling, sagst du mir?

Mit mehr als einer Himmels Lust
Blick ich die Zierden an;
Reiß auf! laß sehn die edle Brust!
Daß ich sie zehlen kann!

Und hundertmal laß mich sie sehn!
Hier eine — da — und da!
Ich küß euch; ach! wie göttlich schön!
Dem Herzen — ach! wie nah!

Um die Aufopferung des lezten Gedanken thut es uns am meisten leid; denn in der Uebersetzung steht blos statt aller drey Strophen:

„Ta poitrine se decouvre .... Voyons: ne sont ce pas là des cicatrices! ..., Ah laisse-

moi

moi les contempler, les compter et couvrir de mille et mille baisers. „

Die Abkürzung des Traums in dem Liede S. 238. wo aus fünf Strophen vier Zeilen geworden sind, wollten wir dem Uebersetzer noch eher zu gute halten.

Von solchen Stücken, deren ganzer Ton uns in der Uebersetzung verändert und geschwächt vorkömmt, wollen wir nur das Lied der Mirjam und Debora aus dem zehnten Gesange des Meßias nennen, welches T. 2. p. 35. übersezt ist. Man halte folgende Stellen gegen einander. Im Original nennt Mirjam den Meßias.

Schöner, als alle Söhne des Lichts, wenn sie strahlend von Andacht
Beten zu dem Unendlichen; schöner in seinem Blute.

In der Uebersetzung:

„Tu conserves *sous la pourpre de ton sang, sous les ombres de la mort*, plus de beauté, plus de grandeur que tous les enfans de lumiere, lorsque brûlant de ferveur, ils adorent l'Infini. „

Im Original:

Trauret Blumen im Thal! er stand am silbernen Bache;
Aber er ist um des Göttlichen Haupt zur Krone gewunden.

In der Uebersetzung:

„Desolez-vous *filles de riantes vallées, fleurs innocentes!* l'epine qui croît au bord du ruisseau argenté, a *entouré* la tête divine du Messie; elle a été *entrelacée* en couronne; *le sang du Fils de Dieu l'a rougie.* „

Im Original:

Seine göttliche Stirn, die er hier, an dem Berg', in den Staub hin

Niederbäckte, von der schon Schweiß mit Blut gemischt rann,
Ach wie hat sie die Krone, die blutvolle Krone durchgraben!

In der Uebersetzung:

„Son front sur lequel *coule dejà* la sueur mortelle teinte de son sang, *s'abaisse* sur cette montagne; Comme les épines cruelles l'ont meurtri!„

Hier ist nicht nur der Charakter des Originals, sondern auch der Sinn desselben verfehlt, da die gegenwärtige Zeit für die vergangne gesezt wird, da der Erlöser am Oelberge litt, worauf der Dichter Rüksicht hat.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir uns in mehrere Beyspiele dieser Art einlassen wollten; sonst würden wir noch eine Vergleichung zwischen der Fabel von Philemon und Baucis im Hagedorn und ihrer Uebersetzung (Th. I. S. 166.) anstellen. Hr. H. hat den komischen Ton darinn beybehalten wollen, aber zugleich geglaubt, etwas Groteskes darinn zu bemerken, und dieses vorbeygelassen. Es hat damit, wie uns dünkt, nicht seine völlige Richtigkeit.

Noch einige kleine Uebereilungen wollen wir bemerken, und sie der Aufmerksamkeit des Hrn. H. bey einer neuen Auflage empfehlen. Th. I. S. 147. steht les amateurs imbeciles, und im Original: die feilen Gönner. Gleich darauf: leurs suffrages — font plus de honte que d'honneur à l'art. Hagedorn sagt, viel nachdrücklicher:

Der Beyfall halber Kenner
Entehrt und zieret keine Kunst.

Th. 2. S. 4. in der Cramerischen Ode finden wir le peuple circoncis, wo im Original steht: „Das Volk mit unbeschnittenen Ohren.„ In der Ram-

leri-

lerischen Kantate ist gleichfalls im ersten Theil der bekannten Arie: Singt dem göttlichen Propheten rc. Der Sinn verfehlt, und das, was der Inhalt des Trostes ist: daß der Geist sich aufwärts schwinget, als eine Aufmunterung in einem ganz andern Verstande gesezt: „Que vos ames, enfans de la terre, s'élancent jusqu'au trone de l'Etre suprême! — Das Lied der Frau Karschin an die gefangnen Lerchen fängt so an:

Wie klag' ich euch, ihr in das Garn verlockte! Hrn. Hubers Uebersetzung ändert das ganze Bild: „Que je vous plain, petites Alouettes, enfermées *dans cette cage!* „ Nicht in den Bauer, sondern in das Garn sind sie gelokt, um getödtet zu werden. Auch die zweyte Strophe dieses Liedes ist verfehlt:

Ihr sangt dem Landmann, kleine Frühlingsbothen!
Ihr sangt der Bäurin Hoffnung zu.
Er griff den Pflug, und sie versprach bald von der todten,
Eiskalten Erde Gras der Kuh.

„Charmantes *Messagéres* du printems! vous faisiez entendre votre ramage au Laboureur qui préparoit sa charrue, *et qui* voyant la terre se depouiller de ses glaçons, commençait *à se* promettre de l'herbe pour ses troupeaux. „

In eben diesem Liede hat das Original:

Er, (der Schäfer) dem des ersten Menschen zweyten Sohnes
Des Abels fromme Muse ward,
Nahm seine Leyer, u. s. f.

Das wird übersezt: „Le Berger, favorisé de la Muse sacrée, qui avoit inspirée *l'aimable Chantre d'Abel* rc.„ — In den Amazonenliedern (Th. 2. S. 246.) steht folgendes unnatürliche Bild: „le *globe*

globe de la terre tremble *sous* mes pieds.„ Wir schlagen das Original auf, und finden es hier weit natürlicher: „Es bebt mit mir der Erden Ball.„

Dergleichen kleine Fehler, die noch hin und wieder vorkommen mögen, und einige Unrichtigkeiten in den Lebensumständen der Dichter, wünschen wir künftig in einem Werke verbessert zu sehen, welches unsrer Literatur und unsrer Nation Ehre macht, und das so mannichfaltigen Nutzen haben kann. Denn nicht nur die fremden Nationen, werden nun von den Talenten der unsrigen einen richtigern Begriff bekommen, sondern es kann auch vielen deutschen Großen, nützlich seyn, die die Nachricht von den vielen vortreflichen Sachen, die in deutscher Sprache geschrieben sind, die Nachricht, daß in Deutschland wirklich viele große Dichter leben, nirgendher näher und glaubwürdiger erhalten können, als aus Paris.

N.

XXVIII.

Nachricht von Künstlern und Kunstsachen. Leipzig in Verlage Johann Paul Krauß, Buchhändler in Wien, 1768. 436. Seiten in gros 8. ohne Vorrede und Register.

Die Vorrede enthält sehr bekannte und gemeine Sachen aus der Künstlerhistorie, mit sehr schielenden Betrachtungen vermischet. Der Verf. sagt so dreist, als wenn es wahr wäre: daß wir Deutschen uns auf unsere Künstler nichts einbilden sollen, daß wir unter den Mahlerschulen die schlechteste wären, daß die Bibliothek der schönen Wissenschaf-

ten

ten unrecht gehabt, daß sie des Hrn. Geh. Legationsraths von Hagedorn, Versuche in Landschaften, so wie sie es verdienen, gelobt, und daß hingegen der Verfasser eines französischen Gemähldeverzeichnißes, der eben diese Landschaften Paysages par Mr. Versuck betitelt hatte, nicht müsse ausgelacht werden, weil er darunter eine feine Kritik verberge. Einen albernern Einfall kann man wohl unmöglich haben. Man siehet wohl, daß der Verf. ausdrüklich darauf ausgeht, den Hrn. v. Hagedorn bey aller Gelegenheit zu verachten. Dieser würdige Mann aber ist weit, über die Verunglimpfung des Verf. weit erhöben. Sein Werk über die Mahlerey, seine eigne Versuche, und seine thätige Bemühungen die Künste zu befördern, werden von allen vernünftigen Kennern so geschäzt, daß man unwillig werden muß, wenn der Verf. dem eine weitschweifige Namenkenntniß der Künstler und ihrer Werke, statt aller Einsicht dienen muß, und der nicht vielleicht so viel verstehet, daß er seine Gedanken ordentlich niederschreiben kann, die Gelegenheit mit den Haaren herbeyziehet, um dem Hrn. v. H. eins zu versetzen. Eben so macht er es dem Verf. der Bibliothek der schönen Wissenschaften, dem berühmten Wille, dem seligen Christ und andern verdienten Leuten; man siehet daß der V. die Deutsche in der That für die schlechtesten unter den übrigen Nationen hält, da er glaubt, sie würde durch eine unreife Compilation bewogen werden, ihr Urtheil von wichtigen Männern, das sich auf bekannte Verdienste gründet, zu ändern.

Und eine unreife Compilation ist dies Werk, auf alle Weise. Es ist darinn folgendes enthalten.

1) Nachricht von verschiedenen Künstlern die seit der Zeit Churf. Friedrich Wilhelms in Berlin gelebet und gearbeitet haben. Der erste Grundstoff

zu dieser Nachricht ist ein Aufsaz des sel. Maj. Humbert, der verschiedenen Liebhabern schon im Mscte bekannt war. Hr. Falbe, ein Bildnißmahler in Berlin, hat ihn mit Nachrichten von neuern Künstlern vermehret; dies ist nüzlich und man muß dem Hrn. Falbe dafür Dank wissen. Man konnte aber, nicht von Hrn. F., sondern vom Herausgeber, der ja ein Gelehrter seyn will, fodern, daß er Humberts Aufsäz ergänzet und berichtiget hätte. Hr. Prof. Sulzer, der auch auf den Titel erwähnt wird, hatte diesen Aufsaz nur veranlasset, weil Humbert, als ein alter Mann, die meisten Künstler unter K. Friedrich I. gekennet hatte, und man die unbekannten Nachrichten, die er etwa wissen könnte, nicht wollte ganz verlohren gehen lassen. Er hatte aber auch, als ein alter Mann, sich in Vor- und Zunahmen, Jahrzahlen und den Begebenheiten selbst, öfters geirret. Also war es nöthig, daß wer dessen Aufsaz wollte drucken lassen, ihn erst berichtigte, und vieles fehlende ergänzte. Aber sich so viel Mühe zu geben, scheint des Verf. Sache gar nicht zu seyn; Er läßt seinen Aufsaz, so wie er ist, abdrucken, ohne selbst die nöthigsten Bücher nachzuschlagen, Vornahmen, Jahrzahlen u. d. gl. zu berichtigen u. s. w. ganz keck: „Es würden vermuthlich Fehler in diesem Aufsaz seyn, die möchten „ihm die Kunstrichter, nur anzeigen.„ Freylich wenn nur hin und wieder ein Fehler wäre, so weiß ein billiger Kunstrichter wohl, daß solche Nachrichten niemals vollkommen seyn. Wenn er aber den Herausgeber so nachläßig findet, daß er Fehler stehen lässet, die er ohne nachzuschlagen, gleich hätte sehen können, wenn ein Mensch, der von Berlinischen Künstlern etwas herausgeben will, Küsters Altes und Neues Berlin nicht einmal brauchet, wenn er das, was in Fueßli Künstlerlexicon schon verzeichnet

ist,

ſt, nicht einmal gehörig nutzet, wenn man findet, daß bey den Nachrichten von Künstlern, die etwa vor 40. Jahren und früher gelebet haben,*) fast auf jeder Seite ein oder mehrere Fehler und Nachläßigkeiten vorkommen, soll er denn nicht sagen, daß dem Publicum, mit solchen unrichtigen Nachrichten sehr wenig gedienet ist, und soll er nicht unwillig werden über einen Mann, der selbst so elendes Zeug zusammenschreibt, und gegen die verdienteste Männer, die Mine annimmt, als ob er, von oben auf sie herabsähe.

Wir wollen die Fehler, die uns beym Durchlesen in die Augen gefallen sind, anmerken, denn alle darin befindliche auszumerzen, wird uns hoffentlich niemand zumuthen:

S. 8. Der Bildhauer Backers (den andere Bäcker nennen,) war wohl kein Schüler, sondern nur ein Zeitgenosse Schlüters. Die Statue Ch. Friedrich Wilhelms des Großen, war eine von Schlüters ersten Arbeiten in Berlin; Er war selbst noch ein junger Mann, und konnte schwerlich schon einen Schüler gezogen haben, dem er hätte anvertrauen können, einen von den Sclaven, nach dem kleinen Modell ins Große zu modelliren.

S. 8. Johann Heinrich Behr. Sein Geburts- und Sterbejahr fehlet. Er war 1647. zu Schleiz im Vogtlande gebohren, und starb 1717. den 7 Dec.

S. 8. Bartsch hieß nicht Johann Georg, sondern Gottfried. S. Küsters A. und N. Berlin, erster Th. S. 349.

S. 11. Abraham Begyn. Der V. sagt, van Gool sage nicht, wo dieser Künstler gebohren sey, aber van Gool und nach ihm Füßli sagt doch, daß er

*) Die neuern Nachrichten sind, wie oben gemeldet, von Hrn. Salbe, und sehr viel ordentlicher.

er im Jahr 1650 gebohren sey, warum wird dies nicht gesagt?

S. 14. J. E. Blesendorf, hieß Joachim Ernst mit dem Vornamen. Er war 1640. zu Zielenzig gebohren, und blieb 1677. bey der Belagerung vor Stettin. S. Küsters 3ten Th. S. 602. Er hat, sagt der V. „den Mühlendamm in Berlin gebauet, „der vorher ein Morast war.„ Schon 1614 war der Mühlendamm gebauet worden, und war schon lange vorher kein Morast gewesen. Der Mühlendamm, so wie er itzt zum Theil noch ist, ist 1680 gebauet, da Blesendorf schon 3 Jahre tod war. Doch da bisher, die allgemeine Sage Blesendorfen, als den Baumeister des Mühlendamms angiebt, so ist es möglich, daß er vielleicht, die Risse zu den Gebäuden verfertigt, und ein anderer sie gebauet habe. Oder der Verf. meynt etwa anstatt des Mühlendamms den Friedrichswerder, der wirklich ein Morast gewesen, aber den hat zuerst Memmhard angeleget, obgleich Blesendorf auch daselbst gebauet hat.

S. 16. „Johann von Botts Probestück in Berlin, war 1701: eine Ehrenpforte.„ Wahrhaftig, er hatte schon zwey oder drey Jahre vorher, ein ganz anderes Probestück, an dem Zeughause, einem der schönsten Gebäude in Europa, abgelegt.

S. 17. Der Mahler hieß nicht Boeclard, sondern Simon Bullard. S. Füßli Geschichte der Mahler in der Schweitz, 1ster Th. S. 127.

S. 18. „Bott bauete das Schloßthor in Potsdam;„ solte man hierunter wohl etwas anders als ein Stadtthor verstehen, das den Nahmen; das Schloßthor führete? Bott aber hat ein Portal am Schlosse zu Potsdam gebauet.

S. 20.

S. 20. M. H. Böhm ist vor 1727. verstorben.

S. 22. Daß Bruckner, ein Schüler Weihenmayers gewesen, ist kaum glaublich, denn er soll, der Sage nach, auch schon an den Sclaven der Statüe auf der langen Brücke gearbeitet haben.

S. 22. René Charpentier ist 1677 gebohren, und nicht, wie der Verf. sagt, 1733. sondern 1723. gestorben. Man s. Voyage pittoresque de Paris p. Argenville, wo auch noch mehr von dessen Werken angeführt sind.

S. 25. Es ist sehr zu zweifeln, ob Bott ausser dem Portale, etwas an dem Schlosse zu Potsdam gebauet habe.

Ebendas. Der Oberste Baron von Borgsdorf, war der erste nach de Chiese. Derjenige Borgsdorf, (vermuthlich hieß sein Vorname Conrad) der 1658 Berlin befestigte, war sicherlich vor de Chiese. Hingegen Ernst Friedrich von Borgsdorf, der 1682 und in folgenden Jahren verschiedenes von der Fortification geschrieben, war zwar nach de Chiese, aber auch nicht der erste, sondern Blesendorf, der nach de Chiese Tode Generalquartiermeister von der Armee ward, und mehr andere, waren dazwischen. Ueberhaupt verwechselt der Verf. den Borgsdorf, der Berlin befestigt, mit Borgsdorf dem Schriftsteller, wie man auch S. 26. Z. 4. siehet.

S. 32. Hier fehlt Martin Friedrich Creutz, Landbaumeister, gegen das Ende der Regierung Friedrich I. Man sehe Marpergers Uebersetzung von Felibien Leben der Baumeister, (Hamb. 1711. in 12) S. 448.

Ebendas. Dagly hieß mit dem Vornamen Gerhard.

S. 35. Der Fall des Münzthurms geschahe 1706 und nicht 1705.

S. 39. Mad. Eckhardt, ist seitdem gestorben.

Ebendas. fehlt B. Eggers, ein guter Bildhauer, der um 1686. die marmornen Statuen der Churfürsten von Brandenburg verfertigt hat, die auf dem Weißen Saale, im Berliner Schlosse stehen.

S. 40. Eosander hieß Johann Friedrich mit dem Vornamen. Er war nicht Intendant, sondern ward 1705 Surintendant der Königl. Gebäude. Der Lakirer Dagly hatte den Titel eines Intendanten der Königl. Gebäude, der also dazumal wohl nicht viel muß bedeutet haben. Er hat den Schloßbau zu Berlin nicht vollendet, denn dieser ward 1716. vollendet, und 1715. war er schon in Stralsund.

S. 41. Es ist unbegreiflich, wie der Verf. von einem von Eosandern nach Charlottenburg geführten, aber nicht zu Stande gekommenen Canal reden, und darbey nicht anführen kan, daß Eosander die beyden Flügel des Schlosses zu Charlottenburg gebauet, und auf das Corps de Logis, die schöne Kuppel gesetzet habe.

Ebendas. Eosander hat beyde Trauergerüste, sowol beym Leichenbegängniß der Königin, Sophia Charlotta, als des Königs Friedrichs I. angegeben. Folglich hat er von einem niemals existirten Schlüterschen Trauergerüste nichts dabey gebrauchen können. Man darf nur die damals davon gedrukte Beschreibungen und Kupferstiche von beyden Leichenbegängnissen nachsehen, die sämtlich Eosanders Namen angeben.

Ebendas. Eosander ist allerdings mit Friedensvorschlägen an König Carl XII. abgeschikt worden, aber nicht 1714. nach Stralsund, sondern 1704. nach Warschau, und als er von da zurük kam, ward er in gleicher Absicht, nach Stockholm an den Senat geschikt, von da er im Aprilmonat wieder nach Berlin

kam. Man sehe Theatr. Europ. 17ter Theil, vom Jahr 1704. S. 118. 1712. ward Eosander abermals zum König in Schweden nach Bender abgeschikt, um neue Vorschläge zum Frieden zu thun. S. Theatr. Europ. 19ter Theil, vom Jahre 1712. S. 212. Dis Werk hat bekanntermaßen Eosander, dessen Gemahlin eine gebohrne Merian war, selbst in seinem Verlage drucken lassen; also ist es hierin vollkommen glaubwürdig.

S. 44. Die marmorne Canzel, in der ehemaligen St. Peterskirche zu Berlin, hat keinesweges Balthasar, sondern der damalige Hofbildhauer Koch, verfertigt, der warlich bey weitem kein Balthasar war. S. Küsters A. und N. Berlin, 4ter Th. S. 506.

S. 45. Fermandaru. Er heißt Heinrich de Fromantiou.

S. 46. Wer Gerikens andere sehr trockene Gemählde gesehen, wird sich kaum einbilden können, daß das hier beschriebene Gemählde sehr viel von Calots Geiste habe.

S. 47. Philipp Gerlach. Er ward 1679. zu Spandau gebohren, und starb zu Berlin 1748. Er war ein Schüler von J. B. Broeles. Hauptsächlich hätte von ihm sollen angeführt werden, daß er die Aufsicht, auf die Erweiterung der Friedrichsstadt, unter K. Friedrich Wilhelm gehabt; überhaupt fehlet viel von seinen Arbeiten. Z. B. die Jerusalemskirche zu Berlin, 1726 - 1728. der Markt zu Cößlin 1728. u. a. mehr.

S. 49. Joh. Friedr. Grahl, hat den schönen Thurn an der Kirche in der Spandauer Vorstadt in Berlin gebauet; der hätte nicht sollen vergessen werden.

Ebendas. K. Friedrich I. hat wohl den Baumeister Grüneberg, nicht reisen lassen, (es müßte denn

in den allerersten Jahren seiner churfürstlichen Regierung geschehen seyn) denn Grüneberg starb schon 1707. (welches hier auch nicht angeführt ist.)

Ebendas. „In Berlin sind viele Häuser nach „Grünbergs Rissen gebauet„ — das kann wohl seyn, aber nun ferner, — „welche sich selbst von den „übrigen durch ihre gute Bauart unterscheiden.„ Der Verf. wird unmöglich sagen wollen, daß alle Häuser von guter Bauart in Berlin, von Grünberg gebäuet worden. Wodurch unterscheiden sich denn Grünebergs Gebäude von andern auch gut gebauten Häusern? So schreibt der V. immer ohne Gedanken.

Ebendas. „Gregorio Guglielmi, ward von dem „Director„ (wenn doch ehemaligen wenigstens nicht ausgelassen wäre) „der Königl. Gallerien zu Dreß- „den, dem Herrn von Heinecken, nach Sachsen ver- „schrieben.„ Und was hat denn G. da gemacht? Antwort: „Er hat nicht das geringste allda gemah- „let.„ Ey! wenn das ist, warum brauchten wir denn zu wissen, wer ihn verschrieben habe? Wer weis, wen der Herr von H. sonst noch mag verschrieben haben, der auch nichts gemahlet hat! Aber der werthe Nahme des Herrn von Heineken, und der prächtige, vielleicht aber nicht einmal ganz richtige Titel mußte ja angebracht werden, so wie S. 53. eben so à propos das Lübeckische gelehrte Kind, Christian Heinrich Heineken, angeführet wird. Wir dächten, der Verf. liesse sich nicht merken, daß in der Familie Heineken, jemals ein gelehrtes Kind gewesen.

S. 51. Daß Guglielmi auf dem Schlosse zu Sansouci Deckenstücke gemahlt, hat der Rec. niemals gehört, noch auch, ob er dies Schloß gleich oft gesehen, jemals daselbst etwas von dessen Arbeit gesehen.

S. 51. Hier fehlt Jacob Philipp Heckert, ein gebohrner Berliner, der mit großen Beyfall in Paris Landschaften gemahlet hat, und sein jüngerer Bruder Johann Gottlieb. Sie sind itzt beyde in Italien.

Ebendas. Hier fehlt gleichfalls Hagen, ein Bildhauer in Potsdam, der kürzlich gestorben ist.

S. 53. Johann Martin Falbe, soll wohl ohnfehlbar Joachim Martin heissen.

S. 55. „Wilhelm Honthorst, ein Bruder von „Gerhard, hatte gleichfalls bey A. Bloemart gelernt.„ Worauf beziehet sich dieses gleichfalls? wenn doch der Verf. schreiben lernte.

S. 56. Hier ist der berühmte Aufseher der K. Giessereyen, Jacobi, vergessen, der die Statue des großen Churfürsten, auf der langen Brücke gegossen hat. Sein Leben ist im 12ten Bande des Hamburg. Magazins, von dem sel. Lesser ausführlich beschrieben worden.

S. 58. Hier fehlt der obengedachte Bildhauer Johann Conrad Koch.

S. 61. „Leygebe hat den großen Churfürsten „auf einem geflügelten Pegaso, welcher die sieben„köpfigte Hydram erlegt, vorgestellt.„ Hätte der V. Doppelmayrs Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, die er doch citirt, gehörig nachgeschlagen, wo diese Statue S. 239. beschrieben und Tab. VIII. in Kupfer gestochen ist, so würde er gefunden haben, daß sie „den Bellerophon, der die dreyköpfigte Chi„mera erlegt,„ vorstelle. Daß Leygebe König Carl II. von England, als den Ritter St. Georg, der ein siebenköpfiges Thier erlegt, vorgestellet, würde er da auch gefunden haben, dies gehört aber hieher nicht.

S. 60, Hier wird P. C. Leygeben ein großes Bild, das im Marmorsale im Schlosse zu Potsdam befindlich ist, zugeschrieben, und S. 86. wird eben dies Bild Vaillant zugeschrieben, welche Unordnung!

S. 63. Unter den beyden geschickten Töchtern von Georg Lisiewsky, ist nicht die Mad. Theerbusch, die 1721 gebohren ist, sondern die Mad. v. Gasi, die 1713. gebohren ist, die Aelteste. Ein Bruder derselben, der auch ein Bildnißmahler ist, hält sich, wo wir nicht irren, in Dessau auf.

S. 65. „Die Galeere, die die Holländer Friedrich I. zum Geschenke sendeten, war 82 Fuß lang, „und 32 breit.„ Unter dem großen Kupferstich, den Johann Georg Wolfgang von diesem Schiffe gestochen, steht: „*Liburnica* LXXXII. pedes longa, lata XXIII. tormentis bellicis XXII. armata — quam Fridericus Rex, *ad exemplar a se* „*probatum, in belgio aedificari, & relicto* Oceano „Suevum fluvium subire jussit.„ Also war dies Schiff 1) keine Galeere, wie man denn auch keine Ruder daran wahrnimmt, sondern eine leichte Fregatte. 2) War sie nicht 32 sondern 23 Fuß breit. 3) War es kein Geschenk, sondern der König ließ sie nach einem von ihm genehm gehaltenen Modell, auf seine Kosten bauen.

Ebendas. Hier fehlet der durch viele radirte Sachen berühmte Meil.

S. 66. „Memmert.„ Der Mann hieß mit dem Vornahmen Johann Gregorius, und mit dem Zunahmen Memmhard.

Ebendas. Merk. Hieß mit dem Vornahmen Johann Christoph, und war nicht, wie der Verf. sagt, zu Halle an der Saale, sondern zu Hall in Schwaben gebohren. Er war Adjunkt der Mahlerakademie.

Ebendas. Hier fehlet Andreas Möller, ein Bildnißmahler, dessen schon der Herr von Hagedorn und Fueßli in seinen Lexicon gedenket. Er ist 1762 gestorben.

Eben-

Ebendas. Nahl, heißt mit dem Vornahmen Johann August.

Ebendas. Nehring, der etwa 1699. gestorben, hat die Berlinische Sternwarte nicht bauen können; sondern Grüneberg hat sie 1700 bis 1703 gebauet. S. Leibniz und Jablonski Briefe von Kappen herausgegeben. Leipz. 1745. 8. S. 155.

S. 69. Wegen der Kanzel in der St. Petrikirche ist schon bey S. 44. erwähnt worden, daß sie Balthasar nicht gemacht habe.

S. 73. Fueßli nennt in seinem Supplemente, Andreas Brendeln, unter Peßnens Schülern.

S. 74. Probener, hieß Michael mit dem Vornahmen, und war nicht, wie der Verf. sagt, aus Brabant, sondern aus Graudenz in Polen gebürtig. S. Küsters A. und N. Berlin 3ter Th. S. 170.

Ebendas. das Marmorne Denkmal, von Artus Quellinus Hand, das man in der Marienkirche zu Berlin siehet, ist nicht das Denkmal des Feldmarschalls von Sparre, sondern Joachims von Sparre, Comthurs der Johanniterordens zu Mainz, der 1571. in einer Seeschlacht wider die Türken geblieben und zu Malta begraben worden.

S. 76. hier fehlt Arnold Rentink, ein noch in Berlin lebender Mahler dessen Leben van Gool. IIde Deel. S. 36. beschrieben hat.

S. 78. Hier fehlet Peter Rollos, ein Kupferstecher, um 1630. und Johann Jacob Rollos, ein Historienmahler, von welchen leztern der Verf. in Fueßli Leben der schweizerischen Mahler, und auch im Künstlerlexicon hätte Nachricht finden können.

S. 79. van Roye, hieß mit dem Vornahmen Wilhelm Friedrich, und war zu Harlem 1654. gebohren. S. *Harms Tables*, Tab. 34.

S. 80. Andreas Schlüter, war nicht zu Danzig sondern zu Hamburg gebohren, kam aber mit seinem Vater sehr jung noch Danzig.

Ebendas. Er hat das Corps de logis, des Schlosses zu Charlottenburg, aber ohne die Kuppel gebaut. Ob die Orangerie von ihm sey, daran wird sehr gezweifelt.

Ebendas. unten. Es ist ein Riß zu einer Ritterakademie, nicht aber zu einer Akademie der Wissenschaften.

S. 81. „Der Bau des Münzthurns, war „Schlüters Unglük, weil der Grund nicht gut gelegt „war.„ Wenn Schlüter hätte einen Grund legen dürfen, so würde dieser Bau gewiß nicht sein Unglük gewesen seyn, aber das war eben sein Unglük, daß er nicht einen neuen Grund legen sollte, sondern einen zu schwachen Grund, auf einem mit Morast und Triebsand angefüllten Erdreiche verstärken sollte.

S. 82. „Die Statue Friedrichs I. zu Fuß, „wovon wir bey Gelegenheit des Bildhauers Henzi „geredet haben.„ Unter den Artickel Henzi S. 54. steht nicht ein Wort von dieser Statue. Der Verf. hat so wenig Achtung fürs Publicum, daß er sich nicht einmal die Mühe giebt, nachzusehen, was er dreißig Seiten vorher geschrieben hat.

Ebendas. „Der Czaar Peter der Große bewunderte die feine geschnittene Arbeit, an der großen „Canone Asia.„ Wir dächten, die Basreliefs, wären zugleich mit der Canone gegossen worden. Oder meint der Verf. etwa die halberhobene Arbeit an einer Canone, werde ciselirt, wie an einer goldnen Tabacksdose?

S. 84. „Simonetti.„ Er hieß mit dem Vornahmen Johann. Er ward 1652. zu Roveredo gebohren. Es ist falsch, daß er, ehe er nach Berlin kam,

Fürstl.

Fürstl. Anhaltischer Baumeister gewesen. Ehe er nach Berlin als Hofstuccator berufen ward, hielt er sich in Prag auf. Er bekam den Titel eines Fürstl. Anhaltischen Baumeisters, als er im Anfange dieses Jahrhunderts, die Schlösser zu Zerbst und zu Coswigk, desgleichen die Dreyfaltigkeitskirche zu Zerbst bauete. Es hätte auch nicht sollen vergessen werden, daß er zu Berlin, das Werdersche Rathhaus, und andere Gebäude nach eigener Erfindung gebauet habe. Er starb zu Berlin, 1716. der Frankfurtische Gottesgelehrte Hr. Johann Ernst Simonetti, ist sein jüngerer Sohn.

S. 84. Neben Spillern hätte Schlurch, ein eben so künstlicher Glasschneider, sollen genennet werden.

S. 85. „van Tulden, hat vor Friedrich I. zwey „große allegorische Schildereyen auf die Geburt des „damaligen Churprinzen gemahlt.„ Beyde Gemählde sind 1) nicht für den K. Friedrich I. sondern für den Churf. Friedrich Wilh. dem Großen gemahlt. 2) Eins nur deutet auf die Geburt des Churprinzen (der nachher unter dem Nahmen Fr. I. König wurde) 1657. das andere ist auf den Nimwegischen oder Saintgermainschen Frieden von 1679. verfertigt.

S. 86. Wallerant Vaillant. Hätte der Verfasser den Houbraken, den er so keck citiret, nachgelesen, so würde er hier kein Quid pro quo gemacht haben. Wallerant Vaillant, ein Bildnißmahler, dessen Blätter in schwarzer Kunst bekannt sind, ist niemals in Berlin gewesen, aber wol sein jüngerer Bruder Jakob Vaillant, mit dem Beynahmen Leeuweryk genannt, ein Historienmahler, und auch sein jüngster Bruder Andreas, ein Kupferstecher, der in Berlin sehr jung verstorben ist. Daß der Verf. hier Vaillant ein Bild zuschreibt, das er oben S. 62. Laye-

geben schon zugeschrieben hatte, ist schon angemerkt worden. Ob etwa das vierte große Gemählde im Marmorsaal zu Potsdam, das auf die Eroberung der Insel Rügen deutet, von Vaillant gemahlet sey, und also in der Benennung ein Irrthum vorgegangen, können wir nicht untersuchen.

S. 93. „Werner ward erst nach Schlüters „Abreise von Berlin Director der dortigen Akademie.„ Dies soll vermuthlich auf die dem Verf. so verhaßten Verf. der Bibliothek der schönen Wissenschaften gehen, die im 3ten Bande S. 148. etwas von Werners und Schlüters Zwistigkeiten sagen. Aber der Verf. der andere belehren will, weis selbst nichts recht genau, sondern wenn er jemand tadeln will, sagt er was ihm in den Kopf kömmt. Werner war 1697. zuerst Director der Akademie, dazumal war doch Schlüter noch wohl in Berlin? Schlüter kam 1706. in Ungnade, dazumal war Werner vermuthlich schon wieder in der Schweiz. Werner starb 1710. und Schlüter blieb noch bis 1714. in Berlin. Wir haben diesen lezten Umstand, aus einem schriftlichen Aufsaz des Mahlers Andreas Möller, von Schlüters Leben, der sehr glaubwürdig ist, weil er Schlütern in Cassel, wo derselbe, nach Friedrich I. Tode Dienste suchte, persönlich gekannt hatte.

S. 63. Weyhenmeier, hieß mit dem Vornahmen Georg Gottfried, und starb 1715.

Ebendas. fehlt Nicolaus Wieling, der von dem großen Churfürsten 1671. nach Berlin berufen ward. S. van Gool. T. I. p. 58.

Ferner fehlt Joh. Georg Wolfgang der Kupferstecher 1664. gebohren und 1744. gestorben.

Gustav Andreas Wolfgang, der Kupferstecher und Miniaturmahler, gebohren 1692. der von 1718. bis 1738. in Berlin war und noch in Augspurg lebt, und

und sein Bruder Christian Wolfgang, der Miniaturmahler, der 1719. gebohren und 1750. in Berlin gestorben ist.

Man urtheile selbst, wie zuverläßig Nachrichten seyn können, in denen man auf 90. Seiten über 60. sichtliche Fehler und Nachläßigkeiten zeigen kann. In einen mit so weniger Achtsamkeit geschriebenen Berichte wird man, selbst gegen die wahren Nachrichten, mißtrauisch, und trauet sich nicht eher, sie anzunehmen, bis man ihre Richtigkeit untersuchet hat. Und wir haben noch gewiß nicht alle Fehler angezeigt, sonderlich sind die Unterlaßungssünden des Verf. viel zahlreicher.

Nun folgen als ein Anhang, Nachrichten von der Kilianischen und Hamiltonschen Familie und von verschiedenen andern Künstlern. Sie können ihren Nutzen haben, da sie, wie der Verf. berichtet, von Künstlern selbst dem Verf. mitgetheilt worden. Inzwischen hätte er sie doch durchsehen sollen, um wenigstens anscheinende Unrichtigkeiten zu vermeiden. Wir wollen nur eine hersetzen, die uns in die Augen fällt: S. 112. stehet J. G. v. Hamilton gieng nach K. Friedrich I. Tode (1714.) von Berlin nach Wien, und S. 114. wird wieder gesagt, sein Sohn sey 1696. zu Wien gebohren. Ist aber der Vater, ehe er nach Berlin kam, zu Wien gewesen, so hätte dies müssen angezeiget werden.

Das Verzeichniß des Dietrichschen Kupferwerks S. 127. bis 163. Wie auch das Kupferstichverzeichniß des Michael Angelo Bonaroti. S. 374-436. ist das Nützlichste in dem ganzen Buche, besonders für die Besitzer von Kupferstichsammlungen, denen wir auch überlassen, zu untersuchen, in wie weit diese Verzeichnisse vollständig und richtig sind.

2) Be=

2) Beantwortung der Recension des Kupferstichwerks der Dreßdnischen Bilder-Gallerie, welche im vierten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften eingerückt ist. Diese Recension ist 1759. erschienen, und ist es kaum begreiflich, wozu man 1768. neun Jahre nachher eine Beantwortung bekannt mache, die länger ist, als die Recension selbst. Sie kann niemand intereßiren, als allenfalls den Verf. der Recension, der sie aber vielleicht auch nicht einmal lesen wird. So viel siehet man daraus, daß der Verf. dieses Werks, auch der Unternehmer des Dreßdner Kupferstichwerks sey, daß bey ihm Little I the hero of each tale sey, und daß er nicht den geringsten Widerspruch, auch nicht von einem sehr bescheidenem und einsichtsvollen Kunstrichter (wie der in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gewiß ist) vertragen könne. Er ist daher wider die Verf. der Bibliothek so aufgebracht, daß er ihnen wieder die Zähne weisen und von S. 244. bis 272. sie über allerhand Kunstsachen belehren will, welches aber meistens sehr unbeträchtliche Dinge sind.

3) Das Leben des Marc-Antonio, aus dem Vasari übersezt. In dem kurzen Vorberichte wird gesagt: „Die Anmerkungen sind theils von Bottari „genommen — theils von uns dem Uebersetzer ein„zuschalten für nüzlich erachtet worden.„ Manchem ehrlichen Journalisten klopft wohl das Herz, wenn er das wir schreibt, aber daß sich ein Uebersetzer wir schreibet, das ist doch ganz wider das wohlhergebrachte Schriftstellerceremoniell.

Aus S. 163. ersehen wir, daß von diesem Werke, mehrere Theile herauskommen sollen. Will uns der Verf. mehr Nachrichten von Künstlern, (die aber glaubwürdig und richtig seyn müssen), mehr Verzeichnisse von Kupferstichwerken, von Gallerien u. d. gl.

Sachen

Sachen mittheilen, so kann er mit seinen Händen vielleicht der Kunstgeschichte einigen Nutzen schaffen. Aber mit Betrachtungen und Urtheilen mag er sehr behutsam seyn! Insbesondere muß er sich hüten durch giftige Sticheleyen Leute von bekannten Verdiensten anzapfen zu wollen, denn er wird gewiß nichts dadurch erlangen, als daß er sich selbst verächtlich macht.

Es wird auch sehr nüzlich seyn, wenn er seine Schreibart, von einem verständigen Manne, corrigiren läßt. In diesem Theile braucht er sehr oft Worte, nicht im rechten Verstande, und ordnet seine Gedanken so seltsam, daß man nicht weis, wie sie zusammengerathen sind. Wir wollen nur ein paar Beyspiele anführen. Z. B.

S. 40. „Man beschuldigte Eosandern, er sey ein „wenig pralerhaft gewesen; inzwischen ist er doch zur „Stelle eines Generalquartiermeisters, und zum In„tendanten der K. Gebäude gestiegen.„ Wie kommen in der Welt diese beyde Gedanken zusammen! desgleichen.

S. 84. „Man findet auch von Schoonjans in „Berlin einige Damensportraits, als türkische Sul„taninen gekleidet; wie denn Schoonjans ein Mann „von besonderern Charakter und eigentlich ein Histo„rienmahler gewesen.„ Dergleichen schielend ausgedrukte Gedanken findet man fast auf allen Seiten.

S. 229. „Man merket wie er seine Ausstellun„gen, so er wider die Werke der grösten Meister „macht, bey den Haaren herbeyzieht, ferner S. 365. „dieses Scribenten Ausstellungen, die eigentlich nur „aufgewärmt sind.„ Und S. 358. sagt mir der Uebersetzer in einer Anmerkung: „Man hat auch eine „Copey, die sich jedoch vom Original dadurch un„terscheidet, daß sie im gegenseitigem Verstande ge„stochen worden.„

Ausstellungen wider Werke großer Meister machen, — Ausstellungen bey den Haaren herbeyziehen, — Ausstellungen die aufgewärmt sind — Kupferstiche im gegenseitigen Verstande — solch Zeug schreibt ein Mann, der die Verf. der Bibliothek der schönen Wissenschaften lehren will, was für Wörter sie brauchen sollen und welche nicht.

Noch ein schönes Pröbchen guter Schreibart:

S. 364. „Michael Angelo, wußte aufs genauste, „wo die Flechsen, die Sennadern, die Muskeln, die „Drüsen, die Knochen sitzen mußten. Auch machte „er sich allenthalben mit seiner Wissenschaft breit, „und ließ keine Gelegenheit vorbey, nackende Figuren „anzubringen. Also, muß man Michael Angelo seinen Geist haben, wenn man nach ihm zeichnen „will.„ u. s. w. Wenn es mit zum Geiste des Michael Angelo gehört, sich mit seiner Wissenschaft breit zu machen, so ist der Verf. nicht sicher, daß nicht noch einmal ein Michael Angelo aus ihm werden könnte.

O.

XXIX.

Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller, von Friedrich Just Riedel. Jena, bey C. H. Cuno, 1768. 1 Alphab. 2 Bog. in 8.

Von diesem Werke lasen wir zuerst die Einleitung, und es fehlte nicht viel daran, daß selbige uns mit einem in der That ungerechten Vorurtheil wider das ganze Werk einnahm. So wenig fanden wir den darin herrschenden witzigelnden und leichtsinnigen

tigen Ton der Materie und der Bescheidenheit angemessen, womit ein Schriftsteller, zumal ein junger Schriftsteller, vor dem Publikum erscheinen sollte. Wir fanden indessen gleich darauf bey Lesung der Vorrede, daß der Verf. dieses selbst eingesehen, und Beurtheilungskraft genug gehabt hatte, zu sagen: „Die spaßhafte „Einleitung möchte ich gern wieder vernichten, wenn „es möglich wäre.„ Indessen gefiel uns von einer andern Seite die Vorrede eben so wenig. Der Verf. ist darin sein eigner Kunstrichter auf eine Art, welche die Leser vermuthen lassen muß, er habe mit selbigen nur scherzen wollen, und es sey nicht sein Ernst gewesen, die Rolle eines vernünftigen Kunstrichters zu spielen. Warum hätte er sonst unter den wirklich gegründeten Tadel so manches ungegründete und fast lächerliche mit eingemischt? Auch mußte es wirklich anstößig seyn, daß ein Mann, der manches fehlerhafte so wohl erkännte, es nicht der Mühe werth gefunden hatte, selbiges vor dem Druk zu verbessern. Jedoch wir liessen uns durch diese Betrachtungen nicht abhalten, das Werk durch zu lesen: und da müssen wir gestehen, daß wir immer mehr und mehr günstig von dem Verf. geurtheilt haben. So wie obige von dem Verf. selbst gestandene und bey diesem Geständniß aufs neue begangene Fehler uns ein Beweis blieben, daß die Natur ihm die Gabe eines guten und feinen Geschmaks nicht in einem hinlänglich großen Maaß verliehen hätte: so wurden wir nicht weniger überzeugt, daß ihm die Anlage zu einem guten Geschmak nicht ganz fehle. Wenn wir hierzu noch hinzu setzen, daß er zwar eine Fähigkeit zum Denken und zuweilen auch einigen Scharfsinn zeigt, daß er aber auch seine meisten Sätze aus andern Schriftstellern, Home, Moses, Lessing, den Literaturbriefen, u. a. genommen, wie er es selbst gesteht, und daß er dabey nicht Gedult

genug gehabt zu haben, scheint, um alles genau und sorgfältig zu bestimmen, sondern vielmehr allenthalben sehr flüchtig und doch öfters sehr entscheidend raisonnirt, so haben wir den Charakter des V. so geschildert, wie er aus dem Buche selbst erscheint.

Wir wollen den Inhalt nicht abschreiben, sondern nur erinnern, daß der Verf. in seinen Betrachtungen hier fast immer beym Allgemeinen stehen geblieben ist, und die Anwendung allgemeiner Sätze und Regeln auf besondere Theile der schönen Künste und Wissenschaften in dem zweeten Theile zu liefern versprochen hat. Wir sind sehr begierig auf diesen zweyten Theil. Baumgarten hat eine theoretische Aesthetik geschrieben, die unsern Theorienschreibern vieles erleichtert, ob sie gleich zuweilen spröde thun, als ob sie ein solches Buch gar nicht brauchen könnten. An eine praktische Aesthetik hat sich nach Baumgarten noch niemand gewagt.

Von den vielen gar oft ohne alle Noth gebrauchten fremden Wörtern, wollen wir auch nichts sagen, da der Verf. sowol in der Vorrede, als gegen das Ende des Werks S. 380. sich desfalls selbst getadelt hat. Wir werden unsern Lesern blos einzelne Anmerkungen mittheilen, die wir bey Durchlesung des Werks hier und da gemacht haben.

S. 6 und 9 in der Einleitung, sagt der Verf.: „Der Mensch hat dreyerley Endzwecke, die seiner geistigen Vollkommenheit untergeordnet sind, das Wahre, das Gute und das Schöne. Für jeden hat die Natur ihm eine besondere Grundkraft verliehen. Für das Wahre den Sensus communis, für das Gute das Gewissen, und für das Schöne den Geschmak. Alle drey Grundkräfte sind Aeste der Empfindung, alle drey beruhen auf den nothwendigen Gesetzen zu handeln, deren die Seele sowol, als eine

andere Substanz unterworfen ist, und alle drey gehören für den Philosophen so gut, als für den schönen Geist, nur für jeden auf eine andere Art. „Ferner, das innere Gefühl der Seele, wodurch sie ohne Vernunftschlüsse von der Wahrheit und Falschheit einer Sache unmittelbar überzeugt wird, ist der Sensus communis. Dieser lehret jedem Menschen so viel Wahrheit, als er braucht, um zu leben, und um das Gute nicht zu verkennen. Auf das Uebrige behauptet der Denker sein Monopolium, und verkauft uns für den Verdruß Grillen zu lernen, eine kleine Portion von Realitäten.„ Sollte die Natur uns wohl für das Wahre das Gute und das Schöne drey unterschiedene Grundkräfte gegeben haben? Wir können, wenn wir wollen, im gemeinen Leben den guten natürlichen Verstand, das Gewissen und den Geschmak so nennen. In einer Theorie der schönen W. kann man sie allenfalls auch dafür gelten lassen, in so weit diese sich mit Erscheinungen begnügen kann, und eben nicht nothwendig auf die ersten Gründe der Metaphysik zurükgeführt werden darf. Allein der Weltweise sollte sich gleichwohl merken lassen, daß er sie in Wahrheit nicht schlechterdings für Grundkräfte erkenne. Sie sind nicht Aeste und Arten der Empfindung, wenn man sie gleich mit einer gewissen Empfindung vergesellschaftet sieht. Gewissen, Geschmak und natürlicher Verstand gründen sich vielmehr auf gewisse allgemeinere Grundkräfte, auf Empfindung und Urtheilskraft, wovon Empfindung die Materialien hergiebt und die Urtheilskraft den Gebrauch bestimmt. Die Empfindungen, welche in dem Eindruk äusserlicher Dinge auf die sinnlichen Werkzeuge, und durch dieselben auf die Seele bestehen, sind der Urstoff, und richtig, wenn die äussern Dinge auf die Art und in der Gestalt empfunden werden, als ihre Natur, es

mit sich bringt. In diesem Fall werden der Urtheilskraft die Materialien so vorgelegt, daß sie nach und nach richtige Regeln und Grundsätze für das Wahre und Falsche, für das Gute und Böse, und für das Schöne und Häßliche aus derselben abziehen kann. Durch Uebung und Gewöhnheit gelanget die Seele mit der Zeit zu einer großen Fertigkeit, jedesmal bey allen vorkommenden Fällen durch die nöthigsten Schlüsse eine Anwendung auf jene Grundsätze zu machen, und bringt diese Schlüsse so schnell zu Stande, daß man nicht weiter mehr als das Endurtheil davon bemerkt, und weil dies Endurtheil immer in einem gewissen Verhältniß mit unsern Neigungen steht: so zeigt sich dies durch eine Empfindung, welche wir Gewissen u. s. w. nennen, welche aber immer äusserst schnell gemachte Vernunftschlüsse voraussezt. Der Verfasser hätte also bey den Erklärungen des Gewissens, des Geschmaks u. s. w. nirgends grade zu ohne Vernunftschlüsse setzen sollen. Darinn können wir ihm auch gar nicht beypflichten, daß der Denker sich für seine Mühe nur Grillen und Verdruß und wenige Realitäten, erkauft, so wie auch darinn nicht, daß die Natur in Ansehung des Gewissens für alle Menschen gleich gut gesorgt habe. Nach den verschiedenen Graden der Feinheit in Empfindungen bemerkt einer weit besser, als ein anderer, das sittliche Gute und Böse, das Anständige und Geziemende und das Unanständige und Ungeziemende. Dies ist so ausgemacht, daß es uns nicht wenig befremdet, das Gegentheil hier angenommen zu sehen. Bey den Erklärungen von der Akroamatischen Philosophie und andern S. 8. und 9. darauf folgenden hätten wir auch noch manches zu erinnern, wenn wir weitläuftig seyn dürften. Wir glauben S. 21. mit dem Verf. nicht, daß Vollkommenheit und Schönheit in ganz verschie-

dene

dene Fächer gehören und sich widersprechen können. Auch stimmt dies nicht mit dem vorhergehenden Satze überein: In dem Objekte, was gefallen soll, muß im Ganzen keine Unvollkommenheit, als solche, sinnlich seyn.„ Ueberhaupt sind hier des Verf. Gedanken übel zusammenhängend und undeutlich. Der geschikte Porträtmahler möchte sich nach dem S. 23. befindlichen Ausspruch, wohl nicht gerne von den schönen Künstlern ausschliessen lassen. Die Gabe genau zu treffen, verschaft dem Zuschauer allerdings ein grosses Vergnügen, und bringt uns von der Einbildungskraft des Künstlers und der Kunst selbige richtig zu leiten, große Begriffe bey. S. 38. und 39. wird in der Abhandlung vom Großen und Erhabenen richtig angemerkt, daß, wenn das Große zu groß ist, um in seinem ganzen Umfange sinnlich übersehen zu werden, es dadurch in Absicht auf uns seine Größe verliere.

S. 39. Hätten wir aber gewünscht, daß er das, was er von der Schilderung übertrieben großer moralischer Gesinnungen sagt, genauer bestimmt und mehr auseinander gesezt hätte. Wir wissen, was die Verf. der Litt. Br. zum Behufe dieser Meynungen an verschiedenen Stellen für Gründe und Autoritäten beygebracht; die ihnen Hr. Riedel zum Theil nachschreibt, allein wir sind hierüber anderer Meynung. Wir glauben, es müsse dem Dichter sowohl als dem Künstler vergönnet seyn, uns ein Ideal eines möglichst vollkommenen Menschen zu geben. Selbiger hat nur dahin zu sehen, daß die Züge der Vollkommenheit, welche er seinem Helden beylegt, einzeln unter den Menschen gefunden werden. Dann kann ihm eben so wenig vorgeworfen werden, daß ein solcher Mensch nicht da seyn könne, als dem Mahler und Bildhauer, der die von vielen Menschen gesammleten einzelnen Schönheiten in eins vereinigt, gesagt

werden durfte, es könnte sich nicht ein solcher Mensch finden. Der Verf. sagt, daß, wenn die Tugend des Helden uns allzurein, der Heroismus zu groß und seine Thaten zu uneigennützig scheinen, wir niemals uns die Schuld geben, wenn wir sie nicht erreichen, sondern allemal dem Helden, und daß, weil wir innerlich die Unmöglichkeit eines solchen Charakters fühlen, dieser, so groß er auch ist, alle Würkung auf uns verliere. Dies geschieht erst dann, wenn dieser Held schlechterdings über die Menschheit erhaben ist, und folglich die ihm beygelegten Vollkommenheiten nicht einzeln gefunden werden. Ausser diesem Fall erregt ein so vollkommenes Muster eben so viel Bewunderung und Vergnügen, als ein schönes Ideal in andern Gemählden: und das Feuer, selbigen in seinen Handlungen nachzuahmen, wird eben so wenig dadurch gedämpft, als bey einem Künstler, der ein Meisterstück der Bildhauerkunst und Mahlerey betrachtet. Die Erfahrung lehret vielmehr, daß diejenigen menschlichen Handlungen, welche den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen und weiter zu gehen scheinen, als es bey Menschen möglich ist, das, was man Enthusiasmus und eine lobenswürdige Schwärmerey nennet, vorzüglich hervorbringen. Es wäre sehr leicht, dies durch Beyspiele aus der Geschichte, von der Tapferkeit, der Großmuth, der Gottesfurcht und von allen Tugenden zu beweisen. Nur muß der Dichter seinem sittlich großen Helden Anwandlungen zu Fehlern und Abirrungen lassen, weil diese von dem itzigen Zustand der Menschen durchaus nicht können getrennet werden.

S. 44. lesen wir: wenn mein Gefühl mich nicht trüget: so ist die Ewigkeit a parte ante an sich angenehmer, als die a parte post. In die Empfindung der leztern mischt sich zugleich unsere Erwartung

tung und diese bringt einen gewissen Zustand der Seele hervor, der nicht leicht zu befriedigen ist. Wenn es anders in so abgesonderten Begriffen eine entscheidende Empfindung giebt: so sollten wir fast das Gegentheil behaupten, daß nehmlich für einen zur Trägheit gebohrnen Menschen alles Vergangene etwas schmackloses hat, weil alles darinn bestimmt ist, und die Neigung durch seine Bemühungen einem Theil des Laufs der Dinge eine bestimmte angenehme Richtung zu geben, in Betrachtung des Vergangenen keine Nahrung findet.

S. 79. Ist uns die Erklärung von dem Unnatürlichen und Gezwungenen neu vorgekommen, wir zweifeln aber an ihrer Richtigkeit. Das Unnatürliche, sagt der Verf. betrift mehr die Ausbildung der Gegenstände; das Gezwungene die Ordnung und den Ausdruk der Gedanken. Nach dem, was der Verf. im Vorhergehenden aus den Lit. Br. angeführt, würden wir vielleicht sagen: das Unnatürliche betrift mehr die Beschaffenheit der Mittel, das Gezwungene hingegen die Art und Weise, wie durch sie der Endzwek erreicht wird. Man kann durch natürliche, oder unnatürliche Mittel seinen Endzwek gezwungen, oder ungezwungen erreichen. Die Erklärung vom Naiven S. 83. gefällt uns sehr, und heißt so: „Ein schöner, vielsagender, im höchsten Grade und bis zur Täuschung natürlicher Gedanke, mit einer anscheinenden Nachläßigkeit und edlen Einfalt sinnlich gemacht, heißt naiv.„ Das, was der Verf. über die Laune gesagt hat, nimmt sich vorzüglich durch verschiedene gute Gedanken und Bemerkungen aus. Sollte es aber daselbst mit Recht angenommen werden, daß das Bizarre und Unschikliche deswegen nicht allemal lächerlich oder belachenswerth sey? Das damit oft verknüpfte Wichtige und uns Inter-

 exiren-

eßirende macht zwar, daß die dadurch erregte Empfindung nicht herrschend wird; allein darum bleibt die Sache eben dieselbe. S. 146. erklärt sich der Verf. wider den von Batteux angenommenen höchsten Grundsaz der schönen Künste und Wissenschaften. Es ist wahr, daß Batteux sich oft künstlich herumdrehet, um die Anwendung davon richtig machen zu können; allein wir glauben, daß er dazu keine Kunst gebraucht hätte, wenn er die Sache immer aus dem rechten Gesichtspunkt angesehen hätte. Nach unserm Verf. soll die Erdichtung nebst der Nachahmung zur allgemeinen Quelle angenommen werden. Allein die selbst eigene Schöpfung, welche zur vierten Stufe der Kunst gemacht wird, indem Copie der Natur, Copie der schönen wirklichen Natur, Copie der idealischen Natur vorhergegangen sind, ist immer noch mit der Nachahmung der Natur verbunden: jede Erdichtung ist immer ein Inbegriff, wo nicht von großen und ganzen Stücken der Natur, dennoch von einzelnen zerstreuten Theilen, die man geschildert hat. Alles kömmt hier unsers Erachtens auf die Erklärung der Worte Natur und Nachahmung an, die einer engern und weitern Bedeutung fähig sind.

S. 157. Finden wir eine sehr schöne Erklärung von der Ueberraschung; allein um nicht weitläuftig zu werden, können wir sie nicht abschreiben. Die Abhandlung vom Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren enthält auch manche scharfsinnige Gedanken. Wenn der Verf. daselbst aber nicht mit Home einerley Meynung zu seyn glaubet; so ist dies wohl ein Misverständniß. Vielleicht hat sich Home nicht deutlich genug erkläret. Jedoch finden wir nichts widersprechendes in selbigem. Er sagt die Ueberraschung habe an sich keinen beständigen Charakter: und dies beweiset er in dem, was hier angeführt ist,

hin-

hinlänglich. Auch hat Home Recht, wenn er sagt, daß das Gefühl der Neuigkeit an sich allemal angenehm sey, wenn man gleich ebenfalls angenehme und unangenehme Neuigkeiten annimmt. Neuigkeiten sind nämlich ausser der Beziehung auf unser Wohl und Vergnügen selbst immer angenehm, auch selbst, wenn die Sache, welche sie ankündigen, an sich unangenehm ist. Daher lieset und hört man auch Nachrichten von schreklichen Unglüksfällen, die man gerne umänderte, mit Begierde und Vergnügen, wenn sie uns nur nicht betreffen. Ist die Nachricht von dieser Sache neu und zugleich überraschend: so entsteht daraus eine vermischte Empfindung des Vergnügens und Mißvergnügens; und in diesem Fall könnte man sagen, daß die Ueberraschung an sich mit einem gewissen Grad des Vergnügens verknüpft ist, woraus also fließt, daß wenn die Neuigkeit eine unangenehme Sache betrift, eine vermischte Bewegung, und wenn sie eine angenehme Sache betrift, eine gedoppelt angenehme Bewegung dadurch bewirkt wird. Hat die uns überraschende Neuigkeit aber eine Beziehung auf uns selbst: so verliert sich der Reiz des Neuen gänzlich und die Ueberraschung nimmt schlechterdings die Beschaffenheit der Sache selbst an und erhöht dieselbe. Wenn man Home lieset: so merkt man genug, daß diese Begriffe ihm vorgeschwebet haben; weil er sie aber nicht deutlich entwickelt und bestimmt hat: so hat unser Verf. Widersprüche darinn gefunden. Sollte nach S. 167. das wohl neu seyn, was uns, wenn wir es empfinden, von sich selbst eine lebhaftere Idee giebt, als wir vorher gehabt haben? Oder wollte der Verf. sagen, das Neue hätte die Eigenschaft, daß es diese lebhaftern Ideen erregte? So hat er sich aber nicht genau genug ausgedrükt.

S. 197. Heißt es in einer Anmerkung: Ich nenne hier mit Vergnügen das Lied eines Scalden, dessen Verfasser, wenn ich meinen Freunden glauben soll, der Herr von Gerstenberg ist. Uns dünkt es wider den Wohlstand zu seyn, wenn ein Schriftsteller ohne eine wichtigere Veranlassung von seinen Freunden spricht. In einer Gesellschaft liesse sich das sagen, in einer Schrifft scheint es affectirt.

Der Verf. hätte nicht Ursache, S. 253. dem Lord Kayms zu widersprechen, wenn dieser der Tugend nur Würde beygelegt. Wenn Gelehrsamkeit, Unerschrockenheit u. s. w. Würde haben: so ist die Tugend nicht davon zu trennen. Es thut nichts zur Sache, wenn unser Verf. sagt, daß sie nicht zu den eigentlichen Tugenden gehören. Auch stößt das Homens Erklärung nicht um, daß die Tugend oft unschiklich ist. In diesem Fall behält das Tugendhafte selbst seine Würde, und das Unschikliche ist ein davon zu trennender Fehler. In der Abhandlung über das Pathos, welche die stärkste unter allen ist, sagt der Verf. S. 259: „Die ersten Bewegungen unserer wollenden Kraft, von welchen man keinen weitern Grund angeben kann und in welche sich alle andre Begierden und Leidenschaften auflösen lassen, sind die Grundtriebe„ und darauf in der Anmerkung g) „In den meisten Fällen halte ich etwas deswegen für gut, weil ich es will: Ob eine dunkle Idee von dem Gutseyn des Objeckts vorhergegangen ist, weis ich nicht; und ein andrer wird es eben so wenig wissen; es sey denn, daß er die Kunst verstehe auch dasjenige zu empfinden, was er nicht empfindet. Alle unsere Begierden in Gedanken auflösen zu wollen, ist eine vergebliche Arbeit; und ich sorge sehr, daß das dunkle Gefühl, auf welche sich manche zulezt berufen, nichts anders, als der Grundtrieb selbst sey, der auch ohne vorhergegangene

Ideen

Ideen oft wirksam wird." Uns deucht doch, daß man die Sache genauer erklären könnte, und ob der Verf. gleich gesteht, er wisse außer den Grundtrieben (wobey man, wenn es so wenig, wie hier bestimmt ist, wenig denkt,) keine Ursache des Wollens anzugeben: so sagt er dennoch auf der folgenden 260 S. in der Anmerkung i): daß man die Ursache der Neigungen in der Beziehung des Gegenstandes auf den Instikt suchen müsse. Zum Theil stekt darinn allerdings die Ursache, in so fern nämlich, als man so etwas will, das zur Befriedigung eines körperlichen Triebes dienet. Denn wenn man etwas will, welches nicht eine Beziehung auf Instinkte hat: so liegt der Grund des Wollens in ganz andern Ursachen. Home sagt, die Natur des Menschen sey so eingerichtet, daß er bey Wahrnehmung gewisser äusserlicher Gegenstände sich sogleich eines Vergnügens oder Schmerzens bewußt sey. Er führt z. B. einen fliessenden Bach, eine sanft gedähnte Fläche, einen Eichbaum, der seine Zweige ausbreitet und mehrers an. Sind äusserliche Gegenstände so beschaffen, daß sie auf unsre Sinne einen angenehmen Eindruk machen: so fließt hieraus sogleich die Neigung das damit verknüpfte Vergnügen oft oder lange zu geniessen. Hier ist also der Grund des Wollens leicht zu entdecken. Der Bau unserer sinnlichen Werkzeuge so wohl, als die wesentliche Beschaffenheit der Sache bestimmen hier bloß das Verhältniß, das sie auf einander haben und das Wohlgefallen oder Misfallen und die also darauf entstehende Neigung oder Abneigung. Schwerer ist es zu sagen, was es der Natur bey Bemerkung eines zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienenden Gegenstandes ursprünglich ansage, daß eben dieß der ihm dienliche Gegenstand sey. Sollte dieß nicht so aufzulösen seyn? Bey Menschen, welche nicht

in einer gänzlichen Einsamkeit leben, und andre um sich haben, entsteht die Kenntniß solcher Gegenstände durch Unterricht und Beyspiele. Wie aber, wenn ein Kind ganz einsam aufwächst? Wie lernt dieß die Gegenstände kennen, die seinen Trieben entsprechen? Sollte der Schöpfer diesen Gegenständen vielleicht einen vorzüglichen Reiz für die Sinne gegeben haben, der den Menschen bewegt den Gegenstand kennen zu lernen und mancherley Versuche damit zu machen, bey welchen er unvermerkt spürt, daß seine instinktartigen Triebe auf eine oder die andere Art befriediget werden? Oder bediente sich der Schöpfer nur der Neubegierde, um mit allen vorkommenden Dingen so lange Versuche zu machen, bis man die rechten anträfe, und zugleich sie so brauchte, daß sie unsern Trieben entsprächen? Uns deucht, lezteres sey von solchen Dingen anzunehmen, die für unsere Bedürfnisse am wenigsten nothwendig sind, und ersteres von denen, welche am unentbehrlichsten sind. Die Kenntniß der leztern befördert auch zugleich die mechanische Einrichtung des Körpers, der zu gehöriger Zeit z. B. den Hunger und die Leibestriebe, auch selbst, wenn kein Gegenstand dazu vorhanden ist, rege werden läßt. Ist die erste Kenntniß erst da: so sieht man leicht, wie sich zu dem Triebe des Körpers das Wollen der Seele gesellen könne; und dieses Wollen, däucht uns, sezt, wie bey allen Arten des Wollens in sittlichen Handlungen, einen Schluß voraus. Dieser ist zwiefach und lautet so: ich weis aus der Erfahrung, daß etwas Vergnügen macht: und so will ich es; oder ich kenne es als gut: und so will ich es. Weil das Gute und das Angenehme von den Metaphysikern nicht genug unterschieden ist: so sind daher alle die bekannten Streitigkeiten über diese Materie entstanden. Der Schluß: Es ist gut, wird nicht immer

vor

vor dem wirklichen Wollen und Vollbringen gemacht. Unsers Verf. Satz: „in den meisten Fällen halte ich deswegen etwas für gut, weil ich es will„ gehört gar nicht hieher. Denn hier ist eben von dem die Rede, was das Wollen hervorbringt. Wird dieß durch die Vorstellung des Angenehmen bewirkt, und man will sich dennoch nicht entschliessen, diesem Wollen ein Genüge zu thun, bis es ausgemacht ist, daß es auch gut sey: so wird freylich die Ueberlegung oft eine gefällige Dienerin der Neigungen und dann heißt es: ich halte es für Gut, weil ich es will; ob wir gleich uns selbst dieses nicht gestehen. S. 264. hätten wir gewünscht, daß der Verf. bey Gelegenheit der gesellschaftlichen Leidenschaften das, was für und wider eine reine oder gänzlich uneigennützige Liebe gesagt ist, kurz mitgenommen und berichtiget hätte. Nicht die Zurükhaltung der Freude, sondern die Mäßigung der Freude, wenn nämlich nach S. 282. zwischen der Erhabenheit und der Menschheit von der Weisheit das Mittel getroffen wird, hat Würde. Siehe S. 276. S. 304. sagt der Verf. Herr Curtius giebt von der Bemerkung des Aristoteles (hier ist von den Ursachen des Vergnügens, so die Nachahmung verschaft, die Rede) einen Grund an, der philosophischer aussieht, als er ist. Das deucht uns nicht. Ist es nicht wirklich philosophisch, wenn selbiger mit dem Cicero sagt, daß die Erkenntniß der Wahrheit Lust, und die Erkenntniß des Falschen Eckel gebieret, und daß die Bemerkung, der Künstler habe richtig getroffen, uns daher Vergnügen mache? Herr Lessing nimmt freylich in seinem Laokoon das Häßliche, das Eckelhafte und Gräßliche von den Bewegungen aus, die in der Natur unangenehm sind, und denn gefallen, wenn sie von den bildenden Künstler geschikt nachgeahmt werden; allein er würde, glauben wir, es zugeben, daß so lan-

lange als das Vergnügen, welches aus der Bemerkung der wohlgetroffenen Nachahmung entsteht, verhältnißweise größer ist, als die Häßlichkeit der nachgeahmten Sache, auch häßliche Gegenstände zum Vergnügen geschildert werden können. Manche hogardische, und niederländische Gemählde lehren dieß auch durch die Erfahrung. S. 307. führt der Verf. unter den Ursachen, warum uns das in der Nachahmung oft gefällt, was in der Natur unangenehm wäre, auch dieß an: „Wir überlassen uns (bey einem Kunstwerk) ganz der Empfindung; diese füllt uns so sehr, daß wir keine Zeit gewinnen können, über Dinge nachzudenken, und uns zu bekümmern, die ohnehin nur erdichtet sind.„ Auch bey wirklichen Bekümmernissen füllt uns die Empfindung oft völlig genug. Darin stekt es nicht. Die Handlung, welche uns bey Erdichtungen beschäftigt, ist vielmehr so voll und im Fortschreiten so zusammen gedrängt, daß kein Zwischenraum der Zeit zum Nachdenken erfolgt, als bis sie geendigt ist; nach dem Ende erkennt man aber gleich den Betrug der Erdichtung, und das Leiden verschwindet. Der Zusatz: „die ohnehin nur erdichtet sind.„ ist auch unrichtig. Die Stärke der Illusion verhindert den Gedanken, daß es erdichtet ist. Daher giebt es auch ja Beyspiele genug, daß die Täuschung gewisse Leidenschaften in einer solchen Stärke erregt, daß der Mangel des Bewußtseyns der Erdichtung alle die Zufälle hervorbringt, welche die wirklichen Begebenheiten zu veranlassen pflegen. Bey der Erklärung der Ursachen, warum die Erinnerung gewisser Leiden nachher angenehm und gewisser anderer Leiden unangenehm ist, trifft der Verf. S. 311. nicht die wahren Ursachen. Von einem Leiden, das wir über den Verlust eines uns theuren Gutes empfunden haben, z. E. eines Kindes, eines Freundes

und dergleichen ist die Zurückerinnerung immer bitter und unangenehm, von einem Leiden, das ein überstandner Schmerz, oder ein wirkliches Uebel, z. B. Gefangenschaft, Krieg u. s. w. erregt hat, ist aber die Erinnerung angenehm. Wenn Home S. 312 glaubt, daß die ergötzende oder verdrießliche Natur der Leidenschaften auch in ihren Merkmaalen immer sichtbar ist: so dürfen wir ihm nicht widersprechen. Sobald die Merkmaale unangenehm sind: so gränzen die Leidenschaften nach dem Maaß, als ihre Merkmaale unangenehm sind, selbst an Eckel, Verwirrung und Unsinn. Auch rührt das Unangenehme für den Zuschauer oft von dessen feinerm Geschmak her. Das, was ihm unangenehm ist, kann für einen Andern, der mit der empfindenden Person von gleichem Geschmak ist, ein angenehmer und belustigender Anblik seyn. Widrige Bewegungen äussern sich auch nie, wie der V. meynt, durch angenehme Merkmaale. Ein erhabnes Subjekt wird uns oft bey widrigen Bewegungen ein angenehmer Gegenstand; allein nicht, weil die Merkmaale der widrigen Bewegungen an sich angenehm sind, sondern weil die Betrachtung, er zeige nur wenig von seinen widrigen Bewegungen durch äusserliche Merkmaale, uns Hochachtung und Bewunderung für dessen erhabne Seele einflößt, und uns so Vergnügen verschaft. S. 339. scheint der Verf. dem, was für die poetische Gerechtigkeit gesagt wird, schlechthin beyzupflichten. Ueberhaupt geht er zu leicht über diese Materie hin. Es verdient hierüber besonders die vortrefliche Abhandlung Richardsons, welche seiner Clarissa in den letztern englischen Ausgaben, angefügt ist, gelesen zu werden. S. 372. sagt der Verf., die Idee des Ganzen müsse dunkel werden, wenn der Dichter sich mit der Ausmahlung körperlicher Gegenstände befaßt und die Theile eines Ganzen, wie in

einem Verzeichniß aufeinander folgen läßt, die ihrer Natur nach neben einander stehen und auf einmal gedacht werden sollten. „Der Verf. hätte hier das erinnern sollen, was S. 374 steht, es sey denn, daß er die Kunst wisse, Ruhe in Bewegung, Körper in Handlung, und zugleich seyende Dinge in Successionen zu verwandeln. Die Mühe, welche der Leser dann braucht, die Bilder zurecht zu setzen, wird er, wie der Verf. meynt, dann nicht bereuen. Die Homerische Kunst auf eine solche Weise zu mahlen, ist bekannt. Unser Verf. hat sich bey dieser Stelle dessen nicht erinnert, was er S. 29 in der Anmerkung o, von Lessing angeführt hat. Auch erlaubt er S. 30 selbst, was er hier nicht verstatten will, daß es zuweilen der einen Kunst erlaubt sey, einen kleinen Eingriff in die Rechte der andern zu thun. S. 374 ist das, was im dritten Absatz zur Regel gemacht wird, daß nämlich in solchen Künsten, deren Nachahmung permanent ist, die körperliche Schönheit das höchste Augenmerk des Artisten seyn müsse, nach dem, was wir schon von der Nachahmung unangenehmer Gegenstände gesagt haben, einzuschränken. Ebendaselbst wird ohne Grund viertens behauptet, daß nichts in den Plan des bildenden Künstlers kommen dürfe, was sich in allen Momenten abändert, nach Lessings Ausspruch: „der einzige Augenblik, welcher durch die Kunst eine unveränderliche Dauer erhält, muß nichts ausdrücken, was sich nicht anders, als transitorisch gedenken läßt.„ Lessing hat in diesem Ausspruche Recht; der V. hat ihn aber nicht verstanden, und aus unrichtiger Erklärung desselben eine unrichtige Regel hergeleitet. Das, was nach Lessing, sich nicht anders, als transitorisch gedenken läßt, ist das, was man nicht sehen will, als in so fern es in einem Augenblik wieder verschwindet, und das ist das äusserste des Affects, wie er sich dar-

über

über S. 26. 27. erklärt, wo er zugleich bey Gelegenheit dessen, was von den Gemählden des Timomachus gesagt wird, das Gegentheil von der vierten Regel des Verf. beweiset. Die 21ste Abhandlung vom Genie und Geschmak ist die lezte, und enthält sehr viel Gutes. Die gleich im Anfang stehende Erklärung des Worts Genie heißt so: „das Wort Genie zeigt überhaupt das Resultat der menschlichen Vollkommenheiten an, wie fern sie sich alle in den denkenden Kräften concentriren und dort am meisten thätig beweisen.„ Hätte hier nicht anstatt denkenden Kräften, allen oder gewissen Seelenkräften stehen sollen? Sonst würden weder viele Künstler, die durch ihre Einbildungskraft Genies werden, noch allgemeine Genies unter dieser Erklärung begriffen seyn.

Wir sind bey Beurtheilung dieses Werks weitläuftiger geworden, als wir es uns sonsten erlauben. Ein Lehrbuch, welches wahrscheinlicher Weise häufig zum Unterricht gelesen und bey Vorlesungen zum Grunde gelegt werden dürfte, und also auf die Bildung der Begriffe gar vieler Menschen einen großen Einfluß haben muß, scheint es aber vor andern zu verdienen, daß man den Verf. auf das aufmerksam mache, was darin zu ändern wäre.

Wir haben von Herrn Riedel nicht in dem enthusiastisch-lobenden Ton gesprochen, mit dem verschiedene Leute von ihm sprechen, und ihn als eines der vornehmsten Genies unserer Nation, ankündigen. Uns scheint er eine gute Anlage zu haben, von der wir wünschten, daß sie durch Fleiß, Nachdenken und Ueberlegung vollkommner gemacht würde. Flüchtig hingeschriebene Schriften, an denen der Verf., wenn sie kaum fertig sind, allerley auszusetzen findet, möchten daran mehr verderben als bessern. Zumal wenn Herr R. endlich dem Lobe seiner Schmeichler Gehör

ge-

geben, und in der Critik seiner Schriften, (mit der es ihm ohnedem nicht rechter Ernst zu seyn scheinet) nachlässiger werden solte.

Nun noch etwas, das die Sprachlehre betrifft. Von der Rechtschreibung müssen wir noch hinzusetzen, daß sie das nicht zu billigende Besondere habe, daß diejenigen zusammengesetzten Hauptwörter, welche aus zwey Hauptwörtern bestehen, zwar als ein Wort, aber mit 2 großen Buchstaben geschrieben werden, z. B. VernunftSchlüsse. Wozu dient diese Neuerung? Auch hätte Portrait sehr gut mit einem á geschrieben werden können. Der Verf. schreibt Simplicität mit ät, warum nicht auch Naivität, welchem er, den Accent ausgenommen, gänzlich die französische Gestalt läßt? Unter den fremden Wörtern ist Produckt bis zum Eckel häufig gebraucht. Was wird in guten Schriftstellern wohl nicht so gebraucht, daß es sich auf ein vorhergegangenes Hauptwort beziehe. Z. B. Ein Kind, was S. 168. und an mehreren Stellen. Groß hat bey dem Verf. ebendas. ein s, da es doch, wenn ein Geschlechtswort davor steht, nicht grose, sondern große heißt. Fremde, niedrige, comische oder sonst zu einem Lehrbuch übel passende Ausdrücke, deren es viele giebt, mögen wir nicht anführen. Der Verf. wird auch ohne das darauf aufmerksam seyn. Wiefern (quatenus) steht oft unrecht anstatt: wenn, da, da nämlich. Z. E. S. 290. und 292. Seite 294. finden wir, es gereuet dem Ajax, anstatt den. Patherisch austhun ist ohne Zweifel S. 321. ein Drukfehler.

D.

XXX.

Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht. 1764, 102 Seiten in 8.

Wilhelmine, ein prosaïsch komisches Gedicht. Zweyte Auflage. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich. 1766. 106 Seiten in 8.

Wilhelmine — von Moritz Aug. von Thümmel. Leipzig ebendaselbst 1768. 132 S. in 8. mit verschiedenen eingedrukten Kupferstichen.

Wilhelmine, Poëme heroi-comique traduit de l'Allemand de M. *de Thümmel* par Mr. *Huber*, à Leipzig, chez Weidemann et Reich.

Die wiederholten Auflagen zeigen, daß dieses sehr schöne Gedicht in jedermanns Händen ist, und es verdient den Beyfall, den es seit der ersten Erscheinung erhalten hat. Ursachen, die mehrere Recensionen in der Allg. D. Bibl. zurük gehalten haben, haben auch verursacht, daß die Wilhelmine erst bey der dritten Auflage von uns angezeigt worden. Es würde also unnöthig seyn, itzt den Inhalt eines Werks erst bekannt machen zu wollen, dessen Werth schon seit geraumer Zeit bekannt ist. Der naive Ton und die feine Satire hat diesem Werke den allgemeinen Beyfall erworben, durch den es den besten Werken unserer Nation beygesellet wird.

Die zweyte Auflage hat nebst einigen Vignetten, mit denen sie gezieret ist, verschiedene Verbesserungen des Verf. voraus. Die hauptsächlichste ist, daß an-

 statt,

statt, da der Verf. dem Pfarter Sebaldus D. M. Luthern nebst dem Amor im Traum erscheinen ließ, er nunmehr dafür den Amor allein gewählet hat. Wir gehören gewiß nicht zu denjenigen, die dem V. die Erdichtung von D. Luthern verdacht haben; wir finden nichts natürlicher, als daß ein alter Dorfpfarter von D. Luthern träumet. D. Luther ist übrigens ein Gelehrter, wie andere, dessen wahren Verdiensten es nichts schaden kann, wenn sein Nahme einmal im Scherze, und zwar in einem so feinem Scherzgedichte, erwähnet wird. Inzwischen, die Behutsamkeit des V. auch keinen Schwachen ärgern zu wollen, macht ihm Ehre. Diese Veränderung ist übrigens mit einiger Veränderung im Plane eingeschaltet, indem der gedachte Traum aus dem zweyten in den ersten Gesang gekommen, und dafür die meisterhafte Beschreibung des Puppenspiels, aus dem ersten in den zweyten Gesang gekommen.

In der dritten Auflage haben wir eben keine besondere Veränderungen wahrgenommen, sie ist aber mit sehr schönen Kupferstichen von Stock und von Geyser, nach Zeichnungen des Herrn Prof. Oesers, gezieret. Die von Geyser haben uns besonders gefallen, das schönste ist S. 38. Bey Gelegenheit dieser niedlichen Verzierungen, hat der Verf. eine artige Vorrede gemacht. Er verdenkt es seiner Wilhelmine, „daß sie, als itzige Frau Pastorin, mit ihren Kleidern noch so oft ändert, als da sie am Hofe war, „und von jeder Leipziger Messe wenigstens, mit einem „Jüpon versehen wird, daß sie Spitzen trage, die „mehr kosten, als die Pfarre ihres Mannes in vielen „Jahren kaum einträgt, u. s. w. Er versichert sie, „daß sie ihn dadurch in eine gewisse Verlegenheit „bringe, da jedermann wisse, daß er einige Freundschaft für sie habe, und gern ihre Aufführung zu ent-

„schul-

„schuldigen suche, wo es nur möglich ist.„ Wir befinden uns im gleichem Falle; wir sind der schönen Wilhelmine herzlich gut, aber wir bemerken auch, obgleich selten, eine Neigung zum Putz an ihr, die wir fast Flitterstaat nennen möchten, und den ein so niedliches Mädgen, durch ihre natürliche Reitze, ohnedem des Sieges über unsere Herzen gewiß, gar nicht lieben solte. Dies setzt aus Freundschaft für sie wirklich in Verlegenheit.

Wir rechnen dahin z. B. S. 50. die Anrede Wilhelminens an den Pastor: Myracen, wenn die Göttin der Cabale, auf den feuchten balsamischen Wolken des dampfenden Thees, nachdenkend an den kostbaren Plafonds herumziehet, und ihre Anbeter ermuntert. Dahin rechnen wir z. B. das durchwässerte Herz, (des Hofmarschalls, der Ptisane getrunken,) den mathematischen Furier, (der die Tafel decket und anordnet. Einen schwarzen Dämon, der eine arme geraubte Najade in den schwarzen Abgrund herunterstürzte, daß ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Kirche ein unbekanntes Grabmahl bedeckte, (einen Schornsteinfeger, der einen Eimer Wasser in den Küchenschorstein goß) u. d. mehr. Aber wie es nun freylich mit den sehr schönen Mädgen gehet, alles stehet ihnen gut, selbst was andere verstellen würde.

Wir haben noch ein Wort von der französischen Uebersetzung zu sagen. Sie ist von Herrn Huber: dieser Nahme ist allein schon Bürge, daß sie gut ist. Herr H. befürchtet zwar, daß der Herr Pastor sehr fremd scheinen werde, nicht allein, weil er als ein Priester heirathet, sondern weil er in Gesellschaft, und sonderlich beym Frauenzimmer, sich so ängstlich gebärdet, sich so links anstellt. „Je ne me rapelle pas, sagt „er, qu'en France ou le clergé a tant de fron-

 „deurs,

„deurs, on ait jamais fait ces reproches aux gens „d'eglise pas même sezt er schlau hinzu, pas même aux Religieux.„

Herr H. tadelt noch an seinem Verfasser die allzuhäufigen Gleichnisse, die, sagt er, trop dans le goût des comparaisons à longue queue d'Homere sind. Wir vergeben dies Hn. Huber, denn wenn man für die Franzosen schreibt, so gehört es vielleicht zum bon ton vom Homer verächtlich zu sprechen. Uns auch gefallen einige Gleichnisse in der Wilhelmine nicht ganz, z. B. vom Nachtvogel, S. 22. Wir appelliren an den Geschmak des Hn. v. T. selbst, ob er dergleichen Gleichnisse für Homerisch halte, und wir haben in der Wilhelmine mehr als ein Gleichniß à longue queue, wie sie Hr. H. zu nennen beliebte, gefunden, das ganz meisterhaft ist, in dem wir nicht das geringste abkürzen möchten, z. E. S. 41. das sehr ausführliche aber ganz vortrefliche Gleichniß, von dem Mädgen, das einer Mahlerschule Modell stehet.

Noch müssen wir erinnern, daß bey dieser Uebersetzung auch die Kupferstiche der dritten Auflage befindlich sind. Aber sie sind ausgestochen, und haben allen Geist verlohren. Es verdrießt uns, daß man den Franzosen, die gewohnt sind, schöne Kupferstiche oder lieber gar keine zu sehen, solche Stücke vorlegt, die ihnen von der Fähigkeit unserer Künstler, ohne derselben Schuld, nicht einen vortheilhaften Begriff beybringen werden.

G.

XXXI.

Cortes, von Friedrich Wilhelm Zachariä, Erster Band, Braunschweig, in Commißion der Waisenhausbuchhandlung, 1766. 14 B. 8. ohne Vorrede.

Der Verfasser, welcher in mehrern Gattungen, schon seit geraumer Zeit, als einer von unsern besten Poeten bekannt ist, hat sich nun in diesem Gedichte, wovon uns gegenwärtiger Band vier Gesänge liefert, auch an die ernsthafte Epopee gewagt.

Diejenigen Regeln des Heldengedichts, die unmittelbar aus der Natur desselben fliessen, als die Wichtigkeit des Helden, das Interesse, die Einheit und die Dauer der Handlung, die Wahl und geschikte Vertheilung der Episoden, welche die Einförmigkeit unterbrechen, ohne den Faden der Geschichte zu zerreissen, u. s. w.; diese Regeln, sage ich, bleiben unveränderlich, und müssen von jedem befolgt werden, der ein erzählendes Gedicht von einigem Umfange unternimmt. Wollen wir hier nicht auf Muster, nicht auf festgesezte Begriffe sehen, so könnte ein solches Gedicht nicht allein des Wunderbaren entbehren, sondern, so wie es bürgerliche Trauerspiele giebt, könnte man selbst in Versen, bürgerliche Heldengedichte machen, wo blos das Interesse der Menschheit und die Wichtigkeit der Situationen die Leser fesselte. — Allein, was ist die Homerische Epopee? — Ein Gedicht, aus der Historie des Volks, und aus einem merkwürdigen Zeitpunkte derselben genommen, voll eines Wunderbaren, welches Fabellehre und Traditionen mit so viel Mannigfaltigkeit ausschmükten, eine

eine Geschichte griechischer Helden, und zwar der größten, welche sie gehabt hatten, eine Schilderung griechischer Gesinnungen, griechischer Sitten und Gebräuche, eine Sammlung, wenn ich so sagen soll, einheimischer Kenntnisse, mit einem Wort ein Nationalbuch, das neben der innern Vortreflichkeit, alle diese Vorzüge, um für die Nation doppelt interessant zu werden, besaß. Fast das Nehmliche läßt sich, mit den gehörigen Einschränkungen, auch von der Aeneide behaupten. Ueberdieß kann man annehmen, daß der Mangel des Wunderbaren oder der Maschinen ein wirklicher Mangel sey. Es ist also die Frage, was ein neuerer Dichter zu thun hat, der den epischen Lorbeerkranz zu erwerben strebt? — Wir können hier unmöglich so weitläuftig seyn, als die Materie reich ist, und was wir bereits gesagt haben, und noch kürzlich hinzusetzen, ist mehr hingeworfen, als ausgeführt. Auch wird man die Folgen von selbst herleiten können. Wir wollen also blos den Unterschied anmerken, von dem wir bereits einen Wink gegeben haben. Nehmlich ein episches Gedicht kann vielleicht ohne das Interesse der Nation, noch so unterhaltend, und auch ohne das Wunderbare so hinreissend seyn, daß wir beydes dem Dichter schenken. Für neu wird man diese Anmerkung nicht erklären; allein wir möchten sie noch weiter ausdehnen, theils in Ansehung des bürgerlichen Heldengedichts, wie wir es genennt haben, theils in Ansehung solcher heroischen Handlungen, an denen wir keinen besondern und eigenthümlichen Antheil nehmen, endlich in Beurtheilung dieser Dichtungsart, die man nicht blos nach den Mustern der Alten bestimmen sollte. — Zwar behält ein Gedicht, wie die Iliade, allemal auch in diesem Stücke den Vorzug, und wer sieht nicht, daß der Meßias mit dem Wunderbaren seinen größten Reiz

verlieren würde? — Der epischen Dichter sind, aus sehr begreiflichen Ursachen, nur wenige; derjenige

cui mens diuinior, atque os
Magna sonaturum,

suche einen Helden, eine Handlung, ein Wunderbares, welche ihm alle Vortheile, alles Interesse, alle Gelegenheit zu großen Schilderungen, zu wichtigen Situationen darbieten. — Doch wir wollen uns zum Cortes wenden.

Es sind dem Verfasser bereits verschiedene Einwürfe vor dem Druk gemacht worden, darüber er sich in der Vorrede erklärt. Er hat einen Helden gewählt, dem man, wie er selbst sagt, so viel Grausamkeiten zur Last legen kann, und nicht allein dieß; er giebt ihm den Beystand der Gottheit und die Hülfe der Schuzgeister, Meriko zu verwüsten, und daselbst die wahre Religion einzuführen. — Hierauf antwortet der Verf. daß der Held einer Epopee nicht nothwendig ganz vollkommen seyn müsse, und dies wird man ihm zwar einräumen; aber er wird doch ebenfalls gestehen, daß wir den Helden nicht verabscheuen, daß wir uns für ihn intereßiren sollen. Wir geben also dem Verf. nicht allein aus guten Gründen den Rath, den Charakter des Cortes in den folgenden Gesängen in so weit zu veredeln, daß er ihm keine der unmenschlichen Grausamkeiten beymißt, die wir von den Spaniern wissen, sondern, unsre wahre Meynung zu sagen, pflichten wir auch denjenigen Kennern bey, welche besonders diesen Grund wider die Wahl des Subjekts anführen, daß wir aus der Geschichte zu sehr mit den Bewegungsgründen und den unerhörten Grausamkeiten der Spanier bekannt sind, als daß die Vorstellung unsers Dichters davon gefallen könnte. Hierbey schiene uns, wenn es einmal Cortes seyn sollte,

te, noch folgender Ausweg gewesen zu seyn. Ob wir, gleich dem, was der Verf. von den Maschinen sagt, die einem heutigen Poeten brauchbar sind, meistentheils beypflichten, so dünkt uns doch, daß er aus eben angeführten Ursachen besser gethan haben würde, sie in gegenwärtigem Gedichte wegzulassen, und also, den Plan in etwas geändert, ein episches Gedicht, wie wir es eben beschrieben haben, zu machen, das noch immer höchst interessant, wie auch die gegenwärtige Probe zeigt, hätte werden können.

In der That, die Schilderung von den Sitten der Wilden, ihre Begriffe von den Europäern, die sie Anfangs für Göttersöhne halten, die Kühnheit der Unternehmung, der Kontrast zwischen beyden Völkern, alles dies ist ein sehr guter Stoff für die Poesie; und wir müssen gestehen, daß sich unser Verf. desselben bisher glüklich bedient habe. — „Das Schwerste, sagt Klopstock, für den Verfasser und Beurtheiler jedes größern Gedichts ist der Grundriß des Ganzen.“ Wir setzen hinzu, unmöglich ist diese Beurtheilung, wenn man vier Gesänge vor sich hat, von einem Gedichte, das vier und zwanzig enthalten soll, und wollen uns also darüber izt in keine Untersuchung einlassen. Auch einen eigentlichen Auszug aus diesen wenigen Gesängen zu machen, halten wir überflüßig; denn wer wird sie nicht längst schon gelesen haben, oder wenn er sie erst kennen lernt, noch lesen? Aus dem ersten Gesange, wo sich der Kayser Motezuma berathschlagt, was mit den Spaniern, die unter Anführung des Cortes in Mexiko waren, zu machen sey, wollen wir folgende Stelle abschreiben, die man nicht ohne Vergnügen lesen wird. Motezuma spricht: (S. 16.)

Denn sind dieß Menschen blos? Welch eine Kunst
Hat sie gelehrt, des Himmels Wetterstrahl

In Röhre fassen? wer gab ihrer Hand
Das Mörderschwerdt, zweyschneidig, spiegelhell,
Das ganze Glieder von dem Körper trennt,
Und tiefre Wunden schneidet, als das Schwerdt,
Von unserm Kieselstein, so hart er ist.
Und welch ein Ungeheur des Orients
Ist dieses Thier, das sie zum Streite trägt,
An den Metallen käut, und wie es scheint,
Davon sich nährt? Wie schießt es Dampf und Glut
Aus seiner Nase! wie fliegt es davon,
Dem Blitze gleich, und wie gehorsam doch
Ist dieses Ungeheuer ihrem Wink!
Sind dieses Sterbliche? Wer hat jemals
Von unserm Volk ein weiß Gesicht gesehn?
Sinds also Götter von dem Aufgang her,
Sinds Söhne der Unsterblichen, die auch
Unsterblich sind, wie sie: was quält sich denn
Mit dem Gedanken, länger noch mein Geist,
Sie zu verderben!

Diese Probe, welche wir einigen Lesern schuldig waren, zeigt auch das Silbenmaaß des Gedichts, welches wir zwar dem Hexameter nicht an die Seite setzen, das aber doch seine Annehmlichkeiten und Vortheile, obschon nicht die Feyerlichkeit des Homerischen Verses hat. — Wenn kurz darauf Gatumozin sagt: (S. 23.)

und daß ihr Antlitz weiß,
Weiß, wie das Antlitz eines Todten ist;

So ist dies wohl eine kleine Uebereilung des Dichters. Der zweyte Gesang, wo Abramelech, der in Mexiko, einen Altar hatte, in die Hölle kömmt, sich mit Satan entzweyt, und nach der Aussöhnung wieder in sein Reich eilt, ist erstlich ohne allen Zweck, wenigstens nicht genug motivirt, indem keine Berath-

schlagung geschiehet; (denn was ihm Satan räth, die Christen ermorden zu lassen, konnte er so schon wissen, und wollte es ohnedies;) und denn muß diese Schilderung allemal gegen die vortrefliche Berathschlagung der Hölle im zweyten Gesange der Meßiade verlieren. Ein neuer Grund, in unsrer Sprache nicht so gar eilig eine wirkliche Epopee zu unternehmen! — Im dritten Gesange geben die Gesinnungen der Almeria und die Liebe des Gusmann zu artigen Situationen Anlaß. Die Beschreibung ihrer Gestalt und der Empfindungen des Gusmann, wie er sie erblickte, wie auch das Lied, welches der Prinzeßinn gesungen wird, haben wir mehr, als einmal mit Vergnügen gelesen.

Ueberhaupt fehlt es nicht an einzelnen Schönheiten; man weis, daß unserm Verf. diese nicht selten glücken. Allein von dem ganzen Plane, selbst von den Charakteren etwas zu sagen, ehe wir ein größers Ganze vor uns sehen, haben wir uns bereits aus wichtigen Gründen untersagt.

P.

XXXII.

Laokoon, oder über die Gränzen der Mahlerey und der Poesie mit beyläuftigen Erläuterungen verschiedener Punkte der Alten Kunstgeschichte, von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Voß. 1766. 298 S. in gros 8.

Mit der Gesinnung, mit der ein Mann der weder ein Künstler noch Kunstrichter ist, vor eine Statue tritt nicht um neue Schönheiten zu entdecken, noch neue Grundsätze herauszu-

zie-

ziehen, sondern nur das auch vor seinen Theil zu empfinden, was andere Leute von gutem Gefühl vor ihm empfunden haben; nicht um erzählen zu können, was er gesehen hat, sondern um sich mit dem Anblik zu sättigen, und wenn es möglich ist gedankenreicher wegzugehn als er gekommen war, in der Verfassung lese ich izt den Laokoon. Das Buch ist so längst bekannt, gelobt, bewundert, beurtheilt, getadelt worden, daß eine Kritik, die blos bekannt machen sollte, viel zu spät käme, und die Stimme einer einzelnen Person bey einem Werk, das schon das Urtheil der Nation ausgehalten hat, in keine Betrachtung mehr kommt. Noch vor kurzem hat ein Mann von Tiefsinn und Gelehrsamkeit über dieses Werk ein neues geschrieben. Man kann also nicht erwarten, daß auch für den denkenden Kopf viel Seiten übrig gelassen sind, von denen diese Gegenstände sich betrachten liessen. Aber das ist noch vielleicht übrig, der Reihe der Leßingischen Ideen unverwandt nachzugehen; sie so wie sie sich in seinem Kopf entwickelt haben: (denn in der That ist sein Buch mehr eine Geschichte seiner Meditation, als das bloße Resultat derselben) sich auch in seinem entwickeln zu lassen; blos den Faden, wenn er, um durch angenehmere Wege zu führen, Krümmungen macht, abzukürzen und grader zu leiten; so durch die Uebersehung des ganzen Weges die einzeln Abweichungen zu berichtigen, und wenn es möglich ist, anstatt Irrthümer aufzusuchen, die zu den einzelnen Stellen Anlaß geben könnten, durch den Zusammenhang des Ganzen zu widerlegen.

Keine Werke sind so fähig uns über die Art der Operationen der menschlichen Seele aufzuklären, als die, wo uns nicht die Ideen, nachdem sie hervorgebracht, und in ein gewisses vollständig scheinendes Gebäude geordnet worden, blos gezeigt werden, sondern

dern wo wir sie selbst hervorbringen sehen. Fast jeder Mensch, der selbst denkt, muß eine Erfahrung bey sich gemacht haben, die wie mich deucht, auch die Werke unsers Verfassers bestätigen. Es giebt eine gewisse Veränderlichkeit der Meynungen, eine Art von Widersprüchen, daren nur ein solcher Kopf fähig ist. „Wenn man das Vergnügen zu denken einmal genossen hat; wenn man im Stande ist es sich zu verschaffen: so ist man immer bereitwilliger eine neue Reihe von Reflexionen anzufangen als sich seiner alten wieder zu erinnern. Ohne daran zu denken wo uns diese Reihe hinführen könnte, überlassen wir uns blos dem Hange und der Beugung die unsre Ideen nahmen. Kommen wir an demselben Ziel an, wo wir ehemals auf einem andern Wege, von einer andern Seite hintrafen: Gut, wir freuen uns unsre ehemaligen Meynungen als alte Freunde unvermuthet wieder zu finden, und empfangen sie mit desto brünstigerer Zuneigung. — Aber wir suchen sie nicht auf; wir sind nicht zum voraus schon vorbereitet, keine andre Ideen aufzunehmen, als die sich zu denselben passen, wir sind nicht unzufrieden, wenn wir die Wahrheit in einer andern Gestalt wider treffen, als in der sie sich uns ehemals darbot. Um auf dem Wege des Raisonnements gleichförmig fortzugehen ist nothwendig, sich schon das Ziel wo man hindenkt, vorgesteckt zu haben; es immer im Gesicht zu behalten und seine ganze Ideen dahin zu lenken, wo sie am Ende eintreffen sollen. Aber eben das ist der Weg sich ewig in einen engen Kreys von Begriffen einzuschliessen, sich alle Mittel Vorurtheile abzulegen, oder neue Wahrheiten zu entdecken, zu benehmen und Irrthümer zu verewigen, die sonst nur Einfälle gewesen wären. — So wie die Uebereinstimmung in den Meynungen mehrerer Personen beynah sobald wegfällt, als diese

meh-

mehrere Personen nicht blos nachsprechen sondern würklich denken, so ist gemeiniglich diese völlige Uebereinstimmung mit sich selbst nur alsdann möglich; wann man über jede Sache nur einmal denkt, und einmal gemachte oder angenommene Grundsätze ewig zu dem Maaße aller seiner künftigen Einsichten und Urtheile macht.

Dieser freye ungehinderte zügellose Lauf der Meditation; diese mehr auf gerathewohl als zu einem besondern Entwurf angefangene Untersuchung; diese Entwickelung der Ideen durch ihre natürliche Fortschreitung, ohne vorher bestimmten Endzwek; diese Erweiterung des Plans mit jeder Stuffe der Entwickelung; mit einem Wort, diese vor den Augen des Lesers selbst angestellte Untersuchung, die ist der Charakter beynah aller Lessingscher Werke, und auch dieses insbesondre. Wenn sich in einem reichen Kopfe aus der Menge von Vorstellungen, die in demselben schlummert, eine hervorhebt; so wirft sie auf einmal einen Glanz auf eine ganze Reihe andrer, die er alsdenn erst gewahr wird. Von dieser Entdeckung gereizt, und durch das Vergnügen des Arbeitens selbst, mehr als durch irgend eine Belohnung der vollendeten Arbeit selbst angetrieben, bringt er die Begriffe so nach einander zur Klarheit, wie eine zuerst auf die andre ihr Licht fallen ließ. Sein Buch wird eine Erzehlung seiner eigenen Veränderungen. — Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird für den Leser, der auch die Operation kennt, die hier vorgeht, der selbst zuweilen die Versuche macht, die er hier ausgeführt sieht, für den wird das Buch richtiger seyn, als ein ausgearbeitetes ganz vollendetes Werk von längst gesammleten Ideen. Nicht der Nutzen der Sachen, selbst nicht die Richtigkeit der Begriffe, sondern die Kraft der Seele, mit der sie hervorgebracht werden,

wird ihn für den Schriftsteller einnehmen; er findet in ihm ein Muster seines Nachdenkens, wenn er auch keine Principia zu demselben finden sollte. . . . .

Meinen Geist, ich gestehe es, hat eben deswegen keine Lectüre so genährt, keine so sehr meinen Kopf in der Disposition zu denken zurückgelassen, keine mir selbst mit einer so großen Idee meiner Fähigkeit geschmeichelt, als die Lessingsche Werke. Noch ein andrer Vorzug ist ihnen eigen, der grade dazu gehört, wenn man gerne einem denkenden Kopf während der Arbeit des Nachdenkens selbst zu sehen soll; eine Genauigkeit und Kraft des Ausdruks; eine Vollständigkeit, und eine gewisse Rundung aller Theile jedes Begriffs; eine immer genau bezeichnete Folge von einem Begriff zu dem andern; eine gewisse lebende anschauende Rede, die die ganze Idee mit allen ihren Schattirungen durchscheinen läßt, und der Art dieser Vorstellung so genau anpaßt, daß man zweifelhaft ist, ob es Gedanke oder Ausdruk ist, welcher zuerst den andern hervorgebracht hat. — Unsere Sprache erlaubt einem Schriftsteller, der eine gewisse Gewalt über sie hat, so einen weiten Umfang der Freyheit; sie läßt sich in so viele und so mannigfaltige Wendungen beugen; sie giebt den Ideen des Schriftstellers so nach: daß es in ihr mehr als in einer andern möglich ist, jeden leichten Riß, jede nur halbe entworfene Spitze der Gedanken doch verständlich und einnehmend zu machen. Herr Lessing kennt, so sehr nur irgend ein andrer, diese Vortheile. In jedem Gedanken durch den Ausdruk grade die Idee am lebhaftesten in die Seele zu bringen, die die vornehmste des Gedankens seyn soll; die Aufmerksamkeit allemal grade auf den Punct rege zu machen; den er am meisten will gesehen wissen; fremde oft gemeine Redensarten und Wörter durch die Stelle in der er sie

sezt,

sezt, entweder einleuchtend zu machen oder zu veredeln; das ist ein Verdienst, das ihm unter unsern Schriftstellern vorzüglich eigen ist. Aber eben dieses Talent, so nothwendig es jedem denkenden Geist ist, so ist es doch auf der andern Seite auch im Stande ihn zuerst, und dann seine Leser zu verblenden. Eine schwache Verbindung der Begriffe, entfernte Aehnlichkeiten können uns, wenn sie durch einen glüklichen Ausdruk in ein helleres Licht gesezt worden, so sehr rühren, daß wir sie für sehr starke und innre Verhältnisse halten. Die Gedanken werden einigermaßen durch die Zeichen derselben bestimmt, und das was einfältig oder schlecht ausgedrükt, uns selbst unrichtig oder zweifelhaft geschienen hätte, kommt uns unter der passendern und einleuchtendern Bezeichnung, die wir ihm gegeben haben, wahr und ausgemacht vor. So wird die Seele oft von ihrem eignen Lichte geblendet.

Man muß uns diese allgemeine Betrachtungen bey einem Werke und einem Schriftsteller erlauben, bey dem es nicht der geringste Nutzen seiner Leser ist, die menschliche Seele in einer vorzüglichen Größe und die Ausübung ihrer besten Fähigkeiten kennen zu lernen.

Wir setzen uns also mit ihm zu dem Buche des Winkelmanns und lesen. Winkelmann vergleicht den Laokoon des Virgils mit dem Laokoon des Künstlers. Der erstre schreyt, der leztre seufzt nur. Das Factum ist richtig. Aber wie erklärt es Winkelmann? Es ist, sagt er, der Ausdruk einer großen Seele; eines mit dem Schmerzen ringenden Geistes, es ist der natürliche Ausdruk von dem Leiden eines Helden.

Wie; (so stelle ich mir vor, hat Lessing gedacht, da er diese Stelle las) diese Mäßigung in dem Ausdruk der Leidenschaft, soll bey dem Künstler blos den

Zwek

Zwek haben, die Größe und die Weisheit der Seele zu bezeichnen? Aber das ist ja ein Zwek, der Künstlern und Dichtern gemein ist. Warum wollte denn Virgil seinen Laokoon nicht auch als einen Helden erscheinen lassen; warum Sophokles nicht seinen Philoctet, denn bey dem finde ich doch nicht blos unterdrückten, sondern auch lauten, unverstellten, schreyenden Schmerz. — Wenn dieser Ausdruk einer grossen Seele blos den Künstlern eigen ist, so muß der Grund davon wohl mehr in dem Eignen ihrer Kunst als in dem Gemeinschaftlichen der menschlichen Natur liegen. — Und dann, das ist nicht einmal wahrer Ausdruk einer großen Seele nach griechischen Begriffen. Ihre Helden, so wie sie uns von ihren vornehmsten Dichtern beschrieben werden, empfinden den Schmerz lebhaft und drücken ihn ohne Rückhalt aus. — „Aber ist denn das geduldige Ertragen des Leidens nicht auch Stärke der Seele?„ Nicht sowohl Stärke der Seele als Unempfindlichkeit und Abhärtung; und eben diese vernichtet den Werth der Tapferkeit mehr, als sie sie erhebt; das ist die Tapferkeit der Wilden. — Aber den Schmerz zu fühlen, und ihn für das Gute des Endzweks übernehmen; das ist griechischer Heldenmuth. — Also, wenn der Ausdruk des höchsten Schmerzens doch noch mit der Größe der Seele bestehen kann, so muß es eine andre Ursache geben, warum die Künstler ihn vermieden haben. Und welche ist diese?

Der höchste Ausdruk der Leidenschaft ist allemal eine gewaltsame Bewegung der körperlichen Theile, er verstellt oder vermindert also die Schönheit der Gestalt, indem er die Verhältnisse derselben zerrüttet; und der Künstler will Schönheit.

Wenn dieser Grund aber befriedigen soll, so muß also Schönheit vor Ausdruk gehen; so muß die Anneh-

nehmlichkeit der Form ein höherer Endzwek der Kunst seyn, als die Vorstellung der Leidenschaft. — Grade so war es auch bey den Griechen. Das beweisen ihre Gesetze und die Uebungen ihrer Künstler. Die einen verbieten, die Nachahmung häßlicher Gegenstände, und schränken auf alle Weise die Nachbildung blos einzelner Gegenstände ein. Diese verminderten den Ausdruk der Leidenschaft, um die Schönheit der Form durch eine zu heftige Bewegung der Theile nicht zu stören; und sie verbargen diesen Ausdruk sogar wo er der Verfassung der Person nach nothwendig gewesen wäre. Das war der eigentliche Zwek des Timanthes, da er seinen Agamemnon verhüllte, nicht die Unfähigkeit der Kunst, den höchsten Grad des Schmerzens auszudrücken.

Aber wenn auch Schönheit nicht durch den Ausdruk der heftigsten Leidenschaft gestöhrt würde: so hätte doch der Künstler noch Ursache ihn zu vermeiden. Der Künstler macht für das Auge nur einen einzigen Augenblick. Die Imagination allein kann diesen Augenblick vervielfältigen, indem sie sich die vorhergehenden und die nachfolgenden hinzudenket. Aber wenn das geschehen soll, so muß es nachfolgende Augenblicke geben; so muß das, was der Künstler von der ganzen Action zeigt, nicht das seyn, was in der Succeßion der darunter begriffnen Veränderungen das äusserste ist. — Ferner das Werk des Künstlers ist unveränderlich und fortdaurend; also muß er auch die Gegenstände, die ganz augenblicklich sind, vermeiden; und der höchste Schmerz ist es.

Dieses Gesez bestätigt sich, indem es zugleich den Poeten rechtfertiget, der demselben entgegen handelt. Durch die höchste Leidenschaft wird die Schönheit verunstaltet. Aber Schönheit des Körpers ist nicht das, wodurch die Dichtkunst gefallen will; es ist Schön-

heit der Seele durch Handlungen ausgedrükt, hier also ist der Ausdruk ein höher Gesez als die Schönheit. — Leidenschaft ist nur augenblicklich. — Aber die Poesie braucht nicht blos einen Augenblick zu schildern, sondern ganze Succeßionen; bey ihr dauert also das Bild nicht länger als bis der Dichter ein neues darauf folgen läßt, und das kann mit eben der Geschwindigkeit geschehen, mit der die Natur diese Zustände selbst auf einander folgen läßt.

Aber wie in Dramatischen, wo für Auge und Einbildungskraft zugleich gemahlt wird? und doch hat Sophokles sich des Vorrechtes der übrigen Dichter in diesem Stücke bedient.

Ganz gewiß liegt der Grund in dem Unterschiede des sich bewegenden Gemähldes auf der Scene, und des stillstehenden auf der Leinwand: — — —.

Philoctets Schmerz ist nicht eine Krankheit sondern eine Wunde. Darüber hat die Imagination schon mehr Gewalt, es sich lebhaft vorzustellen.

Es ist nicht blos Schmerz, sondern Verlassung, Hülflosigkeit, Einsamkeit, lauter Leiden der Seele, die aber alsdenn nur recht empfindlich werden, wenn das körperliche Leiden, die Bedürfnisse des Trostes und des Beystandes vergrössert. — Es ist wahr; der Dichter erreicht seine Absicht in dem körperlichen Schmerzen am wenigsten, wenn es blos seine Absicht ist, in uns ähnliche Empfindungen hervorzubringen. Aber sein Zwek ist der gar nicht. Er will Hochachtung und Liebe für seinen Helden einflössen, und was kann das mehr, als alle Zeichen des äussersten Schmerzens, und doch keine einzige Bewegung, keine Begierde, keine Handlung sehen, diesen Schmerz durch unanständige Mittel wegzuschaffen; wie kann man anders die Grösse der Kraft zeigen, als wenn man zuerst die Grösse des Widerstandes zeigt, den man durch diese Kraft überwinden läßt.

Endlich der Künstler erregt seine Bewegungen in dem Gemüthe der Zuschauer nur immer unmittelbar; die Situation des Helden selbst ist das einzige was sie hervorbringt, sie sind also nur einfach wie diese. Der Dichter kann auch eine Art von abgeleiteten Bewegungen erregen; er kann die ersten Zuschauer von den Handlungen und Begebenheiten seiner Helden selbst wählen; diese durch ihre besondre Verfassung auf so mannigfaltige Art durch die Leiden des erstern rühren lassen; in ihrer Seele das allgemeine sympathetische Gefühl des Schmerzens auf so vielfache Art modificiren; daß bey dem leztem Zuschauer, für den endlich das ganze Werk bestimmt ist, durch die Vermischung ganz andre Empfindungen entstehen, als die durch die bloße Zeichen des Leidens erregt werden können.

Ist also ein Grund, warum der Künstler seinen Laokoon nicht schreyen ließ, kein Grund, warum nicht der Dichter ihn auch hätte können seufzen lassen: so wird, wenn das eine ja die Copie des andern seyn soll, das am ersten die Nachahmung seyn, wo die Aenderungen des Originals am begreiflichsten und nothwendigsten sind. Virgil hätte ohne Noth geändert, wenn er die Künstler nachgeahmt hätte. Das Schöne für den Anblik ist auch schön für die Imagination. Aber der Künstler änderte aus Ueberlegung und aus Bedürfniß der Kunst. Beym Virgil windet sich die Schlange zweymal um Brust und Hals; auf der Statue windet sie sich um die Schenkel. Das leztere wäre für den Dichter ein eben so schönes Bild gewesen; aber für den Künstler war das erste schlecht, weil Brust und Hals offen unverstekt seyn mußten, wenn nicht ein grosser Theil des Ausdruks verlohren gehen sollte.

Wenn also der Dichter und der Mahler in der Bearbeitung einerley Gegenstandes oft von einander abweichen müssen: so ist es abgeschmakt vorauszusetzen, daß sie sich einander nothwendig nachgeahmt haben müssen, und sie nach dieser Voraussetzung zu erklären. — Aber es herrscht doch zwischen den Gegenständen der Dichter und Mahler eine so handgreifliche Aehnlichkeit. Und woher diese, als weil die Mahler ihre Süjets aus den Werken der Dichter nehmen? — Ihre Süjets allerdings, aber nicht das Muster ihrer Bearbeitung. Wenn sie Begebenheiten mahlen wollten: so mußten die Begebenheiten irgendwo aufbehalten worden seyn; und von den ältesten, den Götter- und Helden-Geschichten waren nur die Dichter die Bewahrer. Also zusammentreffen mußten sie nothwendig, so oft sie beyde einerley Stoff vor sich hatten; aber in der Art der Behandlung, in dem Gebrauch dieser Materialien mußten sie eben so verschieden seyn, als sie in der Wahl derselben gleichförmig waren.

Dichter und Mahler haben beyde Götter und Göttinnen vorzustellen. Aber bey den leztern ist das erste Augenmerk, sie überhaupt kenntlich zu machen; bey den ersten nur ihre gegenwärtige Handlung zu zeigen. Bey den lezten ist es nothwendig, den allgemeinen Character, wodurch der Gott zu dem Gott wird, allenthalben auch in ihren besondersten Handlungen und Begebenheiten beyzubehalten; bey den ersten wird der Character schon durch das bloße Wort und die Idee, die dies rege macht, erhalten. Der Dichter hat volle Freyheit, das Wesen, das einmal in unsrer Imagination bestimmt ist, in noch so abwechselnde Veränderungen zu setzen. So bald wir einmal wissen, wer die Person ist, so dauert ihre Identität der Person in unsrer Idee fort, der gegenwärtige Zu-

stand

stand mag von einem alten schon vorher uns bekannten Zustande noch so sehr unterschieden seyn. Aber eine Unbekannte muß man uns nicht in einer andern Situation, unter andern Umständen zeigen, als in der wir sie schon zum voraus erwarten, oder wir verkennen sie gänzlich. Venus kann beym Dichter zürnen, denn wir verlieren doch die schöne gefällige liebkosende Venus nicht aus den Augen, die nur für eine Zeitlang diese ihre fremde Gestalt angenommen hat. Bey dem Künstler wäre sie nicht Venus mehr.

Also wo es vornemlich darauf ankam, gewisse Personen und Wesen kenntlich zu machen, da mußte oft der Künstler von seinem höchsten Gesetz Ausnahmen machen, und das Charakteristische dem Schönen vorziehen. Die Religion machte eine solche Nothwendigkeit. — Also ist es kein Einwurf gegen dieses Gesetz, wenn bey Werken, die für Tempel gemacht waren, dasselbe nicht beobachtet ist. Um zu beständigen sichern Begriffen von den alten Kunstwerken zu gelangen, wird man den Umfang dieses Worts einschränken müssen. Nur wo der Künstler nichts als seine Kunst zum Zweck und zur Regel hatte; wo ihn keine äussre Ursachen einschränkten: nur die werden Beyspiele und Erfahrungen für den Kenner werden können, seine Regel daraus zu abstrahiren.

Was aber der Künstler durch beygelegte Sinnbilder erst kenntlich machen muß, das sagt der Dichter blos durch das Wort, und hat also diese allegorischen Kennzeichen nicht nöthig. — Es ist also Fehler, wenn er das, was der Künstler aus Armuth und Noth, als eine Schönheit nachahmt, wenn er seine Götter oder allegorische Wesen wie Statüen mit ihrem ganzen Rüstzeuge aufstellt, anstatt sie wie belebte Wesen handeln zu lassen.

Caylus ist so sehr besorgt dem Künstler und Mahler neue Sujets zu geben. Aber zuerst verlangt der Künstler nicht diesen Reichthum, und zum andern ist er ihm unbrauchbar. Er verlangt ihn nicht, weil überhaupt bey ihm die Erfindung das kleinste Verdienst ist; und noch mehr, weil er gerne alte bekannte Gegenstände macht, um gleich bey dem ersten Anblick verstanden zu werden. — Er ist ihm unbrauchbar; weil ihm Nachahmung der schönsten Gemählde des Dichters oft durch das Wesen seiner Kunst unmöglich gemacht, auch öftrer durch die Absicht derselben verboten wird.

Unmöglich gemacht wird ihm zum Beyspiel, der Unterschied zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Der Dichter nimmt diesen Unterschied an, ohne ihn genau zu bestimmen. Er läßt es der Imagination frey, ihn sich nach der Verschiedenheit der Würkungen so groß zu denken, als es ihr gefällt. Aber der Mahler muß diesen Unterschied fixiren, ihn auf ein gewisses Maaß bringen, und eben dadurch das, was in dem dichterischen Bilde groß war, entweder erniedrigen, oder ungeheuer machen.

Das Unsichtbare ist bey dem Dichter eine bloße Idee, bey dem Künstler wird es eine Art von Mummerey. Die Wolke, die bey dem ersten diese Unsichtbarkeit blos andeutet, ohne die Art und Weise derselben zu bestimmen, wird bey dem andern eine wirkliche Hülle, die dem grade widerspricht, was sie andeuten soll. Sind es noch dazu Götter, die unsichtbar gegenwärtig sind, so wird eine Wolke, die sie verbirgt, doppelt unschiklich, weil sie grade da zu seyn scheint, um das Daseyn eines Wesens merklich zu machen, das sonst seiner Natur nach unsichtbar seyn würde.

Unmög-

Unmöglich gemacht wird ihm die Nachahmung, aller der sich bewegenden fortgehenden Gemählde, die nicht eine einzige Situation, sondern die eine ganze Folge derselben schildern, und die das Eigenthum des Dichters sind. Mahlen heißt bey dem Dichter: eine so lebhafte Vorstellung in der Imagination erregen, daß man die Sache zu sehen glaubt. Zu diesem Bilde, das die Imagination sich machen soll, kann der Dichter nur immer einige, aber die Hauptzüge geben; er kann den Gegenstand nur durch gewisse Eigenschaften und Bestimmungen characterisiren. Wenn er nun grade die zu wählen weis, die die Imagination am meisten in den Stand setzen, die übrigen hinzu zu setzen, und so zu sagen, das ganze Individuum vollständig zu machen; wenn er sie in dem Lichte zu zeigen weis, daß er die Einbildungskraft würklich ins Spiel bringt und rege macht, diese übrige Bestimmungen hervor zu bringen: so hat er gethan, was er sich vorsetzte, er hat Illusionen erregt, und diese Illusionen sind seine Gemählde. Alle diese Bestimmungen, durch die er der Einbildungskraft so zu sagen nur den Weg weißt, wo sie hinsehen soll, ihr gleichsam nur die Data giebt, und woraus sie ihr Geschöpf zusammen zu setzen hat; können aber so wohl auf einander folgende Veränderungen als zugleich seyende Bestimmungen seyn; und die erste sind eigentlich sein Eigenthum. Wo also der Dichter am meisten mahlt, d. h. die Sache durch die meisten Handlungen und Veränderungen der Einbildungskraft bezeichnet, da wird der Mahler am wenigsten Stoff für sich finden. Und eine einzige Situation, die der Dichter nur mit einem Worte anzeigt, bey der er gar keine Arbeit und kein Verdienst hat, als daß er sie nennt, kann die reichste mahlerische Composition geben.

Dieser Unterschied dichterischer und mahlerischer Schilderungen hat noch einen höhern Ursprung. Die Zeichen der Mahlerey sind coexistent. Also nur das coexistirende, nur Körper kann sie eigentlich nachahmen; und Handlungen nur, insofern die gegenwärtige Stellung eines Körpers eine vorhergegangene Bewegung desselben, und diese Bewegung eine Handlung andeutet, durch die sie ist hervorgebracht geworden. — Die Zeichen der Dichtkunst sind successiv. Also ist ihr Gegenstand eigentlich das Successive. Veränderungen, und insofern diese gewürkt werden, Handlungen. Körper, nur insofern die Handlungen Subjecte haben müssen, und diese Subjecte durch die Handlungen bestimmt werden. — So schildert Homer die körperlichen Gegenstände durch die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen sind, durch die Art ihrer Entstehung.

Aber der Dichter kann doch Körper beschreiben, und Homer thut es würklich.

Beschreiben? Allerdings; denn wie wäre es sonst möglich irgend eine Kenntniß der Körper zu haben, wenn man nicht ihre Eigenschaft mit Worten auszudrücken wüßte? Aber durch diese Beschreibung täuschen, der Imagination ein vollständiges Bild des Ganzen verschaffen; eben die Art des Eindrucks machen, als wenn man die Sache oder ihr Gemählde sähe: das kann er nicht, und das sollte doch eigentlich sein Zweck seyn. Wo Täuschung erregt werden soll, muß der Eindruck der Empfindung ähnlich seyn. Empfindung unterscheidet sich von allen übrigen Arten der Vorstellung, durch die schnelle augenblikliche Uebersehung des Ganzen; durch die Theilheit und Untheilbarkeit der Idee, in der die Eindrücke jedes Theils, enthalten und vermischt sind, ohne sich zu unterscheiden. Bey der Beschreibung der Körper mit

Wor-

Worten ist weder diese Geschwindigkeit noch diese Vollständigkeit möglich. Die Vorstellungen der Theile folgen einzeln auf einander; und dann ist unter allen nur immer die Vorstellung des leztern die klare; die übrigen sind verloschen oder schwach und das Ganze wird niemals vollendet.

Hier sind wir also bey den Gränzen der Poesie und Mahlerey; zwey aufeinander folgende Zustände einer Sache zu gleicher Zeit zu zeigen; zwey Zeitpunkte in einem Gemählde zu vereinigen, ist ein Eingriff in die Rechte der Poesie. Theile eines Gegenstandes, die zugleich gesehen werden müssen, Stückweise nacheinander zuzuzehlen, ist ein Eingriff in die Rechte der Mahlerey.

„Aber Homer schildert doch Körper„

Zuerst giebt es an diesen Gränzen ein gewisses gemeinschaftliches Gebieth; und zwar für die Poesie noch ein weiteres.

Der Mahler darf zuweilen durch die Stellung seiner Körper den Zustand in dem sie den Augenblik vorher gewesen sind, mit dem gegenwärtigen zugleich anzeigen. — Der Dichter kann zuweilen Körper, wenn er sie kurz charakterisiren kann, beschreiben.

Zum andern, wenn Homer alle seine Beschreibungen in Geschichte verwandelt, wenn er erzählt anstatt zu beschreiben, so ist eben dieses Beyspiel ein Beweis, daß er blosse Beschreibungen für unfähig gehalten hat, zu gefallen. So ist es mit dem Schild Achills. Erstlich anstatt es uns selbst zu beschreiben, erzählt er uns die Handlungen, durch die es zusammengesezt worden ist. Zum andern, jedes Gemählde auf dem Schilde selbst verwandelt er in eine Geschichte; er erzählt nicht blos was der Künstler aufs Schild gemacht hat, sondern die ganze Handlung aus der jener einen einzigen Augenblik geschildert hatte.

So haben wir zugleich den Vortheil, daß viele Gemählde des Achillischen Schildes sich in ein einziges zusammen ziehen, und daß wir nicht mehr so ängstlich nach Raum zu so vielen Bildern suchen dürfen. Das Gegenwärtige und Zukünftige, was der Künstler nur muste errathen lassen, das beschrieb Homer. Aber deswegen durfte es nicht ein neues Gemählde auf dem Schilde seyn.

Unter allen körperlichen Gegenständen ist körperliche Schönheit, das was am meisten des augenbliklichen unmittelbaren Anschauens bedarf, was am nothwendigsten mit einem einzigen Blik gefasset werden muß, wenn es Illusion erregen soll; also ist es grade das, was der Dichter am wenigsten schildern muß. — Der Dichter kann nichts als (so wie Ariost bey seiner Alcina) abstracte Begriffe von gewissen Theilen der Schönheit geben, die für die Imagination viel zu vage, viel zu unbestimmt, und zu unvollständig sind, um die ganze Gestalt daraus herzustellen. — Aber erstlich die Schönheit ist nicht bloß eine Verhältniß der körperlichen Welt. Sie ist in der moralischen eine Kraft die würkt. Diese Würkung zeige der Dichter, und aus der Größe der Würkung lasse er uns auf die Größe der Kraft schliessen. — Zweytens, die Schönheit ist nicht blos in der Lage der Theile, sondern auch in ihrer Bewegung. Diese Schönheit ist Reitz, und der ist der Gegenstand des Dichters.

Aber grade hier, wo die Schwäche der Poesie ist, da ist die Stärke der Kunst; und sie würde sich ihres größten Vortheils begeben, wenn sie die Schönheit durch irgend etwas anders, als durch sie selbst, schildern wollte.

Also kennt Caylus diese Vortheile nicht, wenn er dem Mahler, da wo er selbst Schöpfer der Schönheit seyn könnte, es auflegt, nur was der Dichter aus Noth

ist,

an, ein Erzähler ihrer Thaten zu seyn. — Die Homerische Scene ist also kein schrekliches Sujet für den Mahler. Endlich warum soll die Kunst das nur in seinen Würkungen zeigen, was sie aus seinen eignen Bestandtheilen zusammensetzen kann? Und zum andern: diese Würkung bleibt nicht mehr ein Gemählde, was sie beym Dichter war. Das, was wir sehen, sind nichts als verliebte Geberden einiger Greise; und dieses ist unangenehm, ekelhaft. An die Schönheit, die sie in diese unnatürliche Verfassung bringt, und die im Stande wäre, das Unangenehme dieses Anbliks zu mildern oder vergessen zu machen, müssen wir uns blos erinnern; — Diese Erinnerung ist nur unbestimmt und schwach. Also macht grade das den stärksten Eindruk, was bey der Geschichte das unwichtigste, beynah das Hinderlichste zu der Absicht ist, (denn selbst der Dichter würde nicht wünschen, daß wir an die Geberden der Greise zuerst dächten, die doch das erste und einzige seyn mußten, was der Mahler ausdrücken könnte,) und das was die Hauptsache ist, wodurch sich die ganze Sache erklärt und interessant machet, das ist unsichtbar.

Ganz anders nutzten die alten Artisten die Schilderungen Homers. — — Sie suchten zuerst nach Geschichten und Situationen; wo körperliche Schönheit eine Triebfeder oder ein wichtiger Theil der Begebenheiten gewesen war. — Hier schilderten sie die Schönheit selbst. Sie brauchten alsdann die Erzählungen Homers nicht sie nachzuahmen; das wäre oft unmöglich und öftrer noch unschiklich gewesen, sondern ihre Imagination mit der Schönheit oder der Größe des Gegenstandes zu erfüllen; die Kraft ihrer eignen Seele zur Hervorbringung der körperlichen Bilder rege zu machen; die Gestalten der Helden oder Göt-

Götter sich aus dem was sie sagen oder thun, an- schauend zu machen.

Wenn alle körperliche Gegenstände beym Dich- ter, dunkler und schwächer werden; und es einen kör- perlichen Gegenstand giebt, dessen Eindruk geschwächt und verdunkelt werden muß, wenn er in der Vermi- schung mit andern angenehm werden soll: so wird die- ser grade am meisten für den Dichter und am wenig- sten für den Mahler seyn. Ein solcher Gegenstand ist die Häßlichkeit. Bey dem Dichter kann das un- gestaltete der Form bald Mitleiden erregen, wenn es Ursache des Leidens und der Einschränkung für eine sonst vollkommne und schöne Seele wird; bald die Person lächerlich machen, wenn es mit dem Unge- reimten und Wiedersinnischen im Character und Handlungen verbunden ist, und noch dazu mit der Schönheit und Vollkommenheit contrastirt; die die Person in ihrer Idee sich selbst zuschreibt; bald Schre- cken, wenn die Häßlichkeit nur gleichsam die Verkün- digerin und der Vorbote von Unglück und Laster ist.

Bey dem Mahler hingegen ist der Eindruk, den das Sichtbare macht, immer so stark, daß er sich mit den Vorstellungen, die das Geistige und Unsichtbare erreget, wenn diese ungleichartig mit jenem sind, nicht vermischt. Bey ihm also bringt Häßlichkeit nur im- mer eine einfache Würkung hervor, und diese Wür- kung ist ein Gefühl das mit dem Eckel verwandt ist. Der Eckel würkt durch die Vorstellung selbst, nicht durch die Ueberredung von der Würklichkeit des Ge- genstandes. So misfällt das Häßliche, der Gegen- stand mag würklich oder nachgeahmt seyn. Also was sonst Dinge die in der Würklichkeit unangenehm sind, in der Nachahmung angenehm machen kann; die Ueberlegung die uns den Betrug zeigt; und die Wiß- begierde, die uns denselben als ein Mittel zur Kennt-

niß

niß der Gegenstände vorstellt; beydes ist bey dem Mahler unkräftig, die nachgeahmte Häßlichkeit zu verschönern.

Hier schließt sich eigentlich bey Hrn. Lessing die Reihe aneinanderhängender Betrachtungen, und das was folgt sind mehr zerstreute Anmerkungen über Winkelmanns Geschichte der Kunst. Hier sind kurz seine Gründe, warum Laokoon aus einem spätern Zeitalter seyn möchte, als in das er gesezt wird.

Erstlich ist wenigstens der Grund für das Alterthum der Statue gewiß falsch, daß Athenodorus Polyklets Schüler gewesen wäre; zweytens: der bloße Werth der Statue kann ihr Alter nicht unterscheiden. Die Werke aus Augusts Zeitalter wurden den alten gleichgeschäzt; drittens: Plinius redet in der ganzen Stelle wo er des Laokoons gedenkt, von Künstlern, die die Tempel und Palläste der Kayser geziert, das heißt, ihre Werke für dieselben bestimmt hatten; also lebten sie zu ihrer Zeit. Viertens: unter den drey Werken aus dem ersten goldenen Zeitalter der Künste, von denen Plinius sagt, daß sie allein mit dem Wort, das eine vollendete Arbeit ausdrükt, wären bezeichnet gewesen, ist Laokoon wahrscheinlich nicht. Und doch steht auf ihm dieses Wort.

Nun also die Summe aus dieser Reyhe von Betrachtungen gezogen; so sind deucht mich die Haupt-Ideen, die im ganzen Werke herrschen, diese zwey.

Erstens. Schönheit ist der bildenden Künste höchstes Gesez, und wenn die Gestalten auch zugleich Zeichen von gewissen Bewegungen der Seele sind, so müssen dieselben entweder so gewählt oder so gemildert werden, daß die Veränderung in die sie die äußre Form setzen, ihre Verhältnisse nicht zerrütte.

Zweytens. Die Veränderungen eines Gegenstandes sind das eigentliche Süjet des Dichters; seine

Be-

Bestandtheile das Sujet des Mahlers. — Das was mit der Sache vorgeht, ihre auf einander folgende Zustände und die Handlungen, wodurch sie in dieselbe versetzt wird, ist das Gebiet des erstern; das was die Sache ist, ihre neben einander existirenden Theile, und die Lage und Verhältnisse, die sie gegen einander haben, ist das Gebiet des andern. — Daraus entstehen dann als Folgen: daß körperliche Schönheit nur für den Künstler gehört, daß das Emblematische in den Gemählden, bey dem Dichter zu Fabel und Mythologie werden muß; und daß das lebende, sich verändernde Bild des Dichters von dem Mahler anders nicht als nur in seinen einzelnen Theilen nur in den Anzeigen, die er von gewissen Situationen giebt, zu nutzen ist. u. s. w.

Noch eine dritte Idee könnte man dazu rechnen, die aber mehr angedeutet, als ausgeführet ist. — Man hat nicht gnugsame Gründe, den besten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben, ein so hohes Alter zu geben; und Winkelmanns Geschichte der Kunst, die zum Theil auf diese Voraussetzung gebaut ist, braucht wenigstens mehr Befestigung, wenn sie auch völlig richtig wäre.

Das ist der Weg den unser Verfasser geht; der Observation, und des freyen durch kein System eingeschränkten Raisonnements. Auf diesem Wege sind immer die neuen Wahrheiten erfunden worden; aber auch niemals sind sie auf demselben mit allen den Einschränkungen und Bestimmungen erfunden worden, die sie erst vollkommen wahr machen; und die nur die Folgen von der Mannigfaltigkeit der Methoden seyn können, mit welchen mehrere Köpfe hintendrein eben die Wahrheit denken. Ausserdem, daß uns jede neue Idee mit dem Bewustseyn der Fähigkeit schmeichelt, durch die wir sie hervorbrachten, und wie

schon

... eben deswegen geneigt sind, ihr eine grössre Allgemeinheit zu geben, weil uns das Vergnügen über sie nur blos auf ihre brauchbare Seite und die Möglichkeit ihrer Anwendungen aufmerksam macht; ausserdem, sage ich, bekommt noch jeder Saz, den wir durch Schlüsse herausbringen, seinen Umfang oder seine Gränzen durch die Ideen selbst die uns darauf leiteten. So lange also, als wir nur noch eine einzige von den Ketten, durch die jeder Begriff mit dem ganzen System der übrigen Wahrheiten zusammenhängt, übersehen; nur seine Verbindung mit einer einzigen Reihe von Begriffen durch gedacht haben; so lange kennen wir seine Gränzen auch nur von dieser Seite. Ein neuer Zusammenhang bringt auch eine neue Einschränkung hervor, und eben indem andre die Säze durch neue Beweise bestätigen, gelangen wir dazu sie genau zu bestimmen. Also verringert es in meinen Augen der Werth dieser Grundsäze nicht im geringsten, daß sie vielleicht ein wenig zu allgemein sind.

Zuerst also: Ist das Gesez der Schönheit das höchste Gesez für alle Künstler.

Um zu sehen, wo in den Künsten Schönheit das nothwendige, und wo es das einzige Mittel sey, Wohlgefallen zu erregen: müssen wir erst wissen, welche Sachen sind es in der wirklichen Welt, wo wir Schönheit verlangen; und welche können uns auch ohne sie einnehmen. Zuerst, in den Geschäften des Lebens, in den Augenblicken, wo wir nicht mit dem Genusse gewisser Vergnügungen sondern mit der Erreichung gewisser Endzwecke umgehn, ist es blos die Brauchbarkeit der Personen, die uns vorkommen, zu diesen Zwecken; blos diejenigen ihrer Eigenschaften oder Handlungen durch die unsere Absichten befördert oder gehindert werden, welche das Gefallen oder Mis-

Misfallen an denselben bestimmen. Schönheit und Häßlichkeit der Seele oder des Körpers kommt in gar keine Betrachtung. Hier werden also die Handlungen gleichsam von den Personen abstrahirt; und das was sie selbst sind, ist uns völlig gleichgültig, wenn nur das für uns vortheilhaft ist, was sie thun. So bald es aber auf den wirklichen Genuß der Glükseligkeit, nicht blos auf Erlangung der Mittel dazu ankömmt, so fangen nun an die Eigenschaften, nicht blos die Handlungen des Menschen, der uns zu diesen Genuß verhilft, in Betrachtung zu kommen. Das Vergnügen entsteht nicht aus einer einzigen Würkung des andern, wie der Nutzen, sondern aus einer ganzen Reihe von Würkungen, die alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle fliessen und die wir also, um zum voraus davon versichert zu seyn, in dieser gemeinschaftlichen Quelle aufsuchen. Welche Eigenschaften es nun vornemlich seyn sollen, auf welche wir acht haben, das wird darauf ankommen, in welcher Verbindung wir mit der Person stehn; ob der Einfluß den sie auf uns hat, augenbliklich oder fortdaurend ist, ob wir von ihr nur einen einmaligen oder ob wir viele auf einander folgende und also abwechselnde Eindrücke zu erwarten haben. Wo es eine ganze Folge von Begebenheiten und Veränderungen giebt, die eine Person in uns veranlassen kann; wo unser Zustand würklich durch ihren Einfluß bestimmt wird: da werden wir diejenigen Eigenschaften vorziehen, die zugleich die Principien von Handlungen seyn können, durch die unser Zustand wirklich verbessert wird; und die Gestalt wird nicht an und für sich, sondern nur als Zeichen, nur insofern sie die Fähigkeiten oder die Gesinnungen, die wir verlangen, ausdrükt, in Betrachtung kommen. Je kürzer aber der Genuß ist, den wir von einer Person haben, in je weniger würkliches

Verhältniß, sie mit uns kommt; je mehr wir blos an-
gesezt, nicht eingenommen seyn wollen: desto mehr he-
ben sich die Eigenschaften hervor, die keiner langen
Untersuchung, keiner wiederholten Erfahrung, sondern
nur eines augenbliklichen Anschauens bedürfen. So
ist uns in dem Gesellschafter für einen Abend der Witz
lieber als der Verstand; aber in einem Gefährten un-
sers Lebens der Verstand unendlich lieber, als der Witz.
Kommt aber endlich eine Person gar in keine solche
Verbindung, in der irgend eine Handlung von ihr uns
berühren könte; ist gar keine Art des Einflusses ihrer
Seele auf die unsrige vorhanden: so ist die Gestalt
das einzige, wovon wir einen Genuß haben können;
und nichts als die Schönheit kann uns einen Augen-
blik bey ihr aufhalten. So ist die Person, die ich bey
mir vorübergehn sehe. Nur ihre Bildung kann sie
mir auf einen Augenblik erheblich machen. Also
überhaupt: Je genauer ein Mensch mit unserm wirk-
lichem Interesse verbunden ist, je mehr er zu unserm
Besten oder Vergnügen handeln kann; jemehr der
Genuß, den wir von ihm haben, aus seiner eignen frey-
willigen Thätigkeit entsteht: um destoweniger sehen
wir auf die blosse Form. Je stillstehender und un-
thätiger hingegen er für uns ist; je weniger er uns
durch seine Handlungen die Quelle von Vergnügen
werden kann; je augenblicklicher endlich der Genuß
ist: desto nothwendiger ist die Schönheit der Gestalt.

Das nun also auf die schönen Künste angewen-
det; so sehen wir: Erstlich, je mehr ihre Nachahmun-
gen dem würklichem Leben nahe kommen; je mehr
sie menschliche Handlungen, Reden, Begebenheiten
vorstellen können; je mehr sie in uns das Vergnü-
gen oder den Verdruß erneuren, den eine menschliche
Seele in der andern erwecken kann: Zum andern je fort-
daurender, mannichfaltiger, abwechselnder der Zustand

des Gegenstandes ist, durch den sie uns das Vergnügen gewähren: desto entbehrlicher ist die Schönheit der Gestalt. Je weniger hingegen Leben und Handlung da ist; und je augenblicklicher der Zustand ist, in dem sie uns gefallen sollen, desto nothwendiger ist sie. Also erstlich die Bildhauerey, die nur einzelne Figuren oder nur kleine Gruppen ohne Bestimmung des Orts, ohne die begleitenden Umstände zeigt, bleibt in Absicht des erstern Stüks am weitesten zurük. Menschliche Handlungen, Begebenheiten, Geschichte kann sie am wenigsten auf eine wahrscheinliche Art vorstellen; der Anblik einer Statue ist nicht fähig uns in die würkliche Welt zu versetzen, und uns durch eingebildete Handlungen und Veränderungen der Subjecte, die wir vor uns sehen, zu täuschen. Der Zeitpunkt selbst, in dem sie uns die Figur zeigt, ist wie bey der Mahlerey nur ein Augenblik — Also bey ihr muß Schönheit das höchste Gesez ohne Ausnahme seyn; weil eine einzelne unbekannte Person, die wir zum erstenmal und nur in einer einzigen Stellung sehen, uns selbst im Leben durch nichts anders als durch ihre Schönheit interessiren könnte. Es sey immerhin, daß der Bildhauer Helden und Situationen aus Geschichten oder Dichtern hernehme, die wir kennen. Alsdann ist das Vergnügen, das uns die Handlung selbst macht, immer mehr Erinnerung als Anschauen; und ohne das Angenehme des Anbliks kann es keine Gewalt über uns haben. Eine Statue redet wenig unmittelbar zu unserer Imagination oder zu unserm Herzen, sie muß also zu unsern Augen reden.

Die Mahlerey hat mit der ersten das Augenblikliche der Verfassung, in der sie jedes Object zeigt, gemein; — Aber sie hat eine weit größere Kraft durch ihre Vorstellungen zu täuschen; bey ihr ist die Scene bestimmt, die Personen mehr mit einander und mit

allen ihren übrigen Umständen, die sie individuiren können, verbindet; alles der Würklichkeit näher, alles lebendiger, thätiger, mehr fähig die Einbildungskraft in Umstände, die sie selbst ehemals gesehen und erfahren hat, zurük zu führen, und in ihr die Bewegungen zu erneuren, die diese Scenen in ihr erregten. Hier tritt also die Gestalt und die Form schon in eine mehrere Dunkelheit zurük, und die Seele braucht sie nur, um durch sie auf das Innre der Bewegungen des Herzens und der Handlungen der Seele, die diese Gestalt belebt, durchzuschauen. Allerdings ist das Auge der erste und schnellste Richter über Personen wie über Gemählde. Bleiben diese Personen ohne weitere Verhältniß mit uns, so ist es auch der einzige. Aber so bald die Person zu reden oder zu handeln anfängt, so bald wird unsre Aufmerksamkeit getheilt, und sie wird endlich ganz von der Gestalt abgezogen, wenn irgend eine hervorstechende Eigenschaft uns an sich zieht. Dieses Verschwinden der Gestalt, dieses unmittelbare Anschauen der Seele des andern, wenn ich so sagen darf, kann in gewissem Grade durch Gemählde gewürkt werden; aber nicht durch alle Gattungen von Mahlerey auf einerley Art. Der Mahler kann so wie der Bildhauer nur eine einzige Figur aufstellen; und uns mit Fleiß ganz bey der Gestalt fest halten wollen. — Dann ist Schönheit der einzige und das höchste Gesez. — Und in der That ist er alsdann am meisten Mahler. Aber so bald er Geschichte und Begebenheiten mahlt, Begebenheiten die uns schon an und für sich für die handelnden Personen einnahmen, auch ehe wir die Gestalt derselben kannten; wenn er alsdann nur die Ideen, die wir von ihren Geistesfähigkeiten, oder ihren sittlichen Eigenschaften hatten, durch einen solchen Körper ausdrükt, der fähig ist die Züge anzunehmen, die wir bey diesen

Eigenschaften voraussetzen; wenn uns die unvollkommne schwache Idee, die wir von der Gestalt eines Menschen haben, so bald wir irgend eine von seinen merkwürdigen Handlungen wissen, zur völligen Bestimmung und Individualität bringen kann: so werden uns die Gestalten schön seyn, auch wenn keine das Ideal einer körperlichen Schönheit wäre.

Die Dichtkunst endlich, die die Abbildung nicht einer einzigen Scene des menschlichen Lebens, sondern des würklichen Laufs desselben ist; die vollständig vor uns die ganze Reyhe von Begebenheiten, Veränderungen, Handlungen vorübergehen läßt, aus welchen aller Liebe und Haß, alle Neigungen und Widerwille gegen andre in der würklichen Welt entspringen; die hat unmittelbar mit unserm Herzen zu thun, und bedarf also keiner andern Hülfsmittel uns für oder gegen jemanden einzunehmen als seiner Handlungen und Begebenheiten selbst.

Die Personen des Dichters werden in unserm Auge immer das seyn, was sie thun. Ihre Schönheit und ihre Größe wird in unsrer Imagination ganz und gar durch die Umstände, unter denen sie erscheinen, die Begebenheiten, in die sie eingeflochten sind, durch die, welche sie selbst würken oder veranlassen, bestimmt. Jede Art zu handeln, zu denken und sich auszudrücken, wenn sie nur Wahrheit und Aehnlichkeit genung hat, giebt schon der Person in unsern Augen eine gewisse Gestalt; und je richtiger die Schilderung der Reden und Handlungen ist, desto bestimmter wird uns auch Mine und Geberde der Person, welche redt.

Gränzt also die Mahlerey an die beyden Enden der bildenden Künste, an die, welche nur Gestallten und Körper und die, welche nur Seelen und ihre Bewegungen schildert, so kann sie auch oft die Gesetze

bey-

Kinder mit einander vermischen, und bald durch das Täuschende ihrer Vorstellungen, bald durch ihre Schönheit entzücken. Man könnte überhaupt den Grundsaz (vielleicht auch einen zu allgemeinen, wie fast alle die sind, die das Raisonnement hervorbringt) daraus ziehen: Bey den Künsten, die das Vergnügen durch die Illusion würken, ist der Ausdruk; bey denen, die es durch den hervorgebrachten Gegenstand selbst unmittelbar ohne Beziehung auf das, was er vorstellt, würken, ist die Schönheit das höchste Gesetz. Je mehr also eine Kunst im Stande ist, Illusion zu würken; je mehr ihre Werke nur blos beziehungsweise auf die Sachen, nach denen sie gebildet sind, gefallen; desto mehr Ausnahmen wird es von dem Gesez der Schönheit zum Vortheil des Ausdruks geben können. Je weniger uns aber eine Kunst täuschen kann; und je mehr ihr Werk an und vor sich, auch ohne Vergleichung, auch ohne das Verhältniß mit der vorgestellten Sache gefällt, desto allgemeiner und nothwendiger ist es. Eine schöne Gestalt von Marmor, ist an und für sich eine schöne Gestalt, und wenn sie gar nichts nachahmte. Die menschliche Bildung ist nur deswegen das Muster, weil unter allen Gestalten keine der Schönheit fähiger ist. — Aber in einem Gemählde werden uns schon die Figuren als Figuren unwichtiger; wir verlangen die Menschen zu kennen, die sie vorstellen: Beym Dichter ist alles blos bezeichnetes; gar kein von dem nachgeahmtem Object abgesondertes Vergnügen an der Nachahmung.

Ist aber die Mahlerey in gewissen Gattungen nur eine Bezeichnung der Gegenstände, die wir schon sonst kennen, und an die wir lebhaft anschauend erinnert seyn wollen: so werden sich eben dadurch die Schranken, in die sie durch das zweyte Gesetz eingeschlossen wird,

ein wenig erweitern. Einmal, die Mahlerey, als Vorstellung von Begebenheiten und Handlungen, kann uns nicht anstatt einer Geschichte dienen, woraus wir diese Begebenheiten und Handlungen erst kennen lernen. Sie sezt also immer schon voraus, daß der Zuschauer Person und Geschichte kennt; sie arbeitet nothwendig auf einen Grund, den zuvor Dichter und Geschichtschreiber gelegt haben müssen. Also zweytens: wenn sie es nicht blos wie der Bildhauer mit dem Auge, sondern wie der Dichter auch mit der Imagination zu thun hat, Scenen in ihr hervor zu bringen, die das Auge nicht sieht; wenn sie schon annehmen darf, daß die Imagination die Bilder fertig habe, aus denen diese Scenen zusammengesezt werden sollen; und sie also nur gleichsam das erste Licht zu einem Vorrath von Vorstellungen und Empfindungen bringen darf, die sich einander schon selbst alsdenn aufklären werden: so kann sie allerdings auch Gegenstände nachmachen, die ohne diese Vorbereitung unverständlich und unbedeutend seyn würden; so kann sie also auch Begebenheiten vorstellen, wo sie nicht eigentlich durch sich selbst, sondern nur durch die Eindrücke einer verschwisterten Kunst, die sie wieder erneuert, gefällt; mit einem Worte, es können Werke von ihr, für das bloße Anschauen ohne Würkung, vielleicht für das Auge nur im geringen Grade angenehm und doch für das verständige Anschauen dessen, der die Sache schon kennt, ergötzend seyn.

Auf der andern Seite wird die Poesie, die blos über die Imagination Einfluß hat, und alle ihre Würkung durch die Kraft des Lesers selbst hervorbringt, die sie nur in Activität sezt; — Sie wird, sage ich, der Imagination auch körperliche Gegenstände durch eben das Mittel, obgleich nicht auf eine so täuschende Art, vorstellen können. Sie wird nemlich durch die Vor-

Vorstellungen gewisser einzelnen Theile und Beschaffenheiten des Subjects, die grade so gewählt, so vorgestellt werden müssen, daß sie das Ganze auf gewisse Weise determiniren, die Seele auf das Object in der Natur oder ihre mahlerische Abbildung aufmerksam machen. Anstatt aber den Körper aus den einzelnen Zügen, die der Dichter nach und nach giebt, zusammen zu setzen; sollen diese Züge blos der Imagination die Mühe erleichtern, in sich das Bild selbst nach dem Original, das sie ohnedem schon kennt, hervor zu bringen. Wir sehen also mit dieser Ausnahme von der Regel zugleich die Grenzen dieser Ausnahmen. Erstlich, jemehr eine gewisse Art von Gedichten Illusion zum Zwek hat, destoweniger findet Beschreibung körperlicher Schönheit darinn Plaz; wo es aber blos auf angenehme Eindrücke der Begriffe selbst, nicht auf die Ueberredung von ihrer Würklichkeit ankommt; da können und dürfen sie uns vorgestellt werden. — Zum andern, die körperlichen Gegenstände, die uns der Dichter schildert, müssen uns vorläufig schon eben so bekannt seyn, wie die geistigen, die der Mahler vorstellt. — Da die Imagination des Lesers selbst den Gegenstand erschaffen soll; da sie nicht ihn ganz, sondern nur einige und immer die wenigsten Theile vom Dichter erhält, so ist das durchaus unmöglich, wenn nicht schon ein solches Bild in ihr vorhanden ist, das durch die Beschreibung nur wieder erwekt werden darf. Anders also sind die Beschreibungen des Frühlings und seiner Veränderungen überhaupt, anders die Beschreibungen gewisser Pflanzen und Blumen. — Die ersten können uns wenigstens an ähnliche Aussichten erinnern, und durch sie die Empfindungen würken, die der Dichter bey den seinigen gehabt hat; und das ist dem Dichter genug; die andern lassen uns leer; es sind Portraite,

die man uns zeigt, deren ganzes Verdienst Aehnlichkeit ist, und wir kennen nicht die Originale.

Wenn es die Ehre und der eigentliche Endzweck eines philosophischen Werks ist (ein solches ist Laokoon und von der Seite ist sein Werth am größten) die trägere Vernunft seiner Leser aufzuwecken und ihre Kraft zu denken in eine Bewegung zu bringen, die auch noch alsdann eine Zeitlang fortdauret, wenn der unmittelbare Stoß aufgehört hat: so denke ich, ich habe den Verfasser auf so eine Art gelobt, wie er von allen seinen Lesern gelobt zu seyn wünscht.

L*.

XXXIII.

Christoph. Cellarii Orthographia Latina ex vetustis monumentis h. e. nummis, marmoribus, *tabulis* membranis veterumque grammaticorum placitis, *nec non* recentium ingeniorum *curis* excerpta, *digesta* nouisque obseruationibus illustrata, quam denuo recensuit, emendauit, obseruationibus *Longolii* in I. Partem et *Heumanni* ineditis, *tum* Heusingeri, Schurzfleischii suisque auxit, et Cortii disputationes de Usu orthographiae cum Orthographia Norisiana typis repetendas curauit *Theoph. Christoph. Harles.* Cum praefat. Christiani Adolphi Klotzii. Tom. I. II. Altenb. ex Offic. Richt. 1768. in 8.

Wir haben diesen weitläuftigen Titel mit Fleiß ganz abgeschrieben, weil es der Verfasser in demselben alles gesagt hat, was wir von dem Werke zu erwarten haben. Unsern Lesern ist die

cel-

ciceronische latein. Orthographie bekannt; daß wir also nicht nöthig haben, von dem Inhalt, der Einrichtung und dem Werth des Buchs mehr zu sagen. Zu der itzigen Ausgabe ist Hr. Harles vor 4. Jahren vom Hn. G. R. Klotz ermuntert worden, welcher ihm das Exemplar des sel. Heumanns zuschikte, der zu einer neuen Ausgabe seine Vermehrungen an den Rand geschrieben hatte. Er übernahm die Ausgabe, sammlete noch mehr Anmerkungen der Philologen, und so entstund dieß mühsame, und für die Anfänger nützliche Werk. Bey dieser Gelegenheit wollen wir nur einige Gedanken über die latein. Orthographie zur Beurtheilung des Kenners hersetzen. Ueberhaupt sind wir in unseren Zeiten in Ansehung der Schreibart der latein. Wörter ziemlich in Deutschland und in ganz Europa einig, und wir erlauben es, einigen kleinen Pedanten gerne, in Kleinigkeiten von uns abzugehen. Diese lernt der Jüngling aus der Uebung und Lesung. Der übrige Nutzen bliebe also für die Auslegung der alten Schriftsteller übrig. Freylich wenn wir z. B. wüßten, wie Cicero geschrieben hätte, so könnten wir gewiß noch viele dunkle und gewiß falsche Stellen verbessern. Aber izt müssen wir uns mit der Vergleichung der Handschriften, der Inscriptionen auf Steinen und Münzen, anderer Stellen der Nachahmer, der Zeitgenossen u. s. w. behelfen, und dann rathen: bisweilen rathen und urtheilen unsere Kunstrichter gewiß noch allzu hypothetisch, da die Rechtschreibung der lateinischen Sprache niemals auf sichere Regeln ist festgesezt worden. Es machte sich jeder Schriftsteller seine eigene Orthographie, und einem jedem Schriftsteller folgten seine Freunde und Verehrer. Daher können wir uns die verschiedenen Abwechselungen und Uneinigkeiten der Grammatiker selbst, in der Rechtschreibung sehr wohl denken. Die wahre Recht-

schreibung müssen wir also wohl auf die Zeiten des guten Geschmaks, nemlich auf die Zeiten des Cäsars, Cicero und des Augusts einschränken: denn die Rechtschreibung wird mit dem tändelnden Stil in jeder Sprache allezeit selbst tändelnd. Die Handschriften sind also allezeit noch die erste Quelle der Orthographie, und die Aufschriften auf Steinen und Münzen von gleichem Alter des Schriftstellers nur Beweise für die Richtigkeit der Lesarten. Die Abschreiber waren freylich zu allen Zeiten unwissend: aber vielleicht ist dieser Fehler in gewisser Absicht gut: denn sie schrieben ab, wie sie lasen, und wirkliche Schreibfehler erkennt man leicht. Ein Lehrer geht überhaupt nach unserm Urtheil bey seinem Unterricht den kürzesten Weg, wenn er dem jungen Philologen die Kenntniß der Handschriften, und ihren Gebrauch zeiget, ohne ihm ein seichtes System der Orthographie vorzulegen. Will er ein System sammlen? so dünkt uns ist der näheste Weg dieser, wenn er die gesammleten Lesarten eines jeden Schriftstellers mühsam vergleichet, und dann wird er vielleicht zu einiger Vollkommenheit kommen, wenn er diese Herkulische Arbeit mit jedem guten Schriftsteller unternimmt, und dann die gefundenen Systeme eines jedem Schriftstellers wiederum untereinander vergleichet — Eheu! jam satis est —

Die Vorrede des Herrn G. R. Klotz ist in einem Brief an Herrn Harles eingekleidet. Er lobt zuerst die Ausgabe des Verfassers, verbittet aber die Vorrede, denn seine Seele (animus) ist von den Arbeiten des vorigen Winters allzusehr ermüdet, als daß er sich mit „syllabis et apicibus verborum plagen sollte. Sonst konnte der Herr Klotz in Jena und Göttingen dieß wohl thun, aber itzt sind diese Zeiten vorbey — „cepit *me*, non dicam odium, sed satie-

„tas

„tas harum literarum. — Herr Harles hätte auch wahrhaftig dem Hn. G. R. Kloß dieß nicht zumuthen sollen: Er schreibt über das Studium der Alterthümer, von Nutzen der Gemmen und Münzen, Zeitungen, Bibliothecken, — da giebt es, besonders bey dem Studium des Alterthums, noch besonders mühselige Arbeiten, bey dem Nachschlagen und zusammensammlen, und noch überdieß will Herr Kloß „in horto suburbano in dies magis Epicuream „sapientiam, iucunditatis et voluptatis flore com-„mendabilem — Stoicorum seueritate tem-„perare„ — Und troß allem diesem schreibt Herr Kloß dennoch wirklich eine Vorrede! Nun, wahrhaftig! dieß ist Freundschaft! und noch darzu vom Vorzug der Münzen für den Inscriptionen der Steine bey der Festsetzung der Orthographie. Nun hat der Herr G. R. eine herzliche Freude, daß sein Freund glaubt, „librum *mei testimonii auctoritate* com-„mendari *posse adeoque* a me *praefationem* (et „quidem primam atque latinam) illi *praefigi* — „vocas *me* enim in societatem laudis — — *non* „*sine vtriusque nostrum voluptate, in illustri quasi* „*monumento* (praefatione) — sed profecto *non* „*necessaria est commendatio nostra* (mea) — dieß „ist ein Spaß des Vorredners — quae si *vel quan-*„*dam auctoritatem, nescio quandam* (quis nesciat „auctoritatem Illustris Klotzii!) *aliquam* certe „esse puto *nec eam malis artibus partam* scio (Wer sollte jemals eine so unverzeyhliche Blasphemie gewagt haben?) habeat, facillime tamen ab hoc „libro aberit„ — Wir haben schon oben erinnert, daß die Innschriften auf Steinen und Münzen ungefähr gleichen Nutzen haben: aber Herr Kl. giebt den Vorzug den Münzen, nachdem er gesagt hat, daß Chr. Fred. Ruhe de vsu nummorum in recta scri-

ptura gehandelt hat. — Warum? 1) Wir haben Münzen von den Röm. Königen: aber die Handschriften (es ist die Rede von Aufschriften auf Steinen) sind nicht so alt, und von unwissenden Leuten geschrieben (vielleicht zu bessern Nutzen) — Aber wir wollen die Schreibart des guten Geschmacks wissen. 2) Die tituli *lapidum* (aber für diese sollte Herr Kloz nicht reden) et numorum sind ex sententia magistratuum et *virorum doctorum*; die Inschriften der lapidum von Plebejis: aber waren die Triumviri nicht auch Plebeji, und die Plebeji ohne Ausnahme indocti — Dies zeigen die Inscriptiones nicht. 3) Errores inveniuntur in numis adulterinis — bracteatis — Nun! Sind deswegen die tituli lapidum nicht zu gebrauchen? 4) Die Arbeiter in Stein konnten eher fehlen, als die Stempelschneider. — Dies wüßten wir eben nicht: Herr Kloz führt ja selbst Beyspiele von falschen Aufschriften der Münzen an. — Magistratus (Triumviri monetales, et plebeji) praeerant — in consilium adhibitis viris doctis — oben waren die Magistratus selbst viri docti — und sind Inscriptiones lapidum nicht mit Zuziehung einsichtsvoller Männer gemacht? Dieß kann Herr Kl. nicht verneinen. 5) Der Aberglaube hielte die Inscriptionen für heilig: sie konnten also nicht verbessert werden. Aber die Fehler der Inschrift der Münzen konnten auch nicht geändert werden. 6) Es waren mehr Arbeiter der Aufschriften der Steine als der Münzen: und über die letzten hatten die Magistratus die Aufsicht — Immer das vorige. Und wie? wenn die Magistrate die alte, übliche und gemeine und fehlerhafte Schreibart beybehielten, wie es zu allen Zeiten und auch bey uns mit solchem Aufsehern gehet? 7) Die Münzen sind in aller Händen gewesen — aber die Inscriptionen

stun-

stunden vor aller Augen — beyde konnte der Kenner beurtheilen, und sie blieben doch, wie sie waren — 8) Der größte Beweis kommt nach der Regel allezeit zulezt — Die alten Inschriften der Steine sind theils verlohren gegangen (aber vielleicht haben wir so viel erhebliche Inscriptionen als Münzen) theils müssen wir uns nur auf gelehrte Abschreiber, und Herausgeber verlassen, und diese können fehlen — aber wenige Buchstaben können eher recht geschrieben (es soll wohl heissen: abgeschrieben) werden, als weitläuftige Inschriften. Hier müssen wir uns wohl bey beyden auf die Treue der Abschreiber verlassen, da wir niemals weder von Münzen noch von Steinen hinlängliche Originale mit eigenen Augen bekommen können. Auch fehlerhaftgeschriebne Inscriptionen können vortreflich in unserm Falle genutzet werden, wenn wir über ihre Zeit einig sind. — Der Leser mag über die Gründlichkeit der Denkungsart des Hn. G. R. Kloz selbst urtheilen. — Und wenn wir auch dem Hrn. K. in dieser unerheblichen Sache Recht geben wollten, so wird der wahre Philologe doch die Inscriptionen nutzen und die Münzen nicht verwerfen.

Br.

Todes-

Todesfälle.

1768. den 26 Oct. starb zu Göttingen Herr Professor Johann Tobias Köhler, im 49sten Jahr seines Alters. Er ist durch verschiedene Schriften bekannt.

Amtsveränderungen.

Der berühmte Herr Wieland ist als Regierungsrath und erster Professor der Philosophie, nach Erfurt berufen worden.

Drukfehler.

In des VII. Bandes I. Stük.

S. 75. Zeile 14. l. den Harlesischen. S. 76. Z. 3 von unten l. malen. S. 91. Z. 10 v. u. l. seine theoretischen. Z. 3. l. reizend anstatt reitzend. S. 92. Z. 10 l. hat. Z. 17. äussern anst. äussern. S. 94. Z. 13. l. hat. Z. 5 v. u. l. einem Schullehrer. S. 98. Z. 8. l. bewiesen. S. 100. Z. 9. l. dem Lauf. S. 108. Z. 1. l. ein Volk. Z. 8. l. noch eins.

In des VII. Bandes II. Stük.

S. 27. Z. 5. l. Zuckerplättchen von der platten Form. S. 88. Z. 4. von unten unnütz. Seite 94. Zeile 7. l. alle die auf Schulen. Diese beyden lezten Wörter streiche da, wo sie stehen, aus. Z. 11. überdas so leicht, daß. S. 95. Z. 16. streich nun weg und setze nach Ohr nur. S. 96. Z. 15. l. überflüssig.

In des VIII. Bandes II. Stük.

Vorrede S. 7. Z. 24. auch l. auf. ib. S. 13. Z. 33. um l. in. ib. S. 14. Z. 30. es l. sie. ib. S. 19. Z. 30. die l. den. ib. S. 26. Z. 4. nun l. nur. S. 31. Z. 18. nach in der Substanz sey wird hinzugethan, , als aber daß die Substanz selbst diese Kraft sey.

In des IX. Bandes I. Stük.

S. 77. Z. 17. anstatt Strukischen lies Struvischen.

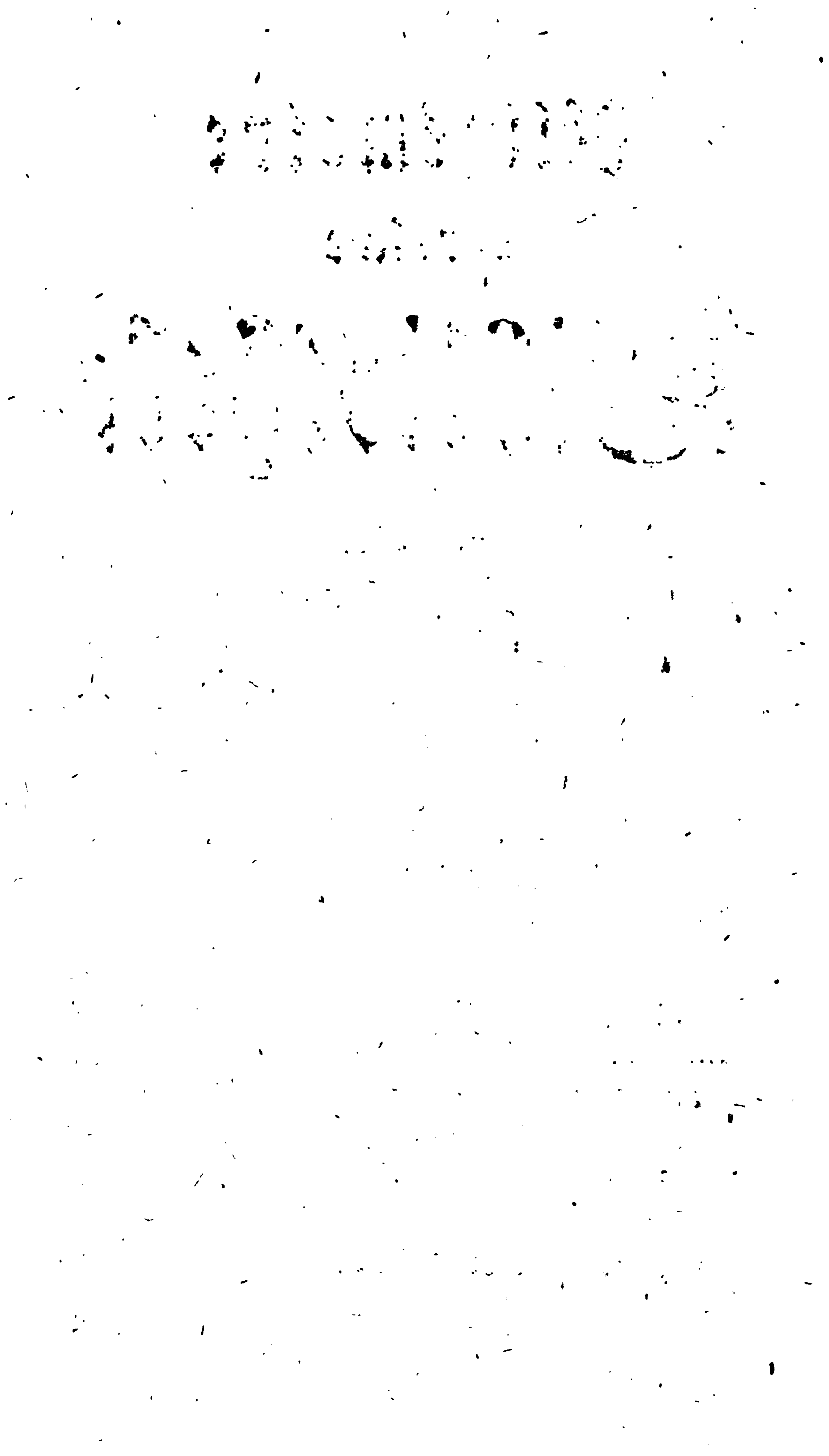
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des neunten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1769.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stük des neunten Bandes recensirten Bücher.

XXXIV.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

Ei-



I.

Ioh. Christophori Gattereri, apud Gottingenses histor. Profess. publ. ordin. societatum theotiscarum regiae Gottingensis et Altorfinae sodalis, itemque Academiae historicae Gottingensis Directoris. Elementa Artis diplomaticae universalis cum tabulis XII. aere incisis. Volumen prius. Gottingae apud Viduam b. Vandenhoeckii 1765. 2 Alph. 3 Bogen in Quart. nebst 3. großen Tabellen und 12. Kupfertafeln in Fol.

Schriften, in welchen noch mangelhafte Wissenschaften auf einmal mit einer Menge von nüzlichen Erfindungen bereichert an das Licht treten, worinn die noch unbekannte Grenzen derselben genau bestimmt und sie überhaupt bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht werden, sind ziemlich seltene Erscheinungen. Nichts ist gewöhnlicher als aus hundert überflüßigen Büchern noch das überflüßigste heraus zu schreiben: nur selten wagt sich jemand durch ein einziges Buch hundert andere entbehrlich zu machen. Dem Herrn Professor Gatterer gebühret bil-

lig das Lob einer solchen Unternehmung, da er eine so nüzliche Wissenschaft, als die Diplomatik ist, nicht allein mit ganz neuen Wissenschaften bereichert, ihren schon lange erkannten Mängeln abgeholfen, den wahren Umfang derselben bestimmt und sie zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht hat, daß ein geringer Theil seines Werkes schon alles das allein in sich fasset, was seine Vorgänger für den ganzen Bezirk dieser weitläuftigen Wissenschaft angesehen haben. Er verdient mit Recht die Ehre eines Erfinders in der Diplomatik, und wer könnte grössere Ansprüche darauf machen als Er? Er ist, wie wir aus der Vorrede sehen, von Jugend auf mit Urkunden umgegangen, und wie vielen Nutzen er aus dieser Beschäftigung zu ziehen gesucht habe, können wir aus einer im Jahre 1757. zu Nürnberg herausgekommenen Schrift de difficultate artis diplomaticae wahrnehmen. Er lernte also die Mängel seiner Wissenschaft gar bald kennen, er kannte sie, und ein unermüdeter Fleiß sezte ihn endlich in Stand ihnen abzuhelfen. Sein diplomatisches Cabinet, die von der Königlichen Regierung zu Hannover ihm mitgetheilte merkwürdige Original-Urkunden aus dem Königlichen Archive, die ihm zugekommene vortrefliche Heumannische Siegelsammlung und endlich das Werk der französischen Benedictiner, gaben ihm Stoff an die Hand, den er nach denen, bey seinen vieljährigen Vorlesungen angestellten Beobachtungen vorzüglich gut bearbeiten konnte. Der Herr P. hält sein Buch noch für mangelhaft und wünscht sehr, daß sein Entwurf, wie er sagt, von Kennern der Diplomatik, und besonders von den Mitgliedern des Königlichen Instituts der historischen Wissenschaften viele Verbesserungen und reiche Zusätze erhalten möge. Wir sehen wohl ein, daß es nicht eines Mannes Werk ist, alle Felder dieser

weit-

weitläuftigen Wissenschaft gleich stark zu bearbeiten, desto mehr Ehre aber für den Herrn P. daß er in einem so weiten Bezirk beynahe nichts mehr übrig gelassen hat, was nicht von einem jeden Gelehrten, der vorher wenig zur Bereicherung der Diplomatik würde haben beytragen können, bey vorkommenden Gelegenheiten ersetzet werden könnte. Die neu erfundenen Wörter, weswegen sich der Herr P. entschuldiget, wollen wir Ihm eben so gerne vergeben, als wir Ihm wegen der damit bezeichneten Erfindungen Dank wissen. Wann uns der Reichthum an Erfindungen nöthiget, der Armuth der Sprache zu Hülfe zu kommen, so heißt dieses die Sprache zur rechten Zeit und auf die vortheilhafteste Art bereichern.

Wir gehen nun zu dem Buche selbst über und hoffen unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wann wir sie mit einem Werke, welches das erste in seiner Art ist, um etwas mehr bekannt machen werden. Wir müssen aber gleich Anfangs bekennen, daß wir ohne in die größte Weitläuftigkeit zu verfallen, nicht im Stande sind, alles das neue und merkwürdige, das in diesem Werke vorkommt, in einem Auszuge zu liefern, und da wir über dieses auf der andern Seite nicht ohne Grund befürchten, durch eine lange Anzeige des bloßen Inhalts einzeler Paragraphen in das Trockene zu fallen, so bleibt uns kein anderer Weg übrig, nichts als nur den Hauptinhalt, so kurz wie möglich ist, anzuzeigen: wir hoffen um so viel eher deswegen einige Nachsicht zu erhalten, da wir überzeugt seyn können, daß sich kein Liebhaber der Diplomatik finden wird, der nicht äusserst begierig seyn sollte, sich mit diesem vortreflichen Werke selbst auf das genauste bekannt zu machen.

Die vorläufige Einleitung bestehet aus zween Abschnitten: Der erste handelt von der Diplomatik

und den Urkunden überhaupt. Die Definition der Diplomatik, nach welcher sie eine Wissenschaft ist, Urkunden zu verstehen, zu beurtheilen und anzuwenden, ist der allerfruchtbarste Begriff; diesen haben die französischen Benedictiner in ihrem Nouveau Traité de Diplomatique verfehlet, und so wie dieser Begriff dem Herrn P. Anlaß zu großen Erweiterungen der Diplomatik gegeben hat, so ist der Abgang desselben bey jenen der Grund ihres unsystematischen Verfahrens: Hätten sie diesen Begriff gehabt, so konnten sie ohne Mühe den richtigsten, den vortheilhaftesten Plan zur Ausführung ihres Lehrgebäudes daraus ableiten. Da sie die Diplomatik blos eine Wissenschaft von den alten Urkunden richtig zu urtheilen, nennen, so kan man hieraus schon sehen, daß ihrem Werke ein Haupttheil mangele. Nach ihrem Begriff ist also die Diplomatik weiter nichts als ein Theil der Kritik. Wie sehr setzen sie hierdurch eine Wissenschaft herunter, die sie mit so vielem Fleiße zu bearbeiten unternommen haben.

Der Herr P. theilt die Diplomatik in die allgemeine, besondere und ganz besondere ein, an der ersten hat es uns noch gefehlet. Der Herr P. verspricht uns in seinem Buche einen kurzen Abriß davon zu geben, und glaubt daß das oben angeführte Werk der französischen Benedictiner die Stelle eines vollständigen Systems werde vertreten können. Sollte er dieses wohl jetzo noch glauben, da das Werk der Benedictiner nunmehr völlig zu Ende gebracht ist? S. 5. hat der Herr Verf. die sonst gewöhnliche aber ganz unrichtige Definition der Urkunden verbessert, sie heissen schrifftliche Aufsätze über Rechte und Verbindlichkeiten, welche unter gewissen Feyerlichkeiten errichtet werden. Diese Feyerlichkeiten, welche das eigentliche Unterscheidungszeichen, zwischen Urkunden

und

und zwischen andern schriftlichen Aufsätzen abgehen, werden besonders angemerkt, wie auch in den folgenden §. §. die Eintheilung der Urkunden und Copialbücher umständlich gezeigt.

Im zweyten Abschnitte giebt der Herr Verfasser S. 13. u. f. eine kurze gelehrte Geschichte der Diplomatik. Wir haben heut zu Tage keine Urkunde auf Pergament oder Egyptisches Papier, die älter als das fünfte Jahrhundert wäre.

Die Diplomatik ist eine ganz neue Wissenschaft, sie fieng sich im 16ten und noch im 17ten Jahrhunderte an, die diplomatischen Kriege beförderten ihren Wachsthum, und endlich erwarb sich ein Jesuit zu Antwerpen, Papebroch, zuerst ein vorzügliches Verdienst um diese angehende Wissenschaft und verursachte eben dadurch daß der Benedictiner Mabillon, Hand an die Ausarbeitung seines vortreflichen diplomatischen Werks legen mußte. Nach diesen haben sich noch mehrere Gelehrte um die Diplomatik sehr verdient gemacht, unter welchen Heumann in Altorf vorzüglich merkwürdig ist. Er bemerkte die Mängel dieser Wissenschaft, bestimmte ihre Grenzen und zeigte zuerst wie man sie auf andere Künste und Wissenschaften vortheilhaft anwenden müsse. Hierbey fallen uns wieder die Benedictiner ein. S. 25. Theilet der Hr. Verf. das Buch selbst nach einer aus der Definition der Diplomatik hergenommenen Eintheilung in zween Theile, in den theoretischen und practischen. Er verwirft mit Recht die Eintheilung der diplomatischen Kennzeichen in innerliche und äusserliche. Auf diese sehr unbequeme Eintheilung haben die Benedictiner ihr Lehrgebäude gegründet, woraus dann für ihr Werk die übele Folge entstanden ist, daß man in demselben, wenig oder fast gar nichts von solchen Dingen findet, welche wichtig genug waren

dem Hrn. P. Stoff zu ganz neuen Wissenschaften herzugeben. Wie glüklich hat der Hr. Verf. diesen Irrweg vermieden. Er macht S. 29. eine andere Eintheilung der diplomatischen Kennzeichen, welcher wir wegen ihrer Fruchtbarkeit allerdings einen großen Vorzug vor der eben angezeigten geben müssen. Sie gründet sich auf eine wesentliche Eintheilung der Urkunden, in Urschriften und Copeyen. Die Kennzeichen welche jenen allein zukommen und die, welche ihnen mit den leztern gemein sind, haben dem Hrn. Verf. zu drey Hauptwissenschaften der Diplomatik Anlaß gegeben, denen er die Namen Schreibkunde (Graphica) Zeichenkunde (Semiotica) und Formelkunde (ars Formularia) beylegt. Die Schreibkunde wird in fünf Capiteln abgehandelt.

I. Cap. Schreibgeräthschaft (Instrumenta Scriptoria). Nach denen hierher gehörigen Schriftstellern macht der Hr. Verf. S. 31. mit der Materie worauf man schreibt den Anfang. Diese kann aus dem Mineral-Pflanzen und Thier-Reiche genommen werden. Die Zeither angestellte Versuche, das Alter des Lumpenpapiers zu bestimmen, scheinen dem Hn. Verf. mit Recht noch viel zu voreilig, man würde eher zu einer Gewißheit gelangen, wann man zuvor untersuchte, zu welcher Zeit das leinene Geräthe nicht blos in Europa überhaupt, sondern wenn es in diesem oder jenem Lande so gemein geworden sey, daß die unbrauchbaren Ueberbleibsel desselben zu Verfertigung des Papiers angewendet werden konnten. Die angegebene Proben von alten Lumpenpapier erfordern überdieses noch eine gedoppelte Untersuchung, die man vielleicht seither noch zu sehr verabsäumet hat: eine muß der Chymie die andere der Diplomatik überlassen werden. Die Materie, womit man schriebe, und

die

die Werkzeuge, deren man sich dabey bediente, werden hier noch angeführet.

II. Cap. Die Lehre von den Buchstaben (Grammatologia.) Unter den verschiedenen Meynungen, die von dem Ursprunge der Buchstabenschrift bekannt sind, ist diejenige wohl die beste, nach welcher man den Taaut oder Thoyt, einen Phönicier von Geburt, für den Erfinder der Buchstaben hält. Sanchuniatho brachte diese Meynung zuerst auf die Bahn und die bewährtesten Geschichtschreiber des Alterthums geben ihm ihren Beyfall. Jackson ist der erste, der sie in unsern Zeiten umständlicher vorgetragen hat. Es ist zu bedauren, daß diese Meynung den französischen Benedictinern zu spät bekannt geworden ist, als daß sie in ihrem Werke den nützlichsten Gebrauch davon hätten machen können. Thoyt brachte seine Erfindung nach Egypten, woher sie nach und nach andere Völker erhalten haben, bis sie endlich bey den großen Völkerwandelungen im fünften Jahrhundert einigen deutschen Völkern bekannt geworden ist. Unsere heutige deutsche Schrift, die der Hr. V. gar recht die neugothische oder die scholastische nennet, ist ganz neu: Sie ist ein beschämendes Ueberbleibsel von dem verdorbenen Geschmack unserer Vorfahren. In diesem Capitel wird noch umständlich angeführet, was die verschiedene Gestalten der Buchstaben und die daraus entstehende Eintheilungen derselben betrift, die Arten der Verschränkung (Coarctatio) der Buchstaben gezeigt, und mit den Accenten und Punkten über den Buchstaben, als dem u. i. y. geschlossen.

Cap. III. Die Lehre von den Unterscheidungszeichen (Doctrina interpunctionum) (Stigmeologia.) Dieses Capitel lehret sonderlich die verschiedene Gestalten des Punkts, und seinen Gebrauch bey

Inschriften, Büchern und Urkunden kennen, hierauf folgen auch die übrigen Unterscheidungszeichen, als das Comma, Colon rc.

IV. Cap. Die Lehre von den Abkürzungen (Doctrina Abbreviaturarum, Brachygraphia.) Dieses Capitel welches eins der wichtigsten mit ist, handelt von der Abkürzung überhaupt, besonders aber von den verschränkten Buchstaben, (Litteris coarctatis) den eigentlichen Abbreviaturen, den Anfangsbuchstaben anstatt ganzer Wörter (Siglis,) den Zahlzeichen, so wohl den römischen als den arabischen, und endlich von den tyronischen Noten oder der Tachygraphie. Da der Benedictiner Toustain durch den Tod gehindert worden ist, das Geheimniß diese Noten zu erklären, der gelehrten Welt bekannt zu machen; so zeigt nunmehr der Hr. V. den Ursprung dieser Schrift und ihre erlittenen Veränderungen, hiernächst woraus diese Noten eigentlich bestehen, und giebt endlich die nöthigsten Mittel an die Hand, wodurch eine so nüzliche Kenntniß wieder erlanget werden kann. Was Herr Carpentier in seinem Alphabeto Tyroniano geleistet hat, kann fast gar nicht hieher gerechnet werden, dann da er unserer Einsicht nach die tyronischen Noten weder durch eine Zergliederung in einfache Zeichen erkläret, noch durch eine Vergleichung mit andern errathen hat, sondern aus denen hin und wieder zwischen der tyronischen Schrift befindlichen deutlich geschriebenen Wörtern oder auch durch den Titul oder einige Rubriquen gar leicht den Inhalt des Manuscripts hat errathen können, so war es etwas leichtes in andern Büchern oder Handschriften die ganze Erklärung desselben zu finden, wie er dann auch in der Vorrede zu gedachtem Werke nicht leugnen kann, daß er würklich einige Stücke im Baluzius und anderswo angetroffen habe.

Der

Der wichtigste Theil dieses Buchs, nemlich das tyronische Alphabet, hat ganz und gar keinen Nutzen. Da die tyronischen Noten aus mehrern Figuren, diese wieder aus mehreren Zeichen oder tyronischen Buchstaben bestehen, und da das Zeichen oder Buchstabe, welches in einer Note das Haupt- oder Anfangszeichen ist, sehr oft mit dem Anfangsbuchstaben, des durch die Note angezeigten Worts, nicht einerley ist, so kann man schon sehen wie richtig das Alphabet des Herrn Carpentier seyn müsse, da er die Noten nicht nach ihren Anfangszeichen oder Buchstaben, sondern nach den Anfangsbuchstaben der damit bezeichneten Wörter in alphabetische Ordnung gebracht hat. Der deutlichste Beweiß, daß ihm die einzelen Theile der Noten gänzlich unbekannt waren. Indessen muß man es doch allemal mit vielem Danke erkennen, daß wir blos durch seine Bemühung ein seltenes Manuscript, sehr sauber in Kupfer gestochen, erhalten haben. Auf der andern Seite hingegen muß man dem Hrn. Professor Gatterer doppelt verbunden seyn, daß er die besten Mittel an die Hand gegeben hat, wodurch die vollkommenste Kenntniß einer beynahe ganz unbekannten Schrift wieder erhalten werden kann. Diese Mittel sind es, deren richtiger Gebrauch uns hoffen lässet, ein zur Erklärung dieser Schrift ganz unentbehrliches Buch, ein Tyronisches Lexicon, bald zu bekommen.

V. Cap. Linnaeismus Graphicus. Der Hr. V. hat hier die Methode der neuen Naturgeschichtschreiber in die Diplomatik eingeführet, und dieser seiner nützlichen Erfindung den Namen eines großen Naturforschers mit Recht beygelegt. Es haben zwar die Benedictiner in ihrem Werke zu gleicher Zeit mit dem Hrn. P. einen ähnlichen Versuch gewagt, der aber dieser Erfindung wegen der großen Verschiedenheit

auf keinerley Weise nachtheilig seyn kann. Die Schriften werden in vier Reiche getheilet: in die Künstlerschrift oder Inschriften, (Inschriftliche Urkunden) (regnum artificiale) (Tabulae,) in die Bücherschrift, Handschriften (handschriftliche Urkunden,) (regnum librarium) (codicilli) in die Kanzleyschriften (Kanzley-Urkunden oder blos Urkunden) regnum notariale) (Chartae) und dann in die Currentschriften, Gemeineschriften, (Current-Urkunden) (regnum privatum) (Schedae) jedes dieser vier Reiche wird von neuem in zwo Classen abgetheilt, in die Bilderschrift (Scriptura realis) und die Buchstabenschrift (Scriptura litteralis) hierauf folgen die Unterabtheilungen als, Series, partitiones, genera und Species, welche der Hr. Verf. nicht allein alle sehr umständlich und genau beschrieben, sondern denselben auch um mehrer Deutlichkeit willen drey große Tabellen beygefüget hat. Nimmt man nun noch die Kupfertafeln aus dem Nouveau Traité de Diplomatique zu Hülfe, auf welche sich der Hr. Verf. durchaus hierbey bezogen hat; so kann man gewiß nichts vollständigers in dieser Art verlangen, also auch von dieser Seite hat der Hr. Verf. einen Vorzug vor den Benedictinern, als welche hierinn nur etwas Unvollkommenes geliefert haben. Diese Erfindung hat nicht allein ihren großen Nutzen wenn man das Alter und die Wahrheit der Schriften methodisch untersuchen will, sondern sie dienet auch darzu die äusserliche Beschaffenheit einer Schrift in wenig Worten deutlicher und richtiger zu bestimmen, als vorher durch die weitläuftigste Beschreibung nicht hat geschehen können: sie kann also nur von denen für ein bloßes Spiel des Witzes gehalten werden, welchen es noch an den nöthigen Einsichten hierbey mangelt. Möchte es doch

dem Hrn. Prof. gefallen, seinen Linnaeismum graphicum für diejenige, welche sich das große Werk der Benedictiner eben nicht anschaffen wollen, mit denen in Kupfer gestochenen nöthigen Erläuterungen besonders heraus zu geben, es würde dieses Werk wegen der Künstlerschrift, die das erste Reich ausmacht, auch andern als Diplomatisten sehr brauchbar seyn.

Wir kommen nun zu der zwoten Hauptwissenschaft, nemlich der Zeichenkunde (Semiotica), sie begreift sechs besondere Wissenschaften in sich, die in sechs Capiteln abgehandelt werden: nimmt man das sechste Capitel, welches von den Siegeln handelt, aus, so kann man mit Recht behaupten, daß der Hr. Verf. der erste sey, der eine jede der übrigen in die Gestalt einer Wissenschaft gebracht habe. Es ist zu bewundern, daß man ein so großes Feld in der Diplomatik so lange unangebaut gelassen hat. Chrismen, Creuze, Monogrammen, Recognitions- und Investiturzeichen sind doch wohl nicht von geringerer Erheblichkeit als die Siegel, sie sind Feyerlichkeiten worauf ein großer Theil der Glaubwürdigkeit einer Urkunde beruhet, und sie unterscheiden die Urkunden von andern schriftlichen Aufsätzen eben so wohl wie die Siegel, dem ohngeachtet haben die Benedictiner, die ihrem einmal gewählten sehr unbequemen Plan gefolget sind, so versteckt in ihrem Werke davon gehandelt, daß nur mit vieler Mühe etwas weniges von diesen Zeichen kann zusammen gebracht werden, dahingegen haben sie die Lehre von den Siegeln so weitläuftig vorgetragen, daß das vortrefliche Werk des Heineccius ganz entbehrlich dadurch geworden ist.

I. Cap. Die Lehre von den Chrismen (Chrismologia.) Nachdem ein deutlicher Begriff von diesem Zeichen gegeben worden ist, so wird von dessen

verschiedener Gestalt, Epochen, Stelle, Gebrauch und Bedeutung umständlich gehandelt.

II. Cap. Lehre von den Zeichen der Notarien (Semiotica notarialis.) Diese Zeichen werden mit Recht in Recognitions- oder Kanzlarzeichen und in Notariatssignete oder Notariatszeichen abgetheilt, wobey der Hr. Verf. zugleich von den Notarien handelt: Hierauf wird von den Recognitionszeichen überhaupt, von ihrer Gestalt, ihren Epochen, Stelle, Gebrauch, Bedeutung und endlich von den Notariatssigneten das nöthige beygebracht.

III. Cap. Die Lehre von den Investiturzeichen. (Symbolica.) Diese Zeichen, welche man z. E. bey der Uebergabe einer gewissen Sache u. s. w. auf eine vielfache Art gebraucht hat, um derselben auf eine sinnliche Weise öfters mehr Gewißheit und Glaubwürdigkeit zu geben, gehören wegen ihrer engen Verbindung mit denen Urkunden, welche über eine solche Uebergabe ausgefertigt worden sind, als ein Theil der Zeichenkunde allerdings mit zu der Diplomatik. Sie sind billig zu den Feyerlichkeiten zu rechnen, die nicht allein eine Urkunde von andern schriftlichen Aufsätzen unterscheiden, sondern zur Glaubwürdigkeit derselben nicht weniger als Siegel und Unterschrift beytragen. Der Hr. Verf. handelt in diesem Capitel vorzüglich von dem Alter, der Dauer, der Eintheilung, und bringt ein weitläuftiges alphabetisches Verzeichniß der verschiedenen Arten derselben nebst noch einigen besondern Gebräuchen bey. Zum Beschluß, wo von der sorgfältigen Bewahrung dieser Ueberbleibsel die Rede ist, wie auch weiter unten bey dem §. 322. führt der Hr. Verf. eine gerechte Klage über die Unachtsamkeit und Unwissenheit mancher Archivarien, wodurch freylich viele Dinge nicht allein völlig verborgen bleiben, sondern auch wohl gar aus

Man-

Mangel einiger Kenntniß gänzlich zu Grunde gerichtet werden müssen.

IV. Cap. Die Lehre von den Creuzen (Staurologia.) Da die Creuze nicht allein bey verschiedenen Gelegenheiten, sondern auch auf sehr verschiedene Arten gebraucht worden sind, so hat der Hr. Verf. hievon umständlicher, als vor ihm noch nicht geschehen ist, hier gehandelt. Er zeigt das Alter, die verschiedene Gestalt, die Farbe, wie auch den verschiedenen Gebrauch dieser Creuze, und sonderlich ihre Stelle in Urkunden nebst der Bedeutung derselben, fast alles was man hier lieset ist neu.

V. Cap. Die Lehre von den Monogrammen (Monogrammatologia sive Monogrammatica.)

VI. Die Lehre von den Siegeln (Sphragistica.) Von einer jeden dieser Wissenschaften wird erstlich das Allgemeine und hierauf das Besondere abgehandelt. Bey diesen beyden Capiteln müssen wir uns ganz besonders auf dasjenige beziehen, was wir gleich bey dem Anfange von der Unmöglichkeit alles das neue anzumerken, gesagt haben, sie sind nach ihrer Wichtigkeit so weitläuftig, daß sie beynahe die Helfte des ersten Bandes ausmachen, und daher um so weniger in einem Auszuge geliefert werden können. Wir wollen nur überhaupt anführen, daß man die ganze Lehre von den Monogrammen dem Hrn. Verf. allein zu danken hat, dann alle seine Vorgänger haben die seichten Grundsätze des seeligen Baudiß abgeschrieben, und die Benedictiner haben noch weniger als dieses gethan. Es blieb also dem Hrn. Verf. weiter nichts übrig, als diese Wissenschaft von Grund aus auszuarbeiten, welches er auch mit einem so guten Erfolg geleistet hat, daß man unserm Urtheil nach nichts vollständigers und gründlichers hierinn verlangen kan. Bey der Lehre von den Siegeln hat der Hr. Verf.

frey-

freylich schon bessere Vorgänger an dem Heineccius und den Benedictinern gehabt, dem ohngeachtet aber, da diese Wissenschaft immer noch großer Verbesserungen fähig war, so hat der Hr. Verf. auch hierbey die Gelegenheit nicht vorbey gelassen, hin und wieder etwas neues vorzutragen.

Wir müssen nun noch die Kupfertafeln, als einen sehr nüzlichen Theil dieses Werks, kürzlich anzeigen. Die erste zeiget in verschiedenen Columnen die Eintheilungen der Buchstaben in Capital- Uncial- kleine (litterae minutae sive solitariae) und Cursiv (Litterae unitae sive cursivae) Buchstaben, wobey zugleich der Unterscheid zwischen Capital- und Uncial-Schrift genau bemerkt wird. Hierauf folgen die Cursiv-Buchstaben nach ihren verschiedenen Gestalten, so wohl am Anfange, Mitte und Ende der Wörter, sodann kommen die langen Buchstaben nach dem kleinen und großen Alphabete vor, und endlich macht das große und kleine Alphabet der neugothischen- oder Mönchsschrift den Beschluß.

Die zwote Tafel zeigt die Abbreviaturen, die Resectionen, einige monogrammatischen Buchstaben, wie auch die besondern Auszierungen der Buchstaben überhaupt: diesen sind noch die Chrismen von dem 5ten bis zu dem 14ten Jahrhunderte mit beygesezten Jahrzahlen angehänget.

Die dritte Tafel ist den Zahlzeichen und Unterscheidungszeichen gewidmet, und enthält zugleich eine Probe von der Tyronischen Schrift.

Die vierte, fünfte, sechste und siebende Tafel enthalten die Recognitions- oder Kanzlarzeichen mit den beygefügten Jahrzahlen.

Die achte zeigt alle Arten von Monogrammen, so wie die neunte und zehnte mit den Hauptarten der Siegeln angefüllt ist.

Die

Die eilfte und zwölfte ist den Alphabeten vom 6ten bis 16ten Jahrhundert gewidmet, welche zur Erleichterung des Lesens und zur Beschreibung der Urkunden unentbehrlich sind.

Dieses ist ohngefehr der Inhalt des ersten Bandes von einem Werke, welches wir nicht genug anpreisen können. Der zweyte Band, welchen der Hr. Verf. in der Vorrede zu diesem ersten ankündiget, enthält den dritten Abschnitt des theoretischen Theils, nemlich die Lehre von den Sprachen und Formuln der Urkunden, und endlich, den ganzen practischen Theil der Diplomatik. Da der Hr. V. durch das ganze Buch das Werk der Benedictiner theils zur Erläuterung, theils auch um den Gebrauch desselben nüzlicher und bequemer zu machen, angeführet hat, so sind wir dadurch verleitet worden, sein Buch mit dem Werke der Benedictiner hier und da zusammen zu halten, um dadurch, vielleicht nicht ganz ohne Nutzen für unsere Leser, die Vorzüge des erstern vor dem leztern deutlicher zu zeigen. Wir schließen mit dem Wunsche, den zweyten Band eines so vortreflichen Werks bald durch den Druck bekannt gemacht zu sehn.

L.

II.

Joh. Friedr. Zückerts, der Arz. Doct. der Röm. Kays. und Churmainz. Akad. Mitgl. systematische Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands. Berlin und Leipz.

Leipzig, bey Rüdiger 1768. 1 Alph. 21. Bog. gr. 4.

Die Mineralwasser sind nicht so wohl Luftwasser, als Grundwasser, deren aufsteigende Dünste unter Letten oder zwischen Steinklüften sich wieder sammeln und in ihrem Laufe auf Kiese, Salze und Erdarten treffen, wovon sie etwas mitnehmen. Ueber die Entstehungsart der warmen und heissen Bäder hat Hr. Z. die Theorien gesammlet, vom Origenes an, der darinn der verstossenen Engel heisse Zähren gefunden, bis zum Hofmann, Berger und Seip, denen er beytrit. Wenn die Wasser über Kieslager wegstreichen: so werden die schwefeligen und martialischen Theile derselben in eine innre Bewegung und Erhitzung gesezt. Von ähnlicher Erhitzung der Kiese entstehen die Volcane und die Schwefeldämpfe in Bergwerken, wenn sich reiche Kiesnester finden. Nachdem auch hier die Kieslagen reicher und weitschichtiger sind; nachdem die Wasser sie berühren; nachdem die Wasser eine längere oder kürzere Strecke bis zum Orte ihres Ausbruchs zu Tage zu laufen haben: nachdem sind sie heiß, warm oder gar kalt. Die kalten Wasser sind vielleicht auch nur von mineralischen Dünsten geschwängert, oder laufen über magere nicht so fette Schwefelkiese, oder nehmen aus einem Lager von Letten oder Thon ihren Eisenocher mit sich.

Nach dieser Theorie aber kann es nicht anders seyn, als daß bey der Erhitzung der saure Geist Eisentheile mit einschluckt und so müßten die warmen Bäder alle eisenhaltig seyn. Das findet sich aber nicht. Hr. Z. räumt zwar ein, daß die Brunnenforscher die Eisentheile vielleicht nicht bemerkt; vielleicht auch, daß der Ocher wahre Eisentheile enthalte:

aber

aber er scheint doch der angeführten Theorie eines Ungenannten Beyfall zu geben, daß auch ohne Kieslagen, von fetten Gips und Thonerden eine Gährung und Erhitzung entstehen könne. Wir sehen aber nicht ein, wie eine rohe Gipserde mit einem fetten Thon sich erhitzen könne. Es ist oft schwer, die Eisentheile aus den Wassern darzustellen. Man sieht es an dem Carlsbade, aus dem es doch vor kurzem Hr. Becher zwar mühsam, aber häufig hervorgebracht hat. Und vielleicht ist dasselbe bey mehrern nur bis dahin nicht gelungen.

Die Bestandtheile der Mineralwasser sind der flüchtige Mineral- oder Brunnenspiritus, der einen zarten Eisenvitriol enthält, ein elastisch-ätherisches Grundwesen, Salze und Erden.

Der Brunnenspiritus ist ein flüchtiger saurer d. i. Schwefelgeist, der sich so wohl dem Geschmacke und Geruche darstellt, als auch durch die Retorte aus dem Pyrmonter Brunnensalze, der ein natürliches Glaubersalz ist, übergetrieben wird. (Da wir diesen Geist daraus nach eignen Erfahrungen bekräftigen können: so merken wir nur an, daß das Pyrmonter Salz gehörig gereinigt seyn müsse, damit kein Trug der Ursachen entstehe. Denn wenn etwas von der lezten schmierigen Lauge, wenn Staub oder andre Unreinigkeiten anhiengen: so wäre es kein Wunder, daß man einen dergleichen flüchtigen Geist erhielte.) Dem flüchtigen Geiste aus verwitterten Kiesen ist er völlig gleich und macht in Stahlwassern den sauern Bestandtheil des zarten Eisenvitriols aus. Zart nennt Hr. Z. ihn mit Recht. Er läßt sich nicht wohl sichtbar darstellen. Aber durch die Tinctur der Galläpfel, durch den Crocus, s. w. wird er genugsam erwiesen. Diese Feinheit schüzt Hr. Z. auch gegen Hr. Model vor, der den Eisenvitriol der Mineralwasser deswegen

nicht für eine Kiesgeburt ansehen will, weil die Kiese an der freyen Luft verwittern müssen, bevor sie Vitriol austhun; dergl. aber auf eine solche Tiefe nicht statt findet. Hr. Z. antwortet: Hr. M. verwechsle die Entstehungsart des groben Vitriols mit dem zarten vitriolischen Wesen; daß die unterirdische Luft in die Mineralien wirke, zeige der Schwaden, der mit Vitriolgeist und flüchtigen metallischen Dämpfen angefüllt sey; auch zeigen Muthmaßung und Erfahrung, daß mit Schwefeldämpfen gesäuerte Wasser ohne Erhitzung über Kiesnester streichen und etwas Eisen los machen oder auch nur aus Thon- und Lettenlagern einen Eisenocher in sich nehmen können. Hr. Z. sezt noch hinzu: es hiengen die Eisentheile mit dem sauern Mineralgeist nur locker zusammen und wären nicht so innig, als im groben Vitriol, verbunden. Aber sollte ein lockres Zusammenhangen mit der wirklichen Auflösung und dem Insichnehmen des Eisens, welches die Galläpfel andeuten; sollte dies mit dem hohen Grade von Auflösung bestehen, die so fein ist, daß das Eisen sich so gar dabey mit verflüchtigen kann?

Ein Theil des Mineralgeists und zwar der Theil, der ihm vor jedem Schwefelgeiste eine größere Flüchtigkeit giebt, ist das Brennbare, so mit den Eisentheilen aus den Kiesen aufgelöst wird und zu Tage die Fetthaut darstellt, die mit Salpeter verpuft und eine Menge Eisentheile mit sich in die Höhe nimmt. Hr. Z. berührt nur wenig davon. Und von den meisten scheint dieser Theil des Geistes nicht so wichtig geachtet zu seyn, als er doch wohl ist. Uns dünkt auch, seine Erscheinung setze schon einen Grad von Trennung in der Grundmischung der Mineralwasser und eine neue Erzeugung darinn voraus.

Hr.

Hr. Z. fragt noch: wo dieser Geist bleibe? Hofmann sagt, er verfliege; Seip aber, er werde im Wasser je länger je fixer. Hr. Z. nimmt wohl richtig an, daß der saure Theil des Geists mit dem Alcali oder der Erde sich zu einem Mittelsalze fixire; aber vieles auch mit dem luftigen Wesen sich verflüchtige.

Das elastisch-ätherische Grundwesen zeigt sich durch das mehrere Aufwallen unter der Luftpumpe; durch das stärkere Perlen und durch den elastischen Dunst, der den Finger vor der Oeffnung eines auf zwey Drittel erfüllten und geschüttelten Glases zurückstößt. Es zersprengt durch seine Ausdehnung die stärksten Gefäße: es erhöht die trunkenmachenden Kräfte des flüchtigen Schwefelgeistes und mit ihm verbunden, ist es die Ursache der Leichtigkeit, der Durchdringlichkeit und der Erhaltung von der Grundmischung der Mineralwasser. Wenn beyde hingegen sich aus den Wassern auswickeln und verflüchtigen: so entsteht die Trennung der Grundwesen; der flüchtige Geist verflüchtigt sich; der saure Geist macht ein Mittelsalz und die martialische Erde fällt in einem Crocus nieder. Wir sind mit Hr. Z. wegen dieser Wirkungen eins, nur können wir nicht umhin, ein paar Anmerkungen zu machen. Hr. Z. scheint uns dem ätherischen Grundwesen, das wir noch lieber die fixirte Luft nennen möchten, ein mal zu viel und das andre mal zu wenig beyzulegen.

Zu viel. Die Luft soll in den Wassern gerade der Theil seyn, der die mineralischen Partikeln nicht nur schwebend und in Verbindung, (denn das glauben wir auch) sondern auch wirklich die martialische Erde in sich hält. Wir wollen nicht blos sagen, daß der saure Brunnengeist für sie ein näher verwandtes Vehikel sey, denn auch wirklich Hr. Z. sie vorher zu tra-

gen und in sich zu nehmen übergiebt. Aber auch der Versuch des Hrn. Springsfeld, den Hr. Z. S. 211 anführt, scheint uns nicht viel mehr beweisend zu seyn, als der S. 17. da er den Brunnenvitriol durch Zusatz des groben Vitriols sichtbar darstellen will. Wir glauben gerne das schöne Schauspiel des Versuchs, da das Spawasser über Eisenfeil gegossen, die feinen Spänchen davon mit den Luftblasen in die Höhe nimmt: es scheint uns aber auch zur Erklärung hier nicht recht angemessen, sondern eher mit den cartesianischen Teufelchen in der Physik zu vergleichen zu seyn. Es scheint die Luft nicht so sehr an der Auflösung der Eisentheile Antheil zu haben, als vielmehr daran, daß die natürliche Grundmischung der Wasser durch sie ungestöhrt und ohne Decomposition bleibe.

Und daran, dünkt uns, läßt Hr. Z. die Luft mit Theil nehmen, da sie doch wohl hauptsächlich und vielleicht allein die wirkende Ursache, der Leichtigkeit und des Bestandes der Grundmischung wenigstens ist. Hofmann hielt sie für die Sele der Mineralwasser und Springsfeld bestimmt ihr Amt wohl am besten von allen, wenn er im itin. ad therm. Aquisgr. f. w. S. 85. sagt: certissime sum persuasus, solum aërem inclusum esse praecipuum *vinculum* et ut ajunt, principium aquarum mineralium, quo absente omnis natura acidularum mutatur. Er bekräftigt, was wir immer angemerkt, daß auf ihre Einmischung bey Entstehung und Erhaltung der Mineralwasser mehr ankomme, als die meisten Brunnenforscher glauben. Wir vermutheten wirklich, daß Hr. Z. zur Erklärung, wenigstens zur Erläuterung seines elastisch-ätherischen Wesens, die in allen Körpern figirte Luft des Hales würde gebraucht haben, die so unglaublich elastisch werden kann, die von Haller und Sauvages für das vornehmste Bindemittel

als

aller körperlichen Grundtheile annehmen und durch deren Beraubung sogleich andre Mischungen und eine andre Textur der Theile entsteht.

S. 22. will Hr. Z. die mit diesen und folgenden Eigenschaften begabten Wasser noch nicht Gesundbrunnen nennen, bis sie unumstößliche Zeugnisse und zwar wiederholte und oft bestätigte von guten Wirkungen vor sich haben. Für eine Beschreibung davon dürfte diese Regel gelten. Aber wer da weiß, wie wenig bewährt oft die Zeugen und wie zweydeutig oft die Zeugnisse sind, der wird mit uns wünschen, daß der Ruf und der Mangel davon nicht zu viel für die Güte eines Wassers entscheiden mögen. Uns fielen die Drieburger Wasser dabey ein, denen Hr. Z. selbst ungeachtet ihres geringen Rufs, bey ihrem wichtigen Gehalte alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Die Erdarten sind verschieden. Einige haben eine zarte alcalische Erde, die mit Säuren brauset und calcinirt sich mit Wasser erhitzt. Man giebt ihr, sagt Hr. Z. mit Unrecht den Namen einer Kalkerde. Warum aber mit Unrecht? Sie hat ja alle Zeichen. Andre haben eine Mergel- oder Tufferde, ein fette Thon- oder Lettenerde, ein seifenartige und fast Talkerde. (Zwischen Seifenerde, dergleichen das Schlangenbad führet und die eine zarte Thonerde ist und zwischen einer Talkerde ist ein großer Unterschied, wenn sie gleich beyde schlüpfrig anzufühlen sind.) Andre haben eine Ochererde. Doch sind nicht alle gelbe, braune und röthliche Erden Ocher. (Auch dies wird denen schwerlich gefallen, die alle Färbung von Erden und Steinen aufgelößten zarten metallischen Theile zuschreiben.) Häufig findet sich auch ein selenitisches Wesen von der mit Schwefelsäure durchdrungnen und gehärteten alcalischen Erde. Diese selenitische Erde ist also eigentlich schon ein erdiges Mittelsalz

 Doch

doch wegen der schweren Auflöslichkeit hat sie, wie auch hier, einen Platz unter den Erden erhalten.

Die Salze endlich sind entweder Mittelsalze oder das mineralische Alcali. Des leztern Existenz vertheidigt Hr. Z. weitläuftig: aber davon ist man durch Hn. Marggrafs Versuche hinlänglich überzeugt. Nachdem die Säure und die alcalische Basis verschieden ist, entstehen Mittelsalze und vornemlich Kochsalz, Glaubersalz und Nater- oder Brunnensalz. Leztere s nennt er das Salz, welches nicht, wie das Glaubersalz, ein mineralisches Alcali, sondern eine alcalische Erde zur Basis hat. Von diesen Mittelsalzen glaubt Hr. Z. daß sie zum Theil schon, als Mittelsalze, die dem Glaubersalze gleich kommen, in den Mineralwassern enthalten sind, theils aber erst erzeugt werden, wenn die Wasser an die Luft kommen. Sie lassen leicht ihre Säure wieder fahren, sagt Hr. Z. Dieses muß wohl nicht im strengsten Verstande genommen werden. Es müßte alsdenn seine alcalische Basis allein zurück bleiben. Das geschieht aber nicht. Das Pyrmonter Salz z. E. giebt zwar durch die Destillation einen flüchtigen Schwefelgeist: aber das zurückbleibende Salz ist wenig geändert und verhält sich in allen Stücken, wie ein vollkommenes Mittelsalz.

Wahren fixen Schwefel kann man nur aus dem Aachenschen Bade darstellen. Was Seip aus dem Pyrmonter Salze erhalten, sehen wir mit Hr. Z. für ein Product des gewaltsamen Feuers an. Desto häufiger findet sich ein subtiles flüchtiges Schwefelwesen, dessen verschiedne Entstehungsart Hr. Z. erklärt. Mit Erdharzen geschwängerte Wasser giebt es in Deutschland nicht: auch glaubt Hr. Z. daß es sich schwerlich im Wasser auflöse. Uns dünkt aber doch, daß verschiedne erdharzige Quellen und besonders das Meerwasser eine innige Einmischung erweise.

se. Salmiak fand zu jedermanns Erstaunen Henkel im Friedrichsbrunnen zu Berggießhübel: aber Hr. Model hat uns nun erwiesen, daß auch dies flüchtige Mittelsalz in der Erde erzeugt werde. Salpeter und ein formelles saures Salz hat man sonst angenommen. Jenen haben auch wirklich Trumph und Marggraf, doch nur in süßen Wassern, gefunden: aber dieses leugnet Hr. Z. völlig. Er leugnet, daß ein Chymist ein wirkliches saures Salz aus einem Wasser produciren könne. Indessen hat doch unleugbar Hr. Model aus dem S. Petersbrunnen in Astracan eine offenbare Vitriolsäure producirt. S. Chym. Nebenstunden S. 122. f. die Hr. Z. so viel wir haben merken können, nicht gebraucht hat. Zulezt fügt Hr. Z. noch hinzu, was man bey Untersuchung eines Mineralwassers zu thun habe und verweiset, da er die Untersuchung mit Reagentien berührt, auf die specielle Abhandlung jeder Classe. Wir leugnen nicht, daß wir vermuthet und gewünscht haben, hier das wirklich Beweisende unter einen allgemeinen Blick gesammelt zu sehn, wobey die besondern Merkmale und Proben doch ihren Platz und Werth behalten hätten. Seit Henkels, Springsfelds, Wallers, Spielmanns, Models u. a. Versuchen sieht es mit den Wasserproben ganz anders aus, und nicht unrecht hätte dies den Anfang der ganzen Abhandlung gemacht.

Die Classen des Hrn. Z. sind diese:

1. Seifenartige Wasser,
2. Naterwasser einfache, und zusammengesezte,
3. Alcalische Wasser, einfache und zusammengesezte. Unter die leztern wird das Selzerwasser gesezt, welches doch wohl zu den einfachen gehören dürfte.

 4. Mit

4. Muriatische
5. Schwefelwasser
6. Martialische einfache und salinische. Die leztern zerfallen wieder in salinisch-alcalische und zusammengesezte salinische Stahlwasser.

So viel von den Bestandtheilen der Mineralwasser, wovon das 1. Cap. des ersten Theils oder der allgemeinen Abhandlung ist. Im 2. und 3. Cap. beschreibt Hr. Z. ihre Wirkungen, den Gebrauch und Mißbrauch davon und die dabey nöthige Diät.

Mit Recht zieht Hr. Z die natürlichen Wasser und Bäder den durch Kunst bereiteten vor. Zu den Schlackenbädern hätte er noch Sorbaits Schwefelbad und statt seiner Zeugen für die künstlichen Mineralwasser die bessern Vorschläge von Kniphof, Geoffroy, Malouin u. a. setzen können. Hr. Z. leugnet indessen auch nicht alle gute Wirkung davon.

Hr. Z. führt §. 57. die Fälle an, in denen die Mineralwasser nicht dienen. Nicht immer leistet er uns darinn ein Genüge. Wir können versichern, daß nicht nur Selter- sondern auch Egerwasser nichts weniger, als schade, ungeachtet Hände, Füße und Gelenke mit Knoten besezt sind. Wir glauben nicht, daß Hektik und Schweiße das Selterwasser mit Milch so allgemein verbieten. Auch ist es wohl zu allgemein gesagt, wenn Hr. Z behauptet, sie dienten Leuten nicht, die zum Schlage und zur fallenden Sucht geneigt sind, die ihr Gedächtniß, ihren Verstand und den Gebrauch äusserer Sinne verlohren haben, die an Hauptkrankheiten leiden, so von der Schwäche der Nerven des Haupts entstehen. Wer aus der Praxis weiß, wie selten diese Fehler idiopathisch und wie oft sie sympathisch sind, druckt sich nicht so allgemein aus. Der Schlag, wie man sagt, von der serösen Art, duldet die Mineralwasser gern und

oft

oft fodert er sie. Und die wenig bekannte, aber des-wegen nicht seltne Art des Schlages, die von spasmodischen Ursachen des Unterleibes entsteht, man könnte sie die nervöse Apoplexie nennen, indicirt sie auch oft. Noch mehr und öfter thut es die fallende Sucht. Hr. Z., der so fleißig gelesen und so gut gesammelt hat, wird uns freylich seine Gewährsmänner nennen können: aber wenn man über seinen Gegenstand philosophirt, thut man nicht selten einige Schritte über die gemeinen Cautelen weg. Der Nutzen der gemeinen Wasser und Bäder, den wir immer mehr entdecken oder wieder hervor suchen, ist eine starke Vormahnung auf einen ausgedehntern Gebrauch der Mineralwasser, die doch immer um einige Grade mehr medicinisch sind.

Daß nach §. 60. auch im Herbste und Winter die Mineralwasser nach richtigen Indicationen von Nutzen seyn können, glauben wir gerne, ob wir gleich von der nothwendigen Erwärmung derselben ungleich denken; auch nicht gerne Hn. Seips Parthey gegen Hn. Springsfeld §. 63. nehmen möchten, der durch die Wärme ein Verfliegen der Luft und eine Abnahme der Kräfte behauptet. Was Hr. Seip glaubt, und was schon §. 25. nach ihm behauptet ist, daß der Brunnengeist nicht davon fliege, sondern in dem Wasser fest werde, leuchtet uns nicht recht ein. Gerne geben wir zu, daß sich die Vitriolsäure mit einem Theil Alcali zu einem Mittelsalze fixire: aber der eigentliche Brunnengeist, der ein feiner Schwefelgeist ist und den lauter und gesondert die fixe Luft in seiner Grundmischung erhält, sollte der nicht zwiespältig, sollte der nicht in seinem flüchtigen Theile zu trennbar seyn, besonders wann ihm sein Bindemittel sich entflüchtigt, und nur in seinem vitriolischen Wesen allein stetig seyn? Ist es doch eben so zwiespältig mit

dem gemeinen und wirklich ja gröberem Schwefelgeiste, der an der Luft doch zulezt nur einen blossen Vitriolgeist nachlässet? Kommt es dann bey dem Mineralwasser auf den Brunnengeist an; hängt von dem ätherischen Wesen etwas ab; ist die Tugend des kalten Wassers mitwirkend, wie sie es ist: so muß man wohl mit Hr. Springsfeld eine Abnahme der Kraft, eine andre Kraft wenigstens annehmen. Und das leztere dünkt uns eben. Eine Decomposition erfolgt gewiß und mit ihr eine neue Zeugung. Von einem Pyrmonter Wasser z. E. können immer ein alcalisches Wesen; vom Eingange der Säure zu einem Theile davon ein Mittelsalz; und feine endlich noch einschwebende Eisentheilchen nachbleiben. Es kann diese neue Mischung von Nutzen und indicirt seyn: aber sie ist nicht mehr Pyrmonter Wasser. Wir müssen so wenig die Kräfte des einen dem andern unterschieben, als es dem Lobrednern des Wassers überhaupt erlaubt ist, die Wirkungen des kalten und warmen zu verwechseln. Eine wichtige Regel, die wir nur zu oft übertreten finden, da es doch wohl unmöglich eins seyn kann, ob etwas an festen Theilen die Spannkraft mehrt oder mindert und die flüßigen dichter oder dünner macht. Und billig sollten erst die allgemeinen Begriffe vom Wasser, als Wasser, berichtiget und festgesezt seyn, bevor wir zu dem übergiengen, was ein Mineralwasser und jede verschiedne Classe derselben besonders voraus hat. Eben der Mangel von richtigen allgemeinen Begriffen über die Wirkung von kalten und warmen, halben und ganzen, Dampf- und Tropfbädern äussert sich auch gemeiniglich, wenn man von mineralischen Bädern handelt, die nur Modificationen von jenen sind und ihren eingeschränkteren, aber auch eben deshalb mehr treffenden und heroischen Nutzen haben.

Hr. Z.

Hr. Z. hat noch viele Fragen über Zeit, Ort, Maas, Vorbereitung s. w. aus seiner Lectüre entschieden, die wir übergehen und blos anmerken, daß dagegen, als bald wir zur speciellen Anwendung uns herab lassen, etwas Allgemeines und Stetes wohl am wenigsten nieder zu setzen sey. Der Arzt, der seinen Kranken, seinen Zufall und sein Mineralwasser kennt, wird täglich von den Regeln abgehen müssen. Der Arzt, der nicht denkt und der Kranke, der nicht fragt, mag immerhin die Regeln lernen, auf daß er weniger schade. Großen Nutzen wird er doch nicht schaffen.

Die Brunnensalze, die aus den Wassern gezogen werden, kommen an Tugenden den Wassern selbst nicht bey, da ihnen der Mineralgeist fehlet: allein sie übertreffen, sagt Hr. Z. sehr recht, die in den Apotheken bereiteten künstlichen Salze. Jene sind feiner; sie lösen sich leichter im Wasser auf; fließen leichter überm Feuer und mischen sich leichter mit unsern Säften.

Die Diät beym Brunnen halten wir mit Hr. Z. für ein sehr wichtiges Augenmerk und wir hören oft mit gegründeter Betrübniß, daß man in Pyrmont und an andern Orten die Diät so geringfügig achtet, so ungebunden, so ausschweifend lebt, als ob man eine Parthie zur Lust aufs Land gemacht hätte. Hr. Z. sagt über die Diät viel Gutes: aber so wenig wir auch der medicinischen Freygeisterey und der zwanghäßigen Lüsternheit das Wort reden wollen: so müssen wir doch wieder erinnern, daß das Specielle nur gemeiniglich Cautelen für bestimmte Umstände sind, nicht aber als Regel zur Allgemeinheit zuzulassen ist; daß von besondern Fällen zu leicht allgemeine Regeln abgezogen und wohl gar Lebensregeln aus Vorurtheilen vom Mineralwasser entsprungen sind, wobey der

Grund

Grund ausgemerzt und die Folge stehen blieben ist. Hr. Z. wird gewiß mehr dergleichen, als wir, gefunden haben. Aber sollten da Erdbeeten, Hinbeeren, Kirschen und das meiste reife Obst anders, als im Ueberflusse, schaden? Sollte man über die Hülsenfrüchte, besonders wenn sie jung und zart sind, das Urtheil der Verbannung sprechen? Sollten nicht Fälle seyn, wo die Gewürze, wo Lauch und Zwiebeln nützten und selbst, das ist viel gesagt, das geräucherte Fleisch nicht schadete? Uns freut, daß Hr. Z. die Milchspeisen in Schutz genommen hat. Aber die Mandeltorten, hätten wir mit dem ganzen Wuste von Butter- Zucker- und Mandelgebacknem gerne weggewünscht und nie, dünkt es uns doch, kann das gewöhnliche Theetrinken mit den Absichten bestehen, die man, bey Stahlwassern besonders, zu erreichen sucht. Ueberhaupt glauben wir in der Diät nicht viel an namentliche Anpreißung oder Verwerfung zu allgemeiner Nachachtung. Die vergeblichen Regeln werden ungestraft so vielfach übertreten, daß man sich von allen Gesetzen los sagt. Desto mehr aber glauben wir, daß unsre Diät noch nicht genug bearbeitet sey; daß es Classen von Speisen gebe, die neben den Classen von Arzneyen hinlaufen; daß durch jene oft allein Kranke gerettet werden könnten, und ohne sie diese fast fruchtlos sind; daß die Mineralwasser, wie vieles andre, auf der Mitte von Diätetischen- und Arzneymitteln stehen; daß endlich nach der Verschiedenheit der Krankheiten, und nach Verschiedenheit der Absicht des Arztes, die Mineralwasser als Haupt- oder Nebenmittel zu brauchen; nach Verschiedenheit endlich der Mineralwasser selbst eine verschiedne Diät gedacht werden könne und müsse, die mit den Mitteln Hand in Hand gehe und sie mächtig unterstütze.

Etwas lange haben wir uns bey vielerley Gegenanmerkungen über ein Buch aufgehalten, das in seiner Art unter uns in dem Umfange einig und in der That vortreflich ist. Dies allein kan unsre genaue Durchforschung rechtfertigen. Wir haben genug einzuwenden gehabt: aber wir gestehen es, gegen ein Buch, das in seinem Plane und in seiner Ausführung so gut und vorzüglich ist, daß es von allen Aerzten gelesen und von Hrn. Z. vervollkommnet zu werden verdienet. Wir haben bisher nur von dem ersten Theile geredet: der zweyte enthält die specielle Beschreibung der deutschen Mineralwasser nach ihren 6. Classen. Der fleißige, der vernünftige, der praktische Sammler herrscht noch zusehends mehr in diesem, als in dem allgemeinen Theile und es ist ausserordentlich, was Hr. Z. alles hat aufsuchen und durchsehen müssen.

Und da entwischt denn freylich wohl manches. Wir sehen, daß Hr. Z. verschiedne Schriften nicht gebraucht hat, die in den Hallerschen Anmerkungen zu Boerhavens Methodo angeführt werden. Wir sehen darunter Gesner vom Lauchstädter Wasser, der auch, wenn wir nicht irren, eine ganze Sammlung Schriften von Würtenbergischen Mineralwassern herausgegeben hat. Vom Schlangenbade giebt auch Melchior in seiner Hydrographie Nachricht. Vom Liebensteiner Wasser findet man Hofmanns Gedanken in seiner Medic. consult. T. V. Vom Lauchstädter T. IV. vom Radeberger T. III. das Petersthaler und Sulzbacher Wasser haben Böcler 1762. und Hausmann 1764. in besondern Dissertationen zu Straßburg beschrieben. Jenes ist dem Griesbacher Wasser in Lage und Tugend nahe, dessen Hr. Z. S. 46. und 147. nur Erwähnung thut. Auch entsinnen wir uns, daß einmal ein Mineralwasser zu

Bram-

Bramstedt in Holstein in Ruf gewesen und Hr. Unzer, Lossau und Cartheuser etwas davon geschrieben haben. S. 259 steht Halle, wo es wohl Leipzig heissen sollte. Wegen des Eisens im Carlsbade S. 173. erinnern wir nur noch, daß ausser unsrer eignen Erfahrung von dessen Gegenwart, im Neubrunnen wenigstens, noch in der Schrift des Hrn. Becher, dieselbe in allen Quellen des Carlsbades so deutlich und in einer solchen Menge dargethan wird, daß das Eisen wirklich zu den Bestandtheilen desselben muß gerechnet werden. Es scheint die Schrift des Hrn. Becher, obwol Hr. Z. sie nennt, dennoch nicht von ihm gebraucht zu seyn. Auch ist nur der erste Theil davon heraus. Indessen wird wohl nicht leicht ein Brunnenforscher es dem Hrn. Becher an Gründlichkeit zuvor thun.

Papier und Druck in unserm Werke sind rein und sauber; auch ist es unter den Händen eines vorzüglich sorgfältigen Correctors gewesen.

Y.

III.

Kleine Lieder für Kinder, zur Beförderung der Tugend, mit Melodien zum Singen beym Clavier. Flensburg bey Korte 1766. in klein Folio mit Vorrede, und Zueignungsschrift. 11. Bogen.

Der musicalische Verfasser dieser Gesänge ist, wie man aus der Unterschrift der Dedication an die Frau W. siehet, der Herr Kapellmeister Scheibe in Koppenhagen. Der Gemahl dieser Frau W. ist der Dichter dieser Lieder. Hätte man

wohl

wohl lange rathen dürfen, wer dieser vortrefliche Mann sey?

In der Vorrede giebt der Herr K. M. Scheibe erstlich von den poetischen, und hernach von den musicalischen Absichten dieser kleinen Lieder Rechenschaft. Er sagt uns, warum er sie zugleich als kleine Clavierstücke eingerichtet habe. So wenig wir sonst für Musikstücke, welche zum Singen, und Spielen zugleich dienen sollten, eine gegründete Achtung haben können: so wenig haben wir hier, aber auch vielleicht nur in diesen einzigen Falle, etwas dawider einzuwenden. Diese Lieder sollen bey dem Singen zugleich den Kindern Lust zum Clavierspielen machen, und allenfalls ihre ersten Spielstücken abgeben. Wer diese Absicht ins Werk setzen will, wird unstreitig eine gute Wirkung davon erfahren. Doch hoffen wir, daß uns niemand diese Billigung obiger Stücke, die zum Singen und Spielen zugleich dienen sollen, vorrücken wird, der etwa andere schöne Spieloden, zum Singen heraus gegeben hat, oder noch heraus geben will. Denn wer hat wohl noch den Einfall gehabt, für Kinder zur Beförderung der Tugend Oden, und Odenmelodien heraus zu geben?

In der Folge der Vorrede sagt Herr Scheibe denen, die sich für Musikmeister ausgeben, und es doch in der That nicht, wenigstens nicht recht sind, und ihren Anfängern, nach Verdiensten die Wahrheit. Endlich beschreibt er den Gesang der Nachtigallen im Rosenburger Garten bey Koppenhagen, und in Jütland, und bemerket, daß je weiter diese, wegen ihres colorirenden, oder kräuselnden Gesanges so berühmten und angenehmen Vögel gegen Norden kommen, je einen größern Theil ihres bunten Gesanges sie verliehren, und nur ein bloßes, aber schönes reines und hohles Anschlagen, das nicht ohne Zierlich-

keit

keit und doch immer reizend ist, behalten. Ihre ganze Modulation soll alsdenn, wie Herr Scheibe bemerkt hat, eigentlich nur auf 3. Töne, nämlich den höchsten, und tiefsten Ton einer Octave, und die dazwischen liegende Quinte von unten eingeschränkt seyn. Eine in Straßburg ehedem herausgekommene Schrift von den Nachtigallen, rechnet den Umfang des Gesanges dieser Vögel auf vier Octaven. Dieser Verf. hat unstreitig zu viel gehört. Aber wenn es wahr ist, daß die Künste der Nachtigallen immer eingeschränkter werden, je weiter sie gegen Norden kommen, könnte man nicht etwah aus eben dieser physikalischen Ursach vermuthen, daß manche Sänger, Componisten, und musikalische Kunstrichter, je weiter sie sich dem Norden näherten, je mehr auch Fähigkeit und Lust zu colorirenden und kräuselnden menschlichen Gesängen verlöhren? Denn in den mittäglichen Ländern liegt der colorirende, und kräuselnde Gesang, besage der angeführten Zeugnisse, sogar in der Natur der Nachtigallen.

So wenig wir an dem Unternehmen des Herrn Scheibe an sich selbst, auszusetzen haben, so wenig können wir an der andern Seite läugnen, daß wir nicht in allen seinen Melodien das leichte fließende melodische Wesen haben finden können, welches eigentlich dazu eingerichtet seyn soll, um bey Kindern ein rechtes dringendes Vergnügen zur Musik zu erwecken. Wir könnten Beyspiele von solchen Melodien, die billig noch angenehmer, noch Graunischer seyn sollten, aus den vorhabenden Werke anführen. Wir wollen aber dieses lieber der eigenen Empfindung eines jeden, der sie mit Ueberlegung durchsingt, überlassen.

In der Vorrede des zweyten Theils vertheidiget sich der Hr. K. M. Scheibe ziemlich ernsthaft gegen ei-

einen gewissen Herrn, der seine Odenmelodien des ersten Theils getadelt hatte. Wir nehmen an diesem Streite nicht den geringsten Antheil. Doch kömmt es uns in der That etwas unschiklich vor, wenn man dem Manne, der den kritischen Musikus geschrieben hat, noch auch sogar Fehler wider den Saz, das heißt nach dem Sprachgebrauche unserer musikalischen Altgesellen, verbothene Octaven und Quinten, und etwan noch einige wenige andere Zusammenfügungen der Harmonie, welche dieser oder jener berühmte Mann nicht alle Tage gebraucht hat, aufmutzen will. In den vorigen Zeiten, wo man weder auf Ausdruck noch Empfindung sahe, sondern sich nur des sauern Gesichts erinnerte, welches der Lehrmeister ehedem bey Ausstreichung eines und des andern nicht harmonisch richtigen Satzes gemacht, oder des Schandgemähldes, welches er bey eine unrechte Octave oder Quinte auf den Rand gesezt hatte, und also damit alles gethan zu haben glaubte, was einem rechten Componisten eignet und gebühret, war es freylich eine gute Gelegenheit sich aufzublasen, wenn man etwan einen solchen anstößigen Satz irgendwo fand. Aber itzo, da man wichtigere Dinge sich in der Musik zum Augenmerke nimmt, ist es schwerlich zu begreifen, wie es zugeht, daß man dem Manne, der so viel weis, daß er den kritischen Musikus hat schreiben können, nicht so viel zutrauen will, daß er die Richtigkeit der Harmonie verstehe.

Es kann seyn, daß auch in diesem Theile manche Melodieen noch angenehm fließender hätten seyn können. Indessen finden wir doch auch, daß überhaupt die Melodieen dieses zweyten Theils schöner und gefälliger sind, als die meisten des ersten Theils. Doch wollen wir hiemit der reinen Harmonie im geringsten

nichts vergeben. Angehende Componisten müssen hauptsächlich hierinn aufs schärfste beurtheilet werden. Nur nicht alte Kapellmeister.

X.

IV.

Abhandlung über die Religionsduldung aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersezt und mit Anmerkungen begleitet. Leipzig, bey Caspar Fritsch. 1764. 8. 230. Seiten.

Gegenwärtige Schrift, deren Original ohne Namen des Verf. und Benennung des Druckorts im Jahr 1763. herauskam, ist durch die Geschichte des unschuldig hingerichteten Calas und seiner unglücklichen Familie veranlasset worden. Es möchte darum seyn, daß man überall Voltairsche Sprache, Voltairschen Witz, Voltairsche Logik und Voltairsche Religion, wie der Uebersetzer ganz richtig anmerkt, darinn anträfe. Hätte wirklich auf des Verf. Versicherung mitleidige Menschenliebe ihn allein dazu vermocht, so würde seine Absicht die lobenswürdigste von der Welt seyn, denn blutdürstiger Religionshaß und feindselige Intoleranz sind wahre Ungeheuer, und wer sie ausrotten hilft, macht sich um das menschliche Geschlecht verdient; man könnte allenfalls denken, daß seine übrigen Meynungen mit dieser Absicht nichts zu thun hätten. Allein es ist allerdings eine übele Sache, wenn so ein Mann, wie Voltaire, eben die Feder, mit welcher er die christliche Religion, die doch gerade auf nichts so sehr, als auf Liebe, Gerechtigkeit und Tugend dringt, lächer-

sich mache und zu ihrer Verspottung eine unwürdige Charteke nach der andern in die Welt hineinschreibt, wenn er eben dieselbe auch zum Behuf der Toleranz ansezt und diese noch dazu aus christlichen Gründen anpreiset. Auch der billigste Leser, der den Verf. mit der Miene des ehrlichsten Mannes über das Herz weg seiner Kirche die Versicherung geben höret, daß er sie ehre, daß er ein guter Katholik sey und die größte Achtung für ihre Lehren hege, und doch ganz gewiß das Gegentheil weis, läßt sich dann so leicht nicht täuschen, und muß nothwendig mißtrauisch werden, wie es mit seiner Toleranz gemeynet sey. Ist er einmal mit der Idee wider ihn eingenommen, daß der Verf. sich ein Vergnügen daraus mache, nicht blos den Aberglauben und die Mönchsreligion, sondern das Christenthum überhaupt auch in seinen ehrwürdigsten Grundsätzen mit spöttischem Hohngelächter durchzuhecheln, so glaubt er ihm überall kein Wort, sollte er auch über andere Punkte die besten Sachen sagen. Und kann man ihm das verdenken? wenn er diesen Mann, zumal selbst in einer solchen Schrift, wie die angezeigte, sollte die Gelegenheit auch mit den Haaren herbey gezogen werden, bemühet sieht, ihm Staub in die Augen zu werfen und ewig die alten abgenuzten Spöttereyen vorzubringen, wie z. B. hier mit der unverschämten Lüge geschehen ist, welche auch in dem Dictionaire philosophique und in den Zusätzen zur l'histoire generale de Mr. de V. unter dem Artickel vaines disputes wiederholt worden; nemlich daß die Juden gewohnt gewesen wären, Menschenfleisch zu essen, daher ihnen auch Gott durch den Propheten Ezechiel Kap. XXXIX, 17. versprochen hätte, sie sollten es von ihren Feinden und deren Reutern verzehren; da doch, wie ein jeder es lesen kann, der eine Bibel hat, nach einer poetischen Apostrophe

 von

von den Vögeln und den Thieren auf dem Felde die Rede ist. Dergleichen Verdrehungen ist man an Voltairen und seinen treuen Schülern gewohnt, welche das Christenthum überhaupt nicht weiter als aus ihrem Vaterlande und unter der Verlarvung des lächerlichsten Aberglaubens kennen, welche nicht wissen wollen, daß es ein gereinigteres Evangelium, als wovon sie gehört haben, gebe, und daß keine Religion in der Welt weder in ihren recht verstandenen Lehrsätzen vernunftmäßiger seyn, noch die Menschen, wenn sie ihren unverfälschten Anweisungen folgten, tugendhafter und glücklicher machen könne, als eben die Lehre Jesu Christi. Man muß das gehen lassen, wenn man mit keiner Inquisition gegen sie verfahren will. Allein wundern müssen sich diese Herren dann auch nicht, wenn sie hernach mit ihren noch so schönen Toleranzpredigten kein sonderlich Gehör finden, und Leute, die sie näher kennen, in ihre angenommene fromme Sprache der Ehrlichkeit und Menschenliebe ein Mistrauen setzen. Weis man vollends, wie Hr. v. Voltaire mit Rousseau und Vernett umgegangen ist, und wie er noch neuerlich dem Rousseau auf dessen achtungswürdige Lettres sur l'etat present du Christianisme et la conduite des incredules in einer bloßen Turlupinade geantwortet hat, so giebt man des Nutzens ohnerachtet, der durch seine Religionsduldung in Frankreich mag seyn gestiftet worden, doch nicht viel dafür, sondern legt das Buch ohngefähr mit den Gedanken auf die Seite, mit denen man aus der Kirche geht, wenn man einen übel gesinnten Prediger eine vortrefliche Predigt hat halten hören.

D.

V.

V.

Zwote Reise durch einige schwedische Provinzen, von Carl Harlemann, Freyherrn, Königl. Schwedischen Ober-Hof-Intendenten, Ritter des Nordsterns, wie auch Ceremonienmeister aller Königl. Orden. Leipzig. 1764. 300. Seiten in 8.

Mit einer in Deutschland fast unnachahmlichen Freyheit, entdecket der Verf. in Briefen an den Graf Piper, die Fehler und Mängel, die er auf seiner zwoten Reise in der schwedischen Stadt- und Landwirthschaft bemerkt hat. Er zeiget ihre Ursachen, schlägt Verbesserungen vor, rühmt seinen Landsleuten das Beyspiel der Ausländer und sonderlich der Deutschen, und macht nüzliche Handgriffe und Kenntnisse, die bisher nur einigen Gegenden eigen waren, bekannter und also gemeinnüziger. Seine heftigsten Klagen, die er mit großer patriotischer Wehmuth vorträgt und oft wiederholet, und die dennoch nur geringe Würkungen gehabt haben, betreffen das Schwenden (Swedjande,) wovon er die Gründe und die überwiegenden Gegengründe anführt. Eine betrübte Folge ist der Flugsand, der nach Verderbung der Dammerde entsteht, und nur selten ein frischer Auswurf des Meeres ist. Er zeigt, wie sehr dabey der Holzmangel einreissen müsse, da die schwedischen Bergwerke jährlich zwo bis drey Last Kohlen verlangen, da jährlich 150,000. Duzend Bretter (die man noch dazu, weil die schwedischen Sägen zu dicke und nicht elastisch genug sind, so dicke schneidet, daß sie die Holländer und Engländer in dünnere zertheilen,) da jährlich 50,000. Tonnen

Theer und aus Schonen 20,000. Schiffpfund Potasche ausgeschift, und keine Bäume zugepflanzt werden. Auch mit dem spät wiederwachsenden Torf, den man in Schonen, wie in den Niederlanden bäggert, verfahre man zu verschwenderisch, und verwandele zu viele der nöthigen Wiesen, die man ohnehin zu sehr vernachläßige, in schädliche Seen. Er lehret die Waldungen, wie in Frankreich und Deutschland geschieht, in Schläge theilen, die Eichenborke rathsamer sammlen, und die flüchtigen Sandfelder durch Zaune ebenen und mit Sandhaber besäen. Er eifert wider das Laubrechen, auf dem ohnehin kaum bedeckten Sandboden. Wo er von der Düngung redet, empfiehlt er die Mieten, die er im Hannöverischen (nicht in Hannover, wie der Uebersetzer sagt) kennen gelernt, woselbst er überhaupt viele Sorgfalt für den Ackerbau, gefunden zu haben glaubt. Vermuthlich meynet er die Grafschaft Hoya, wo, sonderlich im Amte Bruchhausen, die Mieten gewöhnlich sind. Die Aussaat des Getreides geschieht in Bleckingen zu spät, theils weil der damals noch gebräuchliche alte Kalender die geerbten Vorschriften des Landmanns fehlerhaft machte, theils auch weil die Felder, aus Mangel der Wasserfurchen, zu spät abtrocknen. Die Bienenzucht, die in den catholischen Zeiten, als sie die Geistlichen betrieben, um die Kirchen mit Wachslichtern versehn zu können, ansehnlich war, ist jezt von keinem Belang, und Schweden muß jährlich 30,000. Pfund Wachs, so wie 125,000. Liespfund Hanf, und 80. bis 100,000. Liespfund Flachs, ankaufen. Er theilet eine brauchbare Vorschrift mit, wie man Rafsaamen bauen soll, um das Geld zu erspahren, was für Oehl aus dem Lande geht. Die Schiffernetze fand er fast allenthalben zu weit, und die Hegezeit entweder gar nicht

beobachtet, oder doch unrecht angesezt. Die Strömminge, eine Art kleiner Heringe, und eine gemeine Winterspeise der Schweden, werden, sagt er, im Botnischen Meerbusen seltner, und man fängt nicht mehr so große, als ehemals. Zu Helsingborg beschwerte man sich über den gestiegenen Preiß der Hummer- und Taschenkrebse, seitdem man solche ausser Lande zu bringen angefangen. Der Verf. hörte dieß gern, und wünschte dabey, daß mehr dergleichen schwedischen Leckereyen den Ausländern schmackhaft würden. Er hat viele Klagen über den Handel nach China gesammlet, die er zum Theil beantwortet, und dennoch selbst den Handel nicht vortheilhaft zu finden scheint. Er preiset das Beyspiel eines Deutschen, welches die Einwohner des Kirchspiels Partilla zum Gartenbau aufgemuntert hat, und erinnert sich dabey mit Verdruße der Zeiten, da die Holländer Kohl, Meerrettig und Rüben auf schwedische Markte brachten; wobey er seinen Landsleuten vorwirft, daß sie noch jezt Senf, Fenchel, Anis und Kümmel von den Ausländern verschreiben müssen. Die deutschen Gemeinen nehmen in den schwedischen Städten (auch selbst in Stockholm) von Jahren zu Jahren ab. Wir haben, sagt der V. freylich Ursache, uns über den Abgang einer nüzlichen und guten Gesellschaft zu beschweren; allein wir können uns damit völlig trösten, daß wir nun mit eigenen Augen sehen, und mit einheimischen Händen den grösten Theil des Verdienstes, in unsere eigene Beutel stecken können. — Aber sollten nicht noch die allermeisten Kirchspiele deutsche Beyspiele nöthig haben? Sind nicht viele Fabricken und Manufacturen zu früh aus deutschen Händen, die sie errichtet hatten, in schwedische gebracht? — Bey Bezahlung des Nachtlagers und des Fuhrlohns, fand der Baron (1750.) noch keinen Mangel an Scheidemünze, der hingegen auf unserer Reise (1765.) uns und

denen, die uns bedienten, empfindlich genug war; so wie auch die noch von dem Verf. gerühmte Zufriedenheit mit den Bankozetteln, längst aufgehört hatte. Die Vermischung der Stadt- und Landwirthschaft, die freylich in Schweden noch grösser, als in Deutschland ist, hält auch er für höchst nachtheilig. Von den meisten Städten und Landschaften giebt er die Volkmenge an. Stockholm, wo jährlich 14. bis 15,000. Ochsen, fast 20,000. Kälber und 30. bis 35,000. Schaafe und Lämmer geschlachtet werden, hat 60,000. Einwohner, Gotheburg 13,000. ganz Westmanland 30667. wovon in Westerås 1321. in Arboga 844. in Köping 609. in Sahla 883. sind. Upsala Län hat 32837, wovon in Upsala selbst 2125. und zu Enköping 591. sind. Carlskrona hat 5000. Nyköping 1215. Norköping 989. Calmar 1370. Christianstadt 1570. Landskrona 755. Oeland 6917. ganz Schonen 600392. und ganz Schweden und Finnland 2000,000. Einwohner, von denen der Adel und seine Bediente, ausser Stockholm 361216. ausmacht. Von dergleichen Nachrichten, die dem Geographen und Statistiker nützlich sind, (wiewol man in neuern Zeiten noch genauere erhalten hat,) hätte der Uebersetzer nichts auslassen sollen, wie doch S. 8, 19, 58, 137, 150, 226, 288. und an mehrern Orten geschehen ist. Hin und wieder sind Anmerkungen für die Naturforscher eingestreuet. Er beschreibt einen Platz den man durch Einteichen dem Meere abgewonnen hatte, wo in der Erde Stämme und Wurzeln von Bäumen gefunden wurden; wiewol er dennoch dieß einzelne Beyspiel, wie er es nennet, nicht als einen Beweiß wider die Abnahme des Meers, die nach seiner Meynung, so viele Gründe für sich hat, ausgeben will. Er giebt es, als eine Erfahrung an, daß diejenigen Leute, die in Wäldern

woh-

wohnen, lebhafter und munterer sind, als die, welche ihren Aufenthalt in ebenen Gegenden haben, und er meynt davon hinreichende Ursachen anzugeben. Er sucht den Unterschied der beyden Nadelhölzer Tall und Fur zu bestimmen, und bemerkt ganz richtig, daß sie nur geringe Abänderungen einerley Art, nämlich der Kiefer (Pinus *silvestris*.) sind, deren Verwechslung also bey weitem nicht so nachtheilig ist, als wenn unsere Oekonomen, aus Mangel botanischer Kenntniß, nicht Kiefern, Fichten und Tannen genugsam unterscheiden, und dadurch ihre Forstbücher unbrauchbar machen. S. 206. giebt er aus einem Kirchenbuche ein Verzeichniß alter, aus der Mode gekommenen schwedischen Vornamen, worunter wir einige antreffen, die wir in Ostfrießland und im Lande Wursten gehört zu haben, uns erinnern, z. B. Aida, Abel.

Von Trollhätta und den dortigen Schleusen, findet man hier artige Nachrichten. Er hat vergebens eine Gegend gesucht, wo man den Wener See mit dem Wätter und Hielmar See vereinigen könnte. Er beschreibt den Canal mit seinen Schleusen, womit Carl XI. den lezgedachten See mit dem Arboga Fluß, und vermittelst desselben, mit dem Mälar See vereinigt hat, der aber nun vernachläßigt wird.

Die Uebersetzung ist mittelmäßig, und hat einige Ausdrücke, die wir in Schweden bey ausgearteten Deutschen bemerkt haben. Man findet hier Mylla und Mulla statt Gartenerde; merklich statt merkwürdig, Werbung statt Erndte, die Baute statt der Bau, Näße statt Säure, Einwiecken (Insiöar) statt Landseen, Haartücher statt Gegitter. Wenn der Uebersetzer S. 13. der grosse Ladislaus statt Magnus Ladulas sagt, so verstößt er wider die Geschichte;

so wie die Worte S. 26: die herumliegenden Schlacken, oder anständiger nach Bergmannsweise zu reden, die Schlackenwerfte, beweisen, daß er nicht bergmännisch reden gelernt. Aber am meisten befremdete uns, was wir S. 26. lasen, daß der schwedische Patriot seinen Landsleuten die Häfen nennen sollte, wo sie die zu Wellen brauchbare Bäume ausschiffen könnten; bis wir in der Urschrift fanden, daß der Verf. dawider eifert, daß man dergleichen Bäume zu Brennholz fälle, da doch in der Nachbarschaft Hämmer wären, die gern solche Bäume zu Wellen kaufen würden. Der Uebersetzer verstand dieß nicht, sezte in dieser Verlegenheit Häfen statt Hämmer, und verdrehete aus Angst den ganzen Abschnitt so, als wenn vom Ausschiffen die Rede wäre. Die Kupfer stellen eine Windmühle vor, die mit 12. Pumpen Wasser hebt, einen bequemen Ochsenstall, wo das Vieh durch eine Oeffnung der Wand das Futter aus einer besondern Abtheilung des Gebäudes frist, eine Charte von den Schleusen des Hielmar Strohms. Aber die Charte von der Gegend des Gesundbrunns Ramlösa bey Helsingborg fehlet der Uebersetzung. Auch vermissen wir bey ihr die vier, nach dem Tode des Hrn. Baron Harlemans, von seinem Schwager, dem Baron Lieven, aus seinen hinterlassenen Papieren herausgegebenen Briefe, die nebst zwoen Charten, von den oben genannten Seen, zu Stockholm 1753. auf 34. Octavseiten herausgekommen sind.

Hl.

VI.

David Bechers, A. A. L. L. Phil. & Med. Doct. Neue Abhandlung vom Carlsbad. Erster

Erster Theil, chymisch- und physicalische Untersuchung der Carlsbader warmen Quellen. Prag, gedrukt beym Johann Joseph Clauser, Königl. Hofbuchdruckern, 1766.

Man sollte glauben, daß wir seit des D. Springsfeld Abhandlung des Carlsbades dasselbe genau kennten; allein da Herr Springsfeld das Eisen in diesen warmen Quellen läugnet, so hat der Verf. durch viele Versuche die Meynung Hofmanns und Bergers aufs neue bestätiget und vollkommen bewiesen, daß das Carlsbad würklich Eisen enthält. Zuvor aber bestimmt er die eigentliche Schwere und den Grad der Wärme jeder Quelle, sodann kommt er S. 27. auf die bergartige Säure, die er durch sinnreiche Versuche vermittelst des Vitriolöls S. 30. angestellt, von welcher er glaubt, (wie wir ihm darinn auch gerne beypflichten) daß sie in Gestalt saurer Schwefeldünste unterirdisch beygemischt würde und welche das Eisen und die Erden im Wasser aufgelöst erhält. Im 4ten Abschnitt, S. 37. äussert der Verf. wegen des elastisch- mineralischen Geistes dieser Quellen, welchen er von der flüchtigen Säure sehr unterschieden wissen will, ganz neue Gedanken. Er meynt S. 41. daß dieses geistige Wesen keine besondere Substanz dieser Quellen sey, sondern daß der Mineralgeist eine zusammengesezte Würkung der elastischen Luft und des Streits zwischen der Säure und dem Alcali sey, worinn er denn wohl nicht ganz unrecht hat. Er beweiset solches bis S. 48. sehr umständlich. Hierauf schreitet er im 5ten Abschnitt zu der eigentlichen Untersuchung dieser Quellen, da er denn in allen fünf Quellen, jedoch in verschiedener Proportion, ausser dem schon gedachten Eisen, eine vermischte Erde, ein Mittelsalz, und ein mineralisches

kunstmäßig erhalten; und giebt den eigentlichen Inhalt, jeder Quelle besonders, genau an. Die Erde untersucht er im 6ten Abschnitt, wogegen, was die chymische Untersuchung derselben anbelanget, wohl ein und anderes einzuwenden wäre. Im 7ten Abschnitt redet er von der Natur und Eigenschaft des Carlsbader Mittelsalzes, worinn unter andern S. 76. die Hofmannschen Unterscheidungszeichen dieses Salzes verbessert werden. Im 8ten Abschnitt handelt der Verf. von dem in den Carlsbader Quellen befindlichen Kochsalze und mineralischen Laugensalze. Darinn aber irret sich der Verf. daß noch keiner vor ihm das Kochsalz im Carlsbade entdekt haben sollte, daß dieses darinn ist, ist uns schon vor 10. und mehr Jahren bekannt gewesen. Das mineralische Laugensalz ist den Chymisten zu bekannt, als daß wir des Verf. Versuche wiederholen sollten. Der 9te Abschnitt ist der wichtigste dieser Abhandlung und beweiset das Daseyn des Eisens in den Carlsbader warmen Quellen. Die Versuche sind so überzeugend, daß wir weiter nicht an dessen Gegenwart zweifeln dürfen. Hiemit schließt der erste Theil, und da der Verf. aus dieser Zergliederung die eigentlichen Bestandtheile dieser Quellen genau erkannt, so glaubt er, von der Würkung und Gebrauch derselben in Krankheiten gründlich urtheilen zu können, und dieses soll der Vorwurf des zweyten Theiles seyn. Die Prager Schreibart vergeben wir dem Hrn. Verf. sehr gerne, wir sehen aufs nüzliche; doch wäre es freylich besser, wenn auch die Schreibart rein Deutsch wäre.

K.

VII.

VII.

J. von Sonnenfels KK. d. o. Lehrers der Policey- und Cameralwissenschaften, gesammlete Schriften. Erster Band. Wien gedruckt bey J. T. Edlen von Trattnern, 1765. 381 Seiten in gr. 12.

Der Herr von Sonnenfels ist bekanntermaßen einer von den ersten gewesen, die zu der glüklichen Verbesserung des Geschmaks, die man seit einiger Zeit in Wien wahrnimmt, Gelegenheit gegeben hat. Durch seine und anderer Patrioten Bemühung, fing man an in Wien einzusehen, daß man die Reinigkeit der Sprache zwar zu erhalten suchen müsse, daß aber ein wässeriges und gedankenleeres obgleich nach der Grammatik richtiges Geschwäze nicht eine gute Schrift heißen könte. Man fing an einzusehen, daß Gottsched nicht der erste Schriftsteller Deutschlandes sey, wie man bis dahin geglaubt hatte, man fing an, aufmerksam auf die viel bessern Schriftsteller zu werden, die in den Provinzen Niederdeutschlandes schon lange bekannt waren, in Oberdeutschland aber, von vielen Leuten beynahe für Contrebande geachtet wurden. Man fing an, die besten Schriftsteller unsers Vaterlandes zu lesen, Geschmak daran zu finden, und sie nachzuahmen. Dieß war viel; wir wünschen aber, daß man nicht dabey stehen bleibe. Wir wünschen, daß man die deutsche Litteratur immer eifriger treibe, daß man den wahren guten Geschmak der Alten noch mehr zu erlangen suche, daß eine vernünftige Freyheit zu denken immer mehr die Oberhand behalte, und daß durch dieselbe begünstigt, vortrefliche Schriftsteller

in

in Oesterreich aufstehen möchten, die an fremde Nachahmung nicht gebunden, selbst Originale werden, und durch ihre Werke die deutsche Litteratur bereicherten.

Die Schriften des Herrn von Sonnenfels sind meistens kleine Gelegenheitsschriften, die schon vorher besonders gedrukt waren. Sie sind alle sehr gut geschrieben, und enthalten zum Theil auch ganz nützliche Wahrheiten: Aber freylich wenn man Gelegenheitsschriften ohne die Veranlassung, bey der sie zuerst verfasset worden, lieset, so sind sie nicht völlig so interessant. Z. E. Anzeigen von Vorlesungen verlangt man selten zweymal zu lesen, sie müßten denn besonders vorzügliche Dinge enthalten. Es kann vielleicht eine Zeit gewesen seyn, wo es nöthig war in Wien zu sagen: daß man das Finanzwesen wissenschaftlich treiben müsse, daß man den Handelsmann ehren müsse u. d. gl. Aber diejenigen, die von diesen Wahrheiten schon lange überzeugt sind, denen wird sonderlich eine rednerische Ausführung davon bald überdrüßig.

Wir können also nicht umhin, dem Herrn von S. eine sorgfältigere Auswahl anzurathen, wenn er mehrere Theile seiner Schriften herausgeben will. Die Schriften, die man Amtshalber oder bey gewissen Gelegenheiten schreibt, können in dem kleinen Zirkel, für den sie gemacht worden, ihren guten Nutzen haben. Aber unvollendete und mittelmäßige Stücke, in einer ganzen Samlung aufbehalten zu wollen, ist sehr mißlich.

Wir wollen den Inhalt dieses ersten Bandes kürzlich anzeigen.

1) Ankündigung der deutschen Gesellschaft in Wien 1761. Durch diese Schrift hat der Hr. v. S. den Umständen nach, in der sie verfaßt worden, viel Ruhm verdient. Es war damals keine geringe

Kühn-

Kühnheit in Wien zu sagen, daß Haller und Klopstock, ja daß Mosheim und Jerusalem verdienten gelesen zu werden. 2) Rede auf Marien Theresien, 1762. Dis ist des V. bestes Stük. Es sind viel schöne Stellen in dieser Rede. Er hat verschiedene Umstände sehr glüklich ergriffen, um das Lob seiner Heldin, in das glänzendste Licht zustellen. Es sind auch verschiedene sehr pathetische Stellen darinnen. Doch würde sich über verschiedene Stellen manches sagen lassen. Der Rec. möchte z. B. die Anrede S. 48. an die Demosthene, an die Rousseaue nicht geschrieben haben; er ist kein Vertheidiger der Republicken, kein Widersacher der Monarchie. Aber er würde bedacht haben, daß Rouseau aus einem ganz andern Augpunkte Gleichheit unter den Menschen fordert, als aus dem der Verf. die Vorzüglichkeit der Monarchie erheben will, und er würde sich gewiß versichert halten, Rousseau werde auf weit wichtigere Gründe, als auf einige rednerische Ausrufungen dennoch nie „vor dem Throne eines Monarchen das Gö„zenbild einer eingebildeten Freyheit zertrümmern, „um an dem Glücke unserer Abhängigkeit entzükt An„theil zu nehmen.„ Es giebt gewisse delikate Gegenstände, bey denen die Weisheit des Redners erfodert, daß er eher zu viel Behutsamkeit als zu viel Dreistigkeit zeige. 3) Von der Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrungen in den Geschäften der Staatswirthschaft. Eine Rede beym Antritte des Lehramts 1763. 4) Lobrede auf den Verleger wodurch demselben, bey übernommenem Verlag seiner Schriften seine Dankbarkeit bezeugte, dessen ergebenster Diener und Freund. Eine Art von Satire. Die Wendung aber ist etwas abgenutzt. Uebrigens scheinen uns verschiedene Dinge allzuplatt. „Die nahr„hafte Ehre der vertrauten Freundschaft des Verle-

„gers,

„gers, um welche mich eine Menge verlassener Au„toren beneiden — Wenn mein Geist von äußerli„chen Zufällen eingeschläfert, der unbescheidene Hun„ger hingegen leise wacher ist — Die Verfasser „die mit gebeugter Demuth ihre Schriften zu den „Füssen des Verlegers niederlegen, und von dessen „tiefer Einsicht, einen gütigen und baaren Beyfall „ängstlich erwarten.„ Dergleichen Züge auch nur im Scherze zu gebrauchen, ist, dünkt uns, einem Gelehrten unanständig. 5) Beyträge zu Rabeners deutschen Wörterbuche. Rabeners erster Einfall zeigte Genie, ihn bis ins unendliche nachzuahmen, ist, auch ohne sonderliche Anstrengung der Geisteskräfte, sehr leicht. Inzwischen ist es gewiß, daß beyde Aufsätze über die Worte Andacht und natürlich, recht sehr artig sind, sie nehmen sich unter den übrigen Stücken des Hrn. v. S. aus, und enthalten auch verschiedene dreiste Wahrheiten. 6) Abschwörung der Satyre. 7) Vermischte Aufsätze: Dorman; Gedanken über die Einsamkeit; Zwey Schreiben an den Verfasser der Wochenschrift, die Welt. Eine Schilderung in einem Schreiben an einen Freund; Betrachtungen über den Vorzug des Handelsmannes, und die ihm gebührende Achtung. Sind Aufsätze die in die Wochenschrift, die Welt, welche vor einigen Jahren in Wien heraus kamen, eingerükt gewesen. Sie sind von verschiedenem Werthe. 8) Sendschreiben an die Verf. der Bibl. der schönen Wissenschaften. Es war in dieß Journal ein Brief, die Wiener Schaubühne betreffend, eingerükt worden, welche der V. hier vertheidigen will. 9) Das Opfer, ein Schäferspiel in einem Aufzuge; Auf die Geburtsfeyer J. Maj. der Kayserin. Die Gelegenheit, bey der es aufgeführt

wor-

worden, kan es interessant gemacht haben. Es hat auch einige artige Züge.

S.

VIII.

Arzeneyen, eine physicalisch-medicinische Monatsschrift, zum Unterricht allen denen, welche den Schaden des Quacksalbens nicht kennen von E. G. Baldinger, D. W. und A. D. des Chursächs. Amts Langensalza Physicus. Erster Band. Langensalza bey Martini 1766. 192. S. Zweyter Band 1767. 208. S. in 8.

Arzeneyen — vermuthlich gegen die herrschenden medicinischen Vorurtheile. Die Absicht ist edel und die Ausführung ohne Eigennutz. Hr. B. handelt im 1. Theil von den Fragen, die Kranken billig ihren Aerzten beantworten sollten, und von den disponirenden und gelegentlichen Ursachen der Krankheiten. Wir überlassen Hn. B. dabey, ob nicht vieles unter die gelegentlichen Ursachen gekommen ist, das wohl zu den disponirenden gehört und ob nicht Hr. B. seiner guten Sache selbst geschadet hat, da er doch, nach S. 37. darauf dringt, daß man die gelegentlichen Ursachen ja nicht, wie man zu sehr geneigt ist, zu den einzigen wahren machen solle. Neues hier zu suchen, wäre unbillig und etwas Weitschweifigkeit ist in solchen Schriften vielleicht ein Lob, worinn der Zweck ist, „den gemeinsten Lesern verständlich zu werden.„ Aber ob Hr. B. dieß vergißt oder ob er dieses Tons — des kindlichen, der für dies Publicum gehört — nicht Meister wer-

den kann, wissen wir nicht. Wir finden ihn selbst. Es währt nicht lange: so ist Hr. B. mit ein bischen Philosophie oder einem Brocken Gelehrsamkeit da; er kramt seine Lectüre und besonders in Disputationen aus und citirt, ohne daß man weiß zu welchem Ende. Für das große Publikum sagt er darüber zu viel und für das feinere doch nicht genug. Schöne Stellen aus dem Tissot und Zimmermann auszeichnen, war angelegt: aber ums Himmels willen, wozu S. 46. bey den Worten „besondre und ihm eigne Beschaffenheit„ die Parenthese (Idiosyncrasia ex graeco ἰδιοσυγκρασια corporum proprietas) und zu dieser gelehrten Parenthese die Note: vid. Castelli Lexic. med. p. 414. ed. Genev. 1746. maj. 4. S. 58. ist was von glüklicher Etymologie „morbi endemii, quasi dixisses morbi domi nati.„ Durchaus will Hr. B. sein Latein anbringen. Es hat noch seinen Nutzen für lateinische Leser, wenn z. E. zu harten Geschwülsten (scirrhi) hinzugesezt wird: aber wenn er bey Nahrungsmittel (alimenta) und bey Schluchzen (singultas) hinzusezt, sollte man nicht glauben, er schriebe für kleine Schulknaben? Der Unlateiner braucht das nicht zu wissen und der Lateiner weiß es. Selbst bey diesem Geschäfte geht es nicht einmal allezeit richtig zu. S. 28. heißt es: „Gewisse Krankheiten brechen zu einer bestimmten Zeit aus (revolutio) und dann verschwinden sie wieder.„ Und S. 183. im Vorderhaupte (encephalo.) Aber so geht es, wenn man alles so von der Hand weg arbeitet. Auch in den Sachen ist wohl nicht alles überlegt. Sollte der Urin (S. 119.) in den Nieren erst ein bloßer Dunst seyn? Woher weiß man, (S. 131.), daß beym Purgieren so viel Nervensaft verlohren gehe? Sollte der Tobak blos die Eßlust mindern S. 127. weil der Speichel dabey ausgewor-

fen

sen wird und ist S. 132. alle Gelbsucht von verstopften Gallengängen? Eben da heißt es: die Galle vertrit die Stelle eines Clystiers. S. 164. die Schamhaftigkeit ist eine Furcht im mindern Grade. Wir möchten auch die Quacksalber nicht gerne aus dem Titel, daß sie die pankreatische Drüse und deren Säfte nicht kenneten, nach S. 130. actioniren. Wenn sie das Argument retorquirten und Hr. B. beweisen sollte, was er Kraft dieser Kenntniß für Krankheiten curirt hätte?

Im 2ten Theile erklärt Hr. B. die übernatürlichen Ursachen der Krankheiten für falsch. Sie sind Gott, der Teufel, die Hexen, die Gestirne und die Sympathie. Die beyden lezten, die Sympathie besonders, die fast doch das Vorurtheil ist, das am meisten gänge und gäbe ist, hätten etwas besser und mit eben dem Fleiße behandelt zu werden verdient, wie es wirklich die ersten sind. Dieser Theil ließt sich mit Vergnügen. Es sind auch verschiedne weniger bekannte Nachrichten beygebracht. Aber bey der Widerlegung schreibt doch in der That Hr. B. für ein besseres Publicum, als das ist, dem gewöhnlich diese Vorurtheile ankleben — er schreibt so einleuchtend, daß er das Glük verdient, was er irgendwo gehabt hat, in den Index der verbotnen Bücher gesezt zu werden.

K*

IX.

Dactyliothec, d. i. Sammlung geschnittener Steine der Alten aus denen vornehmsten Museis in Europa zum Nutzen der schönen Künste und Künstler in zwey tausend Abdrücken ediret von Phil. Dan. Lippert, bey der Chur-

 fürstl.

fürstl. Sächsl. Akademie der Künste in Dresden ausserordentl. Professor der Antiken. Anno 1767. Erstes Tausend S. 344. Vorbericht S. 44. Zweytes Tausend 364. in 4.

Es ist schon ein grosses Vorurtheil für den Werth dieses Werkes, daß der Verfasser ein Mann ist, welcher mit besondern Genie, einen edeln und nach der ungekünstelten Natur gebildeten Geschmak, mit einer ganz besondern Liebe zu den Wissenschaften von seinen jüngern Jahren an, die vortreflichste Muse gehabt, alle Theile der Wissenschaften bis in das späteste Alter durchzustudiren. Ob er gleich von der Kenntniß der alten und gelehrten Sprachen ausgeschlossen war, so wußte er doch alle diese Schwierigkeiten glüklich zu überwinden. Er hielte sich junge Gelehrte, mit welchen Er die alten Schriftsteller las. Bey Lesung der natürlichen Geschichte des Plinius fühlte Hr. Lippert, daß kein richtiges Verständniß dieses Schriftstellers in den Artikeln von den Künsten ohne Kenntniß der Künste selbst möglich sey. Seine Wißbegierde gieng also so weit, daß Er über zehn Jahre lang nicht allein alle Werkstätte der Künstler besuchte, sondern auch eine jede Kunst theils durch Erkaufung des Unterrichtes der Künstler, theils so gar durch mechanische Erlernung und Arbeitung in der Kunst selbst erlernte. Nach vollbrachter Erlernung der Künste und der Wissenschaften war es natürlich, daß der Fleiß des Künstlers in der Zeichnungs- und in der Glaskunst besonders bey den Denkmälern des Alterthums stehen blieb. Nicht leicht hat jemals eine Privatperson eine so herrliche Sammlung von Gipscopien der vortreflichsten

Bild-

Bildsäulen gehabt. Endlich verfiel sein Geschmak auf das Studium der antiken Gemmen — Seine erste kunstmäßige Kenntniß der Glaskunst leitete ihn zur Verbesserung, oder fast besser zur Wiederherstellung der Copirung der alten Gemmen durch Glaspasten, und er war so glüklich den Minister und Graf von Wackerbart, (der in Ansehung seiner Liebe, Kenntniß und Unterstützung der Wissenschaften und Künste damals in der That der Mäcen des Sächsl. Augusts war) von seiner Geschiklichkeit also zu überführen, daß der große Kenner den Abdruk von einer Paste für den Abdruk von einer antiken Gemme hielt. Nun sammlete er aus allen Kunstkabinetern in Europa Copien von dem vortreflichsten Gemmen, und wo es unmöglich schiene wegen des Verbots Abdrücke zu erhalten, da verschafte sie dem Hr. Lippert, von ihm in Pension genommene Mönche. Sonst erhielten wir aus Italien Schwefelabgüsse: seit 14 Jahren aber verkauft Hr. Lippert drey tausend schöner weiser Abdrücke, welche, wie Er selbst S. IV. des Vorberichts spricht, „eine mühsame Zusammensetzung einiger Materien „sind, worzu eine sächsische Talkerde gute Dienste leistet; „daß er nunmehro eben so scharf, als in Schwefel abdrucken kann, und die Abdrücke von einer unendlichen „Dauer fest und scharf bleiben„ — Was für einen grossen Dienst würde Herr Lippert dem Kenner nicht thun, wenn Er auch seine Glaspasten an das Publikum überlassen wollte!

Schon damals war Herr Lippert schlüßig, (Vorber. S. IV.) über seine Dactyliotheken ein deutsches und französisches Verzeichniß schreiben zu lassen: aber die damaligen Gelehrten hielten es für unmöglich, die Versuche schlugen auch fehl, also übergab Herr L. (Vorber. S. IV.) seine Aufsätze dem Professor Christ

in Leipzig, welcher ein lateinisches Verzeichniß über das erste und zweyte Tausend 1755. in 4. herausgab. Endlich besorgte nach Christs Tode der Herr Professor Heyne in Göttingen 1762. die lateinische Uebersetzung des von Hn. L. selbst deutsch geschriebenen latein. Verzeichnisses des dritten Tausend. Nunmehro verkaufte Hr. Lippert seine Schätze den Ausländern mit Bewunderung, ob Er gleich den Deutschen fast ganz unbekannt war. Zugleich mit dem Hrn. Oeser (Vorbericht S. XIV.) lernte Er dem Hr. Winkelmann in Dreßden die Schönheiten der Grazie und Kunst in den Gallerien daselbst erkennen, benennen, und bildete denselben zum Kenner. Doch verschwand sein erster Vorsatz nicht, dem deutschen Künstler durch einen deutschen Commentar die Schönheiten dieser Antiken seinem Gebrauch und Fleiß zu empfehlen. Er setzte daher diesen Commentar über ein mythologisches und über ein historisches Tausend selbst auf. Aber der Künstler wollte es nicht wagen seine eigne Aufsätze, so wie sie waren, dem Auge der Gelehrten vorzulegen. Also suchte Hr. Lippert einige Jahre vergeblich eine Person, welche seinen Stil in einem unsern Zeitalter angemessenen Stil einkleiden, und die Stellen der alten angezogenen Schriftsteller übersetzen sollte. Dieß hat (Vorber. S. XLIII.) in Ansehung des I. Tausend der Conrector in Guben, Hr. Thierbach, gethan. Das II. Tausend übergab der Verfasser einem Candidat Hn. M. Wenzel. Dieser fühlte seine Ungeschicklichkeit in dieser Arbeit selbst. Aber Er wußte sich aus dieser Verlegenheit bald herauszuwickeln und ließ sich dem Hr. Rector in Lübben (nicht in Sorau, siehe Vorber. S. 43.) M. Scheller die Stellen der Autoren übersetzen, schrieb das übrige treulich ab, wie er es fand, und überließ die mühselige Verbesserungen dem

Hrn.

Hrn. Mag. Reitz in Leipzig, als dem Corrector des Drucks —

Diese historischen Voreinnerungen, welche wir einem Freunde aus Sachsen zu verdanken haben, werden unsern Lesern nicht unangenehm seyn, da sie ihnen den Verfasser vorläufig bekannt machen, und uns schon größtentheils können errathen lassen, was wir von dem Verfasser erwarten können. Als Künstler und Kenner der Antiken müssen wir den Hn. Lippert als den würdigsten Patrioten für die Künste verehren. Der Künstler betet ihn, wenn er dankbar ist, für seinen Unterricht an, und der Gelehrte läßt sich von seiner Kenntniß der Kunst leiten: und glüklich ist unser Jahrhundert, wenn beyde seinen Gesinnungen zum besten der schönen Wissenschaften und Künste folgen. Möchten doch unsere jungen antiquarischen Gelehrten seiner liebenswürdigen Bescheidenheit folgen! „Da dieses Werk, sagt er S. V. des Vorbe„richts, kein Gegenstand für Gelehrte seyn soll, son„dern nur den Künstlern zum Gebrauche gewidmet „ist, so kann man mir nach aller Wahrheit glauben, „daß ich bescheiden genug sey, von erstern keine Ach„tung dafür zu verlangen; es soll mir aber allemal „lieb seyn, wenn sie meine Absicht nur billigen wol„len.„ Der Vorbericht, welcher 44. Seiten lang ist, enthält verschiedene angenehme und nützliche Anmerkungen und Urtheile, die wir unsern Lesern jetzo auszeichnen, und mit einigen Anmerkungen vortragen wollen. Hr. Lippert schicket zuerst S. III. IV. V. eine Erzählung des Endzwecks und der Ausführung seines Vorhabens zuvor — Dieß haben wir schon erzählt — Hierauf fängt er S. VI. an, „einige Dinge zu er„wähnen, die allein die deutschen Künstler angehen „sollen.„ Das erste ist eine Klage! der deutsche Künstler soll seinen Geschmak nach der Kenntniß der

Alten bilden, aber er hat wenige deutsche Bücher, aus welchen er sich von dem Geschmak und Stil der Alten unterrichten könnte. — Die Deutschen sind unter den andern Nationen fast die lezten, welche die Alten in ihrer Muttersprache lesen werden. — Sandrarts Werke wären bey einiger Verbesserung gut zu gebrauchen; aber sie sind rar. — Diesem Mangel wird durch die neue Ausgabe des Hrn. D. Volkmanns in Leipzig abgeholfen werden. — Da es also dem Künstler an Lesen fehlt, so verfällt er, bey einer seichten Erkenntniß der Fabel und Geschichte auf das Wunderbare. (S. VII.) Es ist wenig Künstlern die Ueberzeugung beyzubringen, wie nöthig ihnen das Studium der alten Münzen, Marmor und Statuen und besonders der geschnittenen Steine ist (S. VIII.) und doch behelfen sie sich alsdenn auch mit einer seichten Erkenntniß, machen es, wie bey Wiederauflebung der Künste, und sündigen beständig wider das Uebliche. S. IX. ist ein Saz, der besondere Aufmerksamkeit verdient — „Die Fabel so wohl, als die wahre Geschichte, muß der Künstler als gleichbedeutende Wahrheiten annehmen.„ Warum nicht auch der Gelehrte? Wenn der Gelehrte die Mythologie, wie die Geschichte nach der Chronologie, nach der Länge und Breite studirte, die Stellen der Alten chronologisch sammlete, und aus dieser Vergleichung uns eine richtige Lehre von dem Ursprung, Wachsthum und Fortgang des ganzen Reichs der Götter liefarte; so würden bald die gewöhnlichen spielenden und tändelnden Auslegungen des Baniers und anderer verschwinden, auch noch viele und besondere Entdeckungen zum besten der Kunst können gemacht werden.

S. XI. sezt der Verf. den Gebrauch der Verwandlungen des Ovids, in eine Vergleichung mit dem Virgil.

„Ovid

„Ovid hat schöne Farben, aber die Zeichnungen sind „nicht allemal richtig, und oft ist die Zusammensetzung „seiner Bilder unmöglich, denn viele sind nur idealisch. „Hingegen Virgil zeichnet richtig — schön — wenn „er gleich weniger Anstrich bunter Farben brauchet —„ Hierauf fährt der Verfasser fort, (S. XI. XII.) die Lesung der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller, besonders der Dichter dem Künstler zu empfehlen: aber er beklagt sich wieder über den Mangel guter Uebersetzungen in unsrer Sprache. Der Verfasser hat wohl nicht ganz unrecht, aber — überhaupt scheint uns bey diesen ganzen Klagen der Verfasser den Künstler und den Handwerker zu vermischen. Der Künstler muß doch wenigstens die französische Sprache verstehen, da er dieselbe fast ganz und gar in seiner Kunstsprache redet. Der Gelehrte muß, wenn er den Künstler verstehen soll, seine Sprache ja auch erlernen. Er erlerne also eine Sprache, welche er will, so wird er sich aushelfen können. Und überhaupt hat nunmehro gewiß der deutsche Künstler alle alte Autoren übersetzt, die er nöthig hat. Und sollte der Kunstrichter auch an ihnen noch zu verbessern finden, so werden diese Fehler doch dem Künstler nicht schaden. Die französischen Künstler haben eben so wenig einen schönen Homer und Virgil, als wir; und sie lesen ihn doch, und gebrauchen ihn auch. In den Orten Deutschlands, wo die Künstler in Vereinigung leben können, werden sie auch leicht Mittel finden, diesen geringen Klagen abzuhelfen. In die Provinzen gehören die Künstler auch nicht, wo sich nur die Künstler, als Handwerker betrachtet, aufhalten: und für diese ist das Studium der Alterthümer nicht brauchbar. Die Art der Erziehung des Künstlers, über welche (S. XV.) der Verfasser klagt, wird nun an unsern Akademien nicht mehr seyn. Sonst

empfehlen wir diese schöne Stellen zum Nachlesen. S. XIII. spöttelt der Verfasser über diejenigen Herren, welche ohne Kenntniß der Kunst d. i. ohne Geschmak der Welt sich als die größten Kenner aufreden wollen. — Diese Herren mögen sich aus der Stelle selbst erbauen — und sich bekehren. Ueberhaupt macht der Verfasser bis auf die S. XVII. einen kurzen und lehrreichen Abriß von dem ganzen Umfang der Wissenschaften die ein Künstler wissen sollte. — Aber wir trauen aus der Geschichte zu beweisen, daß nicht leicht ein einziger der grösten Künstler der Alten und Neuern diese Wissenschaft gehabt hat: und doch sind sie unsre Bewunderung: woher kommt dieß? Ein großes Genie wird allemal auch ohne jede systematische Vorschriften mit wenigen Regeln groß, und Original. — Der Künstler lehre seinem Schüler das Mechanische der Kunst, und lasse sein Gefühl und Genie sich selbst nach und nach aus der Betrachtung und Nachahmung der Kunstwerke entwickeln — und denn wird er zum Künstler und Kenner der Kunst durch Fleiß und Genie selbst anwachsen. Auf S. XVIII. XIX. zeigt der Verfasser mit großen Einsichten, in wie ferne die Neuern die Alten in der Mahlerey und Perspective übertreffen. — „Er hat allemal „lachen müssen, wenn Gelehrte dies behauptet.„ — Auch über den Herr Kloz? — „Es ist aber, spricht „Herr Lippert, etwas sehr gemeines, daß man von „Sachen urtheilet, wovon man doch nichts verstehet.„ — Wie Er entscheidet, so „ahmten die Alten die Dinge ohngefehr so nach, wie sie sich dem „Auge darstellten, ohne die Regeln und Ursachen zu „wissen, warum die entfernten Dinge im Auge verkürzet oder kleiner erschienen.„

S. XX. geht der Verf. nach Anführung einiger deutschen guten Steinschneider (welche überhaupt

mehr in Cameen, als in der Tiefe glüklich gewesen) auf eine Abhandlung merkwürdiger Bemerkungen von der erhabnen Arbeit über, wo besonders S. XXI. u. f. die richtige Erzehlung des Hrn. Winkelmanns wörtlich angeführt ist, wie nach dem Vasari Michael Angelo auf die Erfindung gekommen ist, alles richtig nachzubilden. Zugleich wird gemuthmaßet, daß die alten Künstler auch also nachgebildet haben.

Auf der XXX. S. u. f. versucht der Verfasser den Plinius N. G. B. 37, c. 4. zu erläutern, und den Streit der Neuern zu entscheiden, ob die Alten mit dem Diamant geschnitten haben, oder vielmehr ihre ganze Kunst verlohren gegangen ist, und thut den Ausspruch dahin, daß sie mit dem Rade so, wie unsre Künstler und ohne Diamantspitze geschnitten haben.

S. XXXV. muthmaßet der Verf. aus der Feinheit der Arbeit, daß die Steinschneider das Auge auch durch Vergrösserungsgläser gestärket haben, und schliesset aus dem Alterthum der Steine, daß, da dies zur Dioptrik gehört, auch diese schon müsse vor mehr als drey tausend Jahren, und weit vor den Zeiten des Euclides, der die Optik gelehrt, bekannt gewesen seyn. „Die Erfindung der Vergrösserungs„gläser, sagt Hr. L. war auch leicht: ein einziger Tro„pfen Wasser, der auf einen kleinen Körper gefallen „war, konnte hierzu Gelegenheit geben, ohne daß „man denken darf, daß solche nach den Regeln der „Dioptrik sind verfertiget worden.„ S. XXXVI. schaltet der Verf. eine sehr nuzbare Abhandlung von den Vasen der Alten ein, und beweiset, „wie in al„len, auch bis auf die kleinsten Glieder der Vasen die Parabole die Linie ist, welche alle Theile der Vasa zeichnet. Zugleich legt er S. XXXVIII. zum Unterricht eine Platte, mit 7. gestochenen Vasen dem Künstler für, weil bis itz diese Art von Gefäßen den mo-

dernen Künstlern' mißlungen ist. — „An den Fi„guren der alten Künstler, welche den hohen Styl „verstunden, sieht man solche (die Parabole) ohne „Ausnahme.„ — — Bey dem Bau des menschlichen Körpers zeigt sich diese Linie bey jeder Wendung; sie ist aber nur bey schönen Formen zu erkennen — besonders an den Körpern der Griechen, deren Reitz und das schöne Nakende die Künstler täglich sahen, und also leicht in Bilder der Götter übertrugen. Auch die heutigen Griechen und Macedonier haben noch diese Körper ihrer Vorfahren: wie dieß Hr. Lippert mit vielen und auch mit eignen Erfahrungen gründlich und angenehm S. XXXIX. XL. XLI. beweiset. „Da auch kein Tanzmeister das Wohltra„gen ihres Leibes (nemlich der unter den Croaten in „Sachsen gewesenen Jünglinge und Männer von „den Gränzen Griechenlands und Macedoniens) ge„formet (hatte), (so) habe ich doch bey ihren Rey„hen Tänzen, welche fast so waren, wie sie uns die „Alten beschrieben, so viel natürliches und ungezwun„genes gesehen, welches manchen Tanzmeister schwehr „werden dürfte, (es) vollkommen nachzumachen.„— Wir wollen bey diesen Stellen uns nicht das Ansehen geben, welches sich ein grosser Kunstrichter in allen Fällen und auch hier zu geben weis, wenn er spricht: „Der Recensent, welcher gleichfalls die sich badenden „Croaten oft betrachtet und seine Anmerkungen über „den Bau ihrer Körper gemacht, kann versichern (ein „grosses Gewicht für die Wahrheit!) daß Hr. Lippert „nichts anders gesagt, als was seine Augen in der „Nähe gesehen haben.„ Diese Bemerkung ist wenigstens ein Beyspiel zur Anekdote des Columbus mit dem Ey. Aber der Recensent könnte den Hrn. Lippert auf Verlangen einige Zeichnungen verschiedener Stellungen des Herkules, von den sogenannten

Croaten nach lebendiger Stellung aufgenommen, und auch wichtige Anmerkungen eines Freundes der die Anatomie bey solchen Körpern auf dem Lazareth beobachtet, als die besten Beweise vorlegen. — Nur eine Anmerkung über die Tänze dieser Croaten. Ein Freund von uns, beobachtete als Kenner der Musik und Tanzkunst ihre Gesänge und Tänze, und zeichnete sich beyde auf. Der Takt der Lieder und der Tänze ist in vier Aufsätzen mit dem Takte der Lieder des Tyrtäus übereinstimmend. Bekräftigen nicht diese Anmerkungen vielleicht die schwankende Bemerkung einiger Kunstrichter, daß die Lieder des Tyrtäus zum Marsch und Takt der Armee selbst geformt war — oder, welche Bemerkung für unsre Dichter der Kriegslieder besser wäre, war nicht das Metrum dieser Lieder mit Fleiß in eine der ganzen Armee bekannte Melodie gesezt, damit sie von allen konnten gesungen werden? Der Recensent verstümmelte auf Verlangen eines vornehmen Kriegers zur Probe ein Amazonenlied und das Lied auf die Schlacht bey Roßbach, nach dem Takt eines bekannten Marsches, und sahe in kurzer Zeit die Möglichkeit, daß auch vortrefliche Kriegslieder in die Melodie der bekannten Märsche gesezt, mit dem größten Eifer von einer ganzen Brigade angestimmt wurden. — Vielleicht ist diese zufällige Bemerkung ein Wink für unsre Dichter der Kriegslieder zum Nutzen und Vergnügen der gemeinen singenden Krieger. — In den Tänzen bemerkte unser Freund, als Kenner, die unnachahmliche Grazie der Tänzer, welche mit den Füssen die Erde mit Klang schlugen, und dachte sich das pulsare terram pedibus der Grazien beym Horaz: und in den Reyhen Tänzen war ein gewisser reitzender Gang, den Winkelmann in der Geschichte der Kunst hat zeichnen lassen. —

Noch

Noch ist die sehr schöne Ausgabe dieses Werks zur Ehre des deutschen Verfassers und seiner Denkungsart zu rühmen. Es ist nicht leicht ein Werk (Winkelmanns Geschichte der Kunst ausgenommen) mit so besonderer Vorzüglichkeit des Druks, Papiers und der Vignetten, von welchen 29. in beyden Theilen zerstreut zu finden sind, unter den Deutschen erschienen. Die meisten Vignetten hat der Verfasser selbst gezeichnet, unter welchen ihm die Zeichnungen kleiner Figuren am besten geglükt sind: — Ein jeder Künstler hat seine besondere Vollkommenheit. — Die Tittelplatte ist nach antiquarischen Geschmak schön: die Einfassung aber zu spielend. Soll das Gesicht mit der Krone in die Mitte der Einfassung eine Allegorie auf das Studium seyn, so ist es wider das Uebliche. — Wer wird aber Einfassungen beurtheilen? Noch etwas haben wir wider die Aufschrift des Monuments zu erinnern. Die Inschrift, mit Punkten zwischen jedem Wort begleitet, soll antik seyn. Gut! Aber warum hat der Verfasser wider die deutsche Schreibart und wider den griechischen Ursprung des Worts DACTYLIOTHEC, und nicht DactiliotheK geschrieben? AVS DENEN. Nach der Grammatik muß es heissen DEN, weil nicht welche folget, und denen so viel ist als denjenigen.

Der schönen Künste und Künstler) es sollte recht gesagt werden, der sch. K. und der Künstler, weil zwo Gattungen von Wörtern zusammengesezt sind.

In zwey tausend Abdrücken) besser: in zween tausend Abdrücken: denn man spricht der Abdruk, und Tausend ist hier das Beywort.

(EDIRET) besser Deutsch herausgegeben. Das *Anno* hätte auch wegbleiben können.

Dactyliothec erstes Tausend) nach der Grammatik, der Dactyliothec erstes Tausend. — Vielleicht

leicht sind diese Anmerkungen allzugeringfügig, aber bey den allgemeinen Nachläßigkeiten auch sonst guter Schriftsteller, gewiß nicht überflüßig. Dies benimmt übrigens der Vortreflichkeit des Werks eben so wenig, als die kleinen Fehler, welche uns wider das Edle der Schreibart und die deutsche Grammatik zu seyn schienen, in dem Vorbericht anstößig gewesen sind. Die Weglassung der Bindewörter, und des ich, haben, so u. s. w. der seyende Töpfer (S. 37.), einen Haufen schwatzen, und andere kleine Flecken wünschten wir doch weg, zumal da einmal der Verfasser sie selbst hat wegwissen wollen, und daher den Stil andern Federn überlassen hat. Aber den Vorbericht muß niemand durchgesehen haben: denn er klingt in Ansehung des Stils ganz Gottschedisch.

Die Fortsetzung folgt.

Fl.

X.

Christiani Crusii — opuscula ad historiam et humanitatis litteras spectantia. Praefatus est Christ. Adolphus Klotzius. Altenb. ex Off. Richt. 1767. 300 S. in 8. und 64. S. Vorrede.

Es giebt allerdings unzählige akademische Schriften, welche ihr Daseyn blos dem Titel schuldig sind, und eben so plötzlich wieder in ihr Nichts zurück fallen, als ihre Entstehungsursache aufhört. Deswegen sind unter denselben gewiß eine gute Anzahl, welche bekannter zu werden verdienen. Zu den leztern können wir wenigstens zum Theil die Prolusiones Acad. des verstorbenen Pr. Crusius zu Wittenberg wegen den enthaltenen Sachen mit vor-

züg-

züglicherem Rechte gezählt werden, als viele von den Schurzfleischen, Büchnern und Bergern, die sonst in W. ein grösseres Aufsehen machten, als sie verdienten. Pr. Crusius veranstaltete diese Sammlung noch bey seinen Leben, da ihm aber der Tod übereilte, ehe der Abdruk fertig wurde, hat Hr. Kloß eine Vorrede dazu gemacht, welche aus doppelter Absicht merkwürdig ist.

Erstlich enthält sie die vornehmsten Lebensumstände, und den Charakter des Prof. Crusius, welcher allerdings den Gelehrten zu einem Muster dienen kann. Hernach werden 13. ungedrukte Briefe des seeligen Gesner an Prof. Crusius bekannt gemacht, welche Prof. Boden in Mscripte von Gesners eigener Hand besaß. In diesen Briefen wird nicht allein der Gelehrte viele schöne Auslegungen und Verbesserungen der schweresten claßischen Schriftstellen antreffen, sondern auch authentische Beweise finden, wie hoch Gesner seinen Correspondenten geschäzt habe.

Die Sammlung selbst hat zween Theile, davon der erstere 24. und der zweete 22. Einladungsschriften enthält.

1. De humanitatis studiorum rara aestimatione. — Dieses Stük enthält nichts neues und kann mit einer alten Präfica verglichen werden, die vor dem Zuge hergehet und ihre alte Klagelieder vorschreyet.

2. De studiis ex utilitate patriae a Smyrnaeis quondam aestimatis. Ist ungleich wichtiger, wenn nur die Quellen genauer angezeigt wären. Ein allgemeiner Fehler des Verfassers.

3. De bonis fortunae, calamitatum humanarum causis und 4. de origine mali in humana natura sind nichts anders, als lateinische Homilien.

5. Prisci

5. Prisci Germani litterarum haud expertes. Hier werden die alten Deutschen wider eine falsch erklärte Stelle des Tacitus vertheydigt. Man hat aus den Worten: Litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant, schliessen wollen, als wenn sie nicht hätten schreiben können. Deswegen lieset er für litterarum secreta, *litorum secreta*, weil beyde Worte in der longobardischen Abkürzung lit'rum geschrieben würden, und verstehet darunter die geheimen Zusammenkünfte unzüchtiger Leute beyderley Geschlechtes an den Ufern der Flüsse. So sinnreich diese Verbesserung gemacht wird, so unnöthig ist sie. Litterarum secreta sind heimliche Liebesbriefe, wie schon lange Johann Friedrich Gronov und vornemlich Andreas Ludwig Königsmann Disp. de origine litterarum amatoriarum Kilon. 1708. erwiesen haben.

6. Man findet hier die verschiedenen Urtheile über den Werth der schönen Wissenschaften mit guten Anmerkungen aus der gelehrten Geschichte vorgetragen; im 7. wird die Beschaffenheit der Religionskriege betrachtet, 8. von der wahren Freyheit und 9. von den unbewafneten Beschützern der Religion in gutem Lateine ohne viel interessantes zu sagen, gehandelt. Merkwürdig ist das X. St. von dem griechischen Briefe, den M. Aurelius nach dem marcomannischen Siege an den Rath sollte geschrieben haben. Wir pflichten dem Verf. bey, wenn er muthmaßet, daß ein Christ diesen Brief aus dem lateinischen weitläuftiger in griechischer Sprache ausgeführet und diesen durch das Gebet der christlichen Soldaten erfochtenen Sieg darzu gesezt habe. Das XI. St. Perturbatio reipublicae ex religionum calumnia läßt sich allenfalls lesen, aber das 12. St. welches N. 24. fortgesezt wird, ist für die Geschichte des mittlern Zeital-

ters, in welcher der Verf. eine ungemeine Stärke besaß, von besondrer Wichtigkeit, so wie auch das folgende 13. de historiis et picturis in Frider. II. Imper. injuriis gefallen wird, ob es gleich ansehnlich hätte vermehret werden können. Das 14. St. erklärt einige schwere Stellen aus der sächsischen Geschichte, 15. untersucht das Verbot, die heilige Schrift zu lesen, nach Gregorius den siebenden. Die beyden folgenden Stücke betreffen die Verbesserung und das Ansehen der Universitäten. Hier werden manchem die Worte einfallen, welche der Vogel jenes Schusters dem Kayser zurufte. — Im 18. Stuk wird billig Melanchthon wider die Beschuldigungen einiger Theologen, welche ihm einen furchtsamen und veränderlichen Charakter vorwerfen, vertheidigt, und im folgenden Stük seine bekannten Verdienste um die Grammatik gerühmt. Das 20. Stük enthält etwas und nicht viel mehr von den löblichen Bemühungen der Mittelspersonen bey Friedensschlüssen, wozu die Gedächtnißfeyer des olivischen Friedens Gelegenheit gab. 21-23. sind auf die Rükkunft Augusts des 3. nach Sachsen, auf sein und Churf. Christians Ableben verfertiget worden. Wenn auch jemand bey Durchlesung des ersteren Theiles über verschiedne bekannte und gemeine Dinge unwillig werden sollte, so wird ihn gewiß der zweete Theil mit dem Verf. wiederum aussöhnen. Hier liegt ein groser Schaz für die ältere Geschichte unsers Vaterlandes. 1. wird der eigentliche Siz der Marcomannen aus der alten Erdbeschreibung gesucht und an dem Einflusse der Saale gefunden, wo Drusus seine Siegeszeichen aufgerichtet hatte. Die vier folgenden Abhandlungen betreffen den Ursprung der Alamannen und verdienen eine besondre Aufmerksamkeit alter Liebhaber der Geschichte. Nur ist zu bedauren, daß der Verf. durch den

Tod

Zeit verhindert worden, diese Untersuchungen fortzusetzen. Hierauf folgen 13. Stücke de originibus Saxonicis. Wenn auch Crusius nichts weiter, als diese, geschrieben hätte, so würde man seine Stärke in der Geschichte bewundern müssen. Welch ein Verlust wäre es gewesen, wenn diese einzelne Bogen verlohren gegangen wären!

Noch sind auch in diesem Theile einige andre Abhandlungen merkwürdig, als das 14. Stük von der Glaubwürdigkeit der Erdbeschreibung des Ptolemäus, wo aus verschiednen Irrthümern gezeigt wird, daß entweder die Bücher, welche izt für die seinigen ausgegeben werden, verstümmelt, oder, wie wir noch eher glauben, gar untergeschoben worden. Im 16. 17. und 22. Stük stehen einzelne Betrachtungen über deutsche Alterthümer, wo uns besonders (S. 295.) eine Verbesserung des Tacitus von den Richtern der Deutschen Cap. 12. gefallen hat. Die gemeine Leseart ist: Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Centeni singulis ex plebe comites consilium simul et auctoritas adsunt. Brummer und Conring verstehen diese Stelle falsch. Hr. Cr. meynt ohnfehlbar des erstern Buch de scabinis c. II. n. 3. p. 280. und des letztern Dissertation de judiciis reip. Germ. §. 36. Deswegen lieset der V. E. i. i. c. e. p. q. j. p. pagos vicosque reddunt *centenis singuli*. Ex plebe &c. So sind hier mit Recht Grafen und Schöppen zu verstehen.

Die folgende Verbesserung (S. 298.) aus dem 29. Cap. des Tacitus ist desto überflüßiger, wenn von den Batavern gesagt wird: Manet honos et antiquae Societatis insigne. Nam nec tributis *contemnuntur*, nec publicanus atterit. Dafür lieset Crusius, weil es allerdings gelehrt läßt, anders, als

 andre

andre vernünftige Leute, zu lesen, [illegible] Ursache consumuntur. Die alte Lesart ist ungleich richtiger; denn Tacitus will beweisen, die Bataver hätten noch die Ehre der römischen Bundesgenossenschaft deswegen behalten, weil sie nicht zinsbar gemacht würden. Wär es nicht ein Schimpf für überwundne Völker, wenn sie den Siegern Tribut geben müssen? Wär es nicht ein Zeichen der Hochachtung, wenn der Römer einer tapfern Provinz die vorige Freyheit ließ? Contemnere bezieht sich hier zugleich auf das vorhergehende honos und sollte auch deßwegen seine Stelle behalten, weil atterere darauf folgt. Cicero selbst hat contemnere et conterere zusammengesetzt. Tuscul. V, 85. Aber wir finden auch in den probabilibus criticis des seel. Crusius verschiedene solcher unnöthigen Verbesserungen. Die Kritik darf über den Verlust dieses Mannes eben nicht so betrübt seyn, als die Geschichte.

*†.

XI.

Benedict Schmidts, ICti, Sr. Churf. Durchl. in Bayern ꝛc. würklichen Hofraths und ordentl. Lehrer des Staats- und Lehen-Rechts zu Ingolstadt, wie auch der Chur-Bayerischen Akademie der Wissenschaften Mitglieds, Anweisungs-Grundsätze zur juristischen, aussergerichtlich- und gerichtlichen gemeinen, Chur-Bayrischen und Reichspraxi, durch alle Proceß-Gattung und Instanzen zum Schul- und Gerichts-Gebrauch entworfen. Zwey Theile. Cum approbatione ordinaria. Ingolstadt,

zu finden bey Carl Gran, Universitäts-Buchdruckern, 1765. 20½ Bogen in 8.

Wenn man die Praxis einer Wissenschaft durch die Anwendung erkannter Wahrheiten auf einzelne Fälle erkläret; so wird hierwider nichts einzuwenden seyn. Nur die Rechtsgelehrten fangen an damit einen Begriff zu verbinden, der, wenn er richtig seyn sollte, beweisen würde, daß ihre Wissenschaft die einzige in der Welt seye, worinn die Ausübung unendlich geringere Schwierigkeiten hätte als die Theorie. Dies wäre freylich schön und zu verwundern; alleine zum Unglücke sezt man bey dem, der die sogenannte juristische Praxis lernen soll, voraus, daß er schon wisse, was in diesem oder jenem Falle Rechtens oder zu thun seye, das heißt: anwenden könne. Wer es in der Kunst so weit gebracht hat, muß sich zur Vollendung seiner Kenntnisse noch methodisch lehren lassen, den Vortrag eines Anliegens zwischen die drey Wörter: Welchergestalten — Gleichwie nun — solchemnach, hinein zu stopfen, und nach wiederholten Versuchen auf das Wort seines Lehrers oder dessen Buch glauben, von der Reichs- und Weltlichen juristischen Praxis nicht weit mehr entfernt zu seyn. Ein unvollständiges Titular- und Cantzley-Buch, etwas Briefstellerey, ein paar Dutzend Bindeformeln, und eben so viel vollständige Formulare, werden den Mann noch näher zum Ziele bringen, und er hat es erreicht, so bald er sie im Kopfe hat. So ist es in der That! Wir müssen uns nur wundern, wie es möglich ist, daß vernünftige Leute noch immer und aufs neue anfangen eine Wahrheit zu verkennen, die so gar nicht versteckt liegt. Glaubt man denn, die Gegenstände der juristischen Verträge seyen so sehr von anderen unterschieden, daß sie ihr Wesen ver-

schiene, wenn sie nicht in eine so bäurische Kleidung eingekleidet erschienen? und hält man es für eine Kleinigkeit, Vorschriften und Regeln zu geben, die zu nichts dienen, als ein Genie nieder zu drücken und den verderbten Geschmack allgemeiner zu verbreiten? Irren wir uns hierunter; so ist es für die Deutschen eine schwere Verantwortung, daß sie ihre Dichter nicht mehr nach Erdmann Uhsens Poetik ziehen, und wir hätten die Erstickung von manchem poetischen Genie, so gewiß der abgeschaften Uebung mit den Bouts rimés, beyzumessen, als die Bildung einiger grossen Privat- und Staatsstilisten der eingeführten systematischen Partickelstellung zu verdanken. Doch wir verkennen vielleicht die Absichten und die wahre Meinung der juristischen Stilpraktikanten, „ sintemahlen, wie unser H. V. selbst einschärfet, es heut zu „ Tage nicht mehr auf AltFränckische Formen, noch „ auf ein düsteres und schwülstiges Schreibwerk; son„ dern in denen mehresten Rechts- und Welthändeln „ auf wohlgerathen-einnehmende, entweder mündli„ che Vorträge, oder zierlich-schriftliche Aufsätze und „ Vorstellungen, dann auf jene in geläufiger Schreib„ art und Chronologischer Ordnung standhaft verfaß„ te Rechts-Ausführungen ankomt. Allein wenn den H. V. einer seiner Schüler fragen sollte: Was ist denn das Natürliche; das Schöne; das Einnehmende; das Wohlgerathene; das Fliesende; und wie lerne ich es? Was ist hingegen das Steife; das Düstere; der Schwulst? und wie sind diese Fehler zu vermeiden? Auf welche Seite seines Büchelchens wolte der H. Hof. diesen lehrbegierigen Schüler hinweisen? Wir fragen Ihn auf sein Gewissen. Hoffentlich wird er doch so viel schwere Wissenschaft bey einem Menschen nicht voraus setzen, dem er noch keine Fähigkeit zutraut, einen Anfang zu dem einfältigsten

Vortrage zu finden, und ihm selbst erst die wichtige Entdeckung macht, daß es durch ein: „Euer geruhen, oder erlauben, oder belieben sich vortragen zu „lassen; Ew. kan nicht bergen welchergestalt — — „geschehen solle. Der arme Schüler wird also in eine andere Schule wandern müssen; alleine sich auch sehr verwundern, wenn man ihm dort zuruft:

Scribendi recte SAPERE est et principium et fons!

Gut zu schreiben, müsse man erst Denken können und dann versichert seyn, daß bey einer für seine Kräfte gewählten Materie, der schöne Ausdruk und die deutliche Ordnung sich von selbst einstellen werden. Diese Wahrheit gilt für jede Wissenschaft, für jeden Gegenstand. Ueberall erfindet, prüfet, wählet und ordnet der Verstand, und von dem Witze leihet er nur Auspuz und Verzierung, auf Oerter, wohin er glaubt daß sie passen. Mit diesen Gaben ausgerüstet, wird der Rechtsgelehrte nicht bitten oder scherzen, wenn er befehlen, und nicht trotzen, wo er bitten soll. Bekannt mit den Gesetzen, und mächtig seines Gegenstandes, werden gekränkte Gerechtsamen durch ihn immer von einer Seite erscheinen, wo Chikane und Partheylichkeit auch mit den heftigsten Angriffen am wenigsten gewinnen. Er mag angreifen oder vertheidigen; behaupten oder widerlegen; so wird sich der Sieg auf seine Seite neigen, oder wenigstens in schlimmeren Fällen durch Vortrag und Schreibart dem Feinde zweifelhaft und schwerer gemacht werden. Titulaturen und Curialien wird er ohne solche Anleitungen zur juristischen Praxis aller Orten finden, auch ohne diese schon aus der Theorie des Processes so viel schöpfen, daß ein einziges Convolut vollständiger Akten aus dem Gerichts-Hofe, wo er eine Sache führet, ihn von dem Besonderen und über all

Verschiedenem der kleinen Mechanik des gerichtlichen Verfahrens, besser als alle methodisch unzulängliche Anweisungen werden belehren können. Er wird, — — wir sagen es ungerne, einsehen, daß unsere Deutsche hochgepriesene Rechtsgelehrten, so lange sie auch in der Schreibart die Grenzbewahrer ihrer Wissenschaft machen, im Reiche des Geschmacks wahre *Albinos*; ein gerechter Gegenstand des Eckels seyen. — Wir kommen wieder auf unser Buch. Es ist in zween Theile zerlegt. Im ersten wird Die: (nach dem Verf. Der:) ausser-gerichtliche Praxis vorgetragen, worunter ausser zween Abschnitten von der innerlichen und äusserlichen Einrichtung der Schriften, von Protokollen, von öffentlichen Anschlägen, von Berichten, von Protestations-Schreiben, von Reprotestations- und Rereprotestations-Urkunden, von Bittschriften, von Privat- und Staatsschriften, die eine Entscheidung enthalten, auch von Archiven und Registraturen, gehandelt wird. — Enge Gränzen und kleine Aussicht! Der zweete Theil enthält unter den gewöhnlichen Tituln ein sehr mageres Gerippe von der Theorie des Processes, und unter dem Texte, im höchsten Grade steife Formulare. Wir wollen uns bey einem so elenden Werke nicht länger aufhalten, doch aber eine Probe hersetzen, wie schön der H. Hofr. seine eigenen Lehren befolgt. S. 44. und 45. giebt er die Regel: „ ächte der Sachen an- und ab-
„ gemessene Ausdrückungen ohne schänden und
„ schmähen, wohl schicklicher anzubringen, und sich
„ ohne alle Anstößigkeit, jedoch mit Ernst und so
„ wie es des Gegenstandes und der Sache Verhält-
„ nis nur immer verlangen, standhaft zu vertheidi-
„ gen.„ In der Note über diesem sonst vernünftigen Text heißt es: „ Hier rede ich von eigener, mir zu
„ erößtertermahlen widergünstig-anscheinen wollender

Er-

„ Erfahrung, alleine es waren ꝛc. — — die mir „ entgegen getretene groß characterisirte Schreckgei- „ ster, nur kleine selbst verlöschende Irr-Lichter, ihr „ ausgespritzter Schaum und Geifer waren Dollküh- „ ne, sich aber selbst verzehrlich- oder wenigstens ver- „ kleinerliche Dumme Hunds Bisse — —,„ Uns ekelt weiter abzuschreiben.

N.

XII.

Die Sprüchwörter Salomons, umschrieben von Georg Johann Ludewig Vogel, Beysitzer der philosophischen Facultät zu Halle, Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung, 1767. 8. 15 Bogen ohne die Zueignungsschrift und Vorrede.

Wir sind mit dem V. noch überhaupt uneins, ob dieses Buch solle und könne umschrieben werden. Große und edle Gedanken nur oft durch einen Wink anzugeben; sogleich weiter zu gehen; den Schüler der Weisheit stehen zu lassen, daß er Zeit und Lust zum Nachdenken gewinne; Wahrheiten für das Herz so stark einzureden, daß Urtheil und Empfindung mit einmal aufgeboten würden; und beydes in so abgemessenen und wohlklingenden Perioden zu thun, daß das Ohr den Zugang zum Herzen williger verstatte; daß ist das Geschäffte des Salomo, sein ganz eigner schriftstellerischer Charakter in seinen Sprüchen. Wer ihn umschreibt, beleidiget seinen Anstand, entsetzt ihn seiner Würde, bringt ihn um seinen Reiz — je freyer man ihn umschreibt, desto mehr ist es um ihn geschehen — aus dem Ge-

dankenreichen Weisen wird ein wortreicher Prediger,
und (auch dies nicht zu vergessen) aus Salomo, dem
Monarchen, der auch seine eigne, vornehme, ernst-
hafte, vielbedeutende Sprache hat, ein schlechter ge-
meiner Informator. Man höre doch nur, wie er
selbst den Charakter seiner Sprüche bezeichnet: „Ich
„suchte einnehmende Worte und bediente mich einer
„Schreibart die der Würde großer Gesinnungen an-
„gemessen wäre; Worte des Weisen sind Spieße und
„Nägel (Pred. B. 12, 10. 11.)„ Ja! das sind sie;
sie heften sich ans Herz, wenn man den Salomo hört,
K. 3, 16-18. „Langes Leben ist zu ihrer rechten
„Hand, zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre;
„ihre Wege sind liebliche Wege und alle ihre Steige
„sind Friede; sie ist ein Baum des Lebens allen die
„sie ergreiffen und seelig sind, die sie halten. K. 7, 4.
„Sprich zur Weisheit du bist meine Schwester, und
„zur Klugheit, meine Verwandtin bist du!„ Aber
thun sie es auch, uns dünkt es wenigstens nicht, wenn
der Paraphrast sagt: — „sie, diese göttliche Weis-
„heit, ist das, was uns unsre Lebenszeit auf viele
„Jahre setzet, und daher unsern vornehmsten Wunsch
„erfüllet, und was diese Glückseeligkeit noch weit voll-
„kommner macht, mit diesem langen Leben sowohl
„Schätze und Reichthümer, als Würden und Ehren
„verbindet. Ein zweyter eben so beträchtlicher Vor-
„theil, den sie verursacht, ist der, daß keiner durch
„die Handlungen und Unternehmungen, die er von
„ihr geleitet, vornimmt, auf irgend eine Weise zu
„Fall und Schaden kommt, sondern allemal dadurch
„viel zu seinem Wohl und Glük gewinnt. Kurz sie
„wird dem, der sie niemals verlassen, sondern sie stets
„zu besitzen sich bemühen wird, auf beständig eine
„lebendige Quelle aller Arten von Glükseeligkeit seyn
„und bleiben — „Beschäftige dich mit eignem Nach-

„den-

„ denken über sie, so daß du dadurch — zu einer
„ wahren Liebe und Neigung gegen sie gedrungen
„ werdest. „

Nunmehr mögen Richter zwischen den Hn. Vogel und uns seyn! Gewinnen wir, so gewinnt er mit uns, und das Publikum wird uns zur Belohnung unsrer Unpartheylichkeit desto eher glauben, wenn wir versichern, daß die Paraphrase, als Paraphrase überhaupt betrachtet, und den größten Theil in Rechnung gebracht, gut gerathen sey, und den Hn. Predigern, für die er sie eigentlich bestimmt hatte, und die freylich nicht allemal Zeit haben, weitläuftige Auslegungen nachzuschlagen, nicht immer Gelegenheit haben, bey dem besten Eifer bewährte Commentare zu bekommen, auch nicht selten durch andre Umstände gehindert werden, die Kosten daran zu wenden, — diesen und zu einem bequemen Handbuche dienlich seyn werde. Schultens ist zwar vornemlich dabey gebraucht, doch nicht sklavisch nachgebetet worden, wie wir aus eigner angestellten Vergleichung versichern können. Es wird nun darauf ankommen, wie der Verf. bey der Ausgabe des Schultensischen Commentars, den er (und gewiß mit Beyfall des Publikums) verspricht, eine und die andre Erklärung, nach der er vorläufig die Umschreibung eingerichtet hat, machen wird. Bis dahin wollen wir unser Urtheil über die Paraphrasen K. 10, 15. 16. 11, 13. 12, 12. 28. 14, 7. 15, 22. 16, 1. 2. 4. 17, 21. 26. und zwar der zweyten Hälfte in beyden letzten Perioden) 17, 7. 18, 2. 17. 19, 15. 18. 25. 21, 27. 24, 30 — 34. 25, 22. 26, 9. 10. 27, 13. 14. 15. 16. 21. und über die als zusammenhängend vorgestellten Gedanken K. 18, 29. und 30. 20, 9. und 10. 12. und 13. 21, 25. und 26. 27, 3. und 4. zurück halten. Folgende wollen wir zur Probe der rühmlichen Sprachkenntniß des V. und seiner nicht ge-

gemeinen Fähigkeit, in die Gedanken des Schriftstellers einzudringen, und die in ein fremdes Gewand eingehüllte Wahrheit zu entkleiden, beyfügen; K. 5, 20.,, die natürlichen Folgen dem Gesetz zuwider laufender Handlungen, werden nicht aussen bleiben, „und der gänzliche — Untergang unausbleiblich erfolgen 7, 6. ff; ich will dir zu mehrerer Bewegung, „meinen Rath gern und willig anzunehmen, nun erzählen — Ich sahe nemlich vor einiger Zeit einmal zur Abendzeit in der Dämmerung zum Fenster „hinaus und bemerkte einen jungen Menschen u. s. w. „10, 12. Groll und Feindschaft die man im Herzen „hegt, stifften beständig Zank und Verdrüßlichkeiten, „dahingegen der, der freundschaftlich und liebreich „von andern zu denken pflegt, manche Beleidigung — „nicht achten und vergessen wird. v. 20. Will man „sich einen ehrlichen und rechtschaffenen Mann in dem „Verhältniß mit einem Bösewicht vorstellen, so wird „solches am besten unter dem Bilde eines Klumpen „Silbers geschehen können; die Gedanken, Rathschläge und Reden des ehrlichen Mannes werden „das reine lautere Silber seyn; die Gedanken, Rathschläge und Reden des Bösewichts aber die Schlacken, die von der Masse übrig geblieben 11, 17. „Wer Liebe und Barmherzigkeit bey jeder Gelegenheit an andern ausübt, erweißt sie nicht sowohl andern als sich selbst, indem ihm die Belohnung dafür nicht ausbleiben wird; wer hingegen hart und „grausam mit andern zu verfahren pflegt, schadet „dadurch sich und den Seinen eben so sehr, weil andre „alsdenn ein gleiches an ihm und den Seinigen verüben werden 13, 7. 8. Es pflegt sich öfters einer „vor sehr reich zu halten — der sich doch in der „größten Armuth befindet, und — im Gegentheil „einer vor sehr arm — der doch eigentlich zu reden,

„sehr

„sehr reich ist. Es kommt aber alles auf den Begriff des wahren Reichthums und der wahren Armuth an: Man kann nemlich nur den mit Recht reich nennen, der sich durch erhaltene Lehren und Vorschriften von allen Lastern und bösen Gewohnheiten losgemacht hat; so wie im Gegentheil nur der arm genennet zu werden verdienet, der sich selber überlassen bleiben und keine Warnung und Vermahnung, die ihm andre zu seiner Besserung und Nutzen geben, annehmen und hören will. 14, 32. Stößt einem Gottlosen nur der geringste Zufall zu, sogleich verzagt er, und glaubt, daß es nun mit ihm aus sey, der Fromme hingegen läßt, wenn auch seine Umstände die verzweifelhaftesten wären, und er nach menschlichen Einsichten gar keine Hofnung mehr vor sich hätte, doch weil er des göttlichen Schutzes und Beystandes versichert ist, den Muth nicht sinken. 17, 24. Ein verständiger Mann ist nur darauf bedacht, wie er seine Weisheit und Verstand erweitern; ein Thor hingegen sinnt blos dahin, wie er es in der Welt hoch bringen, viel Schätze und Reichthümer erlangen, und Herr der ganzen Welt werden könne. Cap. 20, 5. Kluge und vernünftige Rathschläge sind nicht so gleich ausgedacht, sondern es wird ein langes und reifes Nachdenken erfodert, ehe sie vollkommen durchdacht und alle Hindernisse gehoben, dagegen aber die besten Mittel, sie ins Werk zu richten, erfunden sind; wer also dergleichen erfinden will, darf sich diese Mühe so wenig verdriessen lassen, als der, der Wasser aus dem Brunnen haben will, das lange schöpfen. 20, 14. Der Käufer pflegt dem Kaufmann seine Waare in den Grund zu verachten, und hat er sie ihm denn um ein geringes Geld abgeschwazt, so geht er und rühmet sich, daß er so wohlfeil eingekauft habe, u. s. w.

XIII.

XIII.

[illegible] Vortheilen eine Situation zum militairischen Gebrauch aufzunehmen und zu zeichnen, wie auch die nützlichsten Feldschanzen zu traciren und zu bauen, zum dienlichen Gebrauch dererjenigen, welche keine Kenntniß der Geometrie haben, in diese kurze Anweisung und sieben Tabellen abgefaßt: Von Gottlob Friedrich von Brück, prem. Lieutenant, bey der Churf. Sächs. Armee. Dreßden 1767. In der Waltherischen Buchdruckerey.

So geschäftig die militarische Schriftsteller sind, Unterweisungen für Anfänger zu liefern; so mangelhaft ist doch mancher Versuch. Die mehresten setzen ihren Abhandlungen große Titel voran: die viel versprechen; und bleiben unverschämte Schuldener in der Ausführung. Möchten doch die Herren wissen; daß für Anfänger zu schreiben auch nicht so etwas leichtes sey; und daß Plan, Ordnung, und Gründlichkeit in der Ausführung, einen Mann erfordern, der nicht allein der einzigen Wissenschaft, in welcher er schreiben will, gewachsen ist; sondern auch noch mit andern Wissenschaften ganz bekannt seyn muß. Es giebt Leute, die schon mit den nöthigen Grundwissenschaften in den Soldatenstand treten: für solche sind die besten Bücher die, welche den Beobachtungsgeist schärfen und dem schon ausgebildeten Kopfe etwas zu denken geben. Nach einiger practischen Kenntniß, die sie durch den Dienst selbst, in weniger Zeit erlangen können, werden solche Anfänger einen Puysegur, einen Feuquiere, einen Clairac, und andere nützliche Werke mit dem besten Erfolg nachzulesen im Stande seyn.

Die

Diejenigen aber, welche nicht hinlängliche Kenntnisse, in der Jugend zu erwerben Gelegenheit gehabt haben und gleichwol gesunden Verstand und unermüdeten Fleiß besitzen, wünschen solchen Schriftstellern ihre Aufmerksamkeit widmen zu können, die vorher jede militarische Wissenschaft für sich, auf eine richtige und beweisende mathematische Lehrart gründen; und dieses so einleuchtend einzukleiden wissen, daß den hierzu vorangeschikten Plan, das Uebersehen der Materie erleichtere; die Ausführung dem Plane getreu bleibe; der Lehrling von den einfachsten zu den zusammengesetzten Begriffen, mit Deutlichkeit und in zusammenhängender Ordnung geführet werde; und daß man in der Folge, nicht etwas als bekannt annehme, welches vorhero nicht ausgemacht und bewiesen worden. Einige Verfasser entschuldigen den Gang den sie über die Oberfläche wegnehmen, damit; daß es dem Officier zu verdrießlich und schwer sey, sich einige Jahre mit der Mathematik zu beschäftigen. Aber sollte man den Vorhang aufziehen, hinter welchem sich diese Herren verstecken: so würde man gewiß finden, daß der lehrbegierige Officier solche Vorwürfe sehr unschuldig leide; und daß der Mangel an Fähigkeiten die Wahrheit beweisend und im Zusammenhange vorzutragen, bey einer gleichwol überwiegenden Begierde, mit einer Kompilation auswendig gelernter Fälle aus der Erfahrung, vor der Welt im Druck zu erscheinen, die dringende Ursache sey, welche manchen Verfasser zu dieser Ausflucht bewegt. Für solche endlich die zwar sehr gern, aber ja ohne die allergeringste Mühe, viel wissen möchten; die keiner Anstrengung des Geistes fähig sind; und denen es dahero entweder an Genie oder an Fleiß mangelt; für solche, wir sagen es frey heraus, ist ja der Weg, wenn gleich nicht zum Glücke, doch zum

zum wahren Ruhm ohnehin schon verschlossen. Es mag dahero immer einmal ein mittelmäßiges Buch für diese mit unterlaufen. Nur nicht zu ofte, nur unter keinem zu viel versprechenden Titul.

Es scheint, als ob Herr v. B. für bequeme Herren, auch auf eine zu bequeme Art ein Schriftsteller hätte werden wollen. Sein Buch bestehet aus zween Theile, wovon der eine die Anweisung eine Situation zum militarischen Gebrauch aufzunehmen, der andere die Feldbefestigung enthält. Sie bestehen beyde zusammen genommen, etwa aus sechs Bogen. Der erste Theil wird in dreyen Kapitel abgehandelt: das erste zeiget einige Handgriffe mit dem Zirkel, das zweyte die Benennung und Bezeichnung desjenigen, was in einer Situation vorkommt; das dritte einige Vortheile bey dem Aufnehmen in der Kampagne. Obgleich der Versuch im dritten Kapitel ziemlich gut ist; ohnerachtet ausser der angegebenen Schreibtafel (die mit einer Bousole und einen Diopternlineal versehen, zu mehrerer Dauerhaftigkeit in Leder eingebunden ist; und aus sechs bis zwölf Blätter von Oelhaut bestehet:) nichts darinn gesagt worden, als was die mehresten Ingenieurs de Campagne, hierüber schon vollständiger mündlich gelehrt haben: so ersetzet doch dieser noch lange nicht die Nachläßigkeit, mit welcher das zweyte Kapitel bearbeitet worden. Viele Gegenstände, die höchst nothwendig bezeichnet hätten werden müssen, sind gar ausgelassen worden, und was die Zeichnung des V. selbst betrift, so ist solche zu schlecht gerathen, als daß sie Nachahmung verdienen könnte. Indessen wer sonst die glückliche Gabe des Zudrängens und der Vielsprecherey hat, könnte durch das Auswendiglernen eines solchen Buchs leicht in den Ruf kommen, als verstünde er das Zeichnen und Aufnehmen. Der General will sich vielleicht

leicht der Geschiklichkeit des Officiers bedienen. Dieser muß also fort, und eine Gegend aufnehmen, wo der General wenig Tage drauf mit der Armee marschiren will. Mit seinem Führer in der Tasche, kommt er von seinem Versuche zurük. Alle Gegenstände, wodurch ein Marsch genau bestimmt werden kann, sind in dieser Aufnahme ausgelassen. Der General will das Allerkleinste bemerkt sehen, um den Marsch der Kolonnen genau zu bestimmen. Die Umstände, unter denen der Marsch geschehen soll, hängen von dieser Genauigkeit ab, die Folgen der Kampagne oft von einem solchen Marsche. Wie groß wird also ein solcher Fehler. Der Officier ist nach aller Billigkeit verlohren, wenn nicht ein blindes Glück (das gewöhnliche Eigenthum solcher Leute) ihm wieder heraus hilft. Der Dank für die Mühe des Entwurfs, bleibt unserm V. in dieser Art ungewiß, worüber wir ihn bedauren.

Der zweyte Abschnitt enthält noch nicht drey volle Bogen. Er hat zwar seine besondere Kapitel, es ist aber alles darinn erstaunend durch einander geworfen. In dem besondern Vorberichte dazu eröfnet der V., daß er in Tracirung und Erbauung der Schanzen sich der Methode des Herrn Picht bedienet habe. Bey einem gutem Autor zeiget ein solcher Wink oft, in wie weit das Original verbessert worden, und wie geschikt der Autor manche Lücke zu füllen gewust habe. Aber was zeiget er hier? wir fürchten einen Abschreiber ohne Wahl, der das Schlechte noch schlechter macht; das Beste ausläßt; und dafür seine eigene Anmerkungen verdociret. Wenn dieses sich der Methode irgend eines andern bedienen heißt, so verstehet sich keiner besser darauf als Hr. v. B. Dahero schränkt sich seine ganze Feldbefestigung auf Fleche und Redoute ein. Er schreibet zwar die Anweisung

des Hr. Pircht ein Fünf- und Sechseck zu traciren mit ab. Allein da dieser saget, „comme l'on se sert „tres rarement de ces figures de 5 Cotés les an„gles, en devenant trop grands, ont peut les „changer en forts en etoile„ hierauf auch würklich eine sechsseitige Sternschanze angiebt: so geht unser V. von ihm ab, und sagt S. 84. §. 6. „Ver„mittelst dieser angewiesenen Flechen und Redouten, „wie auch der Berechnung der Distanz, werden auch „alle übrige Vierecke traciret; weil aber dieselben „wegen der gekünstelten Defension nicht so sehr ge„bräuchlich und nuzbar sind, so will ich solche weg„lassen; dafür aber, die Bekleidung, so man zu Fle„chen ꝛc. ꝛc. nöthig hat, im folgenden Kapitel zeigen.„ Außer einer Fleche und Redoute alles zu sehr gekünstelt? — nicht sehr gebräuchlich? — nicht nuzbar? — O! was ist das? und was sollen wir hierzu sagen? Man sieht wohl, daß die Wissenschaft des V. hier noch nicht reif genug ist; er hat sich zu früh mit ihr heraus gewaget.

Auch bey der Ordnung des Vortrags steht der H. V. immer auf schwachen Füßen. Im 4ten Cap. S. 85, wo von Einrichtung der Palissadirung u. s. w. die Rede ist, gleich nach Beschreibung der spanischen Reuter S. 96, fanden wir etwas über ein Retranchement, hier sahen wir ein paar Zeilen durch und wollten weiter lesen, aber auf einmal fanden wir den Hn. von B. wieder mitten unter den Wolfsgruben, wo wir ihn weiter nicht nachklettern wollen, denn ein solches Retranchement ist uns zu gefährlich — erst spanische Reuter, dann ein Retranchement, und dann auf einmal Wolfsgruben, und wer weis was mehr. Der Rücken ist also nicht frey; der V. mußte nothwendig in dieselbe gerathen und er mag sehen wie er heraus kommt. In der Folge trafen wir ihn noch

wie-

wieder bey einem Tete de Pont an; dieses nimmt er noch in der Eile dem Hrn. Picht weg, und schließt hierauf sein ganzes Werk.

O.

XIV.

Vermischte Nachrichten und Anmerkungen zur Erläuterung und Ergänzung der sächsischen, besonders aber der eisenachischen Geschichte. Erste Sammlung, 1766. 4 Bogen. Zweyte Samml. 1766. 7 Bogen. Dritte Samml. 1767. 6 Bogen. Vierte Samml. 1768. 6 Bogen. Eisenach, in Commißion bey J. C. Dieterich, in Gotha und Göttingen in 4.

Wenn man die große Menge sächsischer und thüringischer Geschichtschreiber obenhin ansiehet: so sollte man beynahe auf die Gedanken kommen, als wenn eine von neuen umgearbeitete Geschichte dieser Länder eine ganz unnöthige und überflüßige Arbeit sey. Betrachtet man sie aber etwas genauer, so wird man sich gar bald vom Gegentheil überzeugt finden. In den mehresten Geschichten gedachter Länder herrschet noch Ungewißheit und Verwirrung; besonders aber sind die Chronicken größtentheils von einer so elenden Beschaffenheit und mit so viel Mährchen und Abentheuern angefüllet, daß sie mehr zur Erquickung des gemeinen Mannes in müßigen Stunden eingerichtet zu seyn scheinen, als daß sie die in allen Theilen so wichtige sächsische Geschichte erläutern solten. Diese Unvollkommenheiten haben den Hrn. Prof. Schuhmacher in Eisenach be-

 wogen

wogen, eine Geschichte des Herzogthums Eisenach auszuarbeiten, und sie mit aller Sorgfalt von den eben angeführten Mängeln zu reinigen. Zu dieser Arbeit sind ihm nicht allein die besten historischen Nachrichten, aus den fürstlichen Archiven mitgetheilt worden, sondern es ist ihm auch ausser diesen eine große Menge seltener und noch ungedrukter Nachrichten, ganz von ohngefehr in die Hände gekommen. Dieser Vortheile ohnerachtet scheinet der V. gar wohl einzusehen, wie groß die Schwierigkeiten sind, die sich bey einem Unternehmen äussern, wobey man keinen bloßen Abschreiber vorstellen will, und wie viel man noch nöthig habe, um bey den dunkeln und verworrenen Nachrichten aus dem mittleren Zeitalter vor allen Abwegen gesichert zu seyn. Er hat daher die Entschliessung gefaßt, kurze Entwürfe aus der gedachten Geschichte, nebst seinen Gedanken und Muthmassungen über diese und jene historische Schwierigkeiten nach und nach öffentlich bekannt zu machen, und sich von den Beförderern seines Vorhabens die dabey nöthigen Verbesserungen auszubitten, die ihn in den Stand setzen sollen, seine Eisenachsche Geschichte desto vollständiger ausarbeiten zu können. Eine Vorsichtigkeit, die wir allen Geschichtschreibern anpreisen, zumal denen, die sich mit dem mittleren Zeitalter beschäftigen wollen. In der politischen Historie hat der V. noch jetzo vorzüglich sein Augenmerk auf die dunkele Geschichte der alten Landgrafen von Thüringen gerichtet, wobey er zugleich auch auf die Geschichte der berühmten adelichen Geschlechter in Thüringen sehen wird. Die Naturhistorie, welche in den mehresten Ländern noch ganz und gar unbearbeitet ist, wird hier auch eine Stelle haben und soll aufs fleißigste mitgenommen werden.

Dieses

Dieses haben wir vorher anführen wollen, um unsere Leser mit dem eigentlichen Vorhaben des V. etwas genauer bekannt zu machen. Da die wenigen Bogen einer jeden Samlung, welche selbst nur einen Auszug vorstellen, leicht durchgesehen werden können, so wollen wir nur das merkwürdigste von dem Inhalt kurz berühren.

Den Anfang der ersten Saml. macht der Grundriß einer Geschichte des Grafen Ludwigs mit dem Barte, des Stammvaters der alten Grafen von Thüringen. Der V. hat die vielerley Meinungen von der Herkunft dieses Grafen, womit alle thüringische und heßensche Chronicken bis zum Eckel angefüllet sind, mit Willen ausgelassen und nur die wahrscheinlichste angeführet. Einige werden deßhalb diese Geschichte für unvollständig erklären. S. 5. finden wir eine Ursache von dem Ursprunge der genauen Verbindung zwischen Thüringen und Hessen angegeben, welche wir mit dem V. für sehr wahrscheinlich halten. S. 14. wird wider Junkern und Kochen behauptet, daß vor Erbauung der itzigen Stadt Eisenach, eine ältere Stadt gleiches Namens vorhanden gewesen. Das Verzeichniß der um Eisenach befindlichen Thiere, Pflanzen und figurirten Steine, ist ein eingesandter Aufsaz, der zu nachläßig gemacht worden. In Ansehung der Urkunden, welche der V. in seinen Samlungen mittheilen will, ersuchen wir denselben jedesmal zu bemerken, ob solche bereits gedrukt sind oder nicht, und woher sie im ersten Fall entlehnet worden. Er wird sich damit seinen Lesern verbindlich machen.

Die zweyte Saml. enthält eine kurze Untersuchung des Ursprungs und der Merkwürdigkeiten der Gräfin Cäcilia, der Gemahlin des Grafen Ludwigs mit dem Barte, wobey zugleich von ihren Kindern gehandelt wird. Dieses Stük ist mit allem Fleiß

ausgearbeitet. In den hierauf folgenden Merkwürdigkeiten der alten Stadt Eisenach S. 14. wird die alte Ueberlieferung von des Attila Aufenthalt bey Eisenach durch eine sehr glükliche Muthmaßung erkläret. Der Entwurf einer Geschichte des Grafen Ludwig des 2ten oder des Springers S. 22. ist umständlich und lehrreich. S. 47. lieset man eine kurze Nachricht von der zu Mühlhausen befindlichen vollständigen Handschrift der thüringschen Chronik, die Joh. Rothen zum Verfasser hat.

In der dritten Saml. findet sich zuerst eine Geschichte der Gräfin Adelheid, Gr. Ludwig des 2ten Gemahlin, worauf S. 7. bewiesen wird, daß selbige dessen erste Gemahlin gewesen sey. Die Geschichte Graf Ludwig des 3ten und ersten Landgrafs S. 9. ist umständlicher, doch hätten wir gern gesehen, daß der bekannte Streit wegen der ihm zugeordneten Hofbeamten ein wenig ausführlicher und fruchtbarer als geschehen ist, wäre untersucht worden. Der V. wiederholet hier den Wunsch, den er bereits in der vorigen Samlung am Schluß der Geschichte Ludw. des 2ten gethan hat, es möchten ihm nemlich die Antiquitates comitatus Thuringici, welche Sagittarius im Manuscript hinterlassen hat, worinn die Geschichte der ersten thüringischen Landgrafen begriffen ist, von ihrem itzigen unbekannten Besitzer zu einem gemeinnützigen Gebrauch mitgetheilet werden.

Die vierte Saml. fängt mit einer kurzen Abhandlung von der Herkunft der Landgräfin Hedwig, der Gemahlin Ludwig des 3ten an. Der V. macht es höchst wahrscheinlich, daß Hedwig nicht des Kaysers Lotharius, sondern eines Grafen Giso von Hessen (eigentlich Widenesberg oder Gudensberg) gewesen sey, woraus sich denn auch am leichtesten erklären ließe, auf welche Art Hessen, davon

Ludwig mit dem Barte und Ludwig der 2te nur einige Stücke besessen haben, nachher ganz an die Landgrafen von Thüringen gekommen sey. D. auf folgen Anmerkungen über den Ursprung und die Bedeutung des Beynamens Raspe, den verschiedene Söhne der alten Grafen und Landgrafen von Thüringen geführet haben. Ueberhaupt lassen sich dergleichen Erklärungen selten zur Gewißheit bringen und die Geschichte bekommt wenig Licht dadurch, weil die Beynamen mit dem Betragen der Personen, denen man sie bald aus Haß bald aus übertriebener Schmeicheley beygelegt hat, sehr selten übereinstimmen. Der Entwurf der Geschichte Landgraf Ludwig des 4ten, insgemein der eiserne genannt, ist von den V. vollständig und mit vielem Fleiß ausgearbeitet worden. Im Anfange scheint sie unerheblich, in der Folge aber wird sie wichtiger. Wir merken nur an, daß Hr. Sch. dreyer Reichstäge, nemlich von 1142 zu Würzburg, 1144 zu Bamberg und 1145 wieder zu Würzburg Erwehnung thut, die der sel. Prof. Joachim in seiner Geschichte der deutschen Reichstäge nicht berührt hat. — Was die Regierungsform, die bey den alten Landgrafen von Thüringen üblich gewesen ist, betrift, so widerlegt der V. aus guten Gründen, Hrn. Estor, welcher glaubt, die ehemalige Regierungsform in Thüringen habe in einem Principatus bestanden, wo der älteste Prinz nicht so wohl nach dem Rechte der Erstgeburt mit Ausschliessung seiner Brüder, sondern nur im Namen und mit Beyrath derselben, die Regierungsgeschäfte besorgt hätte.

Wir übergehen die Nachrichten von einigen Eisenachischen Flüssen, das in dieser 4ten Saml. geendigte Verzeichniß einiger um Eisenach wachsenden Pflanzen u. die Anzeige der angehängten Urkunden,

und wünschen dem V., daß ihm die angenehme Hofnung auf die Beyhülfe seiner Gönner und Freunde, nicht fehlschlagen möge.

T. B.

XV.

Des ehrwürdigen P. Sebastian Sailer, Chorherrn von Prämonstrat. und des unmittelbaren freyen Reichsstifts Marschall an der Donau in Schwaben Capitularen, Geistliche Reden, bey mancherley Gelegenheiten und über verschiedene Materien gesprochen. Erster Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augspurg, verlegts Matthäus Rieger und Söhne, Buchhändler, 1766. 8. 482 Seiten. Zweiter Band, 1768. 8. 496 Seiten.

Das Urbild eines weisen Schwaben, in dem heiligen Udalrich, großem Bischofe zu Augspurg, erwiesen, da eine Hochlöbl. Schwäbische Landesgenossenschaft ihr jährliches Gedächtnißfest in der Kayserl. Hofkirche der Wohlehrwürdigen P. P. Augustiner Barfüsser in Wien hochfeyerlich begieng. Von Sebastian Sailer, des heil. Ordens von Prämonstrat. Chorherrn rc. den 12ten des Heumonaths 1767. Wien, gedruckt bey Joh. Thom. Edlen von Trattnern, k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 4. 49 Seiten.

Leben des hochwürdigen, hochgelehrten Herrn Augustin Calmet, weiland Abten zu Senon,

des

des heil. Benedictinerordens in Lothringen. Aus dem französischen übersezt von P. Columban Luz, des unmittelbaren Reichsgotteshauses Elchingen, Benedictiner. Mit Beysaz einer Trauerrede auf diesen hochberühmten Gelehrten. An eine sichere Gesellschaft gesagt, von P. Sebastian Sailer, Chorherrn ꝛc. Augspurg, verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1768. 8. 217 Seiten.

Der ehrwürdige Pater ist ein großer Eiferer für die Reinigkeit der christlichen Lehre, und schilt derbe auf Neulinge und Ketzer, die sich Katholicken nennen, aber doch nicht glauben, was die Kirche glaubt. Seine Vorstellungen sind mehrentheils verblümt und bilderreich und in seinem Urtheil ist er durchaus eben so poßirlich als in seinem Ausdruck. Die beyden Bände geistlicher Reden enthalten lauter Lobreden auf Heilige und Märtyrer. In der vierten des 1ten Bandes, wird der heilige Beichtiger und Ordensvater Bernardus von Claravall aus Burgund mit dem Weine seines Vaterlandes abgeschildert, denn sein Geist sowol in Worten als Werken hatte 1. Einen Geruch ohne Ende. 2. Eine Farbe ohne Schwäche. 3. Eine Milde ohne Säure. Man muß über dergleichen Themata nicht lachen, sie waren ehedem überall Mode, und sind sie doch in manchen protestantischen Provinzen und Reichsstädten noch Gäng und Gäbe. „Der heil. „Bernhard heißt es, glich einer Traube aus Candien, welche auch nach der Presse noch süß ist; und „er war wie der Weinstock an dem Fuße des Vesuvius, welcher unter dem Donnern und Krachen des „feuerspeyenden Berges zu blühen pflege„. In der

Lobrede auf den heil. Fidelis, Capucinerordens Märty-
rer, macht der V. den Katholicken, die mit ihren Glau-
bensgegnern sehr gesellig umgiengen, die Gebräuche
der Kirche ohne Scheu tadelten, wider das Ansehn
des apostol. Stuhls, wider die Schlüsselgewalt der
Geistlichen ohne Scham redeten, den Vorwurf, daß
sie ihre Bücherkammern mit gottloser Schriften aus
Holland und Engelland anfüllteten, und die Verfas-
ser solcher Bücher, die zum Hohn ihrer Kirche, wie
die Erddämpfe, die giftigen Schwämme, hervorge-
bracht wären, mit dem Lobe großer Köpfe, niedlicher
Schreiber und gelehrter Kenner der Wahrheit, über-
häuften. „Soll dieses keine Unehre für die Kirche
„seyn, sagt er S. 370, wenn dergleichen aus Aspi-
„nier ausgeschlossene Milchmäuler aus Engeland,
„Holland, Sachsen, Preussen, Brandenburg, und
„etwann Frankreich den eisgraugebarteten Kirchen-
„vätern in den großen Versammlungen zu Nicäa,
„Ephesus, Chalcedon, Byzanz, Rom, Lugdun,
„Trident vorgesezt werden? — Pfuy! der Schande
„für die Kirche, daß man die Lügen und Schmach-
„volle Scartequen in den Bücherschreinen zum
„Schimmer einschiebt, die wie die Napelstaude soviel
„Tod als Blätter haben, und die gründlichen Bücher
„der Väter unter die Hader der Bibliotheken ver-
„stößt — oder nur jene Werke sich anschafft, welche
„Erasmus von Rotterdam und seine wackern Nach-
„folger, wie der Feind im Evangelium, mit Unkraut
„den Acker überstreuet haben. Daher kommt es,
„daß die Kinder unserer Kirche in dem Gedanken
„Zweifler, in dem Wandel Freygeister und gar
„Atheisten werden. Daher rühret es, daß die
„Büchersäle der Wohnung einer Circe gleich sind,
„wo die Leute in Schweine sich verändern und in
„wildes Vieh sich verwandeln; die durchsuchten Pa-
pier-

„ pierlumpen toller Ketzer scheinen ihnen ein Orackel, „ die Verfasser Abgötter zu seyn, weil sie ihrer Kram „ beystehen „. So heftig zieht der V. los, indessen weis man bey seinen unbestimten Argumentationen nicht, ob er bloß nichtswürdige, aller Religion und Moralität nachtheilige Spottschriften unserer itzigen Unglaubigen, oder auch solche Bücher meyne, welche diese und jene Lehrsätze seiner Kirche freymüthig angreifen, und selbst von Einsichtsvollen Katholicken gelesen und gebilliget werden. Doch auch dieses ist kein Wunder. Argumentiren doch in Schriften Journalen und Zeitungen Protestanten gegen Protestanten häufig genug, eben so.

In dem Urbilde eines weisen Schwaben kommen Stellen vor, wo man sich des Lächelns über den leichtgläubigen, vielleicht gutherzigen Mann nicht enthalten kan. Zum Lobe des Bischofs sagte er unter andern: „ Er kleidete sich in ein geringes Gewand, „ doch ehrbar, damit er seiner erhabenen Stelle mit „ der sträflichen Niederträchtigkeit keine Unbilde thäte. „ Er dekte sich unter demselben mit einem härnern „ Buskleide; sein Lager war ein mit Spreu gefüllter „ Sak rc. „ Das ist nun wohl eben so was ausserordentlich ruhmwürdiges nicht, allein der V. rühmt auch andere wahre und für jedermann achtungswürdige Tugenden an ihm. „ Der heil. Udalrich und „ der heil. Conrad heißt es, waren nicht nur wie „ zween Deamanten, die sich einander Licht und „ Schimmer mittheilen; sondern sie waren wie zween „ Polsterne, welche das Christenthum in Schwaben, „ die Frömmigkeit der Priester und des Volks unbeweglich erhielten „. Die Anecdote auf der 92ten Seite ist merkwürdig genug, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. „ Udalrich bewirthete einmal seinen werthesten Conradum, Bischof zu Constanz, „ Ur-

„ rich-

„tete ihm eine anständige Tafel zu, wie es der Wohl-
„stand forderte. Allein beede heilige Bischöffe und
„Hirten Schwabens speiseten wie zween Paradies-
„vögel von der reinsten Luft himmlischer Dinge. Sie
„verlängerten ihre geistliche Unterredung bis auf die
„Stunde, welche des künftigen Fasttages Anfang
„war. Der Zeithammer tönete nicht in ihren Oh-
„ren, weil sie nur von dem Klange begeisterter Wor-
„ten voll waren. Ein Bote von dem Herzog in
„Bayern kam mit wichtigen Briefen zur Mitternacht
„an. Udalrich begabte den Schriftenträger mit
„einem Braten. Der arge Mensch schob ihn in den
„Ranzen, um die Welt zu überführen, daß beede
„heilige Gleisner wären, welche in der Stille Troz
„des Freytags Beiner abnagten und Fleisch äßen.
„Aber wie sehr war der Verläumder betroffen, als er
„den vermeinten Schlägel aus dem Felleisen zog und zu
„Vertheydigung Udalrichs in seiner Hand einen ge-
„bratenen Karpfen hatte! Die Schuppen der bos-
„haften Blendung fielen ihm bey Ansicht des schup-
„pichten Thiers aus den Augen, und er muste wider
„die Gewohnheit eines Verläumders die Wahrheit
„bekennen, daß Udalrich ein gehorsamer Diener der
„Kirchen wäre.„

Die Uebersetzung vom Leben Calmets ist zum Theil rauh und holpricht, voller Sprachfehler und Provinzialwörter, welches man aber dem Uebersetzer zu gute halten muß. Von der Trauerrede des P. Sailer, in deren Eingange er sich beschweret, daß es Leute gebe, die bey dem Tode heilsamer Menschen so ungerührt wären, als der Blinde, wenn die Sonne in ihrem Untergange von der Hemisphäre gehe, oder der Taube es bedauret, wenn eine Saite auf der Viole abschnellt, wollen wir nur etwas aus dem Beschluß hersetzen. „Ich weis, daß Calmet in euren Gedan-

„ten unsterblich ist. Wir können zwar vernünftig „nicht wünschen, daß er niemals gebohren wäre, um „unserer Empfindlichkeit wegen seinem Verluste zu „schonen. Der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit machte ihn der Welt gar zu kostbar, als „daß er in ihr nicht hätte erscheinen sollen. Wir können ebenfals keine kluge Wünsche machen, daß er „niemals hätte sterben sollen, weil er der Sterblichkeit zinsbar war und den ewigen Lohn seiner gelehrten und heiligen Arbeiten verdiente. Es ist nur „gar zu wahr, daß wir ihn verlohren u. s. w.

W.

XV.

Vera patrem patriae, annuente divina clementia, sanum et longaevum praestandi methodus ex praeceptis omnis aevi diaeteticis atque recentissimis artis salutaris principiis deducta a *Balth. Lud. Tralles*, Med. Vratisl. Acad. Nat. Cur. Adjuncto et Boicae socio. Vratislav, sumt. Meier 1767. 2 Alph. 5½ Bogen in 4.

Der König in Pohlen hatte Herrn Tralles als Leibmedicus zu sich berufen. Hr. T. mußte diese Stelle zwar verbitten: bezeugt aber den Ueberfluß seiner Erkenntlichkeit durch dieses Werk; welches von Anfang bis zu Ende an diesen würdigen König in oft wieder erneuerter Anrede sich wendet. Im 1. Cap. wird von der Nothwendigkeit, seiner Gesundheit wahrzunehmen geredet, eine sehr umständliche Anzeige der diätetischen Schriftsteller gegeben, vorzüglich aber die körperlichen Eigenschaften eines solchen

chen Vaters des Vaterlandes ausgemerkt. Alle diese Erfodernisse findet Herr T. in des Königs Person, die er weitläuftig beschreibt und mit einer erstaunlichen Belesenheit aus den alten und neuen, besonders römischen und polnischen Schriftstellern erläutert. Es geht so weit, daß wir eine Sammlung von Königen, Fürsten und Großen finden, die eine weiße Gesichtsfarbe, rothe Wangen, eine Habichtsnase, große schwarze Augen und schwarzes Haar gehabt haben. Man kennt die etwas weitläuftige Schreibart und die ausserordentliche Gelehrsamkeit des H. T. schon aus vielen Schriften, und in dieser hat er sich selbst übertroffen. Wir haben auch nicht leicht eine schmeichelhaftere Schrift gelesen, die vielleicht weniger gefallen dürfte. Wir wollen die reine Wahrheit sagen. Es ist was Schönes mit der Dankbarkeit; der Prinz, den H. T. lobt, ist wirklich preiswürdig; aber H. T. hat es doch mit Loben und mit Belesenheit ein bisgen zu arg gemacht. Das II. Cap. beschäftigt sich mit der Luft und ihren Einflüssen auf die Gesundheit, wobey auch von der Warschauer Gegend, von dem Wasser, von stehenden Pfützen, Kirchhöfen, unreinen Handthierungen und allem, was die Luft verunreinigen kan, gehandelt wird. Nachher kommt H. T. auf Hitze, Kälte und Winde. Ueber jeden Punct ist alles Nützliche so fleißig gesammlet, daß man es zum Grunde von Collectaneen legen könte. Der Kälte ist H. T. gar nicht gut und warnet besonders den König dafür. Denn, heißt es, es habe zwar Karl der Große kein Wetter gescheut und sey doch alt geworden: aber er habe auch einen starken Körper von sieben Fuß lang gehabt. Und wenn Kayser Adrian sich besser in acht genommen hätte, würde er später sein animula vagula blandula haben anstimmen können. Bey allen Arten von Wettern und Winden findet H. T. auch

so

so viel Bedenklichkeit, daß wir die Verhütung aller dieser Gefährden für eine der größten Mühseligkeiten dieses Lebens halten würden. Mit der Erörterung dieser Materien endigt sich schon gegenwärtiger Band. Am Ende desselben fodert er die H. Herrnschwand und Böcler, die Leibärzte des Königs auf, otiosa et superflua dieses Werks bey Seite zu schaffen und ihrem Fürsten dem Kern davon mitzutheilen, und dabey haben sie gewiß zu thun. Zulezt erwartet H. T. noch einen Wink, ob er so fortfahren solle, ob wir gleich sorgen, wenn er alle Puncte so durchgehen will, daß vielleicht sein Leben nicht hinreichen möchte.

V.

XVI.

Was ist: gut Kayserlich, und: nicht gut Kayserlich? Gedrukt im Vaterland, mit leserlichen Schriften, 1766 8. 335 Seiten.

Es ist nicht schwer, sowol aus der Schreibart, als auch aus den Grundsätzen dieser Schrift, ihre Verfasser zu errathen. Die philippischen Invektiven des Hn. von Moser, womit er in der Sprache des Nordbritten die angesehensten fürstlichen deutschen Häußer, insonderheit einen großen deutschen Monarchen anfällt, sind nunmehr bereits zu einer so großen Anzahl angewachsen, daß ihn die ämsigsten Leser kaum noch nachlesen können. Und sie haben es auch eben nicht sehr zu bedauren, sollten sie auch noch so weit zurük bleiben, da sie, wenn sie nur eine oder die andere seiner jezlaufenden Brochüren gelesen, sie ziemlich alle gelesen haben. Was ist aber nun die Absicht des V. bey allen diesen polemischen

Staats-

Staatsschriften? das ist eine Frage, die er sich vielleicht selbst nicht nach der Wahrheit vor seinem Gewissen zu beantworten getrauet. Wenigstens kann er unmöglich in den Weltgeschäften so unerfahren seyn, daß er nicht wissen sollte, wie solche partheyische Erhebungen eines Hofes höchstens nur die Wirkung haben können: daß er in den Reichsstädten

— pueris placeat & declamatio fiat,

der Gegenseitige aber, durch Verunglimpfungen schwerlich gebessert, ganz sicher vielmehr erbittert werde. Denn es kömmt dabey allemal auf ungegründete Vorwürfe heraus, die alte Wunden wieder aufreissen, und dann mit Hitze zurükgewiesen werden, oder es sind Beschuldigungen die man mit Gegenbeschuldigungen erwiedert; so daß allezeit unangenehme und gefährliche Erörterungen daraus folgen müßten, und zwar alsdenn um destomehr, wenn nach einem langwierigen Kriege in den Gemüthern noch eine kleine Gährung zurükgeblieben, wofern nicht die Weisheit der Kabineter diesen Folgen durch Verachtung aller eigenmächtigen Parlamentssprecher zuvor käme.

Ist es nun wohl, wir sagen nicht christlich, nur politisch, mitten im Frieden solche Schriften auszustreuen, die man zu unsern Zeiten kaum im Kriege dem unerleuchteten Diensteifer eines partheyischen Patrioten verzeyhen würde? das gelindeste, was man sagen kan, ist, daß der Hr. von M. vermuthlich lange vorher die Materialien dazu gesammlet, daß ihn der Friede zu früh übereilt, und daß er, um seine Arbeit nicht zu verlieren, sie in dieser Form ans Licht gestellt.

Ehe man frägt: Was ist gut Kayserlich? könnte man auch wohl fragen, ist es auch nöthig, und möglich, allemal in dem ganzen Umfang der Bedeutung des Wortes gut Kayserlich zu seyn? Und da könnte

man

man vielleicht antworten: sobald der V. die Ritter von der runden Tafel, und die zwölf Pairs von Frankreich wird wieder hergestellt haben, so wollen wir allen Vortheilen, welche im Fortgange der Zeit ein ausgebreiteter Handel in Hervorziehung eines begüterten Mittelstandes (tiers Etat) verschaft hat, entsagen. Die ganze Anarchie des Feudalgouvernements soll wieder hergestellt werden, was nicht Ritter ist, soll nach löblicher alter Weise, in den Sclavenstand herabgestoßen, die mächtigsten Reichsfürsten sollen zu zeitigen und abhängigen Herzogen und Grafen gemacht werden, und dem Kayser persönlich bey der Tafel aufwarten, die Reisigen sollen wieder die Erlaubniß haben, aus ihren Bergvesten auszuziehen, sich so gut sie können, einander zu plündern und für den Kayser, den sie sich selbst gemacht, nach ihrem Gefallen die Hälse zu brechen. Insonderheit soll die Einigkeit der Religion des Oberhaupts, troz aller Erleuchtung des achtzehenden Jahrhunderts wiederhergestellt werden, und dem geistlichen Haupte der Kirche sein bleyernes Zepter, womit es in den glüklichen Jahrhunderten der mittleren Zeiten, nach dem Bedürfniß derselben, so ruhig regierte, wieder befestiget werden, damit es seine Hände ungestöhrt in den Beuteln der Gläubigen haben könne. Es ist freylich ärgerlich, daß ein Rudolph von Hapsburg, der vielleicht unter günstigern Umständen, als Hugo Capet, eine neue Geschlechtsfolge anfieng, nicht auch in Absicht auf das deutsche Reich, wie in andern Stücken, einen so gebahnten Weg vor sich fand, als das Geschlecht des leztern, und daß sich mit der deutschen Staatsverfassung gerade das Gegentheil von dem zutrug, was sich mit der französischen zugetragen hat.

Wenn nun aber einmal die Sachen den Gang genommen haben; wenn die großen Vasallen durch

die Verschwindung der kleinern, und durch die Entstehung eines neuen Standes einen Zuwachs an Macht, und endlich die unabhängige Landeshoheit erhalten: so ist es ja nunmehro ihre Pflicht, die Einheit des Oberherrlichen Ansehens in ihrem Lande zu erhalten, und da sie in einem Betracht, Mitfürsten eines jeden Kaysers sind, die doch unter den Söhnen Adams nicht die einzigen seyn werden, welche ihren Nächsten in einer noch so langen Reihe von Jahrhunderten, auch nicht ein einzigesmal sollten zu beeinträchtigen suchen, so müssen sie befugt seyn, bey sich ereignenden Falle nach ihrer Einsicht zu ihrer Sicherheit und ihrem Interesse gemäß eine Parthey zu nehmen, welche sie wollen.

Der V. hat sein Buch in zwey Hauptabschnitte getheilt, wovon der erste eine Geschichte der Kayserlich und nicht Kayserlich gesinnten enthält. Was kann es hier, nach dem was wir bisher gesagt, helfen, zu erweisen, daß man ehemals sehr Kayserlich gewesen, nachdem sich die Umstände so geändert? Und wenn es der Hr. von M. selbst erkennen muß, daß es unter den Deutschen in Absicht auf den Kayser, zu allen Zeiten gut und feindselig gesinnte gegeben hat, so könnte man eine ganz entgegengesezte Geschichte schreiben, wenn man alle Empörungen, Kriege, Befehdungen, Bündniße; oder wie man es nennen will, gegen das Reichsoberhaupt aufsuchen wollte, so wie es dem V. muß leicht geworden seyn, ein glänzendes Gemählde von Kayserlichen Verdiensten zu verfertigen, da er sich es erlaubt, ihre nicht so verdienstlichen Werke, in einen dunkeln Hintergrund zu stellen, oder gar zu übergehen. „So alt, als des Reichs „Adler zwo Köpfe hat (welche Schreibart!) heißt „es S. 4, haben wir, troz den Engelländern, Ro„yalisten und Republikaner, so gut, wie sie, von

„allen

„allen Zeiten, unsre Whigs und Torys; u. s. w.„ (Welche Verwirrung!) Zu merken, daß alsdann unsre Whigs und Torys, unsre Guelfen und Gibellinen nicht alt wären, wenn sie nicht über die Zeiten des zweyköpfigten Adlers hinausgiengen. Denn diesen findet man erst seit dem Kayser Wenceslaus auf den Kayserlichen Insiegeln, wie dieses des Königl. Preußl. Staatsministers Hrn. von Herzberg Exc. in den Mem. de l'Acad. de Berlin unumstößlich erwiesen.

Die Stelle S. 18. 19. ff. aus des Peter von Andlo Rede an den Kayser Friedrich III. in seinen 2. Büchern: de imperio Romano-germanico hätten wir, wenn wir des V. Sache zu vertheidigen gehabt, nicht angeführt, da sie die Nachläßigkeit und Unfähigkeit dieses Kaysers gar zu deutlich beweißt. Was würde aus Deutschland geworden seyn, wenn alle Reichsfürsten auch so sorglos gewesen wären, als der Kayser? Man müßte übrigens bey dieser Gelegenheit des Hrn. von Mosers Belesenheit in den Quellen der deutschen Reichsgeschichte bewundern, wenn man nicht wüßte, daß diese ganze Stelle aus Pütters Handbuch der deutschen Reichshistorie Göttingen 1762. S. 422. 423. abgeschrieben ist. Und was noch am sonderbarsten ist, so zieht Hr. H. Pütter selbige in der Absicht an, um den Kayser in seiner Schwäche zu zeigen, mit welcher die Freymüthigkeit einer Privatperson gar wunderlich contrastirt. Denn man könnte doch wohl noch jezt schwerlich einem Reichsoberhaupt etwas härteres sagen, als was diese Rede enthält. Daß sie aber bey dem Kayser eine gute Wirkung gehabt, giebt der Hr. von M. ohne Beweiß vor. Die Churfürsten mußten endlich um allem Elende abzuhelfen, einen römischen König erwählen. Uebrigens war dieser Peter von Andlo,

nicht wie der V. sagt, Domherr in Cölln, sondern Canonicus in Colmar. Wie genau muß ihn der Hr. von M. kennen.

Unter Carl dem fünften wurd das Kayserliche Ansehen, das unter der langen und schwachen Regierung Friedrichs III. so sehr gelitten hatte, durch eine geschriebene Wahlcapitulation näher umschränkt und genauer bestimmt. Der V. hat die Stirn vor dem Angesicht des deutschen Reichs sich über eine Einrichtung zu entrüsten, woraus die ganze Verfassung von Deutschland ruht, und wodurch es seine Freyheit erhält. Eine solche Wahlcapitulation ist S. 35. seiner Meinung nach, „eine trotzige Rechtfertigung des „Großen, so den schwächern Mitstand drukte, der „geglaubte und davor gepriesene höchste Triumph der „neu erfundenen Ständischen Souverainität„. Wir wollen nicht sagen, was ein angesehener Reichsstand, bey dem ein Mann von solchen Grundsätzen und Gesinnungen in Diensten steht, von demselben erwarten kann; auch nicht, daß selbst der kayserliche Hof solche anstößige Behauptungen nicht anerkennen werde: man darf nur bemerken, daß es vergebens sey, gegen Begebenheiten zu kämpfen, daß in einem Wahlreiche die Wählenden, zumal wenn sie wie die Churfürsten mächtige Souverains sind, sich durch eine Capitulation vorsehen werden, daß keinesweges Carl V. zum erstenmal zu einer Capitulation überhaupt Ja gesagt, und daß es wider das Sonnenlicht gesprochen sey, die Souverainität seit den geschriebenen Wahlcapitulationen zu datiren.

Doch Carl V. hat bey unserm V. allezeit Recht, und welches bey einem solchem protestantischen Schriftsteller, wie der Hr. von M. unglaublich scheinen könnte, selbst alsdann Recht, wenn er im Begriff ist, die Gewissensfreyheit zu vernichten, und

die protestantischen Stände zu unterdrücken, wenn er gebundene und betrogene Reichsfürsten in seinem Gefolge hinter sich her schleppen läßt. Die Stände haben Unrecht ihre Freyheit zu vertheydigen, der Churfürst Moriz hat Unrecht, den Kayser zu überfallen, und ihm den Passauer Vertrag abzudringen. Frankreich, heißt es S. 37. dieses Frankreich, welches bey dem V. an allem Unheil Schuld ist, (vor welchem nie die ununschränkte Herrschaft der Kayser empor kommen können) „Frankreich, das schon sie„ben Kriege mit Carl V. geführet hatte, machte sich „diese Umstände zu Nutze, die Eifersucht derer dem „Kayser bereits ergebenen Stände rege zu machen„. (o! Dank sey es der unmäßigen Tyranney des Kaysers, sie war schon rege genug. Aber wenn es sie auch erst erregt, sollte Frankreich etwa der Unterdrükung des deutschen Reichs ruhig mit zusehen, und erwarten, wenn seine eigne Unterwerfung werde an die Reihe kommen?) „Der neue Freund, Ch. Mo„riz zu Sachsen überfiel den Kayser, und nöthigte „ihn zu den Passauer Vertrage rc.„

Ueber den dreyßigjährigen Krieg läuft der V. so geschwind hinweg, als der Hahn über die Kohlen. S. 42. „Die beede Kaysere Ferdinand der Zweyte „und Dritte thaten, was ihr Gegentheil an ihrer „Stelle ohnfehlbar selbst würden gethan haben.„ Elender Behelf! woher weis man, was ihr Gegentheil würde gethan haben? S. 45. von den schlechten Streitschriften, die damals zum Vorschein kamen, wobey aber nur im vorbeygehen zu bemerken, daß der V. den Staarstecher auf die Rechnung der Evangelischen schreibt, der doch den Dillingischen Jesuiten zugehört, indem sowol der neue, als auch der catholische Oculist und Staarenstecher zu Dillingen, 1629. herausgekommen. S. 46. wird Hippolytus a

Lapide ein Mordbrenner genennt, aber der Jesuit, Lorenz Forer, mit seinem Buche, rationes pro amnestia facienda & argumentum contra amnestiam & pacem gelinde behandelt. Und dann endlich S. 47. die Franzosen, die wiederum an allen Unheil Schuld waren, wiewol sie ziemlich spät ins Spiel kamen, wenigstens nicht eher, als da das deutsche Reich seinem Untergang nicht näher kommen konnte. Man sieht, daß alles dieses nicht zum Ziel trift, da aber, wo der Hr. von M. seinen Hauptstreich thun will, versticht er sich hinter den Khevenhüller, einen vortreflichen Gewährsmann, und der sonderlich sehr unparteyisch ist. Nun dieser Graf Khevenhüller behauptet, daß man den frommen Ferdinand II. bey seiner Religion und großen Frömmigkeit fassen wollen, um ihn in sein Verderben zu ziehen. Darum habe ihm der Card. Richelieu die Verheerung Deutschlandes durch seine Kriegsheere und die Tyranney des Herz. von Friedland so übertrieben vorgestellt, darum habe man ihm gesagt, wie Unrecht es sey, daß die Protestanten, so viel den Catholischen seit dem passauischen Vertrage genommene Kirchengüter besässen, um ihn durch Entreissung derselben, die Protestanten zu Feinden zu machen. (Er hatte nemlich noch nicht genug gethan, um als ihr Feind angesehen zu werden:) Daß sich wirklich auch der Kayser aus Gottesfurcht entschlossen, das Restitutions-Edikt zu publiciren und dem Wallenstein das Commando zu nehmen.„ Dem Wallenstein das Commando auf Richelieus Vorstellungen genommen, den man doch dem gerechten Unwillen des H. von Bayern aufopfern mußte! O! wir hoffen, daß sich in solchen Netzen nicht leicht jemand werde fangen lassen. Man muß aber bemerken, daß der Hr. von M. alle diese Aussprüche, durch häufige Unterstrei-

chungen

dingen und NB. unterschreibe. Wir wissen nicht, wie er eine Allianz der Schweden und Franzosen ins Jahr 1638. bringt.

Der S. 80. 81. angeführte Eingang der zwischen dem K. Leopold und dem Churf. von Brandenburg Friedr. Wilh. geschlossenen Allianz beweißt weiter nichts, als daß der Churf. mit dem Kayser traktirt, wie ein jeder andrer auswärtiger Prinz würde mit ihm traktirt haben. Und so wie er hier, da es nöthig war, den Kayser sehr kräftig unterstüzte, so muß es einem solchen Prinzen als der Churfürst, auch freystehen, die Parthey desselben zu verlassen, wenn er glaubt, daß es auf die Unterdrückung der Stände abgesehen ist. Daß auch, wie S. 82. von Chur-Cölln und Bayern in dem spanischen Succeßions-kriege angeführt wird, deutsche Fürsten sich manchmal in Kriege einlassen können, die ihrem Intereße zuwider sind, oder durch deren unglüklichen Ausgang sie vieles einbüssen, das ist bekannt, aber dieses einen Mangel der Treue gegen den Kayser und nicht blos der Politik zu nennen, ist lächerlich. Auch ist nicht zu läugnen, daß Ludwig XIV. kein Geld gespart, um die Räthe der Reichsstände und andere deutsche Gelehrte sich zu verbinden. Es ist nur Schade, daß diese Freygebigkeit gegen deutsche Schriftsteller am französischen Hofe aus der Mode gekommen, sonst könnte wohl jemand einmal schreiben, was ist gut französisch? Daher werden wir auch weiter unten sehen, daß nach des V. Urtheil, dieses Vorrecht nur dem Kayser vorbehalten sey.

Wir wissen nicht, wie der Hr. von M. den Eifer, womit die deutschen Fürsten an dem spanischen Succeßionskriege Theil nahmen, als einen Beweis der vortreflichen Reichsregierung Leopolds anführen kann, da in diesem Falle bey den Ständen gewiß

 mehr

mehr der Schrecken vor der eingebildeten Universalmonarchie Ludwigs des XIV. wirkte, als die Liebe zu dem Kayser. So ist es leicht, durch willkürliche Vorstellungen der Begebenheiten, wie man Lust hat, vortheilhafte und unvortheilhafte Folgen aus denselben zu ziehen. Und diese Erlaubniß hat der V. gemeiniglich bis zur gänzlichen Entstellung derselben gemißbraucht. Die Religionsbeschwerden, die der Churfürst Carl Philipp von der Pfalz durch Verbietung des heidelbergischen Catechismus, und durch Wegnehmung der reformirten heiligen Geist Kirche im Jahr 1719. verursachte; sind bekannt genug. Preussen, Großbrittannien, Holland und Hessen liessen durch besondere Gesandschafften, die gütlichsten Vorstellungen bey dem pfälzischen Hofe thun. Und nur erst, nachdem alle freundschaftlichen Wege vergebens versucht worden, ließ der K. von England die catholische Kirche zu Zelle zuschliessen, und der K. von Preussen den Dom in Minden wegnehmen, und das Kloster Hammersleben im Fürstenthum Halberstadt einziehen. Dies muthige Verfahren hatte denn die Folge, daß der reformirte Kirchenrath in Heidelberg, die Schlüssel zu der weggenommenen Kirche wieder erhielt, und der heidelbergische Catechismus wieder erlaubt wurde. Uns dünkt, dieses Betragen brachte den beyden grossen evangelischen Beschützern Ehre. Aber nicht so dem Hr. von M. „Ein „besonderer Verfolgungsgeist that sich, wie er S. 311. „sagt, in Worten, Schriften und Handlungen, in „mehreren Provinzen Deutschlandes mit einem „male hervor„. Hieraus sollte man schliessen, die Thätlichkeiten des berlinischen und hanöverischen Hofes wären nicht Repressalien, sondern wie die pfälzischen, willkürliche Verfolgungen gewesen; denn sie werden mit ihnen unter eine Rubrik gebracht; sie

wären

wären auch nicht erst nach vergeblichen gütlichen Versuchen verhängt worden; denn es heißt: in mehreren Provinzen mit einem male) „Der K. in Preussen, Friedr. Wilh. mußte sich eine Reichsväterliche Predigt halten lassen, die nicht ernstlicher seyn konnte. rc." Der V. sagt nicht, womit der König diese Predigt verdient habe. Der Churf. von der Pfalz ist noch nicht mit einem Worte erwähnt worden, da er doch der Urheber aller dieser Unruhen war, und endlich läßt ihn der V. damit durchkommen, daß er am Ende hinzusezt: „der Kayser haben dem von den Jesuiten geleiteten Bigotten Churf. Carl Philipp zu Pfalz mit allem Nachdruk die Abstellung derer gehäuften Religionsbeschwerden anbefohlen rc." welches doch, in Parenthese, nicht viel würde geholfen haben, wenn der K. von Engeland durch seinen Gesandten beym Corpore evangelicorum, den Geh. R. von Reck, nicht über die Ausführung der Kayserlichen Verordnung in allen Stücken hätte wachen lassen.

Wie gesagt, alles einseitig, alles unbestimmt. So das angeführte, so das, was der V. S. 121. von Bestechungen sagt. „Welchen Eindruk kann es also bey den jeztlebenden machen, welchen Glauben kann es bey der Nachwelt finden, wenn ein Hof, der vor vier Wochen seinen Subsidientractat zur Richtigkeit gebracht hat, mit eins die zuvorgeführte Sprache ändern, und nach einer gewißenhaften Proportionirung des Gewichts, zwischen Guineen und Louisd'or in einem ernsthaften Tone von der Gefahr der deutschen Freyheit predigen will rc." Soll dieses nur überhaupt gelten, oder muß man gestehen, daß es lächerlich ist, alle Subsidien für Bestechungen und Erkaufungen auszugeben? Große Reichsfürsten werden gewiß, wegen einer niemals

hinreichenden Subsidie sich nicht in einen Krieg einlassen, und Kleine zu erkaufen, die sich wohl möchten erkaufen lassen, hält man nicht der Mühe werth. Es sey denn daß man sie sehr wohlfeil haben könnte, etwa durch Titel, Standeserhöhungen, Vorspiegelung von Protektion, oder von künftiger Ahndung ꝛc.

Was wir eben jezt angeführt, steht im 29. §. welcher zum 2ten Abschnitte des Werkes gehört. Dieser 2te Abschnitt enthält die praktische Abhandlung, welche nicht praktisch ist. Denn sie enthält Materien, von denen man des Verf. Urtheil schon aus dem ersten Theile weis. Der §. 31. beweißt: „Man könne von keinem Haus oder Hof precis sagen: daß es nie, oder allzeit gut Kayserlich gewesen.„ Ja freylich! dies heißt aber im Grunde nichts. Denn wenn damit nur so viel gesagt seyn soll, es giebt kein deutsches Haus, daß nicht irgend einmal auf Seiten des Kaysers gewesen, so könnte man auch in einem eben so langen Kapitel beweisen, wie oftmals ein deutsches Haus Französisch oder Holländisch gewesen. Daß aber nichts anders gemeynt sey, erhellet aus §. 32. wo zum Beweise dieses Satzes Beyspiele von Traktaten, Freundschaftsversicherungen zwischen deutschen Fürsten und dem Kayser, zum Exempel der 4. lezten brandenburgischen Regenten angeführt werden, wovon wir unsre Meynung schon oben gesagt haben. Bey dem Hause Hessen-Cassel ist aber dieses besonders merkwürdig, daß bey der Beurtheilung desselben ganz ungeheure Verunglimpfungen des verstorbenen Landgrafs Wilhelm VIII. vorkommen. Wir wollten kaum unsern Augen trauen, als wir gewahr wurden, mit wie weniger Achtung der Hr. v. M. dem Vater seines ehemaligen, ihm gewiß sehr gnä„digen Herrn begegne. Er war der Freund dessen, „heißt es S. 170. der ihm am schwersten und rich-

„tig-

„nigsten bezahlte, und änderte von Parthey, wie man „nach den verschiedenen Jahreszeiten die Kleider „ändert. Das Interesse war zugleich der Nordpol „seines Staatsrechts, er war gar nicht gut Kayser„lich, als ihm Kayser Carl VI. in den vielen Streitig„keiten mit andern nicht Recht geben konnte.„ Nicht konnte? Warum nicht? diese Streitigkeiten betrafen die Erbschaft von Hanau und Münzenberg, worauf Wilhelm, damaliger Erbprinz von Heßen-Cassel Anspruch machte. Hielt der Hr. v. M. diesen Anspruch schon ungegründet, als er noch Heßencasselischer Minister war, oder hält er ihn erst jezt für ungegründet? Weiter. „Er war sehr gut Kayserlich, als „ihm Carl VII. Hoffnung zur Churwürde machte.„ Von dieser angebotenen Churwürde ist der Welt öffentlich nichts bekannt. Wenn die Anbietung geschehen, so ist es gewiß ein geheimer Artikel gewesen. Das aber ist aller Welt bekannt, und sollte es auch billig dem Hrn. v. M. seyn: daß Wilhelm der VIII. als damaliger Heßencasselischer Stadthalter erst 1744. den 22ten May dem frankfurtischen Unionstraktat beygetreten, das ist nachdem er 1743. durch seine Vermittlung einen Frieden zwischen dem Kayser und dem Oesterreichischen Hofe zu Stande zu bringen gesucht, von demselben aber eine Antwort erhalten, die den Bedingungen nichts nachgab, die man zu Gertruydenberg Ludwig XIV. vorlegte. Aber alles dieses übergeht der Verf. mit einer Klugheit, der wir kein Beywort geben wollen. Eben so wirft er §. 34. worinn gezeigt wird, was für ein Unterscheid zwischen gut Kayserlich und gut Oesterreichisch sey, folgende Versicherung der Kayserin Königin hin: „Auch ein rechtmäßig„erwählter Kayser ist nicht befugt seiner alleinigen „Privathändel halber, das Reich in Krieg zu ver„wickeln. ꝛc.„ Ganz richtig! aber dieses ward ge-

schrie-

schrieben im Jahr 1742. den 11ten Aprill, und damals saß ein bayerischer Prinz auf dem Kayserthrone. Der Hr. v. M. macht Pfeile aus allem Holz.

Wir können uns nicht bey jeder seichten oder anstößigen Stelle aufhalten, aber einen äusserst unverschämten Ausspruch könnten wir nicht übergehen. Der Verf. frägt §. 45. ob der kayserliche Hof die Ständische Ministers und Diener auf allerley Weise zu gewinnen suchen könne. Die Antwort lautet, ja, und dies ist der Beweis: (S. 240.) „Ein König „von Pohlen muß nach diesem Grundsaz die Bisthümer, Starosteyen und Staatsbedienungen unter die „Familien des Reichs vertheilen; ein König von „Schweden, wie vielfache Mühe und Künste muß „er anwenden, das Ansehen seiner Würde gegen den „Dominat der Reichsräthe noch in möglichen Gleichgewichte zu halten; in Engelland, (keinem Wahlkönigreiche) muß der König nach gleichen Maaßregeln einen Theil der Parlementsbewilligungen mit „dazu gebrauchen, um die Wahlen der Parlementsglieder auf wohlgesinnte Personen zu lenken; in der „französischen absoluten Monarchie sogar, beweißt „die Geschichte ic.„ Wir wollen von diesen Grundsätzen keine gehäßige Anwendung auf den Verf. machen, sonderlich nach dem was wir oben von Wilhelm VIII. gesehen, wir wollen nur zu bedenken geben, was solche Aeusserungen für ein Vertrauen zu dem kayserlichen Hofe wirken müßten, wenn derselbe sein wahres Interesse nicht besser verstünde, als ein unbevollmächtigter Schriftsteller, um solche Sätze öffentlich vor der Welt anzuerkennen; da sie doch wenigstens in solchem Falle, bey vorkommender Gelegenheit in Manifesten und andern Staatsschriften demselben zum Vorwurf gereichten, und dadurch die Gemüther gegen ihn einnehmen könnten.

Bey

Bey andern Gelegenheiten gießt der Hr. v. M. etwas Wasser in seinen Wein. Die Absichten des österreichischen Hauses gehen so weit nicht, es hat nie eine Unterdrückung der deutschen Freyheit im Sinne gehabt. Der Hubertsburger Friede soll hievon ein Zeugniß ablegen, man soll auf denselben folgenden Titel setzen: S. 200. „Hubertsburger Friede, oder: „Ehrenerklärung Ihro Kön. Maj. in Preußen an „das Haus Oesterreich wegen der beschuldigten Un„terdrückung der deutschen Freyheit.„ Freylich ist dieser Friede ein Beweis, daß man den König von Preußen nicht unterdrücken können, aber davon war dünkt uns hie nicht die Frage. Und dann warum führt man nicht lieber die Achtsurkunde gegen den H. v. Mecklenburg von 1628. und das Restitutionsedikt von 1629. an? oder z. E. diese Ausflucht der kayserl. Gevollmächtigten bey dem Westphälischen Friedenscongreß, wenn die französischen Gesandten in sie drangen, die vortrefliche Landgräfin von Hessen-Cassel Amalia, als pacificirenden Theil, zu den Unterhandlungen zuzulassen, sie frugen: ob der König von Frankreich wohl den Graf von Soissons in seinem Conseil zulassen würde, da er es mit dem Kayser gehalten?

Wir brechen ab, und setzen nur noch eine kleine Probe von der richtigen Schreibart des Verf her: S. 205. „Dieses ist die Boussole, wornach wir die nachhero erfolgten Ueberschwemmungen nivelliren müssen, um das Beet des alten Ufers wieder zu finden.

U.

XVII.

XVII.

Des C. Cornelius Tacitus sämtliche Werke. Uebersezt durch Joh. Sam. Müller. Drey Bände groß 8. Hamb. bey Joh. Carl Bohn 1765. 66.

Es ist spät, daß wir diese Uebersezung nachholen; wir haben aber lieber die Hrn. Untreufeinde und Untreufreunde, die Verfechter dieser und einer andern Uebersezung, im troknen Ernst, oder mit feinen Heßischen Ironien sich ausreden lassen, um jezt unsre Meynung überhaupt zu sagen. Im Einzelnen und über einzelne Stellen glauben wir, ist der Streit zu Ende; wenigstens könnte es ganz gut für den dritten und lezten Act des komischen Nachspiels gelten, da Hr. Müller noch selbst vortritt, und in der Vorrede zu seinem dritten Bande der Welt, und vornemlich sich selbst eine Menge Selbstlob und panegyrischen Unsinn über seine Uebersezung ins Gesicht sagt, daß wohl kein Mensch, der lesen kann, daran zweifeln wird, daß er diese seine Uebersezung für schön, ja für schöner, als das Original, den Tacitus selbst halte. Ein Schriftsteller von der Art ist, mit allen, die seines Theils sind, nicht zu belehren.

Bey solchen Zänkereyen indessen bleibt das Publikum unpartheyisch. Nicht aus der Müllerschen Schule, und nicht in dem Verdacht, seine Uebersezung verruffen zu wollen, hat es den lateinischen Tacitus vor sich, und die deutschen Tacitos neben sich, und vergleicht. Welche kommt ihm am nächsten? welche hat den Römer am besten ausgedrukt? an welchen haben wir einen solchen Originalmann, als der Lateiner war? Wir betrachten hier also die Uebersezung vorzüglich im Ganzen, als ein Phänomenon der Deut-

Deutschen Litteratur? und um da dem Wortgezänk des Uebersetzers zu entgehen, müssen wir ziemlich weit anfangen.

— Tacitus ist ein Römer, und da er seine politische Geschichte bis auf die Ursachen jedes kleinen Vorfalls aus den Tiefen seiner Republik hervorholt, da er immer als Römer, als Staatsmann, als Nationalgeschichtschreiber spricht: so hat er ein gewisses ausserordentliches römisches Gepräge. Nicht blos, daß der Materie und den Namen nach das ganze Lexicon der römischen Staatsverfassung in so vielen und vielartigen Zeiten bey ihm vorkommen muß; sondern, es ist recht seine Laune, eine solche Staatssprache anzunehmen, und consultatorisch sich auszudrücken. — Dies ist sein römisches Siegel, und das muß er auch in der deutschen Ubersetzung behalten. Ueberall muß ich sehen, daß ich in der römischen Welt bin: jeder starke Ausdruk, der gleichsam zu den Curialien der Geschichte gehört, die ich lese, den Tacitus mit Fleiß brauchte, oder gar selbst machte, um nur recht genau auf diese und jene Staatssache zu zeigen, muß seine Stärke und Eigenthümlichkeit behalten: ich muß in meiner Sprache so viel in ihm denken können, als der Römer mich wollte fühlen lassen — sonst ist er nicht mehr Tacitus, der Römer, der er seyn wollte.

Schwerlich, daß dies in der Müllerschen Uebersetzung ist. Ich traue aus vielen Proben dem Uebersetzer zu, daß er Römer genug sey, um diese römisch-politische Sprache verstanden zu haben, allein sie auch uns verständlich zu machen, sie mit der Schiklichkeit und Energie des Tacitus in seine Muttersprache zu verpflanzen, das hat er nicht gekonnt. In den meisten Fällen, umschreibt er matt und müde, daß unser Auge im Lesen wohl nicht eben den römischen

schen Begriff kurz und andringlich trift: und oft braucht er neuere Wörter, sie den alten Römischen unterzuschieben, wo eine solche Vermischung doch nichts als lächerlich ist. Ein römischer Imperator und ein Generallieutenant, ein Triumvir, und ein Bauherr spatziren auf allen Blättern zusammen; und gewisse starke Staatsausdrücke, die wir im lateinischen mit ganz römischer Seele fühlen, sind im deutschen in so matte elende Umschreibungen verflossen, daß wir uns in ihnen nichts denken, was der Römer dachte.

Um Beweise zu geben, müßte ich aus dem ganzen Buch ein ganzes Staatslexicon der Römer von Namen, Würden, Staatssachen, Zeitläuften, Curialien anführen, und wer würde mir die Mühe belohnen? Sollte sich jemand nach Hrn. Müllern noch an eine ganz neue Uebersetzung des Tacitus wagen; so wende er viel Aufmerksamkeit darauf, um uns im Tacitus diese römischpolitische Seite ganz fühlen zu lassen. Bey ihm mag sie Fehler seyn, wie ich gerne zugebe: allein ich will ihn nicht ohne dem Fehler sehen, ohne den er gar nicht mehr Tacitus bleibt. Vielmehr kämpfe unsre Sprache, dies Gepräge der römischen Staatsherrlichkeit auszudrücken, und was sie nicht ausdrücken kann; wo man in einem Strale die 7. Farben nicht unterscheidet: da komme die Note zu Hülfe, da mache diese die Farbe sichtbar. In dem abscheulichen Notenmischmasch des Hrn. Müllers finde ich wenige, die dahin gehören; ob er gleich als Schulmann in ihnen wahrhaftig erträglicher gewesen wäre, als jezt in seinem elenden Staatslustigen Bon-Mots- und Historienkrame.

Das ist also der erste durchgängige Mangel dieser Uebersetzung. Sie liefert nicht die Büste eines Staats-

Staatsklugen Römers, sondern die verrükte Figur eines stammlenden Deutschlateiners.

Zweytens: es ist ein schon ziemlich lange genüztes Wort, das ursprünglich von der Music hergenommen, und sehr prägnant ist, sich in den Ton eines andern setzen, seinen Ton treffen, oder ihn verfehlen. Wer ein musikalisches Ohr hat, wird die Unlust kennen, die aus dem verfehlten Ton eines Stüks, eines Setzers, einer Stelle, eines einzelnen Lautes entspringt, und bey einem Uebersetzer in den nämlichen Fall auch die nämliche Unlust. Nun hat Tacitus im Latein seinen ungemein eignen Ton theils in Erzählung seiner Geschichte, theils im Ausdruk seiner historischen Reflexionen, theils in der Stellung seiner Schilderungen, und im Bau seines Perioden — kurz in seiner historischen Composition vom größesten bis aufs kleineste: überall eine ihm sehr eigne Manier, der er durchgängig sehr treu bleibt. Sein gesezter, und raisonnirender Charakter hat sich in dem Geist seines Werks überall ausgedrucket, und ich glaube daher auch, daß ein Genie, daß mit ihm nicht just einerley Wendung des Kopfs hat, daß ein Ciceronianer z. E. sich an niemanden eher, als an Tacitus ermüden und vereckeln werde, wegen seiner so einförmigen Betrachtungslaune; wie im Gegentheil ein Genie, das wie er gebildet ist, ihn verschlingen, ihn lernen, ihn auswendig wissen werde, aus der nemlichen Ursache, weil er sich selbst so sehr treu bleibt.

Und diesen Ton des Tacitus eben, soll ein Uebersetzer vorzüglich studiren, und so lange studiren bis er ganz in ihn stimmet, und in sich einen ganz harmonischen Gedankenschwung fühlet, oder er ist nicht zum Uebersetzer des Tacitus gebohren. Findet er nicht in sich die Anlage, wie Er, Ideen zu häufen, sie kurz und bündig gegen einander zu stellen, so tief in ein

Faktum zu dringen, als sich kommen läßt, alsdenn das Ausgefundne nur gleichsam zu berühren, es vest hinzustellen und zu verlassen, historische Aussichten zu eröffnen, allein auch alles dem Leser so vorzuhalten, daß er hinten nach denken, viel; für sich allein neben weg denken nichts kann und soll; findet er nicht in sich, diese strenge, consultatorische und fast gesetzgebende Mine des Geistes. — so lege er den Tacitus bey Seite: sie sind nicht zween Männer vor einander, und werden sich immer queer über ansehen. Der suche sich lieber einen Schriftsteller von leichterer Denkart, von einer freyen und gleichsam schlappern Manier, seine Ideen zu stellen, und zu umschreiben und nur die Blumen abzubrechen — allein das ernste, tiefdenkende, sparsame Gesicht unsers Römers schrecke ihn ab.

Hr. Müller war in diesem Verstande wahrhaftig nicht zum Uebersetzer des Tacitus gebohren, so wenig, als Tacitus zum Uebersetzer des Hn. Müllers. Wer die Dedication und den Vorbericht und die Vorreden und Noten nur zu lesen anfängt, der siehet, daß es in der Welt nicht zwey verschiednere Menschengesichter geben könne, als Tacitus und Müller, oder nachdem Range, den er sich selbst anweiset, als Müller und Tacitus. Ein schleppender Styl, eine seichte Denkart, ein kindischer Wiz, ein völliger Mangel an Umriß der Gedanken und Worte, an Unterscheidung des wichtigen und närrischen, eine steife Schulmine, und die unüberlegteste Zusammenschreiberey — alles dies an Hn. M. drükt noch kaum den Contrast aus, den er und Tacitus machen. Sollte der Römer aufleben, und die Vorreden und Anhänge, und Zueignungen und Noten lesen, die seinem Werke angeschmieret sind: zum zweytenmal würde er unser Deutschland ausruffen informem terris, asperam cœlo, tristem cultu aspectuque — — und seinen Hrn. Uebersetzer —

ich

ich mag ihn nicht mit Tacitus Worten charakterisiren.

Bey einer so gräulichen Ungleichheit der Köpfe ist also auch die Manier des Tacitus durchaus verkannt und verstümpert, ja Müller hat, glaub' ich, hinter aller Uebersetzung noch nicht davon geträumt, was die Manier des Tacitus sey. Verzerrung und Zerreißung seiner Bilder und Gegensätze, Ausspülung seiner Sentenzen in die wässerichste Sprache, Verschattung aller Nüancen, die ihm so eigen seyn, und so oft wiederkommen mögen, als sie wollen — die starre Seele des Uebersetzers hat sie nicht gesehen, nicht gefühlt, nicht nachgeahmt, nicht ausgedrukt. Er hat seinen Wortleisten; nach dem formt er, und in die Form muß der arme Tacitus. — Je mehr man ihn vergleichet, desto näher kommt man der Erbitterung; ich mag nicht Beyspiele anführen, das ganze Buch ist Beyspiel.

Die deutsche Uebersetzung des Tacitus aus dem vorigen Jahrhundert kenne ich nicht, daß aber wahrhaftig in unsrer Machtvollen nachdrüklichen Sprache eine bessere möglich sey, zeigen einige Proben von einem Autor, den man hier nicht erwarten wird: Lohenstein. In seinem Arminius und Thußnelda sind viele Stellen aus dem Lateiner wörtlich nachgeahmt, und oft mit ausserordentlichen Glücke. Sein häufiges Wortgeklingel abgerechnet — hört man nicht ein dem Tacitus Aehnliches, wenn er anfängt: „Rom „hatte sich bereits so vergrößert, daß es seiner eig„nen Gewalt überlegen war, und es gebrach ihm jezt „nichts mehr, als das Maas seiner Kräfte. Denn „nachdem Bürger gewohnt waren, ganze Königreiche „zu beherrschen, für Landvögten sich große Fürsten „beugten, die Bürgermeister Könige für ihre Sieges„wagen spanneten, konnte die Gleichheit ihres bür-

„gerlichen Standes ihren Begierden nicht mehr die „Wage halten. Hieraus entspannen sich die innerli„chen Kriege, welche dem Kayser Julius das Heft „allein in die Hand spielten, als der große Pompejus „in der Pharsalischen Schlacht seine Kräfte, das rö„mische Volk aber seine Freyheit verlohr, und jenem „über Hoffen die Erde zum Begräbnisse gebrach, dem „sie kurz vorher zu Ausbreitung seiner Siege gefehlt „hatte. Denn ob zwar der andere großmüthige Bru„tus u. s. w. Also hänget ein gewünschter Ausschlag „nicht von der Gerechtigkeit der Sache, nicht von „der Sicherheit u. s. w. Wie nun Brutus vom An„tonius erdrückt war: also entäusserte sich der furcht„same Lepidus seiner Hoheit und fiel dem August in „einem Trauerkleid zu Fuße. Der lezte unter den „Römern, Caßius tödete sich aus Einbildung eines „fremden Todes. Des Sextus Pompejus Kopf „schwamm im Meere: Cato und Juba fielen lieber „in ihre eigne Schwerder, als in die Hände des Ok„tavius. Anton verlohr sich durch eigne Wollüste, „blieb also niemand von den Großen übrig, als August „und sein Anhang. Da nun dieser die Gemüther „der Kriegsleute mit Geschenken, den Pöbel mit „ausgetheilten Getraide, den Adel mit Freundlich„keit, alle mit fürgebildeter Süßigkeit des Friedens „gewonnen hatte, war niemand, der nicht lieber eine „glimpfliche Herrschaft, als eine stets blutende Frey„heit verlangte u. s. w. „ Man sage, ob man hiervon nicht eine ähnliche Mine von Tacitus siehet, wenn dieser auf seine freylich gründlichere Art sagt: ubi militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit, insurgere paullatim, munia Senatus, magistratuum, legum in se trahere nullo adversante: cum ferocissimi per acies aut proscriptione recidissent. Ceteri nobilium, quanto quis-

quisque servitio promtior opibus et honoribus extollerentur; ac novis ex rebus aucti; tuta et præsentia, quam vetera et periculosa mallent — Läuft nicht eine ähnliche Ader der Schreibart? und sie ist überall, wo deutscher Heldenmuth spricht, und der Beschreiber sich nicht unter Perlen und Edelg[illegible] ein verirrt, noch sichtbarer. —

— Nun höre man den deutschen Müller: „nach„dem Brutus und Caßius erschlagen waren, und „man keine Waffen mehr sah, die für die Freyheit „Roms geführet wurden; nachdem der jüngere „Plinius bey Sicilien unterdrükt, Lepidus aller Ge„walt beraubet und Antonius getödtet war: so blieb „nicht einmal der julianischen Parthey (Iulianis „partibus) ein andrer Anführer, als Oktavius Cä„sar übrig. Dieser legte den Namen eines Trium„virs ab, ließ sich einen Bürgermeister nennen, und „stellte sich, als ob er zur Beschützung des niedrigern „Volks sich mit der Gewalt der Zunftmeister begnü„gen ließe. Da er aber die Soldaten durch Ge„schenke, das Volk durch Austheilung des Getrai„des, und alle durch die Annehmlichkeit der Ruhe „gewonnen hatte, erhub er sich allmählich, und zog „die Macht des Senats, der Obrigkeitlichen Perso„nen und der Gesetze an sich, ohne daß sich jemand „dagegen legte, indem die Mächtigsten in den „Schlachten, oder durch die Verbannungen gefallen „waren; die übrigen aber aus den alten Geschlech„tern destomehr mit Reichthum und Ehrenstellen „überhäufet wurden, je geschwinder sie sich zur „Knechtschaft bequemten, und wegen der Vortheile, „die sie bey der veränderten Regierung fanden, die „Sicherheit des gegenwärtigen Zustandes der gefähr„lichen Wiederherstellung des alten vorzogen.„ Wem der Periode lang, schleppend, unerträglich

 dünkt,

dünkt, der glaube, es ist vielleicht noch einer der erträglichsten im Buche. Ich habe den Agrikola mit den Original zusammen halten wollen — und wollen — und nicht durchhin können: so wenig ist Tacitus in ihm känntlich. Er ist eine langstreckige, gedehnte Figur, niedergeworfen und im Staube liegend, wie Mars, da er sieben Hufen dekte.

Drittens endlich. Nicht Tacitus blos: keinen Lateiner, glaube ich, kann Hr. Müller würdig übersetzen, denn er kennt nicht das unterschiedne Maas beyder Sprachen. Tacitus hat keine Ciceronianische Perioden; er schiebt nur kurze Säze auseinander, läßt Bindungen, und alles, was blos Wort ist, aus, und sezt nur Figuren, Sachen — und doch schleppet sich der Müllersche Periode schon so langweilig. Ey wenn nun ein weiter lateinischer Periode da wäre, mit Bindewörtern und Verschränkungen und Inversionen und Vinkturen und Junkturen — wie denn? Hr. M. scheint zu glauben, daß was im lateinischen zwischen zwey Punkten stehet, auch im Deutschen so kommen müsse, und welche lateinischdeutsche Uebersezung muß das werden?

Ich habe viel böses von meinem Autor gesagt, aber noch nicht alles: denn sein Notenwust ist das Abscheulichste im Buche. Da Geschichtchen aus der französischen Grammatik, aus Charakteren und Bagatellen und Loisirs und wo weiß ich mehr? her: da Parallelanekdoten, und schöne Raritäten, und schöne Spielwerke: und mitten inne Wortklaubereyen, Verbeugungen an den neuesten Herausgeber des Tacitus in Deutschland, und wieder französische Brocken — o ein Geschmiere zum ernsten, philosophischen grübelnden Tacitus.

Nach alle diesem Tadel muß ich den Fleiß und die Mühsamkeit des Verf. loben. Seine Uebersezung, die

die dem Wortverstande im Ganzen Groben genommen, so ziemlich treu bleibt (wo der Wortverstand auf Geschmak beruhet, kaum) kann etwa den Lesern gut seyn, die eine etwanige Nachricht von Tacitus Geschichte haben wollen, ohne daß ihnen am Geist des Schriftstellers selbst gelegen sey. Und einem künftigen Uebersetzer kann sie wenigstens zu einem Stabe dienen, neben ihr sicherer zu gehen. So denke ich von dieser Uebersetznng sine ira et studio, quorum caussas procul habeo.

Y.

XVIII.

C. Cornelius Tacitus, Werke aus dem Lateinischen übersezt und mit den nöthigsten Anmerkungen begleitet. Magdeburg bey Hechtel, 1765. 2 Theile, gros 8. Der erste 248. der andre 149. S.

Ein ganz andrer Geist herrschet in dieser Uebersetzung: das ist bey dem Anfange des Lesens sichtbar. Hier hat sich der Uebersetzer bemüht, des Tacitus Kürze und Stärke in Malereyen und Sentiments auszudrücken, von Tacitus Charakter eine deutsche Kopie zu liefern — die Bemühung ist lobenswerth. Er hat ein Buch zu liefern gewünscht, dabey man sagen könne: so muß die Geschichte geschrieben werden! — der Zweck ist für unsere Sprache noch lobenswerther — wie weit mag die Uebersetzung gekommen seyn in Erreichung desselben?

Tacitus, der Römer, hat hier mehr sein eigenthümliches römisches Gepräge, als in der vorhergehenden. Die Namen der Staatsämter nicht allein, (denn die sind das leichteste!) sondern gewisse Staat-

ausdrücke und Charaktere der Zeitläufte sind hier stärker auf Römisch bezeichnet, und wir haben also weniger den erbaulichen Anblik, einen alten Lateiner im deutschen Puz, mit langen Manschetten und einer Schulperücke vor uns zu sehen. Der Noten ist wenig, und sie sind blos auf die Erläuterung dieser römischen Seite in Tacitus gerichtet, da freylich wie die Vorrede sagt, kein Buch in der Welt bequemer wäre, mehr Noten, als Text zu machen, als Tacitus.

Man sieht augenscheinlich, daß der Uebersezer sich Mühe gegeben, den Charakter Tacitus auszudrücken, und in der Kürze hat er ihm oft ziemlich nach gallopirt. Aber der einsylbige Nachdruk des Lateiners; die sorgfältige Wortstellung in seinen Bildern und Charaktern und Sentiments, der etwas dunkle und harte Ton seiner Farben — der dünkt uns vom Uebersezer nicht immer bemerkt. Im Deutschen ist sein Ausdruk verbundner und fliesender und etwas blühender geworden, als er uns im lateinischen nach dem Ton des Ganzen dünkt; aber eben deswegen entgehet ihm auch unendlich viel von der troknen Stärke, von der im lateinischen so genau angeordneten und mächtigen Wortstellung, da beynahe jedes Wort eine Figur, und in Absicht auf seine Stelle wenigstens halb so würksam ist, als in Absicht auf sein eigentliches Gewand. Wir wollen die Hälfte davon auf Rechnung der deutschen Sprache setzen, die schleppend, verbindend, dehnend, und an überflüßigen Füllwörtern nicht so edelarm ist, wie die lateinische: aber was in dieser Composition noch vom Componenten abhangt, wollte das der Uebersezer nicht auf sich nehmen? Seine Denkart und Ausdruk scheint von Natur leichter und blühender zu seyn, als des ernsthaften, wortarmen, tiefsinnigen Tacitus, und dieser Charakter überträgt sich auch in die Schriften, und ist

unge-

ungemein merklich, wenn man den einen weglegt, und den andern so frisch in dem Tone des andern fortlieset. Es ist als wenn zween zusammen sprächen: der eine heller und fliesender, der andere tief und langsam und nachdrüklich — ist das eine Stimme?

Da der Charakter des Tacitus, wie auch unser Verf. zugiebt, so unterscheidend und ungemein auszeichnend ist: so siehet man, warum bey ihm mehr, als bey einem andern etwa, dem der Ausdruk von der Zunge wegfließt, und nicht so tief aus der Seele kommt, — warum mit Tacitus mehr Sympathie seines Lesers und Uebersetzers nöthig sey, als mit einem andern. Noch zehn Jahrhunderte, und kein Jüngling (es sey denn, daß er Anlage hätte, selbst ein Tacitus zu werden) wird ihn von Grundaus übersetzen — kein Ciceronianer ihn so von Grundaus schmecken lernen, als ein — nun, als ein zweyter Tacitus. Wird Deutschland den reifen, langsamen, tiefen Mann bald hervorbringen? Selbst Lipsius war's nicht völlig: er hatte seinen Seneka lieber, und bey Tacitus liebte er nur vorzüglich seine Kürze; den nachsinnenden, reifen, politischen Geist hatte Lipsius nicht.

Die nächste Bestimmung dieses Genies wird seyn: es wird den Tacitus studiren — studiren bis auf Worte, den Sinn und Nachdruk und Stellung der Worte, der Charaktere, der Begebenheiten, der ganzen Geschichtcomposition. Zur Probe, ob unser Uebersetzer den Tacitus in allem Rührenden seiner Rede, in dem Affectvollen abgebrochnen Ausbruch von Worten treffe, vergleiche man z. E. die Rede des sterbenden Germanikus im zweyten Buch Cap. 71. (72.) der Annalen. Die andringendsten Ausstossungen des beweinenswürdigen Schmerzes: das *etiam* adversus Deos; das acerbitatibus dilaceratus, insidiis circumventus, das im lateinischen stark andringt auf

das Hauptaugenmerk: miserrimam vitam pessima morte finierim: das zweifelhaft flehende, si quos, si quos: das inlacrymabunt — flebunt — das sich allein und mit Schluchzen gleichsam ausnimmt: das stille Vorzählen der einzelnen Klagen — alles ist im Deutschen nicht da. Und wer den Unterschied noch mehr sehen will, vergleiche Charaktere, von denen das ganze Buch voll ist; auf einzeln verfehlte Stellen wollen wir uns nicht einmal einlassen — wo der Verf. den Tacitus überall im Fluß übersezt, und nicht einzeln tief genug studirt.

Im Fluß übersezt; einzeln nicht tief genug studirt: das ist also, wie wir glauben, der Charakter dieser Uebersetzung, die, wenn sie vollständig wäre, oder noch vollendet würde, in allem Betracht vor jener Vorzüge hätte. Im Ganzen leuchtet der Geist des Tacitus aus ihr sehr gut hervor: als ein Buch im historischen Styl ists für unsre Sprache schäzbar: an Annehmlichkeit im Lesen übertrifts jenen weit, und in Geschmak, in Wahl der Worte und Gedanken, in dem, was zum Tacitus schiklich oder unschiklich ist, wer wirds darinn mit jenem auch nur vergleichen wollen. Es wäre gut, wenn der Uebersetzer sein Werk vollendete, und sich alsdenn, wenn der Ton des Tacitus in ihm erlöschet wäre, an einen ihm angemeßnern, fliesendern Geschichtschreiber machte: er würde durch die Biegsamkeit und den Fluß seiner Schreibart sich viel Dank erwerben können. Im Ganzen aber wünschen wir noch eine dritte Uebersetzung, die hinter zween von so verschiedner Art gewiß sehr vollkommen seyn könnte.

Y.

XIX.

D. von Linbrunn Versuch eines neuen chronologischen Systems über das Sterbjahr Christi, 1768. 4. 1 Alphabeth.

Dieser Abhandlung ist vorgesezt: P. von Osterwald Anrede bey der feyerlichen Versammlung der Churbayerschen Akademie der Wissenschaften am 29. Merz 1768. Und unter diesem Titel wird sie wohl müssen in den Buchläden erfragt werden. Hr. von O. gibt darinn von dem neuen System, bemeldter Akademie und nun auch den Lesern eine vorläufige Nachricht und Auszug, und erhebt sie mit Lobsprüchen, die dem Verf. viel Ehre machen mußten. In der That bringt derselbe auch so viele Belesenheit an, daß sich in der Kürze nicht leicht ein Auszug, vielweniger aber eine umständliche Beurtheilung vorbringen läßt. Daß die Zeitrechner in Bestimmung des Sterbjahrs Christi uneinig sind, ist eine sehr bekandte und zum Theil auch leicht begreifliche Sache. Die dazu erforderliche Data sind nicht alle zureichend bestimmt, noch zuverläßig genug. Die Geschichtschreiber aus denen sie genommen werden müssen, mögen leicht zuweilen sich geirrt haben, und überdiß kann auch auf die Copisten einige Schuld fallen. Das zuverläßigste Datum, wenn man rükwärts rechnet, ist die Sonnenfinsterniß, die sich im 45ten Jahr der jezt üblichen Jahrrechnung den 1ten August des Julianischen Calenders, als am Geburtstage des Kaysers Claudius im fünften Jahr seiner Regierung eräugnet. Daraus folgert man, daß Claudius Anno 41. zu regieren angefangen. Seine Vorgänger waren, Caligula, Tiberius und Augu-

stus.

flus. Und so dürfte man nur wissen, wie lange jeder regiert hat, um einerseits den Anfang der römischen Monarchie, anderseits das 15te Jahr der Regierung des Tiberius und damit nach des Evangelisten Lucas Erzählung das 30te Lebensjahr Christi zu finden. Nun findet sichs in Ansehung des Augustus als eine besondere Merkwürdigkeit, daß derselbe in dem von ihm her genannten Monat August und zwar den 19. Tag des Monats zur Regierung gekommen, und 56. Jahre nachher ebenfalls am 19. August gestorben. Diß sind so genau 56. Jahre, daß auch nicht einmal ein Schalttag zu viel oder zu wenig ist. Dieses wird aber von dem auf Cäsars Todt erfolgten Triumvirat an gerechnet, weil die Schlacht bey Actium 12. Jahr später war. Sein Nachfolger Tiberius regierte 23. Jahre von seinem 55. bis ins 78. Jahr, sein Todt wird auf den 16. Merz gesezt. Daraus folgt nun freylich, daß seine Regierung nicht nett 23. Jahre gewesen, weil sie ebenfalls auf einen 16. Merz hätte anfangen müssen. Nun sagt zwar Tacitus, daß Tiberius anfangs zauderte und sich bitten ließe, das Regiment anzunehmen. Allein in etlichen Tagen kann man sich recht viel bitten lassen, und so mag Tiberius noch vor dem Ende des August die Regierung angetreten haben. Die Nachricht kam zeitig in Pannonien, wo die Soldaten aufrührisch waren, und sich durch eine Mondsfinsternis wieder zur Ruhe bringen ließen, die nach des Petavius Rechnung auf den 27 September Anno 14. nach Hrn. von L. aber auf den 7. October Anno 13. fällt. Erstere war bey nahe central, und eben daher desto tauglicher, einen Schrecken einzujagen. Doch die Hauptschwierigkeit kömmt auf die Regierungsjahre des Caligula an. Diese scheint im Suetonius ganz genau angegeben zu seyn, indem sie auf 3. Jahr 10. Monat und 8.

Tage angesezt, und von den meisten Zeitrechnern angenommen wird. Sein Nachfolger Claudius regierte 13. Jahr 8. Monate und 18. Tage, und starb am 13. October. Das fünfte Jahr seiner Regierung war das 45. der christlichen Rechnung, und dieses ist durch oberwähnte Sonnenfinsterniß vom 1. August bestimmt. Endlich ist auch das fünfte Jahr der Regierung seines Nachfolgers Nero durch die Sonnenfinsterniß den 30. Aprill Anno 59. bezeichnet. Rechnet man nun nach diesen Angaben rükwärts, so fällt der Antritt der Regierung des

Tiberius auf das Ende des Augusts Anno 14.
Caligula gegen den 18. oder 20. Merz - - - 37.
Claudius gegen das Ende des Jenners - - - 41.
Nero gegen die Mitte des Octobers - - - 54.

Hr. von L. aber geht von dieser Rechnung darinn ab, daß er behauptet, Caligula habe nicht 3. Jahr 10. Monat und 8. Tage, sondern 4. Jahre 10. Monat und 8. Tage regiert. Und so wäre gerade in der Regierung, die Sueton bis auf einzelne Tage bestimmt, um ein ganzes Jahr gefehlt. Hr. von L. glaubt, es lasse sich sein Vorgeben mit Suetons Worten: vixit annis XXIX. besser zusammenreimen und sucht es auch aus andern Gründen gläublich zu machen, z. E. daß Nero 13. Jahre 8. Monate regiert, im 17. Jahr die Regierung angetreten, und 9. Monate nach dem Todte des Tiberius gebohren worden. Petavius merkte zwar auch, daß auf diese Art Tiberius um ein Jahr früher müste gestorben seyn, allein, da wegen des Widerspruchs in den angeführten Stellen ein Fehler seyn mußte, so änderte er lieber das post novem menses in ante tres menses, als aber das triennium in quadriennium. Hr. von L. erklärt sich für diese leztere Aenderung, und gibt dem Caligula ein Jahr Regierung mehr. Da nun aber selbst

die

die Fasti consulares nur 3. Jahre angeben, so sucht er auch glaublich zu machen, daß Claudius um das Andenken des Caligula und besonders seines Todes so viel möglich zu vernichten, des Jahrs seines Todes, selbst in den Fastis nicht habe wollen Erwähnung thun lassen. Hr. L. sucht daher die etwann nicht eingezeichneten Consules auf, und schließt, daß es Pomponius secundus und C. Sentius Saturnius gewesen seyn möchten. Das sind nun zwar die Schwürigkeiten nicht alle, die der Verfasser vor sich findet. Nach seiner Rechnung fällt das Sterbjahr Christi auf das 31. Jahr der christlichen Rechnung. In diesem Jahre aber fiel der Ostervollmond auf den 27. Merzen gleich nach Mittag, und dieses war ein Dienstag. Nun behaupten mehrere der Ostervollmond habe in dem Sterbjahre Christi auf den Freytag fallen müssen, und dieses habe sich von Anno 29. bis Anno 36. nur einmal nemlich Anno 33. zugetragen, demnach müsse dieses Jahr das wahre Sterbjahr und der 3. April der eigentliche Tag des Leydens Christi seyn. Diese Meynung hat viele Wahrscheinlichkeit. Christus starb den Tag vor dem Pascha oder am Rüstage. Das Pascha fiel immer auf den 14. des Monden Nisan, und dieser Mond fieng am Tage des ersten neuen Lichtes, und daher 2. Tage nach dem eigentlichen Neumond an, der auf die Frühlings Nachtgleiche folgte. Alles dieses paßt auf bemeldten 3. Aprill des Jahrs 33. Hingegen will es auf das Jahr 31. nicht passen. Hr. von L. aber läßt sich dadurch nicht irre machen, und glaubt beweisen zu können, daß die damaligen jüdischen Wochentage mit den jetzigen christlichen nicht zusammenhängen. Den Beweis davon verschiebt er auf ein andermal, weil er kurz nicht angebracht werden konnte. Daß er aber zu glauben scheint, die Sache hänge von der Cycli-

schen

schen Jahrrechnung und den Sonntags-Buchstaben ab, das hat uns nicht einleuchtend geschienen. Die Frage scheint vielmehr auf 2. Puncte anzukommen. 1° Ob die Juden sich in Fortzählung ihrer Wochentage um einen oder mehrere Tage verrechnet oder vorsezlich von dem Gesetze abgewichen? Wir würden uns sehr verwundern, wenn dieses sich historisch sollte erweisen lassen. 2° Ob die Christen, nachdem sie einmal ihren Ruhetag auf den Sonntag oder ersten jüdischen Wochentag als den Tag der Auferstehung Christi verlegt, in den folgenden Zeiten nochmals eine Aenderung vorgenommen oder auch sich zugleich mit den Jüden um gleich viele Tage überrechnet haben? Denn noch dermalen fällt unser Sonntag auf den ersten jüdischen Wochentag. Ist dieses immer gewesen, so läßt sichs ganz sicher rükwärts rechnen, und da hat sodann das Jahr 33. mehr Wahrscheinlichkeit für sich als das Jahr 31. Denn der Anstand, ob nicht etwann ein Schaltmonat oder eine unrichtige Cyclische Rechnung die Jüden verleitet habe, von dem eigentlichen Mond Nisan und dessen wahrem neuen Lichte abzugehen, trift auch die Meynung derer, die den 25ten Merz des Jahrs 31. als den Sterbetag Christi angeben, um so mehr, da der wahre Vollmond dieses Jahres auf den 27ten Merzen Nachmittag fällt. Der Umstand, daß der 25te Merz durch eine alte Tradition als der Leidenstag Jesu angegeben werde, scheint nicht viel zu beweisen, weil eine solche Tradition von einem einigen Erfinder herrühren konnte. Indessen wenn Hr. v. L. eine bisher unbekannte Aenderung in den jüdischen oder christlichen Wochentagen darthun kann, so wird er immer der Zeitrechnung einen wichtigen Dienst erweisen. Die Sonntagsbuchstaben haben, bis man sie einmal allgemein angenommen, gar wol mögen

Aen-

Aenderungen leiden, und auch wirklich sind sie bey den Griechen anders gewesen. Allein dieses hat auf die Folge der Wochentage keinen Einfluß, da diese, so viel man weiß, in einem fortgieng. Ungeachtet nun Hr. von L. eigentlich wegen der Bestimmung des Sterbjahrs Christi bemüht gewesen, so hat er doch Anlaß genommen, sein unter Caligula eingeschaltetes Jahr, und das daher entstehende neue System mit den übrigen Jahrrechnungen zu vergleichen. Die Nabonaßarische hat für sich alle mögliche Richtigkeit. Es war demnach um die Olympische zu thun, und Hr. von L. nimmt selbst auch die Chinesische mit, und bringt alles auf die in der Zeitrechnung so vortheilhafte Julianische Periode zurük. Am Ende liefert er auf 7. Bogen eine Tabelle, welche Jahr für Jahr fortgeht, und die Harmonie seines Systems nach den fürnehmsten Umständen vor Augen legt. Sie fängt mit dem 3937. Jahr der Julianischen Periode an. Dieses solle das Jahr des ersten Olympischen Spiels, oder welches einerley ist, das erste Jahr des Iphitus, so wie auch das erste Jahr des 33ten Chinesischen Circuls seyn. Das 24te Jahr nachher, das will sagen im 3961ten Jahr der Julianischen Periode oder im ersten Jahr der 7ten Olympiade sollte die Epoche von Erbauung der Stadt Rom anfangen. Im Jahr 3967. auf den 26. Hornung fällt der Anfang der Nabonaßarschen Rechnung. Und von hier an werden die historischen und astronomischen Data aus dem Canon des Ptolomäus in der Tabelle angezeichnet, so wie in einer andern Columne die in Rom vorgegangenen Veränderungen, und fürnemlich die Reyhe der römischen Könige. Auf das Jahr 4205. der Julianischen Periode oder das erste Jahr der 68ten Olympiade werden die ersten römischen Bürgermeister angesezt, und von da an die Fasti consulares ausgeschrieben, welche

bis auf den Tod Constantinus des Grossen, womit die Tabelle beschlossen wird, fortgesezt werden. Die Einführung des Julianischen Calenders wird auf 4669, die Schlacht bey Actium auf 4682, die Geburt Christi auf 4709, den 25ten Christmonat, die Taufe Christi auf 4740, der Tod Christi auf 4744, der Julianischen Periode gesezt. Wir führen dieses kurz an, weil wir nicht zweifeln, daß die Liebhaber der Zeitkunde das Werk selbst lesen, und untersuchen werden. Diese werden sich, wenn sie die Taufe Christi auf das 27te Jahr der gemeinen Rechnung angesezt finden, wohl nicht verleiten lassen, daraus geschwinde weg zu schliessen, als ob H. von L. glaube, Christus sey im 27ten Jahr seines Lebens getauft worden. Indessen haben einige Leser, und sogar sogenannte Kunstrichter so obenhin weggeschlossen, ohne darauf zu sehen, daß die Geburt Christi von dem Verfasser in das 5te Jahr vor der gemeinen Rechnung gesezt worden, aber das vom 25 Christmonat 4709. bis auf 4740. der Julianischen Periode 30. völlige Jahre, und so ehender noch einige Monate mehr sind, als es der Evangelist Lucas anzugeben scheint, wenn er sagt, daß Christus in seinem 30ten Jahre getauft worden.

E*.

XX.

Kurzgefaßter Versuch einer Verdenschen Schulgeschichte. 1764. 8. 10. Bogen, mit 16. Beylagen.

Bortehudische Schulgeschichte. 1765. 8. 5. Bogen.

Kurzgefaßter Versuch einer Stadischen Schulgeschichte. 1766. und 1767. 8. 18. Bog.

Dies sind die neusten historischen Arbeiten des Hrn. Pratje, der durch so viel Hebopfer, Magazine, Bibliotheken, Lebensbeschreibungen, Bemühungen, Versuche, Reden, Dispositionen, Briefe, Kriegeslieder, Sonetten, und wer kann alle seine Schriften kennen, schon für einen grossen Sammler und Bücherschreiber bekannt ist, besonders aber durch seine Herzogthümer Bremen und Verden, die vom Jahr 1757. bis 1762. in sechs Sammlungen herauskamen, gezeiget hat, daß er in sieben Alphabeten wenig lesenswürdiges, aber desto mehr rohe, unvollständige Aufsätze und Entwürfe, unerhebliche sogenannte Urkunden, und ganz geringe Kleinigkeiten, die mit aller rhetorischen Geschwätzigkeit ausgedehnet werden, dem Publicum vorzulegen wisse. Er ist auch in diesen drey Schulgeschichten seiner eigenen Art die Geschichte zu bearbeiten gefolgt, ohne mit einem Gedanken an die eigentliche Absicht zu denken, die man bey einer Schulgeschichte vernünftiger Weise haben sollte, nemlich durch eine freye Beurtheilung des guten und schlechten, das gewisse Lehrer in ihrem Charakter, in ihrer Methode zu unterrichten, in ihren Sitten, in ihrer Art zu studiren und dergleichen an sich gehabt haben, der Geschiklichkeit oder Ungeschiklichkeit, die sie besessen, gegenwärtigen und künftigen Schullehrern erspriesliche Lehren zu geben und dadurch zur Verbesserung des Schulwesens etwas mit beyzutragen. Aber so etwas muß man in des Verfassers Schulgeschichten gar nicht suchen. Dagegen findet man desto mehr berichtigte Jahrzahlen, Beschreibungen der Schulgebäude, Rangstreitigkeiten der Schulcollegen und solche Sächelchen mehr in

den größten Ausdehnung. Besonders ist es in der Verdenschen Schulgeschichte §. 4. ziemlich lustig zu lesen, wie die brettenen Wände der Klassen nicht hinreichend gewesen, die Schulcollegen vom Zanken und Schelten mit einander abzuhalten. Nach dergleichen Sachen von Wichtigkeit folgen die Personalien der Rectoren, Conrectoren, Subrectoren, Cantoren und Infimen, ihrer Frauen, Schwiegervåter, Schwiegersöhne, Kinder u. s. f. und alles, was irgend mit eines jeden Namen gedrukt ist, bis auf jede Parentation und jedes Carmen. Da kann man, wie man es an allen Praiseschen Lebensbeschreibungen von Predigern und Schulmännern gewohnt ist, lesen, „welches Jahr und welchen Tag sie das Licht der „Welt erblikt, oder den Schauplaz dieser jammervollen Welt betreten; welcher Lehrer treue Unterweisung sie zu genießen das Glük gehabt; was für „gnädige Beförderungen sie erhalten; wie sie durch „Gottes Gnade in den Stand der heiligen Ehe getreten; was für Gehülfinnen sie sich gewählt; wann „die Hochzeit vollzogen worden; was für Söhne und „Töchter sie gezeuget; (die todtgebohrnen und jung „verstorbenen nicht zu vergessen) wann ihre geliebte „Ehegattinnen ihnen von der Seite gerissen und sie „in den betrübten Wittwenstand versezt worden; „wann sie endlich selbst das Zeitliche mit dem Ewigen „verwechselt und die Schuld der Natur bezahlt haben.„ An einem Modell hat man aber schon genug, denn was für Zeit und Geduld gehört dazu, aus so vielen Umschweifen und Wiederholungen von einerley Dingen das geringste nüzliche oder angenehme heraus zu suchen. Unter den sechzehn Beylagen der Verdenschen Schulgeschichte ist insonderheit die achte zu merken, nemlich ein alter Knittelreim auf

einen gewissen Rector aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Die Boxtehudische Schulgeschichte ist mit der vorhergehenden völlig von gleichem Schlage. Auch die Personalien der Schreib- und Rechenmeister sind nicht vergessen. Doch kommen noch wirklich die merkwürdigsten Männer unter ihnen vor, als der astrologische Wahrsager Voigt, der Kunstrechner Halke und die Kalendermacher Rohlfs. Wer aber sonst von der Lehrart der Boxtehudischen Lehrer, von ihren Verdiensten und Fehlern, von vernünftiger oder barbarischer Einrichtung der Lectionen, von möglichen Verbesserungen und dergleichen das geringste wissen will, der lieset vergeblich.

Der Versuch der Stadischen Schulgeschichte geht nur bis auf die erzbischöffliche Regierung und es sind noch zween Abschnitte zurük. Der Verf. hat des seel. Richeys Handschriften bekommen, welcher in seinen jüngern Jahren, da er noch Rector in Stade gewesen, eine Erzählung von den dortigen Schullehrern entworfen hatte. Vielleicht mag dieser sich etwa auch hernach haben verlauten lassen, daß er seinen Entwurf ausarbeiten und herausgeben wolle. Hr. P. macht sich das zu Nutze und wärmt einen jugendlichen Versuch, den Richey durch besondere Veranlassung nach den Umständen der Zeit, vermuthlich in Uebereilung mag geschrieben haben, nach seinem Tode wieder auf. Mit Gewißheit will es der Recens. nicht behaupten, aber wahrscheinlich ist es doch, daß Richey mit einer solchen Mishandlung seiner Papiere eben nicht zufrieden gewesen seyn würde. Diese sogenannte Schulgeschichte erzählet denn von dem St. Georgen Kloster und dessen Verwandelung in eine Schule, von den Klassen, Lectionen, Disputationen, Orationen, Schulkomödien, Schulconferenzen, dem

Krypp-

Kryptocalvinismus, dem Convictorium, den Schulgebäuden und dergleichen. Es könnte manches hiervon einem Schriftsteller von Geschmak Anlaß gegeben haben, mit guter Wahl und freymüthiger Beurtheilung über die Moden der Schulwissenschaften, über die Nuzbarkeit oder Thorheit verschiedener Schulübungen, über das vorzügliche oder fehlerhafte der Schulordnungen, über die Pflicht der Schullehrer sich in Religionsstreitigkeiten einzumischen, oder nicht, u. s. w., nüzliche Anmerkungen zu machen. Aber der V. hat nur sammeln und viele Bogen füllen wollen, und — — sein Geschmak ist nun einmal so. — Was man in dem zweyten Sendschreiben für Lebensbeschreibungen der stadischen Rectoren, Conrectoren, Subrectoren, Grammaticker, Cantoren und Infimen zu suchen habe, läßt sich ohngefähr errathen. Unter andern möchte es S. 65. manchen belustigen, wie fleißig, obgleich umsonst, Hr. P. sich bemühet hat, zu erfahren, wie die zweyte Frau eines gewissen Cantors aus dem sechzehenden Jahrhundert geheissen habe. Genug hiervon. Aber noch ein Wort bey dieser Gelegenheit, was hieher gehört.

Die Bremensche und Verdensche Land- Stadt- oder Schulgeschichte scheinet unglüklicher Weise dazu bestimmt zu seyn, unter die Hände von lauter solchen Scribenten zu gerathen, die vom Zusammenschmieren Profeßion machen. Pratje ein Mikrologe, Cassel ein Mikrologe, und was Lappenberg? Dieser lezte scheinet in seinem Grundriß der Bremenschen Geschichte, der doch aber nur bis in das dreyzehnte Jahrhundert geht, wenigstens zuweilen etwas nüzlicheres als jene sagen zu wollen, aber er breitet sich doch ebenfalls über so viel unbedeutende Kleinigkeiten aus, die in keinen Grundriß gehören. Das beste ist, daß er zu seiner eigenen Ehre in der Mitte des Buchs abge-

brochen hat, welches von dem Verstande dieses Mannes zeuget. Wenn eine Geschichte an sich nichts interessantes hat, und wenn man keine Romane schreiben will, so ist es doch umsonst, ihr ein Ansehn von Wichtigkeit geben zu wollen. Das mag ein anderer wissen, was die lieben Männer in ihren Sammlungen mit allen ihren sogenannten Urkunden von sequestrirten Klöstern, in ihrer ganzen Ausdehnung und mit allen gleichförmigen Eingängen, eigentlich haben wollen. Wenn es noch Auszüge wären! Sie müssen vermuthlich, wie Simon Ratzeberger, jun.*) auch das Haus voll ungedrukter Urkunden haben und sich die grosse Idee davon machen, die dieser in seiner Zuschrift an den Verf. der Anecdoten zur Lebensgeschichte grosser Regenten zu erkennen giebt, wenn er ihm treuherzig versichert: „O, mein Herr! es ist eine schöne Sache um ungedrukte Urkunden.„ Und sie wissen auch jedes alte Löschpapier dazu zu machen. Sollen alle Kaufbriefe, Quittungen, Notarieninstrumente, Vocationen und Scripturen der dunkeln Zeiten Urkunden heissen, so sage einer, was in künftigen Zeiten aus der deutschen Geschichte werden will? Alsdenn muß jedes Land, jede Stadt Sorge tragen, daß ja alle Kirchenbücher, Kirchenrechnungen, Quittungen, Protokolle, Rescripte, Scheine, Carmina, Briefe, Schulexercitia, Zeitungen und Kalender für die Nachwelt verwahret werden. Und wenn sich alsdenn auch Leute finden werden, die das alles als Urkunden drucken lassen, was für unermeßliche Zeughäuser werden da zu historischen Bibliotheken nöthig werden! welches Methusalems Alter wird für einen Geschichtschreiber zulänglich seyn, sich da hindurch zu arbeiten! Man weis die Entschuldigungen der Mikrologischen Sammler und ihrer Freunde wohl. Sie

*) A. D. B. VII. B. 2. St. 308. S.

Sie meynen, es könne etwas, dessen Nutzen itzo nicht in die Augen fällt, in der Folge einen zufälligen Nutzen haben. Die Geschichte könne des Dienstes der Gibeoniten nicht entbehren, und was dergl. mehr ist. Aber alles dies hilft nicht, eine ohne Wahl und Geschmak verfertigte historische Sammlung vor einem verständigen Publicum zu rechtfertigen. Wiewol, wer sich durch die Erinnerungen, die von gründlichen Kennern der Geschichte einem Falke und andern ihm ähnlichen geschmaklosen Sammlern gegeben sind, nicht zurechtweisen läßt, für den ist doch alle weitere Bemühung der Kritik verlohren. Ist es indessen nicht eine Schande für uns Deutsche, daß wir in der vernünftigen Bearbeitung der Geschichte noch so weit zurük sind? Und kan man es den Franzosen verdenken, wenn sie uns in diesem Fache für trokne Dumköpfe halten, und mit Geschichtschreibern von der bisher beschriebenen Art ihr herzliches Gespötte treiben?

D.

XXI.

Philipp Ernst Bertrams, Professoris Honorarii des Staatsrechts und der Geschichte auf der Universität zu Halle, wie auch der königlichen und herzoglichen deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Jena Mitgliedes, Entwurf einer Geschichte der Gelahrheit für diejenigen, welche sich den schönen Wissenschaften, der Weltweisheit und der Rechtsgelehrsamkeit widmen. Erster Theil. Halle, bey

J. J. Gebauer, 1764. 644. Seiten in 8. ohne 24. Seiten Vorrede.

Allerdings fehlt es uns noch an einem Handbuche über die Geschichte der Gelehrsamkeit, ja selbst an einem mäßigen Buche zu Vorlesungen über diese Geschichte. Der Heumannische Conspectus ist weder das eine noch das andere: so gut auch der Grundriß desselben an sich ist; so viele nüzliche oder artige Anmerkungen auch darinne gehäuft sind; so ist er doch gerade in einem der wichtigsten Stücke auf eine unerträgliche Art trocken, indem von den berühmtesten Gelehrten aller Zeiten nur die bloßen Namen darinne stehen; ob wir gleich übrigens glauben, daß dieses Buch sich niemals unter den Gelehrten ganz verlieren werde. Hr. B. der eine weitläuftige Kenntniß der Gelehrten Geschichte besizt, hat diesem Mangel bey seinem academischen Vortrage derselben abzuhelfen gesucht. Daß er dabey, wie man aus der Aufschrift sehen kann, nur für eine gewisse Gattung angehender Gelehrten gesorgt hat, tadeln wir eben nicht: es scheint, daß er sich einer vorzüglichen Stärke in der Geschichte gewisser Wissenschaften bewußt, auch nur über diese etwas ausnehmendes zu leisten habe versprechen wollen. Freylich muß ein Compendium der gelehrten Historie für alle Arten von Anfängern geschrieben seyn, und der Verf. urtheilt auch S. 15. 16. der Vorrede richtig, daß ein Gelehrter die Geschichte aller Wissenschaften kennen müsse. Unterdessen ist doch die engere Einschränkung, welche er dem Gebrauche seines Buchs gegeben hat, nicht zu mißbilligen. Wenn wir aber, wie es das Ansehen hat, nur noch im zweyten Bande die Geschichte der Weltweisheit und Rechtsgelehrsamkeit zu erwarten haben, so hätte der Titel anstatt: Gesch.

der

der Gel. für diejenigen ꝛc. vielmehr heissen müssen: Geschichte der schönen Wissenschaften, der Weltweisheit und der Rechtsgelehrsamkeit. Bey der Ausarbeitung selbst hat der Verf. die Gränzen eines Compendii um vieles überschritten. Wir glauben es ihm gerne, daß ihn seine Neigung zu den schönen Wissenschaften hingerissen und zur Weitläuftigkeit verführt habe, (S. 17. Vorr.) so daß aus zwanzig Bogen, welche diese gesammte Geschichte einnehmen sollte, noch einmal so viele nur für den ersten Band geworden sind. Aber ein Compendienschreiber soll sich nicht hinreissen lassen. Das ist eben eine seiner größten und seltensten Künste, in einer bündigen Kürze doch sehr fruchtbar und lehrreich zu seyn. Weitläuftig hingegen zu schreiben, zumal in einer so reichen Materie, ist gar nicht schwer. Das sey nicht gesagt, als wollten wir dadurch zu verstehen geben, der Verf. habe sein Buch ohne Mühe hinschreiben können. Man sieht vielmehr demselben die Arbeit an, die es ihm gekostet hat: nur wenige von einer gleich starken Bücherkenntniß und Belesenheit würden es haben herausgeben können. Allein für ein Compendium ist es zu reich, und für ein Handbuch, das über die Sphäre der Anfänger erhoben wäre, dennoch zu arm. Hier folgt der Beweis davon.

Der erste Abschnitt handelt von der gelehrten Geschichte überhaupt. S. 1-113. in 96. Paragraphen, welche meistentheils kurz sind, auf welche aber desto längere Anführungen der merkwürdigen Bücher folgen. Die fünf ersten: „1. Erinnerung, sich um eine „allgemeine Gelehrsamkeit zu bemühen, und sich „nicht mit compendiarischen und eingeschränkten Ein-„sichten zu begnügen; *Jo a Wower* de Polymathia „tractatio, &c. 2. Unterscheid der Polymathie von „der Encyklopädie, Pansophie, und der gelehrten

„Geschichte. 3. Die gelehrte Geschichte ist eine zuverlässige Erzählung von dem Ursprunge und dem Fortgange der Wissenschaften, und von den Gelehrten „und ihren Schriften. 4. Nutzen und Nothwendigkeit derselben. Fehler, so dabey zu vermeiden sind, „Eintheilungen derselben. 5. Allgemeine Geschichte „derselben, und besonders bey den Deutschen, wobey „zuförderst von der Kunst zu schreiben etwas zu sagen „ist.„ — Zu einem Compendio mögen diese §§en hingehen, ob gleich auch für dieses der 4te und 5te zu mager sind. Von den Büchern hingegen sind die Nachrichten desto verschwenderischer, z. E. S. 14-21. das Verzeichniß von größern Werken über die gelehrten Geschichte besonderer Nationen; S. 22-33. von den gelehrten Tagebüchern; S. 34-45. von berüchtigten und verbotenen Büchern; S. 73-78. von den Büchern in Ana; S. 92-99. Catalogi von berühmten Privat-Bibliothecken, u. dergl. m. wo gewiß die Vollständigkeit für Anfänger nicht brauchbar ist. In den übrigen sieben Abschnitten kommen erstlich Nachrichten von den freyen Künsten überhaupt, sodann die Geschichte der Sprachkunst, der Redekunst, der Dichtkunst, der Geschichtskunde und der mathematischen Wissenschaften, vor; es gehet aber vor der Redekunst noch ein besonderer Abschnitt von der Kritik und dem guten Geschmak überhaupt her. Die §en in allen diesen Abschniten sind wiederum größtentheils einem Compendio angemessen; allein die Bücherverzeichnisse die unter denselben stehen, sind mehr Kennern oder doch Liebhabern zu empfehlen; z. E. wenn nach einigen zwanzig Ausgaben vom Virgil, und einigen dreyßig vom Horatz, noch eine Menge Uebersetzungen ihrer Werke beygebracht wird: dahin gehört das Verzeichniß italienischer Dichter von S. 319-329. worinne allein einige dreyßig Editionen von Petrarchs

Gedichten, von Anno 1470 - 1756. gefunden werden, u. dergl. m. Diese so fleißig und genau nach den ganzen Titeln der Bücher angebrachte Sammlungen werden manchem Leser sehr angenehm seyn; sollte auch gleich hin und wieder etwas zu ergänzen oder zu verbessern seyn; wie z. E. S. 207. Bongiovanni's Sammlung von Libanii Reden; S. 222. der Name eines Fielding, u. s. w. fehlen; S. 239. hingegen neben einem Casaubon und Heinsius, auch Johann Andreas Grosche von den Regeln der Satyre, Platz gefunden hat. Doch überhaupt ist der Theil des Buchs welcher die Bücherkenntniß angeht, wenn es gleich dabey an bestimmten Urtheilen mangelt, zu loben. Aber die Geschichte der Wissenschaften selbst ist nicht überall pragmatisch und kritisch genug, noch mit einer der Büchersammlung gemäßen Ausführlichkeit beschrieben. Zuweilen fürchtet sich der Verf. sogar zu urtheilen; (S. 365.) aber desto öfter sind die Beurtheilungen zu seicht oder compendiarisch, z. E. S. 189. 190. 211. 385. fg. Wir verkennen gleichwol viele feine Anmerkungen nicht; nur wünschten wir, sie wären mehr ausgearbeitet und häufiger eingestreuet worden. Auch müssen wir uns noch im Namen der mathematischen Wissenschaften beklagen, daß ihre Geschichte in fünf Blätter zusammengezogen, und daher überaus dürre und mangelhaft geworden ist. Der Verf. meynt zwar, er sey an dieser Stelle wieder in die ersten Gränzen seines Entwurfs zurückgekommen; aber wenn nun S. 638. fg. von dem ganzen neuern Wachsthum der Mathematik so viel als nichts gesagt wird, so heißt dieses gar keinen Entwurf ausführen.

Uns hat der Abschnitt von der Geschichte am besten gefallen, und wir waren eben im Begriff den Verf. zu ersuchen, daß er uns mit seiner würklichen

Histo-

Historia Historiae, oder wenigstens, nach dem hier brauchbar genug angelegten Plane, mit einer kritischen historischen Bibliothek beschenken möchte, als wir S. 388. fanden, daß er nächstens eine verbesserte und vermehrte Ausgabe von Lenglets Verzeichnisse der Geschichtschreiber, das er ehemals übersezt hat, ans Licht stellen werde. Vielleicht wird das eine Veranlassung zur Erfüllung des erstern unserer Wünsche.

***

XXII.

Elementa Physiologiae Corporis humani. Auctore *Alberto a Haller*. Tomus Septimus. Bernae Sumptibus Societatis Typographicae. 1765. 4.

Die Wichtigkeit und Vortreflichkeit dieses Werks ist zu bekannt, als das wir in Absicht derselben etwas sagen sollten. Wir wollen uns daher nur bemühen, den Hauptinnhalt dieses Bandes anzuzeigen. Er besteht aus zween Theilen, deren erster 576. S. enthält, und von den Därmen, Chylus, Urin, und männlichen Saamen handelt. Der zweyte Theil handelt die weiblichen Geburtstheile auf 176. S. ab. In der Vorrede beklagt sich der V. über die neuen Angriffe des Hn. Whytt, der demselben verschiedne Meynungen aufbürdet, die er nicht hat. Einige Einwürfe desselben werden widerlegt. Die kleinen Därme werden in dem ersten Theile zuerst betrachtet. Die Därme sind dem thierischen Körper fast mehr eigen als das Herz, denn viele Thiere haben kein Herz, alle aber haben Därme. Sie sind von verschiedner Länge in verschiednen Thieren, ja selbst im

Men-

Menschen sind sie nicht immer gleich lang. In den meisten Thieren sind die dünnen Därme länger, als die dicken. Da der ganze Canal der dünnen Därme von einerley Weite und Struktur ist, misbilligt der Verf. die gemeine Eintheilung derselben in das duodenum, jejunum und ileum. Vom peritonaeo bekommen diese Därme ihre äusere Haut, die unempfindlich ist, unter dieser liegt die erste fächerförmige Haut, und unter dieser die muskulöse, die aus langen und Cirkelfibern besteht, von welchen diese im Menschen stärker, jene schwächer sind. Dieser Haut folgt die nervichte, und dieser die dritte fächerförmige Haut, die lezte ist die membrana villosa, welche eine Continuation der Epidermis und unempfindlich ist, und von welcher die Valdeln entstehen, die in den Därmen sind. Die kleinen Därme haben vielmehr viele als grose Nerven. Die Verrichtung derselben wird hier erkläret. Die Veränderung, welche die Speisen in denselben erleiden, ist so groß nicht, als viele glauben, denn die Saamen behalten ihre befruchtende Kraft, die Säure geht oft wenig verändert ins Blut über, Meersalz wird am wenigsten verändert, Rhabarber behält die Farbe, Knoblauch den Geruch, Oel und Queksilber gehen unverändert ins Blut. Die Veränderung der Speisen in Chylus wird der Wärme, der Luft, den Feuchtigkeiten der Därme, und den beständigen Bewegungen derselben, zu welchen das Zwergfell und die Bauchmuskeln nur wenig beytragen, zugeschrieben. Viele Umstände beweisen, daß die Därme eine sehr grose Kraft zu bewegen haben. Der Verf. beschreibt den motus peristalticus und antiperistalticus, und die Ursachen desselben. Der Chylus wird zum Theil auch durch die vasa meseraica eingesaugt.

Nun

Nun folgen die dicken Därme. Die meisten Thiere haben einen Blinddarm, einige gar zween. Der Bau dieser Därme ist so wie in den dünnen Därmen, nur die membrana villosa haben sie nicht. Ihre Verrichtung besteht in der Bewegung und dem Auswurf des Koths, und der Einsaugung der übrigen Feuchtigkeit desselben. Die Beschaffenheit und Bestandtheile des Menschenkoths werden beschrieben. Die wurmförmige Bewegung ist in diesen Därmen stärker als in den dünnen. Dieser Abschnitt wird mit der Beschreibung der Ausleerung des Koths, und einigen Anmerkungen über die güldne Ader beschlossen.

Die Milchgefäße sind nicht eine besondre Art von Gefäßen, der Verf. zählt sie unter die lymphatica valvulosa. Sie entstehen nicht vom Magen, sondern von den dünnen Därmen und vornemlich vom jejuno. Sie vereinigen sich in truncos und machen Anastomoses. Der Verf. behauptet, daß es zweyerley Arten dieser Gefäße gäbe. Die cysterna chyli ist nichts anders als ein grosses vas lymphaticum, das an beyden Enden conisch, und in der Mitte sehr breit ist. Zuweilen besteht sie nur aus einem solchen Gefäß, oft aus zweyen, oder dreyen, ja zuweilen, ob gleich selten aus unzähligen. Der ductus thoracicus hat Valveln und öfnet sich in die linke vena Subclavia, zuweilen in die rechte, selten in die vena cava oder sine pari, mehrentheils mit einem, zuweilen mit zwey, drey und mehrern Oefnungen. Zulezt werden die Kräfte, die den Milchsaft durch diese Gefäße bewegen, beschrieben.

Im sechs und zwanzigsten Buch wird von den Urinwegen gehandelt. Man findet nicht in allen Thieren Nieren. Sowol ihre Gestalt als ihre innre Beschaffenheit ist in verschiednen Thieren verschieden. Im vreter des Menschen kann man keine verschied-

nen

nen Häute, auch kleine Muskelfiebern entdecken. Reizbar sind sie nicht, aber wol empfindlich. Die Nieren haben wenig Nerven, und daher auch wenig Empfindung. Die innre Substanz der Niere besteht aus Gefäßen. Die Blase, der Urin, die Geschichte, Entstehung und Bestandtheile der Steine, die in diesen Wegen entstehen, werden genau beschrieben. Der Urin wird allein in den Nieren abgesondert, und von diesen allein, und also durch keine andre Wege, kommt er in die Urinblase. Die Art und Weise wie dieses zugeht, wird beschrieben. Die Capsulae renales sondern einen Saft ab, der in ungebohrnen Kindern nöthig, in Erwachsenen unnöthig zu seyn scheinet. Am Ende dieses Buchs ist die Figur der Niere eines Kindes.

Im sieben und zwanzigsten Buch wird von den männlichen Zeugungstheilen gehandelt, von welchen eine genaue anatomische Beschreibung geliefert wird. Es sind würklich Thierchen in dem Saamen. Vier Säfte bemerkt man in dem Saamen, nemlich den Saft der Hoden, den Saft der Saamenbläsgen, den Saft der Glandula prostata und Nervensaft. Welcher von diesen Säften befruchtet eigentlich? vermuthlich der Saft der in den Hoden bereitet wird, denn in allen Thieren, die sich begatten, findet man Hoden, in vielen aber keine Saamenbläsgen, und glandula prostata, der Saamen wird entweder ausgelassen, oder ins Blut gesauget da er denn den Körper stärkt, und den besondern Geruch verursacht, der männliche Körper zuweilen durchdringt. Sobald der Saamen anfängt bereitet zu werden, entstehen in Körper besondre Veränderungen. Der Verf. beschreibt dieselben, so wie auch die Ursachen der Ergießung des Saamens, und die Art wie dieselbe vor sich gehet. Das männliche Glied schwillt auf, weil mehr Blut in

das-

dasselbe eindringt, als aus demselben zurük geht, nicht aber weil das Blut verhindert wird aus demselben zurük zu treten. Durch einen Beyschlaf werden die Saamenbläsgen nicht völlig ausgeleeret, daher denn auch der Beyschlaf mehr als einmal in kurzer Zeit wiederholt werden kann. Der Mensch gehöret unter die Thiere, bey denen der Saamen am sparsamsten bereitet wird, und also die Kraft zum Beyschlaf am schwächsten ist. Die übeln Folgen eines zu oft wiederholten Beyschlafs entstehen theils von dem Verlust des Saamens, theils von der starken Erschütterung und Anstrengung der Nerven. Einige Anmerkungen de pubertate beschließen diesen Theil.

Der zweyte Theil dieses siebenden Bandes handelt die weiblichen Zeugungstheile ab. Ein weiblicher Körper ist weicher, ausdehnbarer und empfindlicher als ein männlicher. Der V. macht den Anfang mit der Beschreibung der Brüste und der Absonderung der Milch in denselben. Den großen Consensus der zwischen den Brüsten und der Mutter ist, schreibt der V. nicht der Anastomosis, die zwischen der arteria epigasmia und mammaria ist, zu, denn sie ist von keiner Bedeutung, sondern vielmehr der Aehnlichkeit, die zwischen der Feuchtigkeit der Mutter und der Milch ist, so wie auch der Sympathie der Nerven, der Brüste und der Mutter. Die Milch wird chemisch untersucht, ihre Kräfte, Eigenschaften und Fehler werden beschrieben. Der Vterus im Menschen ist dicker als in allen andern Thieren, er ist reizbar und ohne Zweifel hat er Muskelfieber, die, wenn sie würken, ihn theils verkürzen, theils verengern. Und nun folgt eine genaue anatomische Beschreibung der weiblichen Geburtstheile. In einem dreymonatlichen foetu ist die Clitoris groß, nach dieser Zeit nimmt sie wieder ab. Das Hymen bestehet aus der doppelten Epi-

der-

dermis. Ganz junge Kinder, so wie auch sehr alte Personen, haben die monatliche Reinigung gehabt. Ja, bey Säugenden und Schwangern ist sie durch die ganze Schwangerschaft ordentlich erschienen. Das Blut kommt aus dem Vterus und vornemlich desselben fundus, und zwar aus den Arterien desselben. Der V. giebt drey wahre Ursachen dieses Blutflusses an: sie sind, eine stärkere Bewegung des Blutes und eine große Anhäuffung desselben im ganzen Körper, und drittens ein starker Trieb desselben nach dem Vterus. Warum ist diese Reinigung periodisch? Dieses ist schwer zu erklären. Die Folgen der Unterdruckung dieses Flusses, und die eigentlichen Umstände der Entstehung desselben beschliessen diesen Band.

St.

XXIII.

Der verthevdigte Korn-Jude, von Johann Albrecht Philippi. Seneca. Nulla res nos majoribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur, optima rati ea, quae magno assensu recepta sunt. Mit Kupfern, 8. Berlin, 1765. im Verlag Johann Heinrich Rüdigers, 12 Bogen.

Wenn je ein Buch angenehm und zugleich gründlich geschrieben ist, so ist es das gegenwärtige, von dessen Inhalt der Verfasser in der Vorrede sagt, er habe sich vorgenommen zwey alte Irthümer zu verbannen, welche heißen:

Rom hatte Korn-Juden.
Die Korn-Juden sind allen Staaten schädlich.

In der Abhandlung selbst heisset es, S. 13. „Ich „werfe mich zum Vertheydiger der Korn-Juden auf; „das Brod, welches zu backen, die Königin Dio zu „Abrahams Zeiten soll gelehret haben, und welches „mir süßer als im Kriege schmeckt, hat mich in ge„genwärtigem Kriege zu diesem Gedanken geleitet; „ich bin nicht dazu gebohren im Felde Lorbeern des „Sieges zu sammlen; damit ich aber nicht meine „müßigen Stunden muthwillig tödte, so will ich Ge„danken sammlen, welche insgesamt auf den zu ver„bessernden nöthigen Ackerbau, und eine bessere Korn„Policey abzielen; hauptsächlich aber werde ich alle „Gründe aufführen, um meine freywillig angenom„mene Clienten, die Korn-Juden, künftig in Si„cherheit zu setzen. Man erwarte keinen systemati„schen Vortrag, ich will mich bey meinen leidenden „Ungemächlichkeiten, nicht durch Schreiben ermat„ten, sondern erquicken; meine Abhandlung wird „vielmehr, einer Vertheydigungsrede gleichen; ich „bitte daher um Erlaubnis, oder ich nehme sie mir sel„ber, hin und wieder Nebenanmerkungen anzubrin„gen, denn ich mache mich zu nichts weiter anhei„schig, als zur Warheit und zur nüzlichen Ausbrei„tung derselben.„

S. 38. erkläret der Hr. V. was er unter einen Korn-Juden verstehe, nemlich denjenigen, „welcher „innerhalb Landes, innländisch Getreide bey ihm nie„drigscheinendem Preise, aufschüttet, um solches bey „steigenden Preise innerhalb Landes mit dem größten „Vortheile wieder zu verkaufen.„ Von dieser Art Leute behauptet er, daß sie einem Staate den größesten Vortheil bringen, und daß es allemal das Hauptaugenmerk einer gesunden Landespolicey seyn müsse, so wie den freyen Getreidehandel überhaupt, als insbesondere die Handlung der Particuliers innerhalb des

Landes mit innländischen Getreide nach allen Kräften zu begünstigen, weil dieses das sicherste Mittel sey, den Ueberfluß in einem Lande zu verbreiten, und selbiges für Theurung und Hungersnoth zu schützen. Die Gründe für dieses System, welches vor ihm schon einige der grössesten Staatsmänner angenommen haben, sind stark, und dabey in einer guten Schreibart und mit lebhaften Witze vorgetragen.

Schlüßlich wünschen wir, daß der Hr. V. den Titel des Policeydirektors zu Genua, in derjenigen großen Stadt wo er jezt diß Amt verwaltet, nach seinem Wunsch in die genauste Erfüllung bringen möge. Dieser Titel heißet nach S. 13. der Besorger des Ueberflusses.

P.

XXIV.

D. Philipp Doddridge, weyland evangelischen Lehrers zu Northampton, theologische Sendschreiben über verschiedene die Religion und Gottseligkeit betreffende Materien, mit einer Vorrede herausgegeben von Friedr. Eberhard Rambach, Königl. Preuß. Consistorialrath ꝛc. Rostock und Leipzig, verlegt von Joh. Christian Koppe, 1764. 8. 2 Alph. 8 Bogen.

Doddridge steht lange wegen seiner Gründlichkeit und Wahrheitsliebe in einem zu guten allgemeinen Ruf bey den Deutschen, als daß man erst nöthig haben solte, seine Arbeiten anzupreisen. Auch diese Sendschreiben waren wegen ihres angelegentlichen Inhalts werth, übersezt zu werden.

Die drey ersten sind an den Verfasser der Schrift gerichtet, welche im Jahr 1742. zu London unter dem Titel: Christianity not founded on Argument, herauskam. Doddridge zeiget ihm in dem ersten Schreiben, daß die Wahrheiten der christl. Religion durch einen vernünftigen und überzeugenden Unterricht erlernet und zu Herzen genommen werden müßten. In dem zweyten handelt er davon, daß die Lehre des Christenthums die schärfste Prüfung aushalten könne, welche uns weder von Jesu, noch seinen Aposteln wäre verboten worden. Aus dem dritten, worin die Lehre von den Gnadenwürkungen des heil. Geistes, Beyfallswürdig vertheydiget wird, können wir uns nicht enthalten, eine Stelle anzuführen, die uns ungemein gefallen hat. Thomson sagt einmal von Gott:

Alone HE works in all, yet HE alone
Seems not to work.

Doddridge stimmet dem bey und erkläret sich, wie in dem Reiche der Natur die göttlichen Wirkungen durch die Mittelursachen geschähen, jedoch auf eine solche Art, daß er sich gleichsam hinter dieselben verstekte und nur selten wahrgenommen würde: eben so könte eine Wirkung des heil. Geistes auf das Gemüth eines Menschen statt haben, dadurch ihm die Wahrheit des göttlichen Worts deutlicher einleuchtete und fester bewahret würde, da es mittlerweile das Ansehn hätte, als ob alles durch unsere eigene natürliche Fähigkeit geschehe, deren sich Gott in seiner Wirkung bedienet. „Wenn daher, sagt er hierauf S. 276., unser Gemüth von den göttlichen Wahrheiten einen tiefen Eindruk bekomt; wenn wir uns erwekt finden, denselben fleißig nachzudenken und in der heil. Schrift zu forschen, nicht aus einer natürlichen Neugierigkeit,

sondern mit dem ernstlichen Verlangen, der Gnade Gottes theilhaftig zu werden; wenn durch das Wort Gottes gute Bewegungen und Entschliessungen in unserer Seele entstehen; wenn wir uns innerlich ermuntert und gestärkt finden, den aufstossenden Reizungen und Versuchungen getrost zu widerstehen, und unsere Pflicht mitten unter allen Hindernissen und Widerwärtigkeiten mit Geduld und Treue auszuüben: so halte ich gänzlich dafür, daß wir dieses nach dem Inhalt und der Vorstellung der heiligen Schrift nicht blos der Gütigkeit der göttlichen Vorsehung zuzuschreiben haben, die uns zu vernünftigen Geschöpfen gemacht, und uns in die vortheilhaften Umstände gesezt hat, daß wir die in der heil. Schrift enthaltene göttliche Offenbarung haben kennen lernen; sondern daß solches zu den Gnadenwürkungen des heiligen Geistes auf unser Herz, in der Verbindung mit den vorigen Gelegenheiten und Wohlthaten, gehöre. (Diese Verbindung ist nicht zu übersehen, denn sie kommt allemal mit in Betrachtung.) Daher kommt mir nun auch die Untersuchung sehr unerheblich vor, wenn Menschen sich in die Speculation einlassen, und bestimmen wollen, wo die Natur aufhöre, oder wo die Gnade anfange? oder welches der eigentliche und bestimmte Unterschied unter dieser doppelten Erkenntniß sey, da doch die Würkung so genau mit einander vereiniget ist. Wenn zum Exempel einige Handwerksleute, denen ihr Meister zur Vollendung ihrer Arbeit zwey Lichter in die Werkstadt gestellet hat, statt ihr Geschäfte zu vollenden, sich in die Untersuchung einlassen wolten, wie weit der Glanz von jeglichem Lichte sich erstrecke, und wo der Unterscheidungspunkt zu bestimmen sey: so würden wir ganz gewiß dieses für etwas müßiges ansehen, und ihr Meister würde ihnen für diesen bewiesenen Vorwitz schlechten Dank abstat-

ten. Und aus diesem Grunde habe ich mich, welches ich frey bekenne, öfters darüber betrübet, wenn ich wahrgenommen, daß in der polemischen Theologie über solche Fragen, weitläuftige Bücher geschrieben werden, die entweder keine pünktliche Bestimmung nöthig haben, oder dieselbe nicht gestatten.„ — Wäre dieses, was doch so wahr ist, häufiger bedacht worden, so würde man nicht so oft auf die unselige Thorheit gerathen seyn, die wir für eine wahre Vermehrung Gottes halten, nemlich die Natur und Vernunft des Menschen herunter zu setzen, um die Gnade und Schrift zu erheben, da Gott ja der Urheber von beyden ist und durch das eine so gut würkt und würken kan, als durch das andere. Jede rechtschaffene Gesinnung und Handlung bleibt ja immer sein Werk, so wie jede noch so natürliche Veränderung in der Körperwelt es ist, wir mögen dazu gebracht werden, durch welche Erkenntniß wir wollen, wenn die Erkenntniß nur wahr und göttlich ist; und die Würkungen von dem, was die natürliche oder geoffenbarte Erkenntniß dazu beyträgt, fallen ja stets so in einander, daß kein Mensch die Grenzen bestimmen mag.

Das vierte Schreiben ist nicht vom Doddridge, sondern von dem Bischof Gibson und enthält eine Warnung gegen die Verführung freygeisterischer Menschen, dagegen sehr dienliche Regeln vorgeschlagen werden. In dem fünften wird die merkwürdige Bekehrung eines ehemaligen Religionsspötters, des Obersten Gardiner beschrieben. Bekehrungsgeschichte von dieser Art können ihren Nutzen haben. Es ist wahr, die Veranlassung zu der veränderten Denkungs- und Lebensart des Obersten ist so außerordentlich und ungewöhnlich, als sie nur seyn kan, und es war ohnfehlbar die Einbildung eines lebhaften Traums, was er für wirkliche Empfindung hielt. Aber dies bey

Seite gesezt, findet man in den Würkungen und Eindrucken, welche dieselbe auf sein Gemüth machte, auch keinen Schatten von Fanatismus, der sonst nur gar zu oft dergleichen Bekehrten anzukleben und von ungeschikten, selbst nicht sehr helle denkenden Führern, vielmal unterhalten zu werden pflegt. Vielmehr lieset man von diesem Manne mit Vergnügen, wie er aus einem leichtsinnigen Verächter der Religion und Tugend, ein aufgeklärter überzeugter Christ, ein wahrhaftiger Verehrer Gottes und ein rechtschaffener Menschenfreund geworden, dem auf der einen Seite Gott und das Gewissen über alles werth waren, bey dem sich aber auch auf der andern Seite die christliche Tugend in aller der liebenswürdigen Freundlichkeit, ungezwungenen Einfalt und verständigen Klugheit zeigte, worinn sie Gott und Menschen gefällt, aber von dem abergläubigen, sogenannten Pietisten weder gekannt noch geübt wird. — In dem sechsten Sendschreiben hat sich der V. über die göttliche Eingebung der Schriften des neuen Testaments nach seinen Einsichten erkläret. Das siebende ist an einen zum evangelischen Lehramt eingesegneten Prediger gerichtet, und werth, von jedem gelesen zu werden, der dies wichtige Amt gewissenhaft und mit Segen führen will. Wer etwa auf die Seite des Arianismus oder Pelagianismus hängt, der mag sich hier von dem Uebersetzer in den Anmerkungen gelegentlich einen Wink geben lassen. Das achte enthält eine Ermahnung zum Hausgottesdienst, und in dem neunten wird die freye Gnade Gottes gegen einige gefährliche Irthümer sehr gründlich und richtig vertheydiget. Dieses Schreiben möchte man denen besonders empfehlen, die sich in dem Blute und den Wunden Jesu so sanft und selig fühlen, ohne in ihren Gesinnungen gebessert, und in ihrem Verhalten gut und heilig geworden zu

seyn. S. 731. verdienet ein Drukfehler angemerkt zu werden, durch den wegen eines in der 4ten Linie ausgelassenen nicht, ein ganz verkehrter Sinn heraus kommt. Es muß, wie der ganze Zusammenhang giebt, heissen: „Die Auslegung der Stelle 1 Joh. 3. 7. von der Gerechtigkeit des Lebens erklärt, konnte solchen Leuten nicht anständig seyn, die in dem Wahn stehen, daß der Stand der Rechtfertigung nicht nach den Früchten der Heiligung geprüft werden müsse.„ Dies lezte nicht aber ist ausgelassen worden.„ Den Anhang machen die beyden lezten vom Doddridge gehaltenen Predigten von der christlichen Aufrichtigkeit und von den Thränen Jesu bey dem Grabe Lazari, bey der Beerdigung des D. Samuel Clark; und dann die Gedächtnißpredigt auf den Verf. von Hr. Orton gehalten, worinn der Sieg eines Christen über den Tod vorgestellet wird.

W.

XXV.

Jacobi Wernischek AA. LL. Philosophiae et Medicinae Doctoris Tractatus, physicam Astrorum notitiam, ex principiis Mechanicae proponens. Viennae, typis Ioannis Thomae de Trattnern, Aulae Typogr. et Bibliop. 1764. 12. Bogen in 8.

Der H. W. hat die Absicht, die Gestirne mit medicinischen Augen zu betrachten; zu untersuchen, was etwa die Gestirne der Arzneykunst und die Arzneykunst den Gestirnen für Vortheil bringen könnten, und eben dadurch die physische Kenntniß der Gestirne, bey den Aerzten aufs neue, in nicht geringe

ringe Hochachtung zu sehen. Das 1. Cap. erkläret und beweißt das Copernicanische System.

Das 2. Cap. handelt von der Erde. Aus ihrer täglichen Bewegung um die Achse leitet der Hr. V. her cunctas quarumvis rerum permutationes, incrementa et decrementa, z. B. das Wachsthum der Metalle; die Entwickelung des Saamens zu einer Pflanze; den Ursprung der Quellen, denen er das Wasser aus der See, und wo wir es recht verstehen, aus dem Mittelpunct der Erde, in unterirdischen Canälen zuführet und es nachher durch die vim centrifugam zu Tage fördert. Hierauf wird weitläuftig erwiesen, daß das Wasser die wahre und einzige Nahrung der Pflanzen sey. Die festen Theile der Pflanzen haben ihre ganz eigene Natur und mit andern Körpern nichts gemein; denn wenn Holz aus Salz, Oehl und Erde bestünde, so müßte man aus Holz-Asche, Oehl und Salz wieder Holz machen können, quis autem hoc animadvertit unquam? Da nun ferner die Thiere sich mittelbar oder unmittelbar von Pflanzen nähren, so ist ihre eigentliche Nahrung ebenfalls blos Wasser.

Mit der Entwickelung des Saamens in der Erde gehet es so zu: Weil der Saame zugleich mit der Erdkugel schnell im Zirkel herumgedrehet wird, der Aether aber keinesweges; so muß lezter auf diese Art nothwendig die poros des Saamens durchwehen und sie nicht nur offen erhalten, sondern ihnen auch die benachbarte Feuchtigkeit zuführen (vermuthlich so wie der Wind, durch einen aufgeweheten Fensterflügel, den Regen der Stube zuführet.)

Endlich hält der Hr. V. das Wasser für das allgemeine Nahrungsmittel des ganzen Erdbodens, quaelibet prorsus corpora sunt larvata aqua; indem man sonst keine andere Materie angeben könne, die

 der

der schweren Last, alle Dinge zu nähren, gewachsen wäre.

Das Aufsteigen der Dünste geschieht ebenfalls durch die vim centrifugam. Sie führen zugleich eine Menge anderer Materie mit sich in die Höhe, die vermittelst der Donnerwetter wieder zu Wasser gemacht und der Erde aufs neue zugeführet wird.

Das 3. Cap. betrachtet die Sonne. Unterschied des Sonnen- Küchen- und elementarischen Feuers. Die Sonne bestehet aus gleichartigen Theilen, die durch die Umdrehung um die Achse in einer unordentlichen heftigen Bewegung erhalten werden, und dadurch dem Aether diejenige Bewegung mittheilen, die wir mit dem Namen der Sonnenstrahlen belegen.

Das 4. Cap. vom Mond. Die Lichtstrahlen so er uns zuschicket, sind sehr schwach, et delerentur prorsus fortassis omnes a solaribus continenter urgentibus, nisi se ocyus in umbram Telluris reciperent (wie eine geschlagene Armee unter die Canonen ihrer Festung.) Hätte der Mond blos die Absicht die Nacht zu erleuchten; so hätte es der Schöpfer gewiß so eingerichtet, daß wir immer Vollmond hätten. Sein unmittelbarer Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen und Thiere, auf die Witterung, die Arzneymittel u. s. f. auf die Art wie man ihn ehemals glaubte, ist unerweislich; aber nicht seine Würkung mit Hülfe der Atmosphäre.

Hier kommt nun vorzüglich die Ebbe und Fluth in Betrachtung. Newton folgerte sie, als Mathematicker, sehr glüklich aus der anziehenden Kraft; als Naturforscher aber hat er uns seine Gedanken darüber ganz und gar verschwiegen, und dadurch den Hr. W. in die Nothwendigkeit gesezt, diese Untersuchung selbst anzustellen, quandoquidem meum hic est rem per Mechanicae leges proponere, adeo-

que

que tergiversantis etiam (verstehe Neutoni) vim attractivam, juxta physicae normam commentari.

Wir wollen diesen physischen Commentarium über die Attraction kurz zusammen ziehen: Die Flüsse führen eine grosse Menge ganz verschiedener Materie mit sich ins Meer; daselbst verbindet sie sich mit dem Meersalz und sezt sich, in Gestalt sehr kleiner Klümpgen, zu Boden. Durch die immer fortdaurende Umdrehung der Erde werden diese Klümpgen nach und nach so zubereitet, daß sie zu gesezten Zeiten aufbrausen und sich in Meerwasser verwandeln; und dieses Aufbrausen macht Ebbe und Fluth. Es rühret zugleich von dem in die See leuchtenden Mondsschein und dessen Veränderungen; und eben das ist die Absicht, in welcher der Mond mit so veränderlichem Lichte erschaffen worden. Wie aber, wenn der Mond, zu der Zeit, wenn die Klümpgen aufbrausen sollten, unter der Erde ist? (wir würden hierauf antworten: er trift auch da ein Meer an, wo er hinein scheinen kann.) Hier erfolgt Ebbe und Fluth ohne seine Beyhülfe, wie ein Fieberparoxismus, nach dem einmal eingedrukten Gesez oder Typus. Die Vergleichung der Erde mit einem Thier wird in der Folge noch viel weiter getrieben. Das 5. Cap. von den Planeten. Einwohner spricht ihnen der Hr. V. schlechterdings ab; gedenkt aber doch auch keines andern Endzweckes, für den sie etwa geschaffen seyn möchten; auch nicht wie sie uns, oder wir ihnen, nüzlich seyn könnten. Den Beschluß macht der vastissimus omnisque imaginationis vi densior universi cortex ex multis millionibus stellarum fixarum constans, et totum universum accurate ambiens; von dem aber weiter nichts gemeldet wird, als daß er uns in Erstaunen und Bewunderung sezet.

I.

XXVI.

XXVI.

Des Herrn Nils Rosén von Rosenstein s. w. Anweisung zur Kenntniß und Cur der Kinderkrankheiten, aus dem Schwedischen übersezt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Andr. Murray, D. Prof. der Med. zu Göttingen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen und Gotha. Dietrich, 1768. 541. S. in 8.

Diese neue Ausgabe einer der schäzbarsten Schriften (Allg. D. Bibl. IV. 2. S. 198. f.) ist wirklich sehr verbessert und vermehrt, wenn sie gleich eine geringere Seitenzahl hat.

Zum Texte ist ein ganzes Cap. vom Wasserkopfe aus des Hn. v. R. eignen Feder und mit der ihm eignen Gründlichkeit ausgearbeitet, hinzu gekommen. Es wird darinn des äusserst seltnen Falls einer Frauensperson gedacht, die im sechsten Monate ihres Lebens damit behaftet worden und das 45ste Jahr dennoch erreicht hat. Auch hat Hr. Murray, ein dergl. Kind gesehen, das für eilfjährig ausgegeben ward. Die Cur ist freylich nicht hofnungsvoll. Doch werden gelinde Abführungen, die Meerzwiebel und Zugpflaster bey der innern Wassersucht des Kopfs in Vorschlag gebracht, bey der aber sowol, als bey denen damit bisweilen verknüpften Geschwülsten an andern Theilen des Haupts, die Einschnitte tödtlich sind. Bey dem noch seltnern äussern Wasserkopfe können sie doch diensam seyn.

Noch beträchtlicher sind die Anmerkungen des Hn. M. vermehrt, theils durch ganz neue, theils durch Zusätze zu den vorigen. Sie sind allemal wichtig und lehrreich und werden es noch mehr dadurch,

weil

weil sie sehr häufig aus schwedischen Quellen fließen, wozu nicht jeder einen Zugang haben kann. Verschiedne Arzneymittel werden aus der Naturhistorie erläutert, als S. 52. die Norländische Hindbeere, in deren Ermangelung die unsre eintreten kann; S. 78. der Weiderich; S. 88. die Faba Pechurei. S. 133. und 541. die Preißelbeere. Man schikte aus Irrthum die Blätter davon vom Harz nach Halle statt der Sandbeere und fand auch sie im Steine von der besten Wirkung. S. 284. vom Hiortron und der Moosbeere S. 378. von der Spigelia. S. 401. vom Wasserampfer. Gemeiniglich sind auch vermehrte Erfahrungen von den Heilkräften derselben beygefügt. S. 343. wird der wurmtreibenden Kraft des stinkenden Helleborus aus dem Bisset (auch Andrew) gedacht und S. 271. der Tugenden des Porsts (Ledi palustris) im Kinkhusten, die Wohlin und Wahlbom bestätigt gefunden haben, denen der Recensent auch drey eigne Erfahrungen hinzusetzen kann. Der Hr. v. Rosenstein rühmt doch des Schierlings Wirksamkeit S. 511, obgleich Hr. Acrel nicht so glüklich damit gewesen ist, und die Solution des Sublimats erhält sich noch S. 508. bey den schwedischen Aerzten in großem Ansehen. Das Blasenziehen mit dem Brennranunkel (Ranunculus Flammula) ist in Schweden eine gewöhnliche Weibercur in Wechselfiebern. Des Hrn. v. Rosenstein bisher geheimgehaltenen antispasmodischen Pillen sind nun auch von dem Erfinder selbst bekannt gemacht. Sie bestehn aus Mohnsaft, Salmiak, Milchzucker und Liqueritiensaft. Vom Wechselfieber in Pocken und vom Vitriolgeiste in denselben; wie auch von der neuen Inoculationsmethode der Suttons und des Dimsdale ist S. 115. 152. 169. 172. 539. f. verschied-

schiednes Merkwürdige beygebracht. *) Hr. Haartmann zu Abo, hat zweyte Masern gesehen, S. 213. Beym Cap. von den Würmern hat Hr. M. viel Lehrreiches von der Naturhistorie derselben zugefügt. Zu Rosensteins 4. Wurmarten im Menschen, dem Band- und Spulwurme, den kleinen und langen Ascariden sezt Hr. M. noch die Fasciolen, den Gordius, den Brodd bemerkt, und Röderers Trichuriden hinzu. Wegen des Pflegens der Liebe während des Säugens S. 7. 8. ist Hr. M. nachsichtiger, als man gewöhnlich pflegt. Wir sind seiner Meynung. Nur glauben wir nicht, daß die Bevölkerung durch die Strenge und Enthaltsamkeit darinn leide, da dem State mehr an Einem wohlgewarteten Kinde gelegen ist, als an zweyen oder an der Hofnung auf zwey, wovon eins und vielleicht beyde über der Eil zu leicht Schaden nehmen. Auch sehen wir nicht ein, daß durch die Enthaltsamkeit zwey Drittel der Zeit der weiblichen Fruchtbarkeit vergeblich verstreichen. Wir glauben indessen, daß, wenn gleich Enthaltsamkeit besser ist, doch mäßig der Liebe pflegen, meist unschädlich sey, und man hier etwas nicht zu strenge verschreyen müsse, wenn man nicht Gesetze geben will, die zu erfüllen, kein Mensch Lust und Beruf fühlt. Dieser Fehler in der politischen Gesetzgebung kommt auch oft in der medicinischen vor. Wenig bekannt und doch in grossen Städten sehr nachahmungswürdig ist, was S. 468. vom Ammencontoir erzählt wird, in dem man sich einer von Seuchen freyen Amme versichern kann. Von 295, die sich 1764. meldeten, konnte man nur 152. annehmen. Nicht viel mehr, als die Hälfte — das

*) Seit der zweyten Ausgabe von Hrn. M. Geschichte der schwedischen Inoculation, ist die Zahl der ihm namhaft bekannten Inoculirten von 621. auf 1040. gestiegen.

das ist in der That viel. Und sollte dies nicht die Policey in mehreren großen Städten erwecken, der heimlichen Vergiftung der zärten unschuldigen Kinder abzuwehren? Sollten nicht die Verweser der Staten endlich einmal einsehen lernen, daß die so große Vernachläßigung der Medicinalanstalten endlich auf ihr und der Ihrigen eignes Haupt zurük fällt?

Y.

XXVII.

Codex diplomaticus Quedlinburgensis, accedunt praeter vitam B. Mathildis Franc. orient: Reginae integritati suae restitutam, exegesis diplomatica praecipuorum documentorum, nec non selecta veterum autographorum specimina ut et sigilla antiqua potiora aere ad amussim expressa, curante *Antonio Vdalrico* ab *Erath.* Cum indicibus locupletissimis. Francof. ad Moenum prostat in Bibliopolio B. viduae Moellerianae. A. R. S. 1764. Fol. 12. Alph. 4. Bogen nebst 41. Kupfertafeln.

Der Nutzen, welchen sowol Juristen als Geschichtkundige aus Urkundensammlungen ziehen können, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, von der Brauchbarkeit dieses vortreflichen Werkes etwas weiter anzuführen. Wir wollen unsern Lesern blos die Einrichtung dieser Sammlung bekannt machen und am Ende unser Urtheil beyfügen. Mit Auszügen können wir uns um so weniger abgeben, da fast jede Zeile in diesem Werke, aus gewissen Geschichtspunkten betrachtet, brauchbar seyn kan, und daher

daher auch angemerkt zu werden verdiente. Wollten wir eine strenge Wahl unter der Merkwürdigkeit anstellen, so könnten uns, da wir es hier mit verschiedenen Arten von Gelehrten zu thun haben, von einem Theile derselben wegen der gar zu großen Kürze, von dem anderen, wegen einer unnöthigen Weitläuftigkeit, gegründete Vorwürfe gemacht werden, und im Betracht des Ganzen, würden wir doch allemal etwas unvollständiges geliefert haben. Wir kehren daher zu unserm einmal gethanen Versprechen zurük.

Die in dieser Sammlung enthaltene 1339. Urkunden, welche in dem zehenten Jahrhundert anfangen und bis auf das Jahr 1517. fortgehen, stehen in Chronologischer Ordnung, und sind nach den Jahrhunderten abgetheilt: Am Ende eines jeden Jahrhunderts hat der Hr. H. historische Auszüge aus Geschichtschreibern angehängt, die die Geschichte dieses angesehenen Stifts ungemein erläutern. Nach den Urkunden folgt Vita B. Mathildis Franciae orientalis Reginae, jussu Heinrici II. Regis conscripta, es ist dieses aus einer sehr alten Handschrift genommen, welche dem Hrn. von E. aus dem Archive des Klosters des heiligen Pantaleons zu Cölln mitgetheilet worden ist, den Beschluß machen diplomatische Erläuterungen einiger Urkunden und ein sehr wohl eingerichtetes fünffaches Register. Die Kupfertafeln liefern Schriftproben, Monogrammen, Chrismen, Recognitionszeichen und eine große Menge von Siegeln. Wir sind mit der getroffenen Einrichtung durchaus sowol zufrieden, daß wir dieselbe allen künftigen Herausgebern von Urkunden ohne Anstand als ein vollkommenes Muster anpreißen. In dem ganzen Verfahren des Herrn von Erath finden wir alles dasjenige sorgfältig beobachtet, was man nur von einem Herausgeber eines Urkundenbuchs verlangen

gen kan. Die Chronologische Ordnung ist für Urkunden die schiklichste, und die eingerükte historische Auszüge, wann sie auch nichts mehr sagten, als die Urkunden selber, bringen die einzele Nachrichten in einen bessern Zusammenhang. Die richtige Rubriquen und wohleingerichtete Register ersparen dem Leser viele Mühe und die Anmerkung bey jedem Stücke, ob es von dem Original oder aus einem Copialbuche genommen sey, bestimmen öfters den Grad der Glaubwürdigkeit, so wie die genau beobachtete Orthographie der Urkunden, die angemerkte zweifelhafte Lesearten und Lücken, theils eben den Dienst thun, theils nebst den Abzeichnungen von Schrift, Monogrammen, Chrismen, Siegeln 2c. zur Bereicherung der historischen Hülfswissenschaften, sonderlich der Diplomatik, ungemein viel beytragen müssen. Wir können nicht läugnen, daß wir bey dem ersten Anblik, da uns die häufigen Anmerkungen am Rande (z. E. ita abbreviatura explicanda videtur, ita explico vocem aegre cognoſcendam, vel ſi mavis, fortaſſis, ita intelligo vocem implicatam, hanc vocem non aliam admittit ſenſus; locus extricatu difficilis, abbreviatura vix explicabilis, vox lectu difficilis ideoque ambigua, dubium an numerus pluralis intelligendus an ſingularis, neſcio an ob contortas nimium litteras u. ſ. w.) in die Augen fielen, an der nöthigen Fertigkeit des Hn. H. im Lesen zu zweiffeln anfiengen, und glaubten, daß eben dadurch vieles für richtig könne gehalten worden seyn, was würklich noch falsch sey: allein da wir in allen Fällen eine große Genauigkeit wahrgenommen haben, so können wir mit Grund die häufigen Anmerkungen eher einer lobenswürdigen Behutsamkeit, als dem Mangel einer wesentlichen Eigenschaft eines Diplomatisten zuschreiben. Von dieser Seite be-

trachtet, empfiehlt sich diese Sammlung ganz besonders vor dem Kettnerischen Werke, vor welchem sie in Absicht auf die Vollständigkeit ohnehin einen grossen Vorzug hat. Hierbey wünschten wir die Frage beantwortet zu haben: ob in dem Quedlinburgischen Archive nicht noch mehrere, und sonderlich noch wichtigere, Urkunden vorhanden seyen als die, welche uns hier mitgetheilet werden? Wir sollten es fast glauben: doch ohne die Zurükhaltung derselben auf die Rechnung des Hrn. H. zu setzen, dann dieses würde eine Unbilligkeit seyn, da uns gar zu wol bekannt ist, wie sehr solchen Männern, die sich mit alten Urkunden beschäftigen, bey der Bekanntmachung derselben die Hände gebunden sind. Die diplomatischen Erläuterungen enthalten viel nüzliches, wir glauben aber doch, daß sehr vieles nicht gesagt und vieles geändert worden wäre, wann der Hr. H. das Gattererische Handbuch bey dieser Arbeit hätte gebrauchen können. Ein wahres Vergnügen haben wir empfunden, da wir S. 980. gesehen haben, daß der Hr. von E. zur richtigen Bestimmung der Zeit einer Urkunde, ein in neun Theilen bestehendes Calendarium romano germanicum aufgesezt habe. Die Regeln, wornach die Zeitrechnung in alten Urkunden richtig beurtheilet werden könnte, sind noch immer zu unvollständig, als daß nicht schon die bloße Ankündigung des angeführten Werkes den Liebhabern der Diplomatik etwas sehr angenehmes seyn sollte. Wir schließen mit dem Wunsche, den diese Nachricht bey allen unsern Lesern erregen muß, ein so nüzliches Werk bald öffentlich bekannt gemacht zu sehen.

B.

XXVIII.

Biographien jeztlebender Aerzte und Naturforscher in und außer Deutschland, von E. G. Baldinger, d. W. u. A. D. der Arzneykunst ord. Professſ. zu Jena ſ. w. Erſten Bandes erſtes Stück. Jena, bey Hartung 1768. 8 Bogen, 8.

Biographien — ein vielversprechender Name, seit Hr. Schröckh ihn unter uns geadelt hat: — Aber von jeztlebenden Aerzten und Naturforschern — nun da versteht es sich, daß man etwas von seiner Foderung ablassen muß. Denn von lebenden Gelehrten, die nur einige Namen haben, was kann man oder was darf man vielmehr bemerken, als ihre Personalien, ihre Aemter und in die Augen fallende Beschäftigungen; überhaupt ihre Außenseite. Ihren Charakter und ihr Privatleben — den Menschen im Gelehrten, wer mag den schildern? So einförmig auch und so alltäglich nicht selten der Mensch im Gelehrten ist: so giebt es doch deren verschiedene, bey denen Laster oder Tugend so erhöht, so abstechend geworden, daß sie völlig so angenehm und lehrreich werden, als es das Leben eines Staatsmanns oder Heerführers von einiger Rolle ist. Selbst ihr litterarisches Verdienst wird nach ihrem Tode, und man kann sagen, nach dem Tode ihrer für sie warmen Schüler, erst recht und richtig gewogen und der wahre Gehalt davon bestimmet.

Gegenwärtige Lebensbeschreibungen haben indessen das Verdienst, daß sie freyer und unpartheyischer reden, als wir Deutschen es gewohnt sind; daß sie nicht in dem Personalienstil verfaßt und nicht auf den

beliebten schmeichelnden Ton gestimmt sind. Daß wir indessen die Schreibart, so darinn herrscht, für die rechte historische halten sollten, sagen wir gar nicht. Außer einer gewissen Nachläßigkeit, der Hr. B. noch immer sich schuldig macht, ist es eine sonderbare Affectation, jeden Lebensumstand, jeden Perioden in einen besondern Abschnitt abzubrechen und ihm das Ansehen einer Maxime oder eines hippokratischen Aphorismus zu geben. Es ist dies selbst in blos dogmatischen Schriften übel angebracht, was ist es denn nicht in historischen? Hr. Störk, den man hierinn hauptsächlich copirt, hat andre Vorzüge, als diesen, denen man nachzueilen suchen sollte. Uebrigens können diese Sammlungen von Lebensumständen einmal gute Beyträge zu künftigen Biographien abgeben. Vorzüglich aber empfehlen sie sich durch die Litterärnachrichten, durch das Verzeichniß von Schriften, aus denen hie und da (und öfter hätten wir es noch gewünscht) das merkwürdigste, so des Verf. Schrift besonders hat, ausgezeichnet wird. Es werden auch Journale und gelehrte Anzeigen angeführt, wo man mehr Nachrichten findet. Auch hier wünschen wir, es möge viel und allemal mit der Auswahl geschehen, wo man nur brauchbare Auszüge oder wichtige Verbesserungen und Einwendungen antrift. Meistens finden wir es auch so.

Dies Werk soll eine Fortsetzung des Börnerschen seyn, das Hr. Baldinger nach Hrn. Börners Ableben geschlossen hat. (s. Allg. d. Bibl. II. B. 1. S. 256.) Aber es ist nach einem andern Plane, wie Hr. B. selbst sagt, und in einem andern Stile geschrieben. Und Hr. B. hat Recht. Es hat in beyden Absichten gewonnen.

Dies Stük enthält Nachrichten von van Swieten, dessen Bildniß beygefügt ist, Cranz, Kästner, Spiel-

Spielmann, Maragraf, P. F. Gmelin und U. F. B. Brückmann in Braunschweig. Die Hrn. Kästner und Brückmann reden selbst, und Hrn. Kästners Leben hat noch das voraus, daß es zugleich seine Schreibart charakterisirt, die in ihrem leichten muntern Gange, den sie nimmt, oft seitwärts ausholt und ganz beyläufig hin und her mit scheinbarem Lachen derbe Streiche versezt. Es ist übrigens angenehm und lehrreich, wenn man aus eines Schriftstellers eignen Feder lieset, durch welchen Zug und auf welchem Wege er dazu gekommen, das zu werden, was er geworden ist.

V.

XXIX.

Christoph Conrad Wilhelm Friderici beyder Rechte Doctor und Professor auf der Leipziger Universität. Gründliche Einleitung in die Kriegswissenschaft, worinnen die Lehre vom Krieg uud Frieden aus dem Natur- und Völkerrecht vorgetragen, das Kriegsrecht nach den Grundgesetzen des H. R. Reichs erläutert, ingleichen wie ein befehlender General nach der Kriegsklugheit verfahren soll, gezeiget wird. Breßlau und Thorn bey Gottlieb Horen 1763. Erster Theil mit der Vorrede 15 Bogen in 8.

Zweyter Theil eben daselbst, 1764. 9. und ¼ Bogen.

So löblich und gemeinnützig die Absichten des Hrn. Professors, bey Abfassung der hier vor uns habenden Schrift gewesen seyn mögen, so wenig hat uns die Ausführung einer an sich so

 frucht-

fruchtbaren Materie darinne Genüge geleistet. Ein Buch von der Art, als es uns der Titel sowol, als der Vorbericht des Verf. zu versprechen schien, würde dem jungen Officier, dem künftigen Staatsmann und dem Rechtsgelehrten gleich nuzbar und interessant gewesen seyn. Wir müssen zwar gestehen, daß, der in einem etwas zu hohen Tone sprechende Vorbericht, uns gleich anfangs mißtrauisch machte. So tiefe Einsichten in die Staatsklugheit des commandirenden Generals, die Bestimmung der wahren Gränzen der Gelindigkeit und Strenge desselben, in Absicht auf die Kriegszucht, waren uns eben so unerwartet, als uns die Verbesserung und Berichtigung, anderer Autorn, über die Kriegswissenschaft und besonders des *Marquis de Santa Cruz* den Kräften des Hrn. Professors unangemessen schien. Allein wir fanden uns dennoch in der Folge noch mehr, als wir uns anfänglich vermuthet hätten, in unserer zuerst gefaßten Hoffnung betrogen.

Wir wollen unserm Verf. keinesweges, eine weitläufige Belesenheit und eine außerordentliche Kenntniß von Kriegsverordnungen, Articuln, Briefen und dergl. in das Kriegsrecht einschlagenden Sachen absprechen; so wie überhaupt seine Schrift in dieser Absicht manches brauchbare enthält. Dieses ist aber auch beynahe das einzige Verdienst eines Buchs, das in so vieler Absicht lehrreich hätte seyn können, wenn es auch schon den zu allgemeinen Titel: Gründliche Einleitung in die Kriegswissenschaft nicht völlig erschöpfet hätte. Unsere Meynung kürzlich von dem ganzen Werke überhaupt genommen zu sagen; so finden wir den Plan unordentlich und mangelhaft, die Ausarbeitung desselben oftmals in den unerheblichsten Sachen, bis zum Eckel weitschweifig, bey wichtigen kurz abgebrochen, und zweydeutig, und

durch

durch Anführung weitläufiger Stellen aus andern Schriftstellern, die mehrmalen gar nichts zur Sache gehöriges enthalten, ganz verstellet. Die Schreibart ist mehrentheils steif, trocken, dunkel, ohnerachtet sie auch zuweilen ins declamatorische verfället, und durch pretiöse Einfälle und unzeitige Sentenzen aufgestutzet ist, überhaupt aber ist sie dem natürlichen simplen und deutlichen Tone, worinnen ein zum Unterricht geschriebenes Lehrbuch verfasset seyn sollte, ganz zuwider.

Wir wollen, um dieses unser Urtheil zu rechtfertigen, unsere Leser mit dem Plan und Einrichtung des ganzen Werks überhaupt, und durch einige besondere Beyspiele mit der Art, wie unser Verf. die erheblichsten Gegenstände darinnen zu behandeln pflege, bekannt zu machen suchen. Das 1te Hauptstük führt die Ueberschrift: vom Kriege überhaupt. ꝛc. Vom 1ten bis 14ten §. wird vom Ursprung, Rechtmäßigkeit desselben, von den Beweg-Ursachen darzu geredet, und selbige aus dem Natur- und Völkerrechte erörtert. Im 15ten, 16ten und 17ten §. wird von der Verfassung des deutschen Reichs gehandelt, und bey dieser Gelegenheit der kayserliche Landfrieden, die Errichtung des Cammer-Gerichts, und der Reichsabschied von 1512. angeführt. Hier folget unvermuthet eine Digreßion über die monarchische Regierungsform, und die Verschiedenheit der monarchischen Gewalt, in einem Erb- und Wahlreich §. 16. und 17. worbey die nicht zur Sache gehörige Frage: ob ein Monarch, im Fall er seine Pflichten nicht beobachtet, seines Reichs verlustig werden könne, aufgeworfen, und unbestimmt und zweydeutig entschieden wird. §. 18. wird im Vorbeygehen von der Aristocratie und Democratie gehandelt. §. 19. kommt der Verf. wieder auf das deutsche Reich, beschreibt die Rechte und Einschränkungen des Kay-

sers, in Ansehung dessen Macht, einen Reichs-Krieg anzufangen, und zu führen, aus der Wahl-Capitulation Kays. Franz des 1ten. Der Inhalt eines Paragraphen dieser Wahl-Capitulation, worinnen von Werbungen, und Durchmärchen im Reich gehandelt wird, führt mit einmal unsern Verf. ganz von seiner Materie ab, und verwickelt ihn im 22ten §. in eine weitläufige Abhandlung von Durchmärchen, March-Reglements, March-Verpflegung und dahin gehörigen Formularen von Attestaten und Quittungen, von der zu beobachtenden Kriegszucht, Beymärchen und dergl. die 5. ganze §. anfüllet. Denn im 26sten geräth der Verf. erst wieder, wiewol auf eine eben so ungelenke Art, auf das Project des Hrn. v. Loen von der Errichtung eines beständigen Soldaten, erklärt dasselbe weitläuftig, und widerleget es vom 28ten bis zum 32ten §. mit zum theil richtigen zum theil unerheblichen Gründen, und überhaupt mit mehrerer Feyerlichkeit als es verdient. Unsere Leser werden zwar mit uns, die Geschiklichkeit des Hrn. Prof. bewundern, mit welcher er so viele gar nicht zusammenhängende Materien in einem einzigen Hauptstük, wider alle Erwartung zu versammlen gewußt hat; allein sie werden es uns auch hoffentlich vergeben, wenn wir den wahrhaftig recht labyrinthischen Plan desselben, nicht weiter auf allen seinen Ab- und Nebenwegen verfolgen, sondern uns begnügen, nur den Hauptinhalt der folgenden Hauptstücke anzuzeigen, genung daß wir sie versichern können, daß eben diese beliebte Verwirrung das ganze Buch durchherrschet, und wie leicht zu vermuthen, zu häufigen eckelhaften Widerholungen, und vielen wenigstens scheinbaren Wiedersprüchen Gelegenheit giebet. Das 2te Hauptstük, handelt von den Werbungen, das 3te von den Hülfsvölkern, das 4te von der Subordination und der

Kriegs-

Kriegsorden. (Der Verf. erkläret es in der Folge, was er mit diesem eben so undeutschen als ungebräuchlichen Ausdruk sagen will.) Das 5te von der Einquartierung, und den daraus fließenden Rechten. Das 6te Hauptstük enthält wiederum eine Kritik über die verschiedenen Meynungen von den Hülfsvölkern. (Hier wird eben wie im 3ten Hauptstük, jedesmal sehr schiklich, von der Pflicht der Reichsstände in einem Reichskriege ihr Contingent ohngesäumt zu stellen, geredet.) Das 7te handelt von der Landmiliz und deren Einrichtung in besondern Fällen, und dem allgemeinen Aufgebot. Das 8te handelt endlich von dem Solde der Soldaten, und dem Proviant, und das 9te von Abrüstungs-Befehlen.

Der Vortrag und die Ausarbeitung dieses Plans, machen die darinnen herrschende Unordnung, noch unerträglicher. Eine Sentenz, eine gelehrt scheinende Citation, sind hinreichend uns. Verf. mit einemmale, den ganzen Faden seiner Materie verliehrend zu machen, so daß man öfters, indem man eine intereßante Sache erörtert zu finden glaubt, dieselbe unter dem betäubendsten Gewäsche, und unter dem Schwall nichtsbedeutender, oder nicht zur Sache gehörender Sentenzen, gänzlich aus dem Gesichte verliehret. Ein Beyspiel unter so vielen zu wählen: so hatte unser Verf. im 45ten §. von der nöthigen Klugheit, und Vorsicht, bey Ausführung der gegebenen Ordres, die oftmals undeutlich seyn können, ꝛc. geredet, nun kommt er im 46ten §. auf dasjenige, was bey Gebung dergleichen Ordres, zu beobachten. Hier waren wir uns wenigstens einiges Gute, und brauchbare vermuthend. Allein man höre ihn selbst. „Will man einen „glüklichen Erfolg, von denen gegebenen Ordren mit „Gewißheit erwarten, so wird erfordert, daß dieselben mit aller Klugheit und Vorsichtigkeit abgefaßt,

sers, in Ansehung dessen Macht, einen Reichs-Krieg anzufangen, und zu führen, aus der Wahl-Capitulation Kays. Franz des 1ten. Der Inhalt eines Paragraphen dieser Wahl-Capitulation, worinnen von Werbungen, und Durchmärchen im Reich gehandelt wird, führt mit einmal unsern Verf. ganz von seiner Materie ab, und verwickelt ihn im 22ten §. in eine weitläufige Abhandlung von Durchmärchen, March-Reglements, March-Verpflegung und dahin gehörigen Formularen von Attestaten und Quittungen, von der zu beobachtenden Kriegszucht, Beymärchen und dergl. die 5. ganze §. anfüllet. Denn im 26sten geräth der Verf. erst wieder, wiewol auf eine eben so ungelenke Art, auf das Project des Hrn. v. Loen von der Errichtung eines beständigen Soldaten, erklärt dasselbe weitläuftig, und widerleget es vom 28ten bis zum 32ten §. mit zum theil richtigen zum theil unerheblichen Gründen, und überhaupt mit mehrerer Feyerlichkeit als es verdient. Unsere Leser werden zwar mit uns, die Geschiklichkeit des Hrn. Prof. bewundern, mit welcher er so viele gar nicht zusammenhängende Materien in einem einzigen Hauptstük, wider alle Erwartung zu versammlen gewußt hat; allein sie werden es uns auch hoffentlich vergeben, wenn wir den wahrhaftig recht labyrinthischen Plan desselben, nicht weiter auf allen seinen Ab- und Nebenwegen verfolgen, sondern uns begnügen, nur den Hauptinhalt der folgenden Hauptstücke anzuzeigen, genung daß wir sie versichern können, daß eben diese beliebte Verwirrung das ganze Buch durchherrschet, und wie leicht zu vermuthen, zu häufigen eckelhaften Widerholungen, und vielen wenigstens scheinbaren Wiedersprüchen Gelegenheit giebet. Das 2te Hauptstük, handelt von den Werbungen, das 3te von den Hülfsvölkern, das 4te von der Subordination und der

Kriegs-

Kriegsorbre. (Der Verf. erkläret es in der Folge, was er mit diesem eben so undeutschen als ungebräuchlichen Ausdruk sagen will.) Das 5te von der Einquartierung, und den daraus fliessenden Rechten. Das 6te Hauptstük enthält wiederum eine Kritik über die verschiedenen Meynungen von den Hülfsvölkern. (Hier wird eben wie im 3ten Hauptstük, jedesmal sehr schiklich, von der Pflicht der Reichsstände in einem Reichskriege ihr Contingent ohngesäumt zu stellen, geredet.) Das 7te handelt von der Landmiliz und deren Einrichtung in besondern Fällen, und dem allgemeinen Aufgebot. Das 8te handelt endlich von dem Solde der Soldaten, und dem Proviant, und das 9te von Abrüstungs-Befehlen.

Der Vortrag und die Ausarbeitung dieses Plans, machen die darinnen herrschende Unordnung, noch unerträglicher. Eine Sentenz, eine gelehrt scheinende Citation, sind hinreichend uns. Verf. mit einemmale, den ganzen Faden seiner Materie verliehrend zu machen, so daß man öfters, indem man eine intereßante Sache erörtert zu finden glaubt, dieselbe unter dem betäubendsten Gewäsche, und unter dem Schwall nichtsbedeutender, oder nicht zur Sache gehörender Sentenzen, gänzlich aus dem Gesichte verliehret. Ein Beyspiel unter so vielen zu wählen: so hatte unser Verf. im 45ten §. von der nöthigen Klugheit, und Vorsicht, bey Ausführung der gegebenen Ordres, die oftmals undeutlich seyn können, ꝛc. geredet, nun kommt er im 46ten §. auf dasjenige, was bey Gebung dergleichen Ordres, zu beobachten. Hier waren wir uns wenigstens einiges Gute, und brauchbare vermuthend. Allein man höre ihn selbst. „Will man einen „glüklichen Erfolg, von denen gegebenen Ordren mit „Gewißheit erwarten, so wird erfordert, daß dieselben mit aller Klugheit und Vorsichtigkeit abgefaßt,

 und

„und gegeben werden, worbey auf die natürliche Bil-
„ligkeit sowol, als das Völkerrecht, und die beson-
„dern Verträge, muß gesehen werden, als in wel-
„cher Absicht, die Macht eines Fürsten, Befehle und
„Ordres zu ertheilen, eingeschränkt ist. Und wer
„verliert darbey mehr, als der Gesetzgeber selbst?
„Und was wird ein Befehl für Folgen nach sich zie-
„hen, wordurch die heiligsten Verträge verletzet, und
„das Völkerrecht beleidigt wird? Worbey dieses das
„betrübteste, daß nicht der Feldherr, allein, sondern
„auch der ganze Staat, denen daher entspringenden
„bösen Folgen ausgesezt sind. Hugo Grotius sagt
„daher ganz recht: Daß vermöge des blosen Rechts
„der Natur, niemand vor die That eines andern
„zu stehen schuldig, er sey denn ein Erbe von dessen
„Gütern u. s. w.„ — Der arme Hugo Grotius muß
sich hier gleichsam bey den Haaren herbey ziehen las-
sen, doch zu seinem Troste müssen der Kayser Zeno,
Ulpianus und Seneca ebenfalls auftreten und mit
ihren gar nicht zur Sache gehörigen Zeugnissen den
Paragraphen des Verf. ausfüllen helfen; er ist noch
nicht lang und gelehrt genung, man sagt also noch et-
was von der Obliegenheit der Glieder eines Staats,
die Schulden ihres Oberhaupts zu bezahlen, führt
einige Kriegserklärungen der alten Römer an,
nennet darbey des Cincii Buch von dem Kriegswe-
sen, und um das Chaos vollkommen zu machen, sezt
man noch etwas von Repressalien hinzu, von der
Hauptsache aber, die den ganzen §. veranlasset, sagt
man gar nichts. Aehnliche Beyspiele sind häufig.
Im 3ten §. des 2ten Theils, wird bey Erläuterung
des Satzes, daß ein Fürst keine überflüßige Kriegs-
macht halten solle, eine fünf Seiten lange Stelle, aus
des Hrn. von Heß historischen und politischen Anmer-
kungen über den Anti-Machiavell, von der Erziehung

eines

eines jungen Prinzen angeführt. Eben diese Citationssucht, lässet uns. Verf. bey Gelegenheit seines Artickels von Proviant, eine lange Stelle aus dem Marquis de Feuquieres ausschreiben, die an sich viel Gutes enthält; aber in einem Buche, das sonst gar nichts von der praktischen Kriegskunst abhandelt, gar nicht an ihrem rechten Orte stehet. Hr. v. Feuquieres beschreibt darinnen die verschiedenen Anordnungen, die bey der Bedeckung einer Fouragierung vorgenommen werden müssen, sagt aber sonst gar nichts, oder nur sehr wenig, das auf dasjenige, was der Verf. vorher in diesem Artickel erwähnet, nur die mindeste Beziehung hätte. In dem 4ten Hauptstück von der Subordination ist unser Verf. recht in seinem Elemente, seine Belesenheit zeigt sich hier in ihrem stärksten Lichte; hier werden Churpfälzische, Dänische, Kayserliche, Holstein-Gottorffische, Bayreuthische, Lüneburgische, Schwäbische Kriegsartickel citirt, und sogar die Articulsbriefe der Stadt Lübeck nicht vergessen, um die allerbekanntesten Sachen daraus zu erweisen.

Wir müssen befürchten, unsere Leser eben so sehr zu ermüden, als es uns selbst sauer geworden, unsern Verf. überall mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, wenn wir alles das auszeichnen wollten, was er aus ältern Reichsabschieden, verbrauchten und längst veralteten Reglements und Kriegsartickeln, nebst dem noch würklich brauchbaren, an unnützen Zeug immer frisch mit abgeschrieben, ohnerachtet sich selbiges auf unsere in ganz Deutschland veränderte Kriegsverfassungen gar nicht mehr passet. Wir rechnen dahin den größten Theil der Verpflegungs-Reglements aus den 16ten und 17ten Jahrhundert, die den Artickel vom Solde und Proviant der Soldaten sehr anfüllen.

Nur

Nur noch etwas von der Schreibart des Werks zu bemerken, so machet der rednerische Ton, in welchem der Anfang des Buches abgefasset ist, und der sich selbst in der Folge immer unähnlicher wird, mit den häufigen Stellen aus andern Schriftstellern, aus alten Reichsabschieden, Kriegsarticfeln und dergl. den seltsamsten Contrast. Hier sind noch einige Beyspiele seiner Art sich auszudrücken: Auf der 2ten Seite T. I. heißt es: Die Absicht der Natur, welche unter dem gewaltigen Winke des ewigen Urhebers ein vernünftiges Geschöpf hervorbrachte, stimmt mit jenem Begriffe gar nicht überein. S. 35. eben dieses Theils: Es kostet viele Mühe, das gesegnete Andenken, durch eigene Ausschweifungen **auszumerzen**. Was der Autor im Vorberichte durch eine **gesetzmäßige** Erfahrung in der Kriegskunst sagen wolle, ist uns unbekannt, S. 68. 1sten Theils, heißen **unerhebliche** Schwierigkeiten, wider den Sprachgebrauch, so viel als unauflößliche rc. Geleite, Schutzgeleite, Schirmgeleite, S. 123. und 124. des 2ten Theils sollte allerwärts die Bedeckung, die Fouragirung heißen.

* *

XXX.

Bremensia. Bremische historische Nachrichten und Urkunden, ans Licht gestellet von Joh. Philipp Cassel, Prof. Erster Band. Bremen bey Joh. Heinr. Cramer, 1766. 8. 3. Alph. 1. Bogen. Zweyter Band, 1767. 8. 3. Alph. 7. Bogen.

Samm-

Sammlung ungedrukter Urkunden, welche die Geschichte der freyen Reichsstadt Bremen in vorigen Zeiten aufklären, ans Licht gestellet von Joh. Philipp Cassel, Prof in Bremen. Bremen bey George Ludewig Förster, 1768. 8. 1. Alph. 15. Bogen.

So wenig der Verf. nach dem geläuterten Geschmak unsers itzigen historischen Jahrhunderts jemals den Namen eines Geschichtschreibers, oder auch nur eines mit genugsamer Beurtheilung wählenden Sammlers erhalten wird, so scheint er doch mit andern noch schlechtern Mikrologen, welche auch die Bremensche und Verdensche Landesgeschichte bearbeitet haben, verglichen, in diesen Nachrichten und Sammlungen wenigstens hie und da den Liebhabern etwas nüzliches vorgelegt zu haben, ob es gleich nicht sogar viel ist. In dem Leben des Erzbischofs Joh. Rode, mit so wenigem Geschmak auch die Lebensbeschreibung an sich abgefaßt ist, findet sich zum Beyspiel manches brauchbare. Mit den abgedrukten Capitulationen, Recessen und Verträgen der Erzbischöfe möchte einigen Bremern, die solche nicht abgeschrieben haben, ebenfalls gedienet seyn, und eine kurze Abhandlung des seel. D. Post, von der Stadt Bremen nie unterbrochenem Siz und Stimme auf den Reichstägen, welche hier aus den Köhlerischen Münzbelustigungen wieder abgedrukt worden, ist vielleicht das beste aus so vielen Alphabeten. Allein die Menge lateinischer Briefe, die sich mehrentheils auf die bremenschen Religionsveränderungen beziehen, die meisten von Lehrern aus Melanchtons Schule, ist demjenigen Leser, der sonst in dem wesentlichen der bremischen Kirchengeschichte kein

kein Fremdling ist, sehr unbeträchtlich, andere aber völlig unnüz. Die Urkunden von einigen Altären, Kapellen, Hospitälern, Klöstern, und die, so zur bremenschen Adelsgeschichte gehören, (alle wörtlich in ihrer vollen Ausdehnung, auch bisweilen zu mehrerer Deutlichkeit nicht blos lateinisch, sondern noch in einer plattdeutschen und hochdeutschen Uebersetzung) mögen die nutzen, denen daran gelegen ist. Aber die Lebensgeschichte einiger bremenschen Gelehrten sind durchaus unerträglich. Es sind zum Theil Männer von einigen Verdiensten darunter, zum B. die beyden de Hase, beyde von Rheden, Alb. Schuhmacher und Henrich Krafting, welche wohl vernünftigere Denkmäler verdienet hätten, als solche elende weitschweifige Personalien, die man ohne Widerwillen nicht lesen kan. Bey ihren Schriften vergißt der V. nicht, uns die Lobsprüche fremder Gelehrten von ihnen zu lesen zu geben. Sogar merkt er es an, wenn etwa einer darunter einmal in einem Journal den Titel eines viri clarissimi bekommen hat. Kein Carmen, kein Epicedium auf sie ist vergessen worden, ja man findet nicht nur ihre eigenen Familien, sondern auch die Familien ihrer Respondenten und deren Personalien. Nun mag man urtheilen, ob es dem V. an Materialien zu einem Werke fehlen kann, darunter ein Enceladus seufzen möchte. Was wollte aus der deutschen Geschichte werden, wenn in jeder Stadt solche Sächelchen gesammelt, und als unentbehrliche Denkmäler derselben herausgegeben werden solten.

Da wir in Deutschland mehrere dergleichen Sammler haben, welche in Schriften dieser Art das Publicum mit den unbeträchtlichsten Kleinigkeiten belästigen, so können wir uns nicht enthalten, unsere Gedanken über besondere Provinzial- und Stadtgeschichten und deren vernünftige Bearbeitung hier kurz

zu erklären. Eine solche Erinnerung, wenn sie nicht hilft, kann wenigstens nicht schaden.

Ein bloßer wüster Vorrath verlegener Charteken giebt keinem, der ihn besizt, schon einen Beruf zum Geschichtschreiber. Jeder Sammler sollte doch billig eine gewisse bestimmte Absicht haben, wozu er sammelt und schreibt. Entweder hat man bey der Landesgeschichte den allgemeinen philosophischen Endzwek der Geschichte vor Augen, daß man der Welt merkwürdige Beweise der göttlichen Fürsehung darstellen und ihr gelegentlich Lehren zur Weisheit und Tugend geben, das heißt die praktische Philosophie durch Beyspiele bestätigen will, welche Arbeit aber einen denkenden Kopf und keinen troknen Sammler erfodert; oder man hat einen rechtlichen Endzwek dabey, um etwa die Rechte des Landesherrn, der Stände, einer Stadt, oder ein gewisses Privatrecht und dergl. dadurch ins Licht zu setzen. Wer in dieser Absicht arbeitet, der muß ein Staatskundiger und Rechtsgelehrter seyn, und Beruf, Freyheit und Freymüthigkeit genug dazu haben. Oder das Absehen ist dabey auf die Erläuterung der allgemeinen deutschen Reichsgeschichte oder gar auf die Geschichte des deutschen Rechts gerichtet. Dazu gehört denn, daß die wichtigen Veränderungen Deutschlands, welche unsere neusten pragmatischen Geschichtschreiber von einem Zeitabschnitt zum andern bemerken, z. B. die unterschiedene Verbindung des weltlichen Staats mit der Hierarchie, die Bevölkerung des Landes, die Aufnahme oder Abnahme der Städte und der Handlung, der Einfluß benachbarter Regimentsveränderungen, der Grund gewisser Provinzial- oder Stadtgesetze und Gewohnheiten u. s. f., kurz, daß Vorfälle, die zur Aufklärung der ganzen deutschen Geschichte dienen können, richtig vorgestellet und vernünftig beurtheilet wer-

wer-

werden. Daß Hr. C. eine oder die andere von diesen Absichten bey seinen Sammlungen gehabt habe, davon findet man wenigstens keine merkliche Spur. Denn ein anderes sind doch Nachrichten, deren Aufbewahrung etwa einem Collegium nützlich seyn kann, ein anders solche, die das Publikum für beträchtlich genug halten soll. Man kann es freylich nicht ganz mißbilligen, wenn der Einwohner eines Landes oder einer Stadt ohne weitere Absicht, als zur Befriedigung seiner Neubegierde und zum Zeitvertreibe gerne wissen will, was etwa an seinem Geburtsorte, oder da, wo er wohnt, vorzeiten vorgegangen sey, was für Veränderungen ein Land unterworfen gewesen, was für Personen seines Namens und Geschlechts sich ehemals durch Verdienste berühmt gemacht haben. Allein wer zu diesem Ende eine Landesgeschichte beschreiben will, daß er die Neubegierde seiner Landesleute damit belustige, der sollte sich dann doch wohl billig auf solche Denkwürdigkeiten einschränken, die eine vernünftige Neugier reitzen können, und deren Erklärung und Anzeige einen verständigen Menschen wirklich auf eine gegründete Art vergnügen kann. Wenn ich hingegen z. B. durch zwanzig nichtsbedeutende gleichförmige Urkunden auf zwanzig Blättern erweislich mache, was höchstens mit zehen Worten genug konnte gesagt werden, daß irgend ein Familienname eines Landjunkers schon vor so und so viel Jahren vorkomme, was schaffe ich damit für Nutzen bey der verständigen Welt? Höchstens gebe ich dem Stolz des Landjunkers, wenn er ja noch meine Urkunden zu lesen vermag, neue Nahrung, aber ein anderer möglicher Nutzen davon läßt sich schwerlich gedenken; es wäre denn, daß vielleicht ein Adelicher bey einem hohen Stifte oder zur Theilnehmung an den Präbenden eines Klosters eine gewisse Anzahl

zahl von Ahnen zu beweisen hätte, wozu aber im Herzogthum Bremen die Casselschen Sammlungen niemanden in Ewigkeit brauchbar seyn werden. Und wenn ich noch dazu nur das Alter ausgestorbener oder verarmter Geschlechter beweise, so kan dies ja unmöglich zu etwas anderem dienen, als die ohnehin längst ausgemachte Wahrheit zu bestätigen, daß Müßiggang, Völlerey, Verschwendung, Weichlichkeit, Adelstolz mit Verachtung der Wissenschaften, den Adel bald herunterbringen, und daß Verdienste um das gemeine Wesen noch der einzige Grund des wahren Adels sind, wie sie es bey seinem Ursprunge gewesen. Dieses und dergleichen läßt sich ohne gehäufte Urkunden bald genug beweisen. Die Neubegierde eines Lesers muß durch solche wüste Sammlungen unbeträchtlicher, ausgedehnter Nachrichten, nothwendig erstikt werden. Will jemand aber die Kirchengeschichte, die Schulgeschichte, oder die gelehrte Historie seines Vaterlandes erläutern, so muß er doch vernünftiger Weise zur Absicht haben, die Vortheile der Religion und der Wissenschaften dadurch ins Licht zu setzen, die Verdienste oder Fehler der Geistlichen und Gelehrten anzuzeigen, den itzigen Lehrern dabey gute, weise Regeln zu geben, und auf solche Art die wirkliche Verbesserung der Kirchenverfassungen, des Schulwesens und der Gelehrsamkeit dadurch zu befördern. Wer in dieser Absicht nicht arbeitet, der verschone uns doch mit elenden Personalien von unerheblichen Männern, die immer in der Dunkelheit mögen begraben bleiben, mit geschmacklosen Erzählungen von blos animalischen Verrichtungen der Gelehrten, und mit trockenen Registern und Titeln ihrer kleinen Scripturen, ohne daß man ihre Denkungsart, Erfindungen, Sitten, Verdienste, Ausschweifungen und dergl. dabey abgezeichnet findet; denn das macht

doch bey der vernünftigen Welt die Lebensbeschreibung eines Gelehrten allein der Aufmerksamkeit würdig. Wem helfen die Personalien eines Mannes, der auch allenfalls einiges Denkmahl verdiente, wenn sein matter Panegyrist leise auf Eyer treten muß, bald um ja keinen von den noch lebenden Nachkommen oder Vettern Anstoß zu geben; bald um keine geführte Streitigkeit beurtheilen zu dürfen; bald um ja nichts zu berühren, was irgend einer von den Obern von weiten übel aufnehmen könnte. In solchen Fällen ist es besser, sich der Lebensbeschreibungen, oder eigentlich des Personalienmachens, gänzlich zu enthalten. Wir reden im Ernst, wie wir denken; doch können wir nicht umhin zu fragen, ob in Bremen, Stade, oder an andern Orten, wo dergleichen Urkunden- und Personaliensamler wohnen, die Rabenerische Chronike des Dorfes Quirlequitsch unbekannt seyn mag? Und wenn sie es nicht ist, wie verblendet muß alsdenn die Eigenliebe eines heutigen Schriftstellers seyn, der sich daran nicht spiegelt!

D.

XXXI.

Königlich Preußisches General-Land-Schulreglement für die Römisch-Catholischen in Städten und Dörfern des souverainen Herzogthums Schlesiens und der Grafschaft Glatz. De dato Potsdam, den 2. Novemb. 1765. Glogau bey C. F. Günthern, in Fol. 6. Bogen.

Wenn dieses Schulreglement gehörig befolgt wird: so werden dadurch die catholischen Einwohner Schlesiens zu einer Erkenntniß in

in mancherley Dingen gelangen, welche man gar selten in catholischen Ländern finden wird. Es wird durch sehr heilsame Anstalten dafür gesorgt, daß die Jugend ihre Vernunft richtig gebrauchen lerne, und daß ihr diejenigen Kenntnisse verschaft werden, wodurch sie in aller Absicht glüklich und sich und andern nüzlich werden kann. Ob manchen catholischen Geistlichen es gefalle, daß selbst der gemeine Mann gewöhnt werde, vernünftig zu denken und die Fähigkeit nach und nach verliere, das Abergläubige und Widersinnige in der Religion gerne und zuversichtlich zu glauben, das wollen wir nicht entscheiden. So viel ist gewiß, es wird sich nicht leicht einer unter denselben mehr merken lassen, daß die Ausbreitung der Einsichten ihrer Religion nachtheilig seyn müsse. Dieses geschieht indessen und man bereitet auf solche Art, ohne den bey Religionsstreitigkeiten entstehenden übertriebenen Eifer und Haß mit in das Spiel zu mischen und der guten Sache dadurch schädlich zu werden, die Menschen nach und nach zu einer gesunderen und toleranteren Denkungsart in der Religion zu. Nach und nach werden es dann die Völker einsehen, was Intoleranz- und Religionsverfolgung für schrekliche Ungeheuer sind, und das christliche Europa wird nicht mehr so entsezliche Begegnungen erfahren, als itzo z. B. die Dissidenten in Pohlen leiden müssen, welche erleuchtete Catholiken selbst nicht gut heissen können.

Nach gegenwärtigen Schulreglement sollen Seminarien zu Schulen angelegt und alle Schullehrer darinn vorbereitet und daraus genommen werden. Die Directores derselben sollen Erziehungsschriften lesen, und diese Schriften sollen in den Breslauer gelehrten Zeitungen besonders bekannt gemacht werden. Mit den zu Schulbedienungen vorzuschlagenden Lehrern sollen mancherley Prüfungen vorgenommen und

darüber Zeugnisse ausgefertigt werden. Damit aber hierinn nicht leichtsinnig gehandelt werde, so sollen nach diesen Zeugnissen von andern wiederholte Prüfungen angestellt werden. Lesen, Schreiben, Rechnen sollen alle Kinder ohne Unterscheid lernen. Allen soll das Deutsche nach den Regeln der Sprachlehre richtig beygebracht werden. Der Schullehrer soll sie die nüzlichsten deutschen Schriften lesen lassen, und sie mit den gemeinnützigsten Kenntnissen von Menschen, von der Sittenlehre, von der Geographie, der Historie und dergl. bekannt machen. Vom 6ten Jahre an bis ins 13te sollen die Eltern ihre Kinder zur Schule senden oder in Strafe verfallen. Die Schulvisitationen werden vorzüglich den Aufsehern zur Pflicht gemacht, und die Schullehrer müssen sowol Verzeichnisse einliefern, wie oft die Schüler ausgeblieben und die Schulaufseher zur Visitation da gewesen sind. An die Schuldirectoren sollen häufige Berichte abgestattet werden. Endlich ist ein zwiefacher Lectionscatalogus für Städte und Dörfer und eine sogenannte Fleißtabelle beygefüget, nach welcher leztern, es soll angemerkt werden, in wie fern die Schüler und Aufseher die Schulen besuchen und alle gehörig das Ihrige thun. Ueberhaupt verdient dieses Schulreglement von allen gelesen zu werden, die Schulen unter ihrer Aufsicht oder auch Schulen einzurichten haben.

D.

XXXII.

Physikalisch-mikroscopische Beschreibung eines besondern phosphorisirenden und faserichten Steines ... Von dem Verf. der mikrosc. Gemüths- und Augenergötzungen ... Gravirt

dirt und verlegt von Ad. Ludwig Wirsing. Nürnb. 1764. 4. 3 Bogen, 6 Kupfertaf.

Herr Ledermüller hat von vornehmer Hand aus der Unterpfalz einen Stein bekommen, der aus zarten dünnen krystallischen Fibern, Fasern oder Röhrgen bestehet, (daß Hr. L. sie hohl gesehen hätte, sagt er nirgends ausdrüklich, vielleicht ist Röhrchen also auch nur ein Synonymum) welche, durchs Vergrösserungsglas, Topasen ähnlich sehen. Sie sind nicht rund, sondern auf beyden Seiten öfters ungleich, wie eine schartige Degenklinge, scheinen aber durchsichtig und mit einem zu Stein gewordenen Wasser angefüllt zu seyn, davon noch oben hohle weiße Tröpfgen auf den Spitzen derselben hie und da wie Silber spielen. An einigen Orten hat er schwarze Puncte, anderswo, etwas in das Mulen, Letten oder Leimen-rothe fallende Gestein, sein Gewicht in Vergleichung mit seiner Grösse, sehr ansehnlich, und läßt einen metallischen Gehalt vermuthen, sowohl als die grünlichte Farbe, die etwa den Kupfer zuzuschreiben seyn möchte. Er hat keine äussere Rinde. Wenn man mit einem leichten Holze im Finstern darüber fährt, giebt er sehr viel feuerrothe Lichtfunken. Man weis seinen Geburtsort nicht, er ist in einer Grotte gefunden worden, und der Besitzer wollte keine chymischen oder andere Untersuchungen verstatten, die dieses einzelne kleine Stükchen hätten zerstören können. (Aus der Abbildung zeigt sich die Länge etwas über 1½ Zoll rheinl. die Breite ohngefehr 1 Zoll, und die Dicke eben so ¾ Zoll.) Hn. L. hatte es an Gelegenheit gefehlt, sich aus eigner Erfahrung mineralogische Kenntnisse zu erwerben. Er befragte also andere um diesen Stein, und da war es: 1) versteinert Holz, 2) versteinert Moosgewächs, 3) leuchtende Blende, 4) phospho-

 risi-

schwender Fluß, 5) unreifer Amianth oder Asbest, 6) ein Kupferhaltiger, faserichter und phosphorisirender Spath. In der sechsten Meynung, stimmte einer von denen, die Hr. L. fragte, mit dem Hochfürstl. Bayreuthischen Bergmeister zu Nagla, Hr. Trommlern, überein. Hr. L. theilt ein Schreiben von Hr. Tr. mit, das viel gute Einsichten zeigt, auch den Schriftstellern von der Mineralogie die nützliche Lehre giebt, daß sie oft mit Bergleuten einfahren möchten. Den Stein hält er für eine besondre Art bononischen Steines, denkt aber beym bononischen Steine weiter an nichts als ans Leuchten. (Da gleichwohl der bononische Stein nicht ohne chymische Vorbereitung leuchtet, so stimmt dieses mit gegenwärtigen nicht überein.) Sechs Muthmassungen über diesen Stein sind nur vom Ansehen des Steins selbst entstanden, dürfte der Recensent wohl die siebende Zahl voll machen? In den Hohen Oefen setzt sich, besonders in den Winkeln, wo das Feuer nicht so mächtig ist, ein Mengsel zusammen, das nachgehends mit Gewalt muß ausgeschlagen werden, und Ofenbruch heißt. Es giebt Arten davon, die leuchten wenn man sie reibt. Wie leicht zu erachten, kömmt diese Beschaffenheit auf die Art der durchgesezten Mineralien an. Der Recensent hat ein solches Stück von Freyberg vor sich liegen, auf das sich ohne grossen Zwang die Beschreibung und Abbildung von Hn. L. Steine anwenden liesse. Man pflegt wohl Schlacken zu Auszierung der Grotten zu brauchen, und unter diesen könnte sich der Ofenbruch befunden haben. Ein starker Grund gegen diesen Einfall ist: daß ihn Herr Trommler nicht gehabt hat. Bey dieser Gelegenheit sind noch andere merkwürdige Fossilien abgebildet. Ein Dendrit, worauf eine Katze und ein Schwein abgebildet sind, dadurch aber wohl niemand wird betrogen werden. Einige

fase-

faserichte und röhrichte Steine, bononische Steine, weiße Vitriolblumen vom Erzengel Michael am Stahlberg im Oberamt Meissenheim. Herr L. theilt des Hn. Berginspector Jacobi Nachricht davon mit. Sie bestehen aus langen, sehr feinen, geraden und gekrümmten Harröhrchen, die grün, blau, und rosenfarbig sind, am Ende spitzig zulauffen. Herr L. meynt, es könnte ein Schimmel seyn, denn da es im Thier- und Pflanzenreiche mancherley Arten vom Schimmel gebe, warum sollte es nicht auch welchen im Steinreiche geben? (Deswegen nicht, weil der Schimmel aus mikroscopischen Pflänzchen besteht, wie Hr. L. besser als sonst jemand wußte. Er kann also wohl nicht angenommen werden, wo man nichts organisches annimmt.) In einem Gläsgen, darinnen sich Wacholdergeist, Wacholderöl, und Süßmandelöl, eine Zeitlang beständig verschlossen befunden, hat er auf des Oeles Oberfläche goldgelbe Schimmelpflänzchen gefunden, zum Beweise daß Schimmel auch in ganz verschlossenen Orten entstehen kann. Die Naturkunde hat an Hr. L. einen sehr eifrigen und sorgfältigen mikroscopischen Beobachter verlohren. Bey den Fossilien aber ist das äusserliche Ansehen meist unzureichend, und daher auch des Mikroscops Nutzen geringer als bey organischen Körpern.

B.

XXXIII.

Johann Jacob Mosers, königlich-dänischen Etatsraths ꝛc. Neuestes Reichsstaatshandbuch, oder hinlängliche Nachricht von denen seit dem Hubertsburger Frieden öffentlich bekannt gewordenen Staatshandlungen, welche

den kayserlichen Hof, das deutsche Reich, dessen Stände, wie auch die unmittelbare Reichsritterschaft betreffen. Nebst einem Anhange von denen seit 1763. zum Vorschein gekommenen in das deutsche Staatsrecht einschlagenden Schriften. Frankf. und Leipz. 1765. 560. Seiten in 8. nebst einem Bogen Vorrede und Register.

Wir zeigen den Innhalt dieses Buches nur kurz an, weil diejenigen, die eine Neigung oder Verbindlichkeit haben, sich von den Staatsgeschäften des deutschen Reichs zu unterrichten, es selbst lesen werden und müssen. Es ist in vier Bücher abgetheilet. Das erste handelt von den Staatsangelegenheiten, die den kayserlichen Hof und das ganze Reich betreffen. Hier findet man, unter andern, verschiedenes Merkwürdiges von der lezten Wahl des römischen Königs; von der zu Wien für ihn verlangten höheren Titulatur: Allerdurchlauchtigster, statt der vorhin gewöhnlichen: Durchlauchtigster; von dem Regierungsantritt des Kaysers; von den Streitigkeiten zwischen dem Reichserb- und dem kayserlichen Hofpostamte; von dem Grenzvergleiche zwischen den beyden Reichsvicariaten; von dem Grenzvergleiche zwischen der Krone Frankreich und dem Fürsten von Nassau-Saarbrücken; von der beständigen kayserlichen Wahlcapitulation, von der Kammergerichtsvisitation; von dem Streit zwischen dem Reichserbpostmeister, Fürsten von Taxis und den Reichsstädten wegen der Bothen, von dem Münzwesen; von Reichslehnsachen und den neuerlich am Reichshofrathe geforderten Laudemien und Anfallsgeldern.

Das

Das zweyte Buch enthält die ganze Corpora und Collegia der Reichsstände betreffende Angelegenheiten und giebt merkwürdige Nachrichten von den Veränderungen in der kayserlichen Wahlcapitulation, von der Erneuerung der Chur-Verein und von den neuesten Vorfällen in den Reichskreisen.

Das dritte Buch begreift die Angelegenheiten der einzelnen Reichsstände, nemlich der geist- und weltlichen Churfürsten, der geist- und weltlichen Fürsten, der Reichsgräflichen Häuser und der Reichsritterschaft.

In dem vierten Buche wird von den das deutsche Reich und andere Europäische Mächte betreffenden Angelegenheiten gehandelt; und hier kommt das neueste vor, was zwischen dem Reiche oder einzelnen Reichsständen und auswärtigen Staaten vorgefallen ist.

Ueberall hat der Hr. Verf. die Schriften angezeigt, welche von den von ihm vorgetragenen Sachen handeln, und öfters sein rechtliches oder politisches Gutachten, mit einer patriotischen Freymüthigkeit über wichtige Gegenstände hinzugefüget. Er macht auch Auszüge aus den neuesten Deductionen, worunter insonderheit die, welche in den Streitigkeiten der Krone Böhmen, wegen der Landeshoheit über das von Böhmen zu Lehne gehende Gericht Asch, mit den Herren von Zedwitz, ferner in den Osnabrückischen Händeln, wegen der Vormundschaft über den unmündigen Bischof und Bevollmächtigung des Osnabrückischen Gesandten auf dem Reichstage, und hiernächst in den Streitigkeiten des Herzogs von Würtenberg mit seinen Landständen herausgekommen sind, Aufmerksamkeit verdienen.

Am Ende folgen noch einige Zusätze und eine deutsche Staatsrechts-Bibliothek, worinne die seit 1763. herausgekommene und von dem deutschen

Staatsrechte handelnden Bücher angezeigt und beurtheilet werden.

Z.

XXXIV.

Des seeligen Zeugen Gottes, D. Mart. Luthers, merkwürdige Lebensumstände bey seiner medicinalischen Leibesconstitution, Krankheiten, geistlichen und leiblichen Anfechtungen und andern Zufällen, von dem Jahr seiner Geburt 1483. bis an seinen Tod 1546. beschrieben in vier Theilen, und so viel Bildnissen, die sich auf Luthers Amtsumstände schicken, samt Geschlechtsregister aller seiner Nachkommen bis auf gegenwärtige Zeit, herausgegeben von Friedrich Siegmund Keil, Pfarrern zu Krötzschau im Stifte Zeiz. Leipzig, bey Friedr. Gotthold Jacobäern, 1764. 4. zusammen 3. Alphabet.

Dem Titel nach, auf welchen uns der Begrif der medicinalischen Leibesconstitution etwas dunkel ist, hätte man in diesem Werke, dessen beyde ersten Theile bereits im Jahr 1753 herausgekommen sind, und welches der V. nunmehr in seiner Vollständigkeit geliefert hat, Nachrichten von Luthers Geduld und großen Gesinnungen in Krankheiten, ingleichen vernünftige Urtheile über seine Gemüthsanfechtungen, erwarten sollen, die er nach seinen damaligen Begriffen von dem Einfluß des Teufels in die Körperwelt und alle moralisch-menschliche Angelegenheiten, nicht füglicher anders als diesem bösen

sei Geiste zuschreiben konnte, die sich aber, nachdem wir die Natur der menschlichen Seele besser kennen, auch sehr natürlich aus Luthers ganzen Lage, aus der lebhaften und feurigen Einbildungskraft eines Mannes, der unter Drohungen, Verfolgungen und Widersprüchen von allen Seiten die gefährlichsten Unternehmungen auszuführen hatte, erklären lassen. Und solche Nachrichten und Urtheile würden auch in ein Büchlein von wenigen Bogen zusammengefaßt, allerdings ganz nüzlich haben seyn können. Denn von einem Mann, als Luther war, will man gerne recht viel wissen; und sogar kleine geringfügige Anekdoten aus seinem Leben, ziehen den Leser an sich, wenn der Biograph sie am rechten Ort anzubringen und ihnen ein Interesse zu geben weis. Allein man findet davon in diesem mit vieler Mühe zusammengestoppelten Buche ungemein wenig, und in den allermeisten Kapiteln kommt nicht ein Wort davon vor. Man sieht wohl, der Vf. hat überall nach keinem Plan gearbeitet, oder wenigstens seine Hauptabsicht dabey nirgends im Auge behalten. Daher giebt er uns hie und da zu lesen, wann, wo und wie Luther krank gewesen, oder sich einmal unpäslich befunden, was er für Arzneymittel gebraucht, und bey welchen Gelegenheiten er etwa gesagt habe, daß ihn der Teufel anfechte und sein Werk zerstören wolle; findet aber übrigens als ein wahrer Mikrologe für gut, alles was Luther in dem Reformationsgeschäfte vorgenommen hat, und die damit verbundenen Begebenheiten, die wir längst aus der Geschichte und Luthers Schriften selbst wissen, ohne Wahl und Unterscheidung zusammen zu schreiben; so daß schwerlich ein Mensch ohne das größte Maas von Geduld eine solche wunderliche Rapsodie wird durchlesen können. Man wird dem Recensenten wohl gerne den Beweis davon schenken, der sich aus tau-

send

send Proben geben liesse. Damit sich aber der Leser von der Denkungsart und Einsicht des V. überhaupt einen Begrif mache, so wollen wir doch aus der Vorrede zur ersten Ausgabe, das Urtheil hersetzen, welches D. Hieronymus Weller an Wolfgang Hebold von den Wundergaben Luthers im Jahr 1561 aus Freyberg geschrieben hat, und von dem V. gebilliget wird, da nemlich Weller meynt „ daß Luther (ohne Hyperbel geredet) wirkliche Wunderwerke gethan — daß er an Geist, Kraft, Weisheit ꝛc. den vornehmsten Propheten und Aposteln gleich gewesen — und daß alle diejenigen, die nur ein haarbreit von den Schriften und Ceremonien des Mannes Gottes abwichen — und mit Verstand und Erfahrenheit durch Schrift über D. Luthern seyn wollen und seine Schriften verachten, rechte abtrünnige Mammelucken und irrige Fladdergeister wären.„ Man weis nicht, ob man über den schwachen Kopf, der in unsern Zeiten so urtheilt, lächeln oder sich betrüben soll. Luthers Schriften verachten und dem scharfsinnigen Mann keinen spekulativischen Irrthum zu gute halten, das kann freylich nur ein unverständiger Gek; seine heldenmüthige Dreistigkeit, Offenherzigkeit und andere grosse Tugenden, in welche sich geringe menschliche Schwachheiten einmischen, in Laster verwandeln, das überläßt man gerne den schalen Köpfen, die sich wenigstens durch kühne Urtheile ein Ansehn von Wichtigkeit zu geben suchen müssen; die göttliche Fürsehung, die den muthigen Luther gebohren werden ließ, und ihn bey seiner Herkulsarbeit unterstüzte, an den Fortgange der Kirchenverbesserung seiner Zeit, keinen Antheil wollen nehmen lassen, das bringt nun einmal der Eigensinn einer falschen neumodischen Philosophie, die lieber von der Natur, als von ihrem Urheber und Regierer spricht, so mit sich. Allein auf der andern Seite Lu-

thern

thern zu einem untrüglichen Mann und Wunderthäter machen; und behaupten, daß der Zwerg, der auf Luthers Riesenschultern sitzet, nicht weiter als er sollte sehen können, wenn er die Augen dazu hat; und Männer, die aus guten Gründen seine Einsichten, wo sie mangelhaft geblieben sind, verlassen, für Mammelucken erklären, das ist aufs glimpflichste zu reden, Aberglaube und blödsinnige Einfalt. Wann wird man doch einmal anfangen, des großen und um das menschliche Geschlecht verdienten Luthers Gaben, Einsichten und Tugenden auf ihren wahren Werth zu setzen, und weder zu wenig, noch zu viel daraus zu machen!

W.

XXXV.

Abrégé de toutes les sciences à l'usage des enfans de six ans jusqu' à douze. Nouvelle édition revüe et augmentée. A Berlin chez Joachim Pauli, 1763. 11 Bogen in klein Octav.

Herr Formey hat sich durch dieses kleine Werkgen nicht wenig um die Jugend verdient gemacht. Das Wichtigste aus allen Wissenschaften ist mehrentheils in einem gehörigen Verhältniß gewählt, und es ist auch alles so faßlich gesagt, daß ein Kind von 6 bis 12 Jahr, wenn es auch nur mittelmäßige Fähigkeiten hat, das in diesem Abrégé Enthaltene sehr wohl begreiffen und lernen kann. So gut indessen diese Arbeit auch überhaupt gelungen ist; so verräth sie doch oft die Flüchtigkeit, womit der V. sie unternommen und vollendet hat. Die Vorstellung, daß er für die erste Jugend schreibe, scheint ihn verleitet zu haben, die Sache zu sehr als eine Kleinigkeit anzu-

anzusehen, und zu wenig vorsichtig zu Werk zu gehen. Wir wollen es nicht bestimmen, wie leicht oder schwer es sey, der zarten Jugend vortrefliche Anleitungen zu den Wissenschaften in die Hände zu liefern. So viel ist wenigstens gewiß, daß ein jedes Büchelgen von der Art, mit der äussersten Sorgfalt geschrieben werden müsse. Man muß dem Gedächtniß der Kinder nichts anvertrauen, was nicht aufs genaueste richtig ist. Doch wir wollen uns bey dergleichen Betrachtungen nicht aufhalten, sondern sogleich sagen, was wir bey einer wiederholten neuen Auflage verbessert und berichtigt zu sehen wünschten. S. 25. hätte in dem Abschnitt von den Gesetzen nichts von den bey verschiedenen Völkern üblichen Kleidern vorkommen sollen. Die drey dahin gehörigen Fragen und Antworten sind nach dem Verhältniß der übrigen nicht allgemein genug. S. 26. findet sich: qui les font longtems languir après le payement. Der Deutsche sagt: einen nach der Bezahlung schmachten lassen; ob aber irgend ein guter französischer Schriftsteller das après in dieser Bedeutung gebraucht habe, daran zweifeln wir sehr. S. 38. werden auf die Frage, wie viele Haupttheile die Mathematik in sich enthalte, die Geometrie, die Algebra, und die Civil- und Militairbaukunst genannt. Hier hätte der Verf. die Arithmetik um destoweniger weglassen sollen, da ihr billig der erste Platz zukommt, und da auch gleich darauf besonders davon gehandelt wird. Die Mechanik, die Optik und die Astronomie wären auch vorzüglich mit anzuführen gewesen. Die Algebra hingegen, welche bloß in der Art zu rechnen von der gemeinen Rechenkunst unterschieden ist, hätte wegbleiben können. Ebendaselbst wird auch gesagt: le secours des figures est fort utile aux Géometres, gerade als wenn man zur Noth die Figuren bey der Feldmeßkunst entbehren könnte. S. 39. vermissen

sen wir eine Frage, welche die Proportion betrifft. Da der V. die Regel de Tri nicht unberührt läßt: so hätte er die Verhältnisse, als worauf jede Rechnungsregel sich gründet, mitnehmen sollen. Bey der Regel von Dreyen wird zugleich ebendaselbst einer Regel von Vieren erwähnt. Herr Formey hat sich vielleicht verschrieben, und von Fünfen setzen wollen. Da er sich überhaupt auf arithmetische Regeln einläßt: so hätten hier auch die Kettenregel, die Gesellschafts- und die Vermischungsregel, nebst der Falsirechnung einen Platz verdient. Daß die Sonne sich um ihre Axe drehe, suchten wir S. 57. vergeblich in der Antwort auf die Frage: Le soleil tourne-t-il, ou demeure-t-il immobile? S. 59. stehen die Planeten nicht in der Ordnung, wie sie in ihren Entfernungen von der Sonne auf einander folgen. Und diß wäre des Gedächtnisses wegen nöthig gewesen. Da S. 61. Herr Formey Tonnerre und éclair unterscheidet: so ist es unverzeyhlich, daß er den Schaden, den das Gewitter thut, jenem und nicht diesem zuschreibt. Es ist gar zu bekannt, daß der Bliz (l'éclair, la foudre) und nicht der Donner (le tonnerre) zu fürchten ist. Versteht der V. aber unter éclair nur ein schadloses Wetterleuchten, und unter tonnerre das, was Bliz und Donner zusammen bedeuten: so hätte er sich verständlicher darüber ausdrucken sollen. S. 65. heißt es: Comment peut-on trouver les quatre cotés du Monde? Antwort. En tournant le dos au soleil levant, on a à sa droite le midi, à sa gauche le septentrion, derriere soi l' orient et devant soi l' occident. Le midi und le septentrion müssen hier ihre Stellen verwechseln. S. 73. steht Bude anstatt Presburg, als die Haupstadt von Hungern. S. 74. finden wir bey der Eintheilung der Historie, die Gelehrten- und Naturhistorie ausgelassen.

S. 75. wird auf die Frage, wer Ianus bifrons sey, geantwortet: C'est sans doute Noé. Wenn eins gewiß seyn kann: so ist es vielmehr dieß, daß Noah es nicht ist. S. 78. wird gefragt: Les Israelites exterminerent-ils tous les Cananéens? und die Antwort lautet: Non, ils reçurent un ordre exprès d'en laisser vivre plusieurs au milieu d'eux. Das Gegentheil von dem leztern ist gar zu bekannt, als daß ich die dahin gehörigen Sprüche hier anführen dürfte. S. 88. sind die Wörter: O Solon, Solon! unverständlich, wenn nicht die Veranlassung zur Ausrufung derselben mit bemerkt wird. Man sage nicht; daß der Lehrer einem Kinde das lezte sagen könne: in allem, was in einem Buch dieser Art steht, muß ein Kind, welches es für sich liest, einen gewissen Sinn finden. S. 104. wird fälschlich behauptet, daß in Ansehung des rußischen Throns die Erbfolge Statt finde. Seite 1722. ist es ein Reichsgrundgesez, daß ein regierender Herr seinen Nachfolger zu ernennen habe. In der S. 122. vorkommenden Antwort auf die Frage: Quelle est la Religion dominante en Hongrie? ist noch hinzuzusetzen, daß es auch Lutheraner in Hungarn gebe. S. 171. ist von den Ritterorden in Schweden die Rede, und von dem Seraphinenorden wird gesagt, daß er nicht mehr vorhanden sey. Hier muß der V., wie er es geschrieben hat, geschlummert, und beym nochmaligen Durchsehen dieses nicht gesehen haben. Denn wie könnte er es nicht wissen, daß dieser Orden seit 1748, da er erneuert wurde, der vornehmste Orden in Schweden ist? Des mit dem Seraphinenorden zugleich erneuerten Schwerdordens ist auch nicht erwähnt, welcher doch 1523. schon gestiftet ist. Endlich ist auch der neugestiftete Nordsternorden nicht angeführt.

D.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Wilhelm von Segaud, von der Gesellschaft Jesu, sämtliche Predigten, welche vor dem König in Frankreich, Ludwig dem XV. und zu Paris gehalten worden. Aus dem Französischen übersetzt. Fünfter Theil, Bamberg auf Kosten der Göbhardtischen Buchhandlung. 1765. gr. 8. 442 Seiten. Sechster Theil. 1765. 436 Seiten.

Des Herrn Abt Torné, Domherrns der Kirche zu Orleans; Allmosenpflegers des verstorbenen Königes von Polen, ꝛc. und Mitglieds der kön. Akadem. der Wissenschaften und freyen Künste zu Nancy, Fastenpredigten, welche im Jahre 1764. vor dem Könige von Frankreich sind gehalten worden. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Churfürstl. Sächs. gnädigsten Privil. Frankfurt und Leipzig, zu finden bey Joh. Paul Krauß, 1766. gr. 8. 768. Seiten.

Man findet in dem fünften Theile der Segaudschen Predigten fünf Lobreden auf Heilige, eine Einkleidungs- und zwo Einweihungsreden zum Klosterleben, und die Trauerreden auf den Dauphin und den Herzog [illegible] von Lothringen. Der sechste Theil

enthält zwo Predigten auf das Fest aller Heiligen und aller Seelen. Die übrigen sechse handeln vom jüngsten Gericht, vom Aergerniß, von der Barmherzigkeit, von dem practischen Glauben, vom Glauben und auf das Weyhnachtsfest. — Unter den Fastenpredigten des Abts Torné handeln nur die 15te und 17te von den Geheimnissen des Kreuzes und von den Leiden Jesu Christi, in den übrigen werden andere Materien vorgetragen. Man muß die Gaben dieser Männer bewundern, aber auch mit [illegible]ge- nen Hand so manchmal die Augen fest zudrücken, wenn man auf Dinge stößet, die sich so wenig mit der heil. Schrift, als mit der gesunden Vernunft vereinigen lassen. Was soll ein Protestant dazu sprechen, wenn man z. B. den Abt Torné von der Größe der Jungfrau Maria, wie von der Größe Gottes und Jesu Christi reden höret, da uns die heil. Schrift von jener nichts weiter sagt, als daß sie eine fromme gottesfürchtige Person gewesen. Was dieser V. übrigens für tolerante, eines Christen würdige Gesinnungen gegen anders denkende Religionsverwandte hege, das mag folgende kurze Stelle aus der 16ten Predigt von der Gütigkeit der Regenten, bezeugen. „Euch, ihr Könige, (er läßt den Sohn Gottes reden) heißt es da: S. 659. ff. befehle ich nicht, diejenigen, welche ausser der Kirche sind, zu zwingen sich in ihren Schooß zu begeben. Meinen Dienern trage ich auf, sich zu dieser heil. Gewaltthätigkeit der Waffen des Beyspiels, der Liebe, des Eifers, der Geduld und des Unterrichts zu bedienen. Die Verfolgungen dienen weiter zu nichts, als die Schwärmerey anzubringen und die Wahrheit verhaßt zu machen. Es würde sich zutragen können, daß meine Religion von dem unbesonnenen Eifer ihrer Vertheidiger noch mehr, als von der Wuth ihrer Feinde, leiden müßte. Wenn hitzige und von einem

sollten ein eyfersüchtiger Geistlicher in euren Händen den Blitz anzünden und euren Arm wider den ruhigen und den Gesetzen des Staats gehorsamen Irrthum zu wafnen suchen; so antwortet ihnen, was ich meinen Jüngern antworte: Gehet, ihr kennet den Geist eurer Religion nicht. Kann es euch wohl unbekannt seyn, daß sie eine Religion des Friedens, der Sanftmuth und der Liebe ist? Ihr wisset nicht, weß Geistes ihr seyd. „ O! daß doch Pohlens Bischöffe einige lauter [illegible] seyn möchten!

Neun Controverspredigten gehalten von P. Aloysio Merz, S. J. des hohen Domstifts der freyen Reichsstadt Augsburg Ordinari Predigern; im Jahr 1765. und 1766. Augsburg und Inspruck im Verlag bey Joseph Wolf. 4. 2. Alphabet.

Man muß sich noch immer in der catholischen Kirche von Controverspredigten mehr Nutzen versprechen, als wirklich dabey herauskommt. Durch den Pater Merz möchte vollends wohl kein vernünftiger Protestant überzeuget werden, da dessen kauderwelsche Predigten voll historischer Unwahrheiten, Sophistereyen, niederträchtiger Schimpfwörter gegen den bösen Buben, den D. Luther, und voll Possen sind. Die evangelische Kirche kann es mit großer Gelassenheit und der guten Sache unbeschadet mitleidig anhören, wenn ihre Confeßion von einem wütenden Ketzermacher beschimpft wird, und von einsichtsvollen gutgesinnten Catholicken sind mir versichert, daß sie ein solches Verfahren ihrer Geistlichen selbst mißbilligen werden.

Einfältig-Klug wahres Christenthum, welches untersuchet, auf wem sich die Gewißheit des römisch-catholischen Glaubens, und dessen Sittenlehre steiffe: zur Bestärkung des gemeinen Volks in besagtem heil. Glauben, wie selbes glauben müsse und könne, damit es falschen Meinungen klug widerspreche, und erwiesenen Wahrheiten einfältig beyfalle. Vorstellend die vierfache Urquell, aus der denen Christ-Catholischen die Beweis für die Wahrheit ihres Glaubens herfliessen. Als 1. aus der göttlichen Schrift, 2. Ausspruch heiliger Kirch, 3. Lehr hochheiliger Vätter und 4. Ueberzeugung der Vernunft. Diese erklären entweders den heil. Glauben, oder geben sichere Regul, sowol jenen, als die Sittenlehr wider Ketzer und eigensinnige Catholicken zu vertheydigen. Verfasset von einem Benedictiner in Schwaben, mit Erlaubnis der Oberen.

Ein catholischer Katechismus für den gemeinen Mann in kauderwelschem Deutsch.

Des Erlauchten Abts Don Diego Zunica Klagen, in welchen die Bedrängnisse aller Stände vorgetragen, und Antworten, wodurch sie getröstet werden: Oder etwas für alle. Aus dem Italiänischen in das Deutsche übersetzt von P. Jorpan Simon, des Eremitenordens des heil. Augustini Prediger in der Pfarr- und Klosterkirche zu St. Wigbart in Erfurt,

Erfurt und Frankf. am Mayn, zu finden bey Franz Varrentrapp, MDCCLXVII. 8. 227. Seiten.

Eine auf Löschpapier gedrukte schlechte Uebersezung eines von den Italiänern geschäzten und bis auf die siebende Auflage gebrachten Werks. Zunica schreibt zwar bisweilen dunkel, aber doch emphatisch und mit einer bündigen Kürze. Er bedienet sich gemeiniglich sehr kühner Metaphern, starker mythologischer Bilder und ofte recht treffender Antithesen. Und diese mit eben dem Nachdruk, den sie im Original haben, in unsere Sprache zu übertragen, dazu war freylich Hr. S. des deutschen nicht mächtig genug.

Trauer- und Leich-Rede auf Franciscum den ersten, weiland Römischen Kayser, in Germanien und zu Jerusalem König, Herzog zu Lothringen und Baar, Großherzog zu Toscana, 2c. Da Sr. Kayserl. Majestät Leichbesingnüße, den 1. 2. und 3ten October 1765. in der Kirche der hochlöbl. Teutsch-Ordens Commende zu Ulm in Schwaben gehalten wurde, vorgetragen von Petro Obladen, Can. Reg. S. Aug. ad exemptas insulas Wengenses Prof. Capitulari, et Sub-Decano. Mit Erlaubniß der Obern. Ulm, verlegts Joh. Conrad Wohler, Buchhändler. Fol. 4. Bogen.

Vielleicht ist in unsern Augen nie eine steifere und poßierlichere Trauerrede auf ein gekröntes Haupt gehalten worden. Des Verf. Thema ist: „Franciscus, der Allerdurchlauchtigste Kayser (das ist,

„nachdem höchst Dieselbe aus der Opera zurück gekommen) Seinen Fürstengeist ausgehauchet, hat die „ihme von Gott anvertraute Person meisterlich auf „dieser Welt Schaubühne vertreten. Ludens in „orbe terrarum.„ Erstens als ein Gemahl, zweytens als ein Vater, drittens als ein Kayser. Da die Erfahrung lehrt, daß diese erschaffene Allheit (verstehe die Welt, sagt er) eine erhabene Schaubühne sey, so führet er nun, um den ersten Saz zu beweisen, an, wie der Apostel Paulus den Eheleuten die drey Eigenschaften Liebe, Treue, Hülfe gebiete; erzählet darauf, wie K. Carl VI., nachdem er die pragmatische Sanction errichtet, seine Fürstenaugen auf Franciscum, den damaligen König von Jerusalem ꝛc. geworfen, ihn nach Wien berufen und mit seiner Prinzeßin Tochter, Maria Theresia, vermählet habe. „Nun sagt er, haben wir A. A. Franciscum in jenem „Sacramentalischen Stand, in welchem nach mei„ner Abtheilung die Frage kann aufgeworfen werden, „wie Selber seine Person auf dieser Welt-Schaubühne als ein Gemahl gegen seine Gemahlin vertreten „habe. Ich sage Ihnen A. A. meisterlich.„ In solchen künstlichen Uebergängen ist Hr. D. Meister, und man kann kaum etliche Zeilen lesen ohne über Schreibart, Einfälle und Verbindungen der Ideen zu lachen. So seltsam ist alles zusammengepaaret.

Trauerrede auf Franzen, den ersten Röm. Kayser, König in Germanien und zu Jerusalem, Herzog zu Lothringen und Baar, Großherzog zu Toscana ꝛc. Als seiner höchstseel. Majestät Leichenbesingniß in der Kirche des Kön. adelichen Theresianischen Collegiums vor dessen versammelten Adel den 7. Sept. 1765. gehal-

gehalten wurde, vorgetragen von Carl Mastalier, der Gesellschaft Jesu. Wien gedrukt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, kayserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändler, Fol. 30. Seiten.

Lobrede auf die heil. Anna. In der Kirche der Gesellschaft Jesu zu St. Anna in Wien den 26. Heumonats im Jahre 1767. gehalten von Ignaz Wurz, der G. J. Priester, der Gottesgelehrheit Doctor, und der geistlichen Beredsamkeit öffentlichen Lehrer. Wien gedrukt bey Joh. Th. Edlen von Trattnern, k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 4. 26. Seiten.

Wir wollen uns in keine umständliche kritische Beurtheilung dieser Reden, davon die erste sehr prächtig gedrukt ist, einlassen. Soviel ist gewiß, die Verfasser dürfen sich ihrer nicht schämen, indessen übertrift der Panegyrist an Wohlredenheit den Trauerredner. Die Parallele des Hrn. Mastalier zwischen dem römischen August und dem deutschen Franz ist ganz gut ausgeführet, übrigens aber hat er mehr gesuchte Rhetorik, als natürlichen Schwung der Beredsamkeit, und seiner Sprache, welche zu provinzialisch ist, fehlet es an Reinigkeit und Wohlklang. Dem Pater Wurz ist beydes schon mehr eigen. Aber das Sujet selbst hat für jemanden, der kein Catholik ist, zu wenig Wahrheit zum Grunde. Wenn es nicht die heil. Anna, sondern Gott selbst, oder den er gesandt hat, Jesus Christus wäre, dem christliche Gemüther mit solchen Empfindungen der Anbetung und des Vertrauens, als er in ihnen zu erwecken suchet, zugethan

 seyn

seyn sollten, so würde er etwas vortrefliches gesagt und auch den von ihm ausdrüklich verworfenen Kezer gerühret haben.

D.

Neujahr-Predigten von Carl Daniel Küster, Ref. Prediger in Magdeburg 1764. 17 Bogen, 8.

Es fehlet diesen Predigten nicht an rührenden Stellen, glüklichen Entwürfen und treffenden Gemählden besonderer Situationen. Vornemlich zeichnet sich die Abschiedsrede aus dem Lager von den Schlesischen Gebürgen aus. Allein sie sehen sich nicht alle gleich. Zuweilen Theile, die sich nicht zusammen passen, verkehrte Wortfügungen, etwas Schwulst und eine gewisse andächtige Kanzelsprache, die sich nicht immer auf richtige Begriffe gründet, zeigen es, daß der Verfasser mehr seine Freude mit dem Druk derselben hat verpflichten, als die beste Hand an deren Ausarbeitung nach seiner Geschiklichkeit legen wollen.

Hrn. D. Mart. Luthers Geschäfte und Andenken in Torgau zur Erläuterung seiner Lebens-Geschichte nebst zehn ungedrukten Briefen von ihm aus sichren Urkunden ans Licht gestellet von M. J. Theodor Lingke, Archidiac. zu Torgau. Leipzig in der Heinsiusischen Buchhandlung 1764. 4. 13 Bogen.

Der Verf. hat hier alles mit vielen Fleiß in Form einer Chronik erzählet, was der seel. Luther in Torgau bey seinem öfteren Aufenthalte daselbst gethan hat. Der ungedrukten Beylagen sind nicht viel und sie enthalten wenig erhebliches. Aus des Rathes

ihrer Rechnungen erweiset er, daß der Bischof von Meissen mehr Bier und Wein geschenkt bekommen habe, als D. Luther, und also der ohnedem abgeschmackte Vorwurf seiner Völlerey ungegründet sey. Eine Reisegeschichte Luthers wünschet er noch und mehrere Ausgaben solcher Schriften, welche die besonderen Geschichte seines Aufenthalts an einem oder anderem Orte enthalten. Allein wozu so viel, wenn es wieder aus anderen ausgeschrieben ist, oder nichts wichtiges zu der Erläuterung seiner Reformationsgeschichte hinzugesetzet wird?

Pr.

Versuch über die Ansprüche eines Christen auf die Güter des gegenwärtigen Lebens zur Beruhigung einiger bekümmerten Freunde aufgesezt von Johann Timotheus Hermes, Lehrer am Rittercollegio zu Brandenburg. Berlin, verlegts August Mylius 1764. groß 8. 108 Seiten.

Eine kleine Schrift, worinn der V. folgende vier Fragen beantwortet: Haben die Christen wirkliche Ansprüche auf die Güter dieses Lebens? Wie kommt es, daß die Christen nicht vorzüglich in dem Besitze der zeitlichen Güter sind, auf welche sie doch allein wahre und eigentliche Ansprüche haben? Erlauben es die Gesetze des Christenthums, daß Christen ihre Ansprüche auf die Güter dieses Lebens geltend machen? Wodurch ersetzet der gütige und gerechte Gott den Christen ihre mehrentheils dürftigen und bedrängten Umstände auf Erden? Er thut es auf eine Art, die von seinen guten Einsichten in die christliche Lehre, von seiner Kenntniß des menschlichen Herzens und

N 5 von

von seiner rechtschaffenen Religionsgesinnung zeiget. Nur zuweilen scheinen die Gedanken und Ausdrücke zu gesucht, daß man es dem V. anmerkt, er habe da was schönes und pathetisches sagen wollen. Warum er in Ansehung der Orthographie das unschuldige qu, ck, und ß, auf welches er eine Feindschaft geworfen zu haben scheinet, ausmerzt und an dessen statt das kw, kk, und ss braucht, wissen wir so wenig, als was er mit den vielen unbedeutenden Querstrichen anzeigen will.

Geistliche Betrachtungen und Reden bey Einsegnung angehender Eheleute, nebst einer Anleitung, was ein Prediger in Ansehung des Ehestandes seiner Zuhörer zu beobachten, und wie er sich diesfalls in seinem Amte vorsichtig und erbaulich zu verhalten, zum Unterricht und Erbauung herausgegeben, von Joh. Adam Brehmen, Pfarrer in Wormstedt rc. Jena und Leipz. in Christ. Friedr. Gollners Buchhandlung, 1764. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Neueste Sammlung auserlesener heil. Hochzeit- und Traungsreden, welche von einigen Gottesgelehrten gehalten worden. Zweyte Auflage. Tübingen bey Joh. Georg Cotta, 1765. 8. beyde Theile 1 Alph. 19 Bogen.

Gute Modelle von Traungsreden könnten nicht schaden, da Geistliche von schwacher Beurtheilung in ihren Hochzeitsermonen zuweilen sehr unschickliche Sachen und die schicklichen oftmal schielend genug vorbringen. Diese hätten dann doch daran wenigstens einen verständigen Rathgeber. Es müßte aber alles weitschweifige und deklamatorische Predigen darin-

den-

gehalten werden, weil sich die Zuhörer bey der Gelegenheit selten in der gesammelten Gemüthsverfassung befinden, daß ein wirklicher Nutzen dabey herauskommt. Kurze gedrungene Belehrungen und Erinnerungen nach den jedesmaligen Umständen der Verlobten müßten den ganzen Innhalt davon ausmachen. Was der Hauptsache kein unmittelbares Interesse gäbe, gedehnte Erklärungen dunkler Schriftstellen, die man da gar nicht erwartet z. E. wären kein Wort zu seiner Zeit und nicht nur überflüßig, sondern wirklich unrecht angebracht. Wir wollen die Brehmenschen Trauungsreden wohl nicht gerne verachten, aber sie sind doch auch so schlecht als möglich; entweder von Herzen langweilig, weil der Verf. Sachen vorbringt, die da gar nicht hingehören (z. B. in der 6ten Rede der zwoten Abtheilung, die Episode von dem guten und bösen Engeln) und die Beweise und Erläuterungen zu der Hauptvorstellung sehr weit herholt, da er sie viel näher haben könnte; oder gar voller wunderlichen, läppischen Vorstellungen, dergleichen wir in dem geistlichen Brautliede von den Rosen, die 4te Rede der ersten Abtheilung, gefunden haben. Uns wundert, wie ein Mann, der doch in der Anleitung, was ein Prediger in Ansehung des Ehestandes seiner Zuhörer zu beobachten habe, rc. eine gesunde Beurtheilungskraft zeiget, und dem, der darüber Belehrung nöthig hat, ganz brauchbare Lehren giebt, in den Reden selbst hat so viel elende Einfälle vorbringen können. — Was die hier mitgenommene Sammlung auserlesener Hochzeitreden betrift, so sind sie in allen Stücken den Brehmenschen so ähnlich, als sie seyn können, wenn sie von einem Verf. herrühreten, und vielleicht noch auserlesen schlechter.

Philipp Friedrich Mutzels, Inspectors auf dem Carolinum illustre zu Anspach, und der latei-

lateinischen Gesellschaft zu Altdorf Ehrenmitglied, dogmatisch-moralische Abhandlungen und Reden über wichtige Lehren des christlichen Bekenntnisses. Erster Theil. Gedruckt im Jahr 1764. 8. 319 Seiten.

Der Verf., unter welchem man sich gleich aus der Vorrede und einigen darinn gemachten poßierlichen Noten zum Text, einen jungen geschwätzigen Gelehrten vorstellen muß, würde wohl gethan haben, wenn er seine Ausarbeitungen noch einige Jahre weggelegt hätte. Sein binnen dieser Zeit vermuthlich reifer gewordenes Urtheil würde ihm dann gesagt haben, daß er um seiner Ehre willen ja nicht damit ins Publikum kommen müsse.

Conrad Friedrich Stresow, Kirchenprobsten auf der Insel Femern, betrachtete Catechismuslehren aus den Sonn- und Festtäglichen Evangelien, und angehängte Betrachtungen über die sieben Worte des gekreuzigten Erlösers. Nebst einer Vorrede D. Joh. Georg Knappens, von der nöthigen unveränderten Beybehaltung der apostolischen Lehre und Lehrart. Halle im Verlag des Waisenhauses. 1764. groß 8. 2 Alph. 11 Bogen.

Um der Bemühungen willen, die der Verf. anwendet, das Herz der Menschen durch die evangelische Wahrheit zu bessern und ihr Gewissen auf zu wecken, muß man doch am Ende mit seiner angewöhnten Art der Vorstellungen und des Ausdruks zufrieden seyn, mit so viel billigem Grunde man sie auch tadeln könnte, und über dergleichen eingeschaltete sonderbare

Urtheile hinwegsehen, als wenn z. B. [illegible] findet: „Der heil. Geist habe die Blutstheilchen der Maria, „woraus die Hütte der Menschheit Christi erbauet „werden solle, von dem Gifte der anklebenden Sünde „gereiniget,„ weil man doch nichts damit ausrichtet, wenn man auch noch so gründlich zeigen könnte, daß das nicht die wahre Einfalt eines christlichen Vortrages sey, der auf Belehrung und Besserung abzielen soll. Zu den Catechismuslehren gehören dergl. Dinge vollends gar nicht. Die Vorrede des Hn. D. Knapp, an dessen ungekünstelter Sprache des Herzens man gleich den ehrlichen Mann kennet, hat uns aus vielen Ursachen sehr wohl gefallen, und wir sind, wenn wir ihm gleich in einigen Nebendingen nicht beystimmen könten, in der Hauptsache, worauf und mit welcher Art ein Lehrer in seinem Vortrage hauptsächlich dringen und wie er selbst ein rechtschaffener Christ der Ueberzeugung und Erfahrung nach seyn solle, vollkommen mit ihm einig. Denn diejenigen, welche eine hohe trockene Weltweisheit und blos philosophische Moral auf die Kanzel bringen, die dem Heuchler und dem Bösewicht nicht das Geschwür seines Herzens ausdrücken, nicht auf inwendige Sinnesänderung und Heiligung des sittlichen Lebens durch den Glauben an das Evangelium dringen, und die Menschen nicht ohn Unterlaß auf den künftigen Zustand der Vergeltung führen und sie die rechte Zubereitung auf denselben während ihres irrdischen Lebens lehren; sondern diejenigen, die nur in ihren öffentlichen Vorträgen alles darauf anlegen, die Sinnlichkeit und Phantasie der Zuhörer in Bewegung zu bringen, ohne den Verstand zu überzeugen und das Gewissen aufzuwecken; und endlich die tadelnswürdigste Art von Predigern, welche in den Blumen ihrer vermeinten Wohlredenheit sich selbst so sehr gefallen, mit einem leeren

Schall

[illegible]

Schall schöner ausgesuchter Worte, die nichts weiter ist, das Ohr der Zuhörer kitzeln, und damit das Ansehen eines feinen Redners in dem neusten, aber sehr verdorbenen Geschmack an sich bringen wollen, die entfernen sich, wie hier gezeiget wird, sehr weit von der Lehrart der Apostel und haben dann auch das davon, daß sie für jedermann in den Wind reden. Wie indessen Hr. Knapp bey dem Verf. die wahre simple Lehrart der Apostel finden könne, das begreifen wir nicht.

Die letzte und sehr bewegliche Reden des sterbenden JEsu, nach ihrer harmonischen Ordnung in sieben Fastenpredigten schriftmäßig erläutert und mit einigen nöthigen historischen, kritischen, philologischen und exegetischen Anmerkungen begleitet, von Ernst Sebastian Ackermann, Pfarrherrn zu Frankendorf. Jena, verlegts G. C. B. Heller, 8. 1 Alph.

Man muß dergleichen Vorträge mit eigenen Augen sehen und lesen, wenn man, wie einst kaum zu glauben steht, sich überzeugen will, was in manchen Gegenden Deutschlandes noch bis auf den heutigen Tag zum Theil für ungereimte Dinge, auf der Kanzel gesagt und hernach gedrukt werden. Die Anmerkungen, die dem Ungelehrten nichts helfen, und bey dem Gelehrten Mitleiden mit dem Verf. erwecken, sind mehrentheils aus andern lieben Tröstern zusammen geschrieben, und verrathen einen Mann, der von wahrer Kritik und Exegetik so wenig versteht, als es ihm völlig an gesunder Beurtheilung gebricht.

Die Bestimmung des Menschen beym Landleben.

Tu, quamque Deus tibi fortunaverit horam,
Grata sume manu: nec dulcia differ in annum.

Horat.

Leip-

Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1764. gros 8. 113 Seiten.

Ein Büchlein, dessen Verfasser man auf der zweiten Seite schon kennt. Zwar findet sich darinn nicht die ganz affectirte Schreibart des poetischen Prosaisten, nicht das volle Gemengsel von Bildern, Figuren, Antithesen und Apostrophen, das man an den Schriften des M. St. gewohnt ist, aber doch von allen ein gut Theil und an mehr als einer Stelle viel lieblicher Galimathias. Das kommt heraus, wenn sich ein Autor, dem es doch so sehr am Gefühl des wahren Schönen und einem richtigen Geschmack fehlt, sich durchaus in den Kopf gesezt hat, er wolle und könne schön schreiben. Wenn er auch einmal eine gute Sentenz vorbringt, so verdirbt er sie doch eben damit, daß er sie ausserordentlich erhaben ausdrücken will. Indessen mag sich der Verf. doch gefreut haben, seine Sachen auf so gutes Papier und so sauber gedruckt zu sehen.

Sammlung einiger Trauerreden, gehalten von Jacob Benignus Bossuet, Bischofe zu Meaux, aus dem Französischen. Leipzig und Züllichau, in der Waysenhaus und Frommannischen Buchhandlung. 1764. gros 8. 19 Bogen.

Bossuets Talente in Ansehung der Beredsamkeit, wie sie besonders der Franzose liebt, sind zu entschieden, als daß wir nöthig haben sollten, unser Urtheil hinzu zu fügen. Unsere meisten deutschen Trauerredner stehen, was ihre Gaben und den Ort, wo sie reden, betrift, mehrere Stuffen unter ihm. Das müssen die nicht vergessen, die ihn etwa zum Muster

Muster wollten. Der beste Rath wäre, man suchte nicht sowol ihm nachzuahmen, als von ihm zu lernen, wie man in solchen Fällen freymüthig, lehrreich und rührend zugleich reden solle.

Johann Ludwig Buchwitz, Predigers zu Crevese, Betrachtung über die Sünde wider den Heil. Geist. Hamburg, zu bekommen bey Joh. George Fritsch, 1764. 8. 48 Seiten.

Man kan die drey Schriftstellen Matth. 12, 31. 32. Marc. 3, 28. 29. Luc. 12, 10. nicht richtiger auslegen, als es der Verf. thut. Nach denselben wird die Sünde wider den heil. Geist begangen: „Wenn „ein Mensch, der von den Wundern des Erlösers die „Gewißheit eines Augenzeugen hat, aus bloßer Bos„heit den Geist Gottes lästert, der auf dem Erlöser „ruhete.„ Allein daß diese Sünde noch in unsern Tagen, (ob zwar selten, nicht von Deisten, nicht von Unbekehrten, auch nicht einmal von allen Bekehrten, wie ohnstreitig ist,) sondern nur von solchen, die den höchsten Grad der Glaubensgewißheit erreicht haben, wenn sie abfallen, solte begangen werden können, und daß sie schlechterdings unvergeblich sey, davon hat uns der Verf. noch nicht hinlänglich überzeugt. Er sucht zwar den Kanzler Pfaff, der das ebenfalls läugnete, zu widerlegen, aber seine Gründe thun uns kein völliges Genüge. Der Glaube eines itztlebenden überzeugten Christen, daß die Wunderwerke des Erlösers wirklich geschehen sind, hat doch nur den höchsten Grad der moralischen Gewißheit; aber die Glaubensgewißheit des Augenzeugen ist apodictisch. Es wäre, aller Unwahrscheinlichkeit ohnerachtet, doch möglich, daß jenem ohne Bosheit des Herzens an der historischen Wahrheit der Wunderwerke

werke Christi solche Zweifel ins Gemüth kämen, welche ihn nach und nach, wenn andere Glaubensgründe, mit den historischen zugleich ihre Stärke verlöhren, bis zum gänzlichen Abfall vom Glauben brächten. Sollte das schlechterdings nicht seyn können? Und dann wäre dessen Unglaube nicht mehr Sünde wider den heil. Geist.

Alles kommt darauf an, was der Apostel Ebr. 6, 4., welche Stelle der Verf. mit zu der abgehandelten Materie zieht, unter den erleuchteten verstehe; die Gläubigen aller Zeiten, auch die, welche durch den ordentlichen Weg der Gnade einen so hohen Grad des Glaubens erreicht haben, daß er der Glaubensgewißheit eines Augenzeugen gleich geachtet werden könnte? oder nur Gläubige der damaligen Zeit, welche gleich den Aposteln selbst ausserordentliche Wundergaben des heil. Geistes empfangen hatten, deren Erkenntniß folglich bis zur Stärke der unmittelbaren Empfindung erhoben war, und daher auf den gewissesten Ueberzeugungsgründen, die sich denken lassen, beruhete? Der Verf. nimmt das erste an, uns dünkt das das leztere nach der apostolischen Beschreibung der erleuchteten wahrscheinlicher. Diese hatten denn freylich auch die Glaubensgewißheit eines Augenzeugen gehabt. — Wenn man nicht, wie Hr. B. §. 12. zu thun scheint, die ordentlichen Wirkungen des heil. Geistes durchs Wort, wodurch alle Gläubigen nach den Tagen der Apostel bis itzo zur lebendigen und fruchtbaren Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit gebracht worden, mit den ausserordentlichen Wirkungen und Gaben desselben in der ersten Zeit für einerley halten will, da sie offenbar unterschieden sind: so läßt sich durch die besten logischen Vernunftschlüsse, worinn sonst der V. Meister ist, doch wohl schwerlich heraus bringen, daß die Glaubensgewißheit eines itztlebenden wahr-

haftig überzeugten Christen für völlig identisch mit der Glaubensgewißheit jener erleuchteten könne gehalten werden, denn die Conclusion würde immer aus zu unsichern und nicht genugsam erwiesenen Prämissen fliessen. Und da die absolute Unvergeblichkeit der Sünde wider den heil. Geist, die absolute Unmöglichkeit einer Umkehrung von derselben voraus sezt, so steht oder fällt der Beweis der einen mit dem Beweise der andern. Es sey so unwahrscheinlich als es wolle, daß ein Augenzeuge, der bey dem ersten und zweyten Wunder Christi ungläubig geblieben ist und den Sohn Gottes zu lästern fortgefahren hat, durch das dritte werde zum Glauben gebracht werden: so ist doch solches nicht schlechterdings unmöglich. Er könnte ja die ersten Wunder noch immer für künstlichen, heimlichem Betrug gehalten haben, durch die folgenden aber überzeugt werden, daß kein Betrug damit vorgegangen sey. Sollte nicht von eben den Juden, welche wirklich die Sünde wider den heil. Geist vorher begangen hatten, mancher in der Folge und besonders nach der Auferstehung Christi zum Glauben an ihn übergegangen seyn? Den Beweis davon vermögen wir wegen Mangels der historischen Nachrichten freylich nicht zu geben. Aber das Widersprechende davon läßt sich doch auch nimmermehr darthun. Der Verf. gesteht auch, daß die absolute Unvergeblichkeit der Sünde wider den heil. Geist aus den Worten des Erlösers in der evangelischen Geschichte nicht schlechterdings folge. Allein die Paulinische Stelle ist ihm entscheidend, weil der Apostel sagt: Es ist unmöglich, daß rc. Allein wir sehen nicht, was uns hier durchaus nöthigen sollte, dieses Wort in dessen strengster Bedeutung von einer absoluten Unmöglichkeit zu nehmen, da mit dem Ausdruk: es ist unmöglich, hyperbolisch genommen, so

oft

oft nichts anders gesagt wird, als: es ist in den meisten Fällen, es ist hypothetisch unmöglich, es ist nicht glaublich, sehr selten und höchst unwahrscheinlich, daß dies und das geschehe. Wir sprechen ja noch bis izt eben so im gemeinen Leben, warum sollte der Apostel nicht so gesprochen haben? wenigstens kann das Gegentheil nicht absolut nothwendig dadurch ausgeschlossen werden. — Bey dem allen hat uns besonders der erste Theil dieser Abhandlung sehr wohl gefallen, denn wer lieset nicht gerne einen Schriftsteller, der mit einem guten klaren Ausdruk philosophischen Scharfsinn im Denken vereiniget. Nur die logikalischen Anmerkungen hätten wir weggelassen. Ein logischer Kopf sieht doch wohl, daß der Verf. richtig schließet. Wer aber in der Logik fremde ist, der versteht auch die Anmerkungen nicht einmal.

O.

---

2. Rechtsgelahrheit.

D. Joh. Jodoci Becks, ICti etc. Tractatus de Iurisdictione forestali, von der Forstlichen Obrigkeit, Forstgerechtigkeit und Wildbann, wie dieselbe im heil. Röm. Reiche, sonderlich Schwaben, Franken und andern Provinzen ausgeübt wird ꝛc. Nunmehro bey dieser vierten Auflage mit einigen vornemlich aus den Churfürstl. Sächsischen und Braunschweig-Lüneburgischen, Herzogl. Gothaischen und Schlesischen Landes-Verordnungen ergangenen Special-Befehligen, gerichtlichen Registraturen, ausgesprochenen Urtheln, Decisis und vornehmer Rechtsgelehrten schönen

Schriften hergenommenen Supplementis um ein ziemliches vermehrt und bequemer gemacht, von Joh. Gottlob Klingnern, beyder Rechten Doctorn und Consulenten in Leipzig. Frankfurth und Leipz. in Verlegung Christoph Riegels seel. Wittib. 1767. 3 Alph. 16 Bogen, ohne 2 Bogen Vorrede und Inhalt in 4.

Den Lobsprüchen, womit dieses bekannte Buch seit seiner Erscheinung ist beehret worden, können wir nur in soferne beytreten, als solche die Bequemlichkeit für manche Leute betreffen, über einen wichtigen Gegenstand viele und sehr brauchbare Anmerkungen, mit einer lästigen Menge Meynungen großer und kleiner Rechtsgelehrten beysammen anzutreffen. Allein von einer andern Seite betrachtet, gehöret es nicht einmal mit vollem Rechte unter die mittelmäßig guten Schriften. Eine schlechte Ordnung; unbestimmte Säze; ohne Wahl und Geschmack zusammen geraste Materien; keine Periode die dem Verfasser eigenthümlich zugehörte; Wahrheiten woran der kleinste Verstand nicht zweifelt, mit Gesezen und Autoren zum Eckel aufgestüzt, und eine ziemlich schlechte, aber doch vollkommen juristische Reichs-übliche Schreibart, wie sie jezt so gar nach Handbüchern gelehrt wird; müssen allen denen unerträglich vorkommen, die sich von der Unzertrennlichkeit des schmaklosen und steifen von dem Vortrage in einer gewiß dafür nicht gemachten Wissenschaft, nicht überzeugen können. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verf. noch mehrere Quellen bey seinen Werke zu Rathe gezogen und genüzt haben möchte. Eine Forderung die der Leser mit Rechte an jeden Schriftsteller thun kann, der sich, mit so einzeln und besondern Materien befasset,

fasset, wie Beck in dieser und andern seiner Schriften gethan hat.

N.

Kurze Abhandlung von Jagd- und Forstsachen, so viel ein Beamter in Praxi davon zu wissen nöthig hat, von Georg Carl Weyland, Landschreibern in Zweybrücken. Frankfurt, in der Eßlingerischen Buchhandlung. 8. 9 Bg.

Wir fürchten, daß ein Beamter ein gut Theil mehr davon zu wissen nöthig habe, zumal wenn er, wie der Verfasser zum voraus sezt, zugleich einen Oberförster vorstellen soll. Die mehresten der in diesen Bogen enthaltenen Bemerkungen, sind alltäglich und theils völlig unrichtig.

So ist es z. E. falsch, daß die Strafe der Wilddiebe in keinem Gesetze in Deutschland festgesetzet sey, c. 1. §. 11. falsch, daß wenn jemand mit geladenem Gewehr in verbotenen Jagdrevieren herum gehe, dadurch dessen Wilddieberey gewiß, oder das corpus delicti festgesetzet werde, c. 1. §. 14. Die Regel, daß ein jeder Fisch, der gefangen wird, 8. bis 9 Zoll haben müsse, trift auch bey kleinern Arten von Fischen wohl nicht zu, die niemals so groß werden, c. 2. §. 7.

Bey der Frage, ob die Wälder am besten durch das Auslichten oder durch das Schlaghauen mit Saamenbäumen, oder durch die Holzsaat fortgepflanzet werden, führt er für jede Meynung einige Gründe an, ohne sein eigen Urtheil hinzu zu setzen. Uns dünkt, er hätte sich sicher für die Holzsaat erklären können.

S.

Samuelis de *Cocceji*, Henr. Fil. Sacrae Regiae Majestatis Borussicae Magni Cancellarii, a Con-

ſiliis Sanctioribus Status et rei bellicae, ordinis nigrae aquilae equitis etc; *Ius civile controverſum*, ubi illuſtriores Iuris controverſiae breviter et ſuccincte deciduntur, difficiliores materiae explicantur, objectiones ſolide ſolvuntur, et legum diſſenſus nova ſaepe ratione, ubi hactenus ſatisfactum non videtur, conciliantur. *Opus* ad illuſtrationem Compendii Lauterbachiani, cujus ſeriem quoque ſequitur, compoſitum. Editio quarta multis quaeſtionibus aucta. Cum Privil. Reg. Maj. Bor, et Elect. Sax. et Brandenb. Lipſiae ſumtibus Haered. M. G. Weidmanni et Reichii. 1766. 4. 1 Th. 938 S. 2 Th. 764 S. das Regiſter nicht mit gezählt.

Dieſer Schaz von polemiſcher Rechtsgelehrſamkeit, der allen gründlichen Freunden des römiſchen Rechts, ſie mögen Lauterbachianer ſeyn oder nicht, ein unentbehrliches Meuble und ein unzerſtörliches Denkmahl der Coccejiſchen großen Nahmen bleiben wird, braucht unſers Lobes und Tadels nicht, wenn auch bey dem allmählig einſchleichenden Irreligioniſmus in der römiſchen Jurisprudenz die Germaniſten ſich dermaleinſt noch durchſchlagen und von den römiſchen Rechten nichts als ein antiquariſches Studium übrig bleiben ſollte.

Es iſt nun nicht die Frage: ob Cocceji jezt noch ein Ius controverſum oder Menken ein Gymnaſium polemicum ſchreiben würden? denn der Geſchmak hat auch in dieſer ernſthaften Wiſſenſchaft, ſeine obwol langſamere Veränderungen; ſondern es iſt Ehre genug für ſie, daß das, was zu ihrer Zeit Weisheit

war,

war, unter demselben Gesichtspuncte noch heute Weisheit ist.

Bey den Tribunalien, die de non appellando privilegirt sind, wo die praejudicia von Reichsgerichten keine unmittelbare Wirkung haben, wo keine weitläufige Provinzialrechte oder Gewohnheiten vorhanden sind und das römische Recht das erste Gesez ist; da ist auch für den Practicanten Cocceji eine Zuflucht, die ihn nicht verläßt und für den Richter eine Brille, durch welche er die Chicane von ferne beobachten kan. Bey dieser Ausgabe haben wir keine Veränderung in dem Inhalte, aber auch nicht an dem äusserlichen gefunden.

Kayser Carl des fünften und des heil. römischen Reichs peinliche Hals-Gerichts-Ordnung, nebst denen darzu gehörigen Vorreden. Göttingen in Verlag Victorin Bossiegels, 1767. 8. 153 Seiten.

Ist der blose Text mit allen Vorreden von 1521. 1529. 1532. mithin aller Orten brauchbar.

C.

---

3. Arzneygelahrheit.

D. Io. Hieronymi Kniphofi, Pathol. et Prax. in Acad. Erfurt. Prof. Publ. etc. Botanica in originali f. Herbarium Vivum in quo Plantarum tam Indigenarum quam exoticarum peculiari quadam operoſaque enchireſi atramento impreſſorio obductarum hominibusque ſuis ad Methodum — Linnaei et Ludwigii inſignitarum

rum elegantissima Ectypa exhibentur opera et studio Io. Godof. Trampe, Typographi Halensis. Centuria XI. et XII. s. ultima, 1764. Index Universalis 1767. 5 Bogen in Folio.

Den Liebhabern der Kräuterkunde ist dieses Werk bekannt genug, so daß es keiner weitern Anpreisung bedarf. Wir zeigen hier nur die beyden Centurien, welche seit dem Jahre 1764. herausgekommen sind, und womit das ganze Werk zu loben. Es ist zwar für das Auge nicht so ergötzend, als die in Kupfer gestochene und illuminirte Werke, aber es ist deswegen nicht minder unterrichtend, weil die Abdrücke, sonderlich wenn sie gut illuminiret sind, die Gestalt der meisten Pflanzen ziemlich deutlich darstellen.

S.

D. Aug. Fried. Pallas Chirurgie oder Abhandlung von äußerlichen Krankheiten, worinn vornemlich auch die neuern Erfindungen in dieser Wissenschaft kurz vorgetragen werden. Nebst einem vollständigen Verzeichnisse derer chirurgischen Werkzeuge, wie auch einer Abbildung einiger noch nicht sehr bekannten Instrumente, Berlin, bey Voß, 1764. 364 Seiten, in 8.

Nur ein Lehrbuch: aber ein so reiches, daß es mehr und mehr gutes enthält, als manche große Compilation. Hr. P. hat nichts auf dem Titel versprochen, was er nicht wirklich erfüllt hat. Vollständigkeit, Kürze und Deutlichkeit machen es zu einem der besten Lesebücher und das Verzeichniß der Instrumente, deren Autoren dabey angeführt werden, sind eine schätzbare Zugabe.

Y.

Medicinische und chirurgische Wahrnehmungen. Zweyte Sammlung, herausgegeben von Frid. Herac. Ludw. Muzell, D. Mitgl. des kön. Obercollegii medici, Prof. des Colleg. medico-chirurg. und medici der charité zu Berlin, Berlin bey Haude und Spener 1764. 10 Bogen in 8.

Die erste Sammlung dieser Wahrnehmungen kam 1754. heraus. Die merkwürdigsten der darinn vorgetragenen Fälle sind, ein durch den fortgesezten Gebrauch der frischen Gurken geheilte Schwindsucht, welche von einer Blutstürzung entstanden war; (wir bedauren dabey, daß man in dieser langen Zeit von Jahren keine fernere Versuche mit diesen schönen und leichten Mittel gemacht hat, welches uns allerdings sehr bequem dünket, eine Schwindsucht zu präserviren, ja wohl oft zu curiren) eine durch den Gebrauch der Blähungen geheilte Schwindsucht, wo man die Dämpfe unmittelbar durch ein besonders Gefäß in die Lungen ziehen ließ; eine lethale Vereyterung der Milz, wobey dieses besondere war, daß der Eyter sich ein Loch in den Magen gefressen hatte, und durch denselben lange Zeit ausgebrochen wurde; eine besondere Heilungsmethode in Caruculn und Vereyterungen der Harnröhre; verschiedene mit dem torterisirten Weinstein glüklich geheilte Melancholien.

Diese zwote Sammlung enthält 21. Fälle vom Ablager des Eyters aus Geschwüren andrer Theile auf die Lunge; von innern Ablössen und Verhärtungen; von einer raren Ophthalmie in der auf der adnata die Fäden der kleinen Gefäße, wie Champignons ausgewachsen waren; von einem durch ein verborgnes Krätzemiasma verursachten und durch eine starke aus

Irrthum genommenen Dosis Meerzwiebelpulver, geheilten Asthma; von Melancholien, so der torterisirte Weinstein und das kalte Bad, wie auch die Einpfropfung der Krätze gehoben (derselbe berufne Fall, den bereits Hr. Toggenburger in einer zu Straßburg übergebenen Probeschrift beschrieben); von einem complicirten Aneurisma von schwarzen Staar, Paralysis des Auges und Epilepsie. Uns sind nicht leicht so wenig Bogen in die Hände gerathen, die zu einer so weitläuftigen und nutzbaren Recension Gelegenheit geben könnten. Aber wir enthalten uns derselben, weil jeder wahre Arzt sie lesen, und mit Gewißheit setzen wir hinzu, daraus lernen muß. Was des jetzigen geheimen Raths Muzell Schriften eigen ist, ist folgendes: Die genauste anatomische Bekanntschaft mit dem menschlichen Körper; eine sparsame aber sorgfältige Auszeichnung der recht charakterisirenden Umstände; ein geschwindes Auge, das sich der kleinsten Umstände bemächtigt, um sie auf wichtige Folgerungen zu nutzen, und ein eben so scharfes, gewisses Auge, die verborgenste Beschaffenheit des Fehlers auszuspähen; einfache aber wirksame und angemessene Mittel. Alles ist mit andern Fällen, Leichenöfnungen und lehrreichen Anmerkungen durchmischt, die Schreibart ist etwas nachläßig und ohne Noth voll technischen Lateins: Aber man vergißt der Worte nicht nur über den Sachen, sondern auch über der ungemeinen Einfalt und Deutlichkeit des Vortrages, und über der schönen Aufrichtigkeit, die selbst ein Irrsehen ohne Aengstlichkeit zu bekennen weis.

V.

Von der Wendung: Ob die Wehmütter bey gefährlichen Geburten, dem Kopf zuerst zur Welt zu helfen versuchen, oder ohne solchen Ver-

Versuch, das Kind, sobald das Wasser spring-fertig ist, wenden und bey den Füssen heraus ziehen sollen? G. D. Bössel, M. D. Stadt- und Landphysikus am Herzogt. Schleßwig. Flensburg, mit Serringhausischen Schriften. 1764. 56 Seiten in 8.

Eine Schrift von Wichtigkeit in den Fragen vom Nutzen der Instrumente und von der Wendung, die in unsern Tagen von Röderer, Cranz, Deisch, Gutermann u. a. behandelt worden. Die von der Siegmundin schon so sehr angepriesene Wendung hat an Hr. B. einen starken Vertheidiger und daher fällt seine Stimme für die Instrumente und deren fleißigen Gebrauch nicht gar günstig aus. Hr. B. greift die gewöhnliche Regel an: „man bemühe sich zuerst, den Kopf zur Welt zu helfen. Geht dies nicht: so wende man das Kind. Und will auch dies nicht: so brauche man Instrumente.„ Die Regel ist verführerisch und schädlich, sagt Hr. B. Die besten Geburtshelfer haben zu ihrer Regel, durch die Erfahrung gedrungen, hinzugesezt: doch sey es am besten, bey gefährlichen Geburten das Kind gleich anfangs zu wenden. Man mache also die Anmerkung zur Regel: so wird man bis auf 6 oder 7 äußerst seltne Fälle den Gebrauch der Instrumente unnöthig finden. Denn eben dadurch werden sie gemeiniglich erst nöthig, daß man mit den fast immer vergeblichen Bemühungen, dem Kopfe voran zu helfen, die Zeit verspielet und die Kräfte verschleudert, derweilen in erforderlichen Fällen die Wendung leicht und sicher verrichtet werden und die Kunst einer Hebamme zureichen könnte, da nachher der Geburtshelfer mit Werkzeugen kommen muß. Hr. B. claßificirt die Hindernisse der Geburt daher in leichte, schwere, gefährliche und unüberwindliche

und zeigt die Fälle an, wo mit Recht die frühe Wendung Statt findet. Wir können diese Schrift, als eine der bündigsten in ihrer Art empfehlen. Hr. B. ist ein Schüler von Gregoire und ein Mann von grosser und langer Erfahrung in diesem Fache, der sich auch schon seit geraumer Zeit darinn durch Schriften verdient gemacht hat. Er gab 1753. zu Altona seine Grundlegung zur Hebammenkunst heraus, die der verstorbne Hr. Röderer, selbst ein Meister dieser Kunst, als eins der besten Lehrbegriffe zum gemeinen Gebrauche zu rühmen pflegte. 1760. folgte ein gar kurzer Auszug auf ein paar Bogen und seine neuste Arbeit in dieser Art ist

Kurzer Unterricht für die Wehmütter, zum Gebrauche der zu Flensburg und Altona angeordneten Hebammenschule auf Königl. Befehl ans Licht gestellt von G. D. Bössel, M. D. Stadt- und Landphysico auch Vorsteher der Hebammenschule zu Flensburg. Mit einem Anhange, der einen Auszug der Hebammenverordnungen für die Herzogt. Schleßwig und Holstein zum Behuf der Wehmütter u. a. die Amtsverrichtungen derselben betreffende Vorschriften und Anleitungen enthält. Flensburg, Serringhaußen 1765. 98 S. in 8.

Der Zwek und Innhalt erhellen schon aus dem Titel. Eigentlich ist dieser Unterricht zwar einer besondern Anstalt gewidmet: aber wegen der popularen Schreib- und Denkungsart auch von weiter ausgedehntem Nutzen. Wir sehen zwar, daß die holsteinischen Hebammen, wie es mit der Bildung der Frucht zugeht, aus ihrem Catechismus viel zuverläßiger lernen,

nen, als wir Gelehrten allzumal es wissen. Aber das ist kein Fehler. Vielmehr wäre hier die gelehrte Zweifelsucht unzeitig. S. 29. f. scheint es, Hr. B. wolle bey Geburten clunibus praeviis durchaus die Wendung gemacht wissen. Die Erfahrung indessen lehrt, daß die Natur sie meistens ohne Zuthun glüklich zu Stande bringt. Doch sind nähere Einschränkungen vielleicht dem mündlichen Unterrichte aufbehalten.

Apothekertaxe, welche in den Herzogthümern Bremen und Verden publicirt und eingeführt worden. Stade, Friedrich. 1765. 132 S. in 4. mit 36 S. Supplement.

Eigentlich auch eine Localschrift — Das würtembergische Apothekerbuch mit einer auf Bremen passenden Taxe von Hr. D. Fischer. Es ist aber von demselben ein Supplementum ad Pharmacop. Wirtenberg. vorgesezt, worinn meistens sehr gute Arzeneyen (Compositiones magisteriales) beschrieben werden, die theils schon alt und vom Fuller, Sydenham, Zwelfer, Brunner, Conerding s. w. theils auch neu und von Werlhof, Heister, Störk s. w., auch einigen von Hr. Fischern selbst sind. Wir sehn unter andern von Hr. Fischern ein Elect. Febrifug.; Elix. Balsam.; Empl. mammilare; Ess. Lign. concentr.; Pil. Anthyster. Balsam.; Pulv. Antarthrit. Antifebr. Antipleur. contra calculum; Tinct. Antivariol.; Trochiscos contra vermes s. w. die alle recht gut sind, wenn sie nach Zeit, Ort und Umständen angebracht; allemal aber doch besser nach jedes Subjectes Umständen vom Arzte angeordnet werden. Wo will es doch endlich mit der Menge von Mitteln hinaus! Und wozu bereichern wir die Magazine davon immer mehr, da doch blos die Beurtheilung des gegenwärtigen Falles ein Mittel zum Mittel machen kann?

Von

Von der Onanie, oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren. Von Hrn. Tissot, der Heilk. Doct. und öff. Lehrer in Lausanne s. w. Nach der dritten beträchtlich vermehrten Ausgabe aus dem französischen übersezt. Propriis exstinctum vivere criminibus Gall. Hamburg im Verlage der typographischen Gesellschaft, 1767. No. 2.

Das Werk ist bekannt genug; auch, wie es nach und nach zu dieser Reife gediehen ist. Ein Unterricht hievon, bey dem sich ausbreitenden Laster, war nöthig und Hr. Tissot gibt ihn so, daß er auf einmal claßisch wird. Wir haben jede schlüpfrige Materie so fein, so anständig, so wenig anstößig behandelt gefunden, daß wir nicht begreifen können, wie beym Anblik dieses Werks einen gelehrten Professor, der durch gute und böse Gerüchte bekannt ist, vor Abscheu ein Schauder habe anwandeln können.

Y.

Des Hrn. D. Königsdörfer in Altenburg und eines andern deutschen Arztes unterthänigstes Memorial an alle, die die Kinderblattern noch nicht gehabt haben. Hamb. und Leipz. 1768. 1 Bog. in 8.

Memorial in Sachen der Pockencur gegen die Aerzte, so die heisse Curart lieben. Die Pockencandidaten, an die es gerichtet ist, werden es zum nähern Berichte und zu reiferer der Sachen Untersuchung bey der Facultate medica stolata eingeben und vorläufig können wir den Supplicanten berichten, daß,

daß, so statthaft und rechtsbegründet ihr Gesuch auch immer seyn mag, rebus sic stantibus und nach löblichem Herkommen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, in den ersten paar Dutzend Jahren ihrem Gesuche nicht deferirt werden könne, wenigstens für sie kein günstiger Bescheid zu erwarten stehe.

Herrn Georg Gottlob Richter, D. Königl. Großbr. Hofraths und Leibmedici, auch Prof. zu Göttingen, Abhandlung von den Vortheilen des hohen Alters und dessen natürlich gesättigter Lust zu leben. Ins Deutsche übersezt von J. T. K. (Joh. Tob. Köhler.) 1765. 3½ Bogen 4.

Eine schöne Beschreibung, voll von der alten Gelehrsamkeit, die H. H. R. Schriften durchaus charakterisirt. Man ließt sie mit Ueberzeugung, daß hohe Jahre Segen werden können; mit Wünschen für den Greis, der diese Vorzüge empfindet und mit Wünschen — die man nicht zurük halten kann — auch für sich.

Y.

---

4. Weltweisheit.

Metaphysicae *Dariesianae* Tenuia Rudimenta, in usum Auditorii sui per tabulas exposita Auctore F. I. R. A. M. Ienae 1766. in 4to 5 Bogen.

Wir sehen aus der Zuschrift des Verfassers an seine Zuhörer, daß viele die Dariesische Metaphysic in einem solchen Auszuge gewünscht hätten, welcher in halbjährigen Vorlesungen ganz durch gegangen wer-

werden könnte, und daß Herr Daries selbst gesonnen ist, einen solchen Auszug zu liefern. Inzwischen fand der Verf. dienlich, den von ihm selbst gemachten, heraus zu geben, da er allerdings seine Zuhörer nicht konnte warten lassen. Er liefert uns demnach hier den Vorbericht auf 1, die Gründlehre auf 9, die Ontologie auf 5, die Monadologie auf 4, die Körperlehre auf 3, die Maschinenlehre auf 1, die beyden Psychologien auf 6, die Theologie auf 4, die Lehre von der Stadt Gottes auf 1, demnach die ganze Metaphysic auf 34 Tabellen von genealogischer Form. Solche Tabellen sind für Zuhörer, die in einem halben Jahre die Metaphysic lernen, und daher Anfänger sind und bleiben wollen, von sehr gutem Gebrauche. Da wir aber denken, daß man die Metaphysic entweder gar nicht, oder recht gründlich lernen müßte, so wollen wir beyfügen, daß solche Tabellen auch denen angenehm seyn können, welche nach bereits erlangter Erkenntniß, sich die Metaphysic nach ihrem Umfange vor Augen legen, und sie gleichsam mit einem Anblicke übersehen wollen. Nun haben wir hier eigentlich die Dariesische Metaphysic und zwar so vor uns, wie sie sich von dem Verfasser hat in die Tabellenform bringen lassen. Daß sie dadurch zu einem förmlichen Sceleton wird, versteht sich von selbst. In genealogischen Tafeln begnügt man sich mit den Namen und der Abstammung. In der Metaphysic sind die Namen schon längst da, wie wohl theils nicht alle, theils auch Unächte. Auch könnten diese weggeschaft, jene aufgefunden werden, wenn die Abstammung so leicht zu berichtigen wäre. Da muß man sich nun freylich so gut aus der Sache helfen, als es noch zur Zeit angeht. Der Verfasser bringt an vielen Orten, wo ein Begriff in mehrern Absichten eingetheilt werden könnte, diese mehrere Eintheilungen an, ordnet

sie zwar in eben der Tabelle auf eine ziemlich schikliche Art, doch nicht ganz so, wie in genealogischen Tabellen Kinder aus verschiedenen Ehen geordnet werden. Ofte findet er sich, vermuthlich aus Mangel von kurzen Benennungen, genöthigt, das zweyte Glied einer Eintheilung durch ein non anzuzeigen. Einigen Gliedern sezt er zuweilen Lehrsätze; zuweilen auch ein *hoc impossibile* bey. In der 4ten Ontol. Tabelle, wo die Folgen aus der Verknüpfung der Dinge zergliedert werden, läßt er seinen *nexum entilativo-Substantialem* gänzlich ohne Folgen. Endlich fügt derselbe unten an verschiedenen Tabellen kurze Anzeigen von Sachen bey, die er in den Vorlesungen zu berühren, auszuführen oder *probabiliter* davon zu dispütiren gesonnen ist, wohin unter andern die beste Welt, der determinirende Grund, die Begriffe der Existenz, die Lehren von der Verknüpfung der Dinge 2c. gerechnet wird. Ueberhaupt werden in diesen Tabellen viele Definitionen vorausgesezt, die der Verfasser nebst einigen der vornehmsten Lehrsätze unten an den Tabellen hätte anbringen können. Denn so hätten sie nebst seinen Zuhörern noch andern nützlicher werden können. Es kommen bey metaphysischen Eintheilungen häufig solche Unterschiede vor, die an sich betrachtet, unerheblich scheinen, bey besondern Anwendungen aber sehr wichtig werden, und so wäre es auch gut, solcher Anwendungen mit wenig Worten Erwähnung zu thun, welches ebenfalls unten an den Tabellen geschehen könnte. Noch sollten wir, der Mode nach, vom Styl reden. Allein, was der Tabellarstyl für ein Ding ist, das mögen die schönen Geister entscheiden. Wir glauben, daß bey Tabellen eigentlich nicht vom Styl, sondern von Methode die Rede sey; und so haben wir auch nur von dieser Erwähnung gethan.

N. A. Krapf Systema recentissimum de Essentia hominis quoad Animalitatem quoad Spiritualitatem in Specie, pro bono publico. 1767. 8. 4½ pl.

Das Werk ist metaphysisch und medicinisch, und zeigt durchaus, daß es noch Schulen giebt, wie sie vor 2, 3 und mehr Jahrhunderten waren. Der Verfasser hat dienlich erachtet, seinen ganzen Vortrag in einen Hauptsaz zu bringen, den wir ebenfalls dienlich erachten, ganz unübersezt und von Wort zu Wort anzuführen. Er lautet folgendermaßen. Mechanismus vitalis sine omni forma, vel alio principio philosophico se ipsum fabricans: se ipsum in aequilibrio sustentans: specifice sentiens, ac specifice cogitans; cui solo in homine Spiritus immaterialiter et tamen physice unitus est. Die Erklärung dieses Satzes läuft durch das ganze Werk durch, und besteht aus metaphysischen Sätzen, medicinischen Bemerkungen, Schriftstellen und Aussprüchen der Concilien und Kirchenväter. Die kitzelnde Kraft (vis titillans) des Saamens sieht der Verf. als die Quelle des Lebens im Ey, in der Frucht, und in dem aufwachsenden Thier oder Menschen an. Wenn das lebische Gleichgewicht (denn so mag allenfalls das aequilibrium vitale des Verf. übersezt werden) aufhört, so stirbt der Mensch, und nicht deßwegen weil die Seele von ihm scheidet. Dieses sucht der Verf. durch die Beyspiele der ersoffenen zu beweisen, die man widerum zum Leben gebracht hat. Der Vortrag ist übrigens dem von erst angeführten Hauptsatze durchaus ähnlich.

Pilati bestrittene und verfochtene Wirklichkeit des natürlichen Gesetzes. Aus dem Italienischen

schen übersezt, und mit einer Vorrede beglei-
tet, von W. H. Winning. Lindau, bey
Jacob Otto, 1767. in 8.

Der Verfasser gehört unter diejenigen Philosophen, die mit gründlichen Erkenntnissen versehen, ein neues Licht in Italien auszubreiten und die Freyheit zu denken daselbst bekannter zu machen, nicht nur im Stande sind, sondern mit vielem Eifer unternehmen. Die daraus entstehende neue Epoque macht alle dahin einschlagende Schriften an sich schon lesenswürdig, und so verdienen sie auch übersezt zu werden. Die vor uns liegende Abhandlung kann auch besonders denen dienen, welche, was für und wider das Naturrecht geschrieben worden, in aller Stärke vorgetragen, beysammen finden und gleichsam mit einem Anblicke übersehen wollen. Die Uebersetzung ist sehr wohl gerathen, und dehnt sich auch bis auf die von Pilati, angeführten Stellen aus Alten und ausländischen Dichtern aus, die Hr. W. größtentheils in gebundene Rede gebracht hat. In der Vorrede giebt Hr. W. von Hr. P. Lebensumständen, Studien, Schriften und Reisen durch Deutschland, Dännemarck, Holland, England, Italien und die Schweiz ausführlichere Nachricht, da er mit Hrn. P. Umgang gepflogen. Fürnemlich äussert Hr. W. in der Vorrede seine eigene Gedanken über die in dem Werke enthaltene Streitigkeiten, und ist besonders bemüht, das so Helvetius zum Nachtheil des Naturrechts aus der Feder fliessen lassen, als wenig überdachtes Zeug an Tag zu legen. Ob wir nun gleich das ganze Werk sehr lesenswürdig finden, so fiel uns doch dabey die Frage ein; ob nicht durch die Bemühung, die Gründe seiner Gegner so ausführlich und in solcher Stärke vorzutragen, als wenn man selbst Gegner wäre, eine

Art von Gewohnheit entstehe, Sophismata zu machen, welche nachgehends sich auch da äussert, wo man eben keine machen wollte? Und so ist auch die Frage noch nicht genug erörtert, welches eigentlich die Fälle sind, oder seyn können, wo man anfängt seinen Satz zu setzen, und wo man dadurch, daß man ihn aus allen Kräften zu vertheydigen unternimmt, seine Wahrheit heraus zu bringen glaubt? Dieser Weg zur Wahrheit zu kommen, scheint kein Ende zu haben, und sich immer wieder gegen den Anfang zurücke zu wenden.

D. C. A. Crusius Pr. &c. **Anweisung vernünftig zu leben. Leipzig 1767. dritte und vermehrte Auflage, 8.**

Der Innhalt dieser Schrift ist längst schon bekannt. Die erste Auflage fand einige Widersprüche, unter anderm auch daher, daß der Hr. Verf. die allgemeinern metaphysischen Gründe, worauf er sich hätte beziehen sollen, um besser verstanden zu werden, noch nicht herausgegeben hatte. Die zweyte Auflage gab ihm Gelegenheit alles besser nachzuholen, und die Streitigkeiten jedoch ohne Benennung der Personen und Schriften zu berühren. Eben so verfährt derselbe auch bey gegenwärtigen dritten Auflage, und führt in der Vorrede einen Theil der §§ an, welche durch beträchtlichere Zusätze erweitert worden sind. Uebrigens hat er, wie es bey Streitigkeiten geschieht, nicht Ursache gefunden, etwas wesentliches zu ändern, oder irgends etwas zurücke zu nehmen. In der That versteht auch bey Streitigkeiten, besonders über abstracte Materien ein jeder sich selbst besser als den andern. Besonders aber ändert der Hr. Verf. da nicht wo er mit Leuten zu thun hätte, die statt Erklärung und Beweise nur einzelne artige aber gemeiniglich

man-

mangelhafte und grossentheils falsche Gedanken als einen dem Wiz und verwöhnten Gefühl angemessenern Vortrag auch da verlangen, wo es nicht um blose Ergötzungen des Gemüthes, sondern um Dinge zu thun ist, die man nie gründlich und ausführlich genug sich bekannt machen kann. Und wer sollte ein vernunftmäßiges Leben nicht gerne dahin rechnen wollen?

J. Ch. Dommerichs Gedanken über den Skepticismus. 8. 1767.

Der Hr. V. eifert in dieser Schrift, mit gutem Recht, wider eine Lehre, die sich ungefehr wie die Pest, im finstern einschleicht, und sodann im Mittage wütet; die solche Köpfe anfällt, welche wegen übeler Zusammenrichtung der Fibern des Gehirns keine Festigkeit haben, und die endlich solche, welche ohne selbst ein System zu haben, sich mit allen Systemen bekannt machen wollen, mit schnellen Schritten der Kindheit nähert, die nicht mehr weis, ob die rechte Hand auf der rechten oder linken Seite ist. Es ist zwar andem, daß wir noch lange nicht allwissend sind, und daher auch viele Sachen dermalen noch nicht wissen, andere noch nicht genau wissen, noch andere dahin gestellt seyn lassen müssen, und selbst auch in einigen den Schein für das Wahre nehmen und daher irren. Es ist auch andeme, daß Gelehrte, die ganz entgegengesezte Lehrgebäude haben, sich so weit vergehen, daß sie selbst die Hülfsmittel zur Erkenntniß des Wahren, nach ihren Lehren beugen, und daher z. E. die Schrift wie eine wächserne Nase drehen. Wenn man demnach die menschliche Erkenntniß von dieser Seite allein betrachten müßte, so würde es allerdings damit nicht zum besten aussehen. Hr. D. beschreibt auch ganz ordentlich, wie es zugeht, daß man das Gewisse mit dem Ungewissen vermengt, einen exege-

tischen Skepticismus einführt, statt der Meßkunst Baylens Wörterbuch als eine praktische Vernunftlehre anpreißt, den Witz und die Einbildungskraft zu Anführern des Verstandes und der Vernunft macht, die ältern gründlichen Schriften verdrängt, die wenigen neuern in den Buchläden zu Maculatur werden läßt, seit zwanzig und mehr Jahren witzige Dinge zu schreiben bemüht ist, aus dem Genie einen alles vermögenden Abgott macht, sich unter dem listig ausgedachten Vorwand der Pedanterey, des Cathederstyls, der Schulgelehrsamkeit rc. von dem etwas mühsamern, gründlichen Studiren losmacht, und indem man in einem viel versprechenden Tone solche Dinge wegschreyt, sich Heldenthaten zueignet. Ibat ovans divumque sibi poscebat honorem. Bey allen dem läßt sich nun vorsehen, daß nächstens, wenn man in gewissen Ländern Leute gebraucht, die wirklich ihren Geschäften gewachsen seyen, diese nicht mehr werden gefunden werden. Hr. D. findet die Aufnahme des Skepticismus in Deutschland in der Nachahmungssucht, als einem Nationalfehler der Deutschen. Dieser gelehrte Schwindel kam von den Griechen zuerst auf die Engländer und von da gieng er über den Canal in Frankreich, von da über den Rheinstrom in Deutschland. In Deutschland selbst würde er nie ursprünglich entstanden seyn. Auch glaubt Hr. D. daß so bald ein Original von einem Skeptiker in Deutschland entstehen sollte, der Skepticismus sogleich ekelhaft und verbannt werden würde. Von dem ehmäligen deutschen Gelehrten macht Hr. D. eine Beschreibung die mit des Tacitus seiner von den uralten Deutschen viel ähnliches hat. „Vor dem, heißt es, war „es der Nationalruhm deutscher Gelehrten, daß sie „unter sich wenig oder gar keine Freygeister und Skeptiker hegten. Ihre gründliche und männliche Ge-

„lehrt-

„lehrtheit konnte dergleichen auch weder herfür brin„gen noch unter sich dulten. Der Verstand der Deut„schen war unverdrossen. Sie fuhren nicht leichtsin„nig über die Sachen weg. Ehe sie was behaupte„ten, hatten sie alle Aufmerksamkeit, alles Nachden„ken, alle Ueberlegung und eine gesunde Vernunft „dabey gebraucht. Daher waren ihre Aussprüche „richtig, und sie selbst von ihnen gewiß. Sie waren „gewöhnt scharf zu meditiren; und sahen die Wissen„schaften in ihrem Zusammenhange ein. Sie wuß„ten einer jeden Wahrheit ihre rechte Stelle in dem „System anzuweisen, und das machte sie davon ge„wiß. Sie unterschieden den acroamatischen, dog„matischen, oratorischen und poetischen Styl sorgfäl„tig von einander, und dadurch vermieden sie alle „die Fehler, die heut zu Tage aus ihrer Vermengung „entstehen.„ Aus diesem Gemählde läßt sich nun freylich begreifen, daß es mit der Einführung des Skepticismus in Deutschland etwas langsam zugehen mußte. Man ließ auch wirklich einige Gelehrten, die den guten Ton gaben, absterben, und da man weder weiter, als sie gegangen waren, gehen, noch das Ansehen haben wollte, als ob man zurücke bliebe, so war man bemüht umzustürzen, und den Styl recht empor zu heben, der leichten Sachen angemessen ist. Hr. D. entwickelt in einem besondern Abschnitte die verschiedene Arten des Skepticismus, und berühret auch dessen Geschichte, trägt aber Bedenken die neuern Zweifler alle anzuführen, und begnügt sich einen Voltaire, Robinnet und Hume zu nennen. Im zweyten Abschnitte werden die vornehmsten Irthümer der Skeptiker, auch in Absicht auf die Moral beurtheilt und widerlegt. Dabey hätte sich Hr. D. noch anderer Hülfsmittel bedienen können, wenn er sie bey Händen gehabt, oder wenigstens daran gedacht hätte.

E*.

5. Schöne Wissenschaften.

Karl Wilhelm Ramlers, geistliche Kantaten. Berlin, bey Voss, 1768. 4½ Bogen, klein 8.

Die gegenwärtige Auflage enthält nichts mehr, als die erste, welche 1760. mit deutschen Lettern erschienen ist. Auch hat der Dichter keine weitere Veränderung gemacht, als daß im Tode Jesu die beyden Choräle: Wenn hab' ich sonst ꝛc. und: Ich werde dir zu Ehren ꝛc. umgearbeitet worden. Denn die übrigen Aenderungen, welche machen, daß diese vortrefliche Cantate nicht mehr ganz nach der Graunischen Musik aufgeführt werden kann, befinden sich schon alle in der ersten Ausgabe. Diese sind von andern Kunstrichtern beurtheilt, ohne daß der Verf. dadurch bewogen worden, die ersten Lesarten wieder herzustellen. Und wir glauben auch, daß alle diese Veränderungen sehr gute Gründe haben; ob wir gleich öfters die erste Leseart zurük gewünschet haben. — Doch gestehen wir gern, daß Hr. R. durch mehr, als einen Titel berechtigt ist, der beste Richter über seine eignen Werke zu seyn.

Pygmalion, eine Cantate von Ramler, 1768.

Alle Leser von Geschmack kennen den Wohlklang der Ramlerschen Gedichte, und das hinreissende Feuer sowol, als die reizenden Bilder seiner Poesie; des gewählten, runden, angemessnen, einnehmenden und correkten Ausdruks derselben zu geschweigen. Sie wissen, daß für die deutsche Musik, — und kühnlich können wir es sagen, — auch für jede andre keine so vortrefliche Stücke vorhanden sind, als diejenigen, welche dieser Dichter geliefert hat. Sie ha-

haben die Ino gelesen; wenn wir sie also versichern, daß Pygmalion, unsers Erachtens, jene beynah noch zu übertreffen scheint, daß alles, was die Liebe Schmeichelndes und Rührendes, was der Affekt Anziehendes hat, in diesem Gedichte in den feurigsten und wohlklingendsten Versen ausgedrukt ist, so finden wir um so weniger nöthig, Stellen anzuführen, da man bereits mehr, als einen Abdruk von dieser vortreflichen Cantate lesen kann.

Herrn Goldoni sämmtliche Lustspiele. Mit Kupfern. Dritter Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1768. 1 Alph. 6 Bog. in 8.

Von der Uebersetzung haben wir schon im Ganzen geurtheilt, daß sie richtig und ziemlich ungezwungen sey. Einzelne Stellen könnten wohl verbessert werden, z. E. gleich S. 9. Sie hat mir einen Floh ins Ohr gesezt; dies ist im Italienischen ein bekanntes Sprüchwort, mi mette una pulce nell' orecchio; er macht mich unruhig, traurig: aber hat nicht jede Sprache ihre eignen, und kann man sie alle wörtlich übersetzen? wenn dies nicht geschehen kann, wie hier der Fall ist, so muß man entweder das fremde Sprüchwort mit einem gleichgeltenden vertauschen, oder, wenn es daran fehlt, blos den Verstand ausdrücken, ohne sich an die Worte zu binden. — In einigen Stellen könnte auch wohl die Sprache etwas zierlicher und gefeilter seyn; auch stoßen wir auf einige Fehler wider die Grammatik, z. E. wer hat Ihnen das gelernt? Mir deuchtete, (mir deucht hat im Imperfektum, mich deuchte, oder es könnte heissen, mich dünkte) Nu, für nun ist niedersächsisch; das Zwischenwort Ih, wie es der Uebersetzer schreibt, muß Je geschrieben werden, u. s. w. Solche Klei-

nigkeiten, glauben wir, verdienen doch zuweilen von dem Kunstrichter angemerkt zu werden.) — In diesem Bande befinden sich folgende Lustspiele: 1) die neue Wohnung, 2) die schlaue Witwe, (ein unterhaltendes Stük; nur müssen wir gestehen, daß die Charaktere der Nationen ein wenig übertrieben sind.) 3) Der ehrliche Avanturier, (Abentheurer ist freylich nicht sehr bekannt; ich würde mich aber um ein andres Wort bemüht haben, etwan Herumstreifer,) endlich 4) die vernünftige Frau.

Fabeln, Lieder und Satiren.

Phoebe fave, novus ingreditur tua templa sacerdos.
Tibull.

Leipzig und Aurich, 1766. 8. B. 8.

Diese Poesien scheinen einen jungen Dichter von vieler Hofnung zu verrathen. Unter den Fabeln finden wir einige sehr artige Erfindungen, und einige bekannte, recht gut erzählt. Zwar sind sie nicht alle von gleichem Werthe; wenn sich aber der Verf. nur nicht verleiten läßt, zu geschwind zu arbeiten, und sich der Mühe der Ausfeilung zu entziehen, so verspricht er in der Folge noch mehr, als er itzt geleistet hat. Besonders hat uns auch die Satire: die Schriftsteller nach der Mode, sehr wohl gefallen. Es ist wahr, was darinn von der Nachahmungssucht der Deutschen, und von den feilen Uebersetzern gesagt wird, ist schon sehr oft in Prosa gesagt worden, aber doch liest man es in der neuen Einkleidung mit Vergnügen. Ueberhaupt bemerken wir bey diesem Dichter meistentheils eine sehr leichte und ungezwungene Versifikation, und hin und wieder so glükliche Stellen, als man sie in den besten Poeten findet. Den Rath wollen wir ihm noch geben, die Quantität weniger zu vernachläßigen, als er an manchen Orten thut, z. E.

Einsicht, ein fühlbar Herz ꝛc.

Hier

Hier ist aus einem Trochäen ein Jambe gemacht; dies sollte ein Anfänger wenigstens nicht thun, obgleich es von vielen Dichtern geschieht.

D.

Des Herrn Carl Goldoni sämtliche Lustspiele. Vierter Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1769. 1 Alph. 2 Bog. 8.

Wir möchten schwerlich veranlaßt werden, unser im sechsten Bande dieser Bibliothek gefälltes Urtheil über den Goldoni zurük zu nehmen, und wir halten die Kritik, welche man diesem Dichter in den Briefen über die Wienersche Schaubühne gemacht hat, für sehr unrichtig, eine Kritik, die vielleicht aus dem spröden Urtheile eines neuern italienischen Schriftstellers *) entstanden seyn mag. Unsrer Meynung nach bleibt Goldoni (ungeachtet einiger mittelmäßigen Stücke) ein Magazin für den komischen Dichter. Seine Fehler sind endlich wohl zu vermeiden, aber die Wahrheit seiner Vorstellungen, und das komische, das wenigstens oft so ungezwungen aus den Situationen entsteht — hätten viele unsrer dramatischen Dichter dieß in ihrer Gewalt — wir wollten ihnen wohl andre Stücke schenken, die regelmäßig, moralisch, (das heißt, mit erbaulichen Sentenzen ausgeschmükt, aber ohne Handlung) auch, so Gott will, komisch sind, aber ohne Salz, ohne Natur. — In diesem Bande haben uns die eigensinnigen Weiber und die Verliebten am besten gefallen. Außerdem ist Moliere und die häußlichen Zwistigkeiten darinn befindlich. — Der Uebersetzer, so viel wir aus einer flüchtigen Durchsicht bemerkt haben, bleibt ganz leidlich.

*) Baretti.

Die Frauenzimmerschule, oder sittliche Grundsätze zum Unterricht des schönen Geschlechts, wie sich selbiges bey allen Vorfallenheiten in der Welt auf eine bescheidene Art zu betragen habe u. s. w. Frankfurt und Leipzig, bey Tobias Göbhard, 1766. 10 Bogen, 8.

Eine Sammlung moralischer Maximen, die in kurzen Sätzen, nach einer gewissen Abtheilung der Materien, aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragen, und mit eignen durch den Herausgeber vermehrt worden; von verschiedenem Werthe. Eine große Anzahl ewiger Wahrheiten kann man sich leicht vermuthen. Auf Prüfung einzelner Säße können wir uns nicht einlassen, sonst dürfte hier und da was zu erinnern seyn.

Neue geistliche Oden und Lieder von Johann Andreas Cramer. Frankf. und Leipzig, 1766. 5 Bogen in groß 8.

Nun komme Rabener, und behaupte, daß die Nachdrucker nicht ehrliche Leute wären. Der gegenwärtige gesteht zwar ausdrüklich, daß diese neuen Gedichte schon alle in den Cramerschen Andachten und in der Sammlung vermischter Schriften befindlich sind. Allein, so sonderbar auch der Vorwand scheinen mag, so rühmlich ist doch der kleine Betrug des Titels. Die heilsame Absicht ist nemlich, wie in der Vorrede gesagt wird, solche Leute zum Guten zu verführen, die vielleicht kein Gebetbuch, aber wohl neue Gedichte eines berühmten Poeten kaufen möchten.

Glovers Leonidas, ein Heldengedicht, aus dem Englischen übersezt von J. A. Ebert, — der

Eydgenössischen Jugend zugeeignet von Hs. Heinrich Füeßli. Zürch, bey Füeßli und Compagnie, 1766.

Von dem Heldengedichte selbst brauchen wir nichts zu sagen, das für eins von den vortreflichsten Werken der neuern Zeiten bekannt ist; auch zum Vortheile der Uebersetzung nichts, die von den meisten schon in der Sammlung vermischter Schriften gelesen worden. Der gegenwärtigen Ausgabe hat Hr. Füeßli eine Zueignung vorgesezt, in welcher er die jungen Schweitzer zu den patriotischen Gesinnungen ermuntert, die den Leonidas belebten.

P.

Einige Werke von Dr. Eduard Young. Aus dem Englischen ins Deutsche übersezt, und nun nach der lezten Ausgabe des seel. Verf. verbessert von J. A. Ebert, Prof. Braunschweig und Hildesheim, bey Schröders Erben, 1767. Erster Theil, 1 Alph. 1 Bog. gr. 8. — Zweyter Theil, 1 Alph. 8 Bogen.

Der erste Theil enthält die Nachtgedanken, (welches denjenigen zum Besten, die in der besondern Ausgabe, das Original und die zahlreichen Anmerkungen entbehren können oder wollen, veranstaltet zu seyn scheint;) Der zweyte diejenigen Werke von Young, die Hr. Ebert bereits in seinen Uebersetzungen ꝛc. geliefert hat. Es würde überflüßig seyn, von diesen bekannten Schriften etwas weiter zu sagen.

D.

Moralische Ausarbeitungen nebst einigen Gedichten. —

Fortunam ex aliis. *Virg.*

Frank-

Frankfurt und Leipzig, in der Knoch- und Eßlingerischen Buchhandlung. 1764.

Alle gut gesinnte Schullehrer werden hiedurch von uns inständig gebeten; ihren Schülern die Exercitia, Chrien, Ausarbeitungen und Gedichte, welche sie ihnen zur Ausbesserung überreicht haben, nicht wieder zurük zu geben. Denn es scheint Mode zu werden, daß man dergleichen Sächelchen hernach sammelt und in die Form eines Buchs bringt. Wenigstens scheint uns diese Entstehungsart von der angezeigten Schrift begreiflicher, als irgend eine andre. Die armseligsten moralischen Gedanken, mit etwas Schulwiz aufgestuzt, und meisterlich amplificirt, und eben so magre Gedichte!

R.

---

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Die Größe und Mannichfaltigkeit in den Reichen der Natur und Sitten, nach der Absicht des Schöpfers von je her verbunden, und hier in hundert feinen Kupferstichen, und so viel physischen und moralischen Schilderungen nach neuem Geschmack vorgestellt und erläutert; jedermann zum Nutzen, jungen Dichtern, Mahlern und Künstlern aber zum besondern Vortheil herausgegeben, von Johann David Tyroff, des ältern Christoph Weigels seel. Erben in Nürnberg, 1766. 26 Bog. in gr. 4.

Die diesem Werke eingedrukte Kupfer, wurden im vorigen Jahrhunderte von Christoph Weigel zu Abrahams à St. Clara Huy und Pfuy der Welt gestochen, hernach wurden sie unter dem Titel *Ethica naturalis* und mit lateinischen Distichen nochmals abgedrukt, und hier werden sie nunmehr zum drittenmale abgedrukt. Kenner wissen, wie viel ein Kupferstich, bey so öftern Abdruk, und vielleicht eben so oftem Aufstechen verlieret, man darf sich also eben nicht wundern, wenn viele dieser Kupferstiche wenig Effect übrig behalten haben. Die meisten sind ausserdem in einer harten unangenehmen Manier gearbeitet, mit grellen Lichtern und Schatten, als wenn die Objecte blos von einer nahen Lampe beleuchtet wären; wenige sind in einer sanftern Manier z. B. S. 93. u. a. Kenner von Kupferstichen werden also nach diesen Bildern nicht sehr begierig seyn.

Die beygefügte physische und moralische Schilderungen sollen laut des Titels in neuem Geschmack seyn. Wir wissen nicht, was in der Gegend um Nürnberg bey einigen Leuten neuer Geschmack heissen mag; uns kommt es vor, als ob der Geschmack, indem diese Schilderungen geschrieben sind, falsch und elend zu heissen verdiene. Eine seynsollende poetische Prose, die von schallenden Beywörtern, und hochklingenden Tavtologien strotzet: z. B. „Der Sohn der Gebirge, der halbgewachsene Berg, der muntere Hügel, „den das anmuthige Thal umgiebt, und den die Natur mit Moos und grünen Klee troz den kostbarsten Teppichen bedekt. Hier liegt das Vergnügen „in einer angenehmen Dämmerung von grünen Büschen umgrenzt.. Alles ruft, und Blätter regen „sich. Hier steht der Mensch bezaubert, und wirft „Blicke in die perspectivische Ferne, aus welcher die „schönsten Gegenden herlachen u. s. w. „ Wer solch

Ge-

Geschwätze lesen will, der mag es denn lesen; aber wenigstens hoffen wir, wird niemand aus diesem Buche die Jugend unterweisen wollen, denn das würde unerträglich affectirte Schüler machen.

Merkwürdige Lebensbeschreibung von Jacob Campo Weyermannen, der im Gefängniße auf dem Hofe von Holland im Grafenhaag gestorben ist; aus dem Holländischen übersezt von W***. Frankf. und Leipz. 1764. 12½ Bogen, in 8.

Dis ist das Leben des bekannten Weyermann der die Levensbeschryvingen der Nederlantsche Konstschilders, in drey Bänden in 4. 1729. herausgegeben hat. Es werden aber darinn nur seine Spizbübereyen und liederliche Streiche, noch dazu mit vielen offenbaren Erdichtungen erzählet, von seinen Kunstwerken, und übrigen Schriften aber gar nichts erwehnet. Diese nichtswürdige Charteke verdiente gar nicht übersezt zu werden.

H*.

b) Musik.

Der Wirth und die Gäste, eine Singode vom Herrn Gleim, in Musik gesezt von C. P. E. Bach. Berlin bey Wintern. 1766. 1 Bog. in Folio.

Wir befürchten, daß eine Trinkgesellschaft die eben nicht mit einem Clavier sich pflegt begleiten zu lassen, dis Lied nicht sogleich werde treffen und singen können.

Phil-

Phillis und Thirsis, eine Cantate in Musik gesezt von C. P. E. Bach. Berlin bey Wintern. 1766. 2 Bogen in Folio.

Diese Cantate hat zwo Traversierflöten und das Clavier zur Begleitung. Sie ist ganz kurz, und wohl ausgedrükt. Doch scheint absonderlich die Singstimme für ein so kurzes Stük, an einigen Stellen noch nicht leicht genug gesezt zu seyn.

Sonata per il Flauto traverso col Basso in Hambourgo, alle Spese di *Michele Christiano Bock*. 1 Bogen in Querfolio.

In dieser Sonate hat der uns unbekannte Hr. Verf. oft das eingestrichene c und cis gebraucht, welches sonst auf ordentlichen Querflöten nicht zu haben ist. Vielleicht ist er ein Schüler des Hrn. von Moldenit. Ist dieses: so bitten wir uns in der zweyten Sonate auch einige außerordentliche moldenitische Töne in der Höhe aus. Vielleicht will er aber auch diese Sonate auf der tiefen Querflöte, oder sogenannten Flûte d'Amour gespielet haben, und läßt dis den Ausführer nur erst errathen. Vielleicht hat er des Hrn. Brelins in Drontheim Art, die tiefen Töne in die Flöte zum Scherz zu brummen, geübet. Sonst ist der Gesang in dieser Sonate so gar übel nicht; wenn nur nicht so viele Drukfehler darinne wären!

X.

Anleitung zur practischen Musik, vor neuangehende Sänger und Instrumentisten, von Johann Samuel Petri, Cantor der Churfürstl. Sächs. Sechsstadt Lauban, in 8. 10¼ Bogen. Lauban bey Johann Christoph Wirthgen.

Es ist eine Grundlage, nach welcher Anfänger in der Musik unterrichtet werden können, und welche ihnen durch den mündlichen Vortrag ihrer Lehrer, und die darnach angestelleten Uebungen erst recht brauchbar gemacht werden muß. Es thut dem, was der Titel verspricht, so ziemlich Gnüge. Doch würde ein Lehrer nicht übel thun, wenn er bey Unterweisung der Anfänger im Singen überdieses auch noch andere Schriften über die Singkunst, die wir itzo in deutscher Sprache haben, zu Rathe zöge.

Die Anfangsgründe der Singkunst, wobey auch die Kenntniß der Noten, des Tactes u. s. w. gelehrt wird, sind, wie billig, die weitläuftigsten.

Von Instrumenten, welche kürzlich beschrieben, und die ersten Gründe der Art sie zu spielen gezeigt werden, kömmt in dieser Anleitung weiter nichts vor als das Claviergeschlecht, und die Orgel; wobey uns besonders gefällt, daß der V. sich bey der Art das Pedal zu tractiren, etwas weiter ausgebreitet, und verschiedene Uebungsexempel, mit dabeygesezter Applicatur eingerükt hat. Auch bey dieser Applicatur kommen einige, noch nicht allen Pedalspielern bekannte, doch aber sehr brauchbare, Besonderheiten vor, welche wir den Liebhabern zur Ausübung empfehlen. Niemand hat noch so viel gutes vom Pedalspielen geschrieben.

Bey Gelegenheit der Instrumente des Claviergeschlechts, wird auch, so viel die Kürze des Buchs erlaubet, einiger Unterricht zum Generalbaß, ja gar im Spielen aus freyem Sinne, oder Fantasiren, gegeben.

Der V. verspricht, bey einer künftigen Auflage, dieses kleinen Werks, zu welcher er, wenn diese erste wohl aufgenommen wird, nicht abgeneigt ist, noch so wie hier bey dem Claviere und der Orgel geschehen,

auch

auch von allerley Geigen, und ihrer Erlernung, Striche und Applicatur, von der Flöte und andern Instrumenten, welche die Hrrn. Stadtmusicos angehen, die nöthigsten Principia beyzufügen. Wir muntern ihn dazu auf. Doch bitten wir ihn, bey der Flöte und der Geige Quanzen und Mozarten etwas sorgfältig zu Rathe zu ziehen; und überdies noch einige kleine in diese erste Ausgabe eingeschlichene Fehler, z. E. die S. 32. befindliche falsche Vorstellung des Doppeltrillers, dessen erste Noten, wenn er auf dem g gemacht wird, nicht wie hier steht e f. sondern f g seyn müssen; einige Fehler wider die wälsche Sprache, und noch einige wenige andere Versehen, die sich ihm leicht selbst darstellen werden, zu verbessern. Wie, wenn nun bey den italienischen Kunstwörtern, auch jedesmal die deutsche eintreffende Benennung dazu gesezt würde? Um so viel mehr da einige berühmte Componisten, sich dieser, bey deutschen Musiken schon bedienen.

Schreystimmen in Orgeln, ist auch keine gute Benennung. Adlung nennt sie viel geschikter, nach Art der Franzosen, gemischte Stimmen. In der Orgel der Marienkirche zu Halle ist keine Mixtur zwölffach: wie man auch aus Adlungs Musica mechanica Organoedi ersehen kann. Wir wünschen eine baldige auf angeführte Art verbesserte und vermehrte zweyte Ausgabe dieses kleinen Buchs. Denn wir sind überzeugt, daß ein guter musikalisch praktischer Donat einen gar sehr ausgebreiteten Nutzen haben kann.

Kurzer Unterricht von der Musik nebst den dazu gehörigen LXXII. Piecen für diejenigen, welche das Clavecin spielen, nebst einer kurzen Nachricht vom Contrapunct, von dem Herrn

C. G. Tübel. Agent von Ihro Hochf. Durchl. dem regierenden Herzog zu Braunschweig-Lüneburg ꝛc. Amsterdam, bey Johannes Covens, in länglich Quart, 16½ Bogen.

Alles ist sehr sauber in Kupfer gestochen, und eine Holländische Uebersetzung steht beym Titel sowol als bey dem ganzen Texte, an der Seite. Der Unterricht ist mager, unvollständig, und an vielen Orten gar falsch. Die Composition in den 72. Piecen ist herzlich schlecht. Die Dilettanten sollten wirklich nicht alles, was sie aushecken, gleich in Kupfer stechen oder drucken lassen!

Treulicher Unterricht im General-Baß, ꝛc. von David Kellner. Dritte Auflage. Hamburg, bey Christian Herold, 13 Bog. in 4to.

Dies Buch konnte in vorigen Zeiten guten Nutzen schaffen. Itzo aber wird beynahe der größte Theil seiner Verdienste, durch neuere, viel ordentlichere und vollständigere Schriften, verdränget.

Y.

7. Philologie und Kritik.

Theopholi Christoph. Harlesii Introductio in Historiam Linguae Latinae. Bremae Sumtibus Georg. Ludov. Foerster. 1764. 175 S. in 8.

Herr Harles hat der Jugend durch gegenwärtiges Werkgen ein Geschenk gemacht, das ihr, damals als es heraus kam, um so viel nützlicher war, da des Hrn. P. Hambergers kurze Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern damals noch nicht heraus

wären.

waren. Von allen Schriftstellern der Römer, welche uns bekannt zu seyn verdienen, giebt der V. eine kurze Nachricht. In dieser macht er uns bekannt mit der Zeit ihrer Geburt und ihres Todes, mit dem Merkwürdigsten aus ihrem Leben, mit ihren Schriften, mit den davon herausgekommenen Ausgaben, mit ihrer Schreibart, und endlich mit etwanigen dahin gehörigen Abhandlungen. Es ist allenthalben das nöthigste gesagt. Nur hätten wir gewünschet, daß Hr. Harles den Werth der verschiedenen Ausgaben kürzlich bestimmet, und auch eine Nachricht von den besten Uebersetzungen der vornehmsten lateinischen Schriftsteller hinzugefüget hätte. Das kann allenfalls bey einer neuen Ausgabe geschehen. Denn das Werk wird dadurch nicht zu stark werden, und diese Vermehrung würde doch sehr nüzlich seyn. Von den Fehlern des Stils und den Mangel eines feinen und sichern Geschmaks, welcher sich besonders in der Zuschrift verräth, wollen wir, da das Buch darinn eben nicht zum Muster dienen soll und ohnehin seinen Werth hat, nichts sagen.

D.

Leben und Thaten verschiedener berühmter Feldherren, nebst dem Leben des M. Porcius Cato, und Titus Pomponius Atticus. Aus dem Lateinischen des Cornelius Nepos übersetzet, und mit nöthigen Registern versehen. Frankfurt und Leipzig, bey Kochendörffer.

Der Uebersetzer sagt in der Vorrede an den Leser, „daß des Cornelius Nepos ausserordentliche „Nachläßigkeit im Vortrage, eine etwas unerwartete Schwürigkeit (für den Uebersetzer) mit sich führe.„ Wir haben noch niemals gehört, daß Nepos

nachläßig schreibe. Wir befürchteten also gleich, daß der Uebersetzer seine Urschrift entweder nicht recht kenne, oder seiner deutschen Muttersprache so wenig kundig sey, daß er etwa Nachläßigkeit geschrieben habe, wo er Simplicität gemeynet hat. Daß er eben nicht den feinsten Geschmack in der Wahl und dem Gebrauch deutscher Wörter habe, zeigt schon das altväterische Leben und Thaten auf dem Titel. Wir wollen nur ein paar Stellen anführen, aus denen man ohngefähr die Beschaffenheit dieser Uebersetzung wird abnehmen können: Itaque appellatus est a C. Flavio Bruti familiari Atticus, ut ejus rei princeps esse velit. Dies heißt S. 267. „Zu dem Ende „gieng C. Flavius, ein vertrauter Freund des Bru„tus, zum Atticus, und that ihm den Anwurf: Ob „er hierbey nicht Lust hatte, sich vorzüglich zu ver„wenden „ Pausanias Lacedaemonius magnus homo, sed varius in omni genere vitae fuit, nam ut virtutibus eluxit: sic vitiis est obrutus. Dies heißt S. 36. „Pausanias war aus Lacedämon „gebürtig, und ist zwar ein großer Mann, zugleich „aber jedesmal sich sehr ungleich gewesen. So tu„gendhaft er wirklich auf der einen Seite war, so „sehr ließ er sich auf der andern, von denen Lastern „hinreißen.„ Themistocles Neocli filius Atheniensis. Hujus vitia ineuntis adolescentiae magnis sunt emendata virtutibus: adeo ut anteferatur huic nemo, pauci pares putentur, dies heißt S. 16. „Themistokles — In seiner ersten Jugend „lebte er ziemlich weitläufig. Diesen Fehler ver„besserte er jedoch nachher durch so viele Vollkom„menheiten, daß ihm niemand vorgezogen werden „kann, und wenige ihm gleich gekommen sind.„ So siehet die ganze Uebersetzung aus. Diese wenige daraus angeführten Stellen, werden schon hinlänglich

seyn,

seyn, unsere Leser zu überzeugen, daß der V. dieser Uebersetzung weder die Kraft der Urkunde, noch die wahre Bedeutung der deutschen Wörter, die er brauchet, einsiehet, und daher einen alten Schriftsteller gut zu übersetzen ganz ungeschikt ist.

F*

Wunderbare Reisen eines Philosophen in die sehr umbekannte Länder des Mondes. — Und: Die Bezauberung, eine scherzhafte Erzählung, Frankf. und Leipz. 1765. 8. 8 Bg.

Die Reisen aus Lucians wahrhafter Geschichte, die Bezauberung aus des Apulejus güldnen Esel, sind frey übersezt, unter andern manche Stelle gemildert, z. E. 12 S. Leute die auf den Rücken schwommen, mit einen Stocke zwischen den Füssen, an den sie ein Seegel gebunden hatten, und also Schiffer und Schiffe zugleich waren. In Gabriel Rollenhagens Uebersetzung (vier Bücher wunderbarlicher Reisen 2c. Magdeb. 1603.) heißt der Stock: der eilfte Finger. In dieser Uebersetzung sind Lucian und Apulejus also castrirt, moralisch und ästhätisch. Ob ein Deutscher, dem nicht einmal gesagt wird, daß er alte Schriften vor sich hat, alles verstehen, und Vergnügen finden werde, das ist sehr zweifelhaft.

B.

---

8. Geschichte, Geographie, und Staatsrecht.

Die allgemeine Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und Engelland ausgefertiget. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge mit zurei-

chenden Allegationen. Verfertiget von D. Franz Dominicus Häberlin. Neue Historie 1. Band, Halle 8. 1767. 51 Bogen, ohne die Zuschrift, Vorrede und Register.

Die 12. ersten Bogen sind noch von Hrn. Hausen. Dieser beschreibt in 4 Perioden die Geschichte Deutschlands I. in den ältesten Zeiten bis auf Conrad I. (S. 1-71.) II. von Conrad I. bis auf Otto den Großen oder von An. 911-936. III. unter den Ottonen von An. 936-1002. (S. 96-147.) IV. von Heinrich II. bis auf Heinrich III. von An. 1002-1056.

Mit Heinrich IV. (S. 193.) fängt Hrn. Hofr. Häberlins Arbeit an, und geht vom Jahr 1056. bis 1237. Da der Verf. merkte, daß sein Vorgänger die Perioden zu klein gemacht, eine zu starke Häufung derselben aber das Gedächtniß allzusehr beschwere: so theilte er diesen ganzen Zeitraum von fast 200 Jahren nur in zwey Abschnitte, die er aber mit den vorhergehenden in einem fortzählt. Solchergestalt enthält seine Vte Periode Deutschlands Geschichte vom J. 1056-1125. oder von Heinrich IV. bis auf Heinrich V. (S. 193-362.), und die VI. die Begebenheiten vom J. 1125-1273. oder von K. Luther dem Sachsen, bis zu Ende des sogenannten großen Interregni (S. 363-816.)

Für die Richtigkeit und Genauigkeit der Erzählung und angeführten Beweise, sagt der V. in der Vorrede, stehe ich ein (diese große Worte konnten freylich die elenden Verf. der englischen Welthistorie nicht sagen.) Ein deutlicher und der Historie angemeßner Vortrag, wie auch ein ordentlicher und pragmatischer Zusammenhang der Geschichte, wird einem jeden in die Augen fallen. Daß die Einkleidung der Begebenheiten nicht munter und lebhaft genug sey,

entschuldiget er. Reflexionen schaltet er sparsam ein: Dank sey ihm für diese Mäßigung! Man muß die Leser selbst denken lassen, sezt er hinzu; genug, wenn man ihnen dazu einen Fingerzeig giebt.„ Nur über einen Umstand hat der Verf. vergessen sich heraus zu lassen, der gleichwol bey einem Auszuge wesentlich ist: — über die Auswahl der Materien. Von einer Seite scheint uns sein Buch viel zu unvollständig, von einer andern viel zu weitläuftig, und von einer dritten Seite, als Auszug betrachtet, zu gelehrt zu seyn.

Viel zu unvollständig. Wir erwarten eine Geschichte Deutschlands: allein wir finden schon in der Ueberschrift S. 193. Geschichte K. Heinrichs IV.; dann S. 263. Geschichte K. Heinrichs V.; dann S. 304-362. Betrachtungen über die Staatsverfassung und den Zustand Deutschlands zu den Zeiten dieser beyden Heinriche, worinnen der Verf. laut der Vorrede sich zu zeigen bemüht, wie sich unser heutiges Staatsrecht nach und nach gebildet habe. Aber Biographien der deutschen Kayser, und Veränderungen des deutschen Staatsrechts, erschöpfen diese beyde Gegenstände den hohen Begriff einer Geschichte von Deutschland? Vielleicht in dem altmodischen, eigennützigen, juristischen Verstande, da Reichsgeschichte eine Sammlung von deutschen Factis hieß, die der Publicist zu Deductionen brauchen konnte. Aber so hätte der Prediger, der Soldat, der Bergmann, ein gleiches Recht, nur dasjenige deutsche Geschichte zu nennen, was den Zustand der Religion, des Kriegswesens, der Bergwerke, bey unsern alten Vorfahren beträfe. Biographien der Kayser gehören entweder gar nicht in eine kurze Geschichte Deutschlandes und der Deutschen; oder sie machen doch gewiß nicht den interessanten und größten Theil derselben aus. Die

Revolutionen in der Staatsverfassung sind schon wichtiger: aber gleichwol immer nur ein Theil. Beyde wollten wir etwa zusammen nach der Art, wie Botin die schwedische Geschichte tractirt, auf $\frac{2}{10}$ anschlagen: aber wo bleiben in unserm Verf. die übrigen $\frac{8}{10}$? Ganz hat er sie nicht übersehen; und sonderlich zu Ende eines jeden Perioden kommen über die Geschichte der Religion, des Justizwesens, der Gelehrsamkeit ꝛc. solche vortrefliche theils Nachrichten theils Betrachtungen vor, wie man sie von einem Manne von des Verf. historischen Einsichten und Geschmack erwarten kann. Allein alle diese Gegenstände sind, in Vergleich gegen die Biographien der Kayser, viel zu kurz berühret; die Facta, die sich zu ihrer Aufklärung aus den Annalen und Urkunden ergeben, sind weder so dichte zusammen gehäuft, noch so ordentlich gestellt, daß der Leser von selbst ein Bild daraus formiren, und die Aehnlichkeit oder Abänderung desselben in jedem Zeitraume fast ohne Mühe fassen kan. Wir verlangen weder Schilderungen noch Reflexionen, sondern nur eine unmittelbare Zusammenstellung wahrer Nachrichten von einem der obbemeldten interessanten Gegenstände an einem Orte. Wir wissen, daß diese Nachrichten mühsam aus verborgenen Winkeln heraus geholt werden müssen, so bald sie nicht Schlachten, Klöster und Reichstäge, sondern Sitten der Nation, Gewerbe, Handel und dergleichen Dinge betreffen, die der Klosterbruder im Mittelalter nicht aus dem Gesichtspunkte ansah, aus dem wir sie seit Montesquieus Zeiten ansehen. Aber entweder müssen einmal Männer, die dazu Fähigkeit und Muße besitzen, d. i. Männer wie unser Verf. sich diese saure Mühe nicht verdrießen lassen: oder unsre deutsche Geschichte wird immer eine Biographie unsrer Kayser, immer eine publicistische Metaphysik, bleiben.

Viel

Viel zu weitläuftig. 50. Bogen sind schon da, und die Geschichte ist erst bis 1237. gebracht: noch ehe sie bis 1769. kommt, wird sie auf 200. Bogen anschwellen. Darüber geht die Haupttugend eines Auszugs verlohren, — die Einheit oder die Möglichkeit, ein großes Ganze mit einem Blick zu übersehen. Das ängstliche Detail von ganzen Seiten, wo freylich jede Zeile, ja manches einzelne Wort, den gelehrten Verf. Untersuchungen und Nachdenken gekostet haben mag, schwächt das Interesse ungemein; es sind zerstreute Stralen, die keine Würkung thun, bey denen sich aber die ganze Seele des Lesers entflammen würde, wenn sie in einen engeren Raum versammlet wären. Um diese würdige Absicht zu erreichen, würde am Ende aus diesem Auszuge ein neuer Auszug nöthig seyn, der nichts enthielte, als was im Ganzen wichtig wäre; ein Auszug, aus dem der Deutsche sein Land und sein Volk, und der Ausländer die Deutschen, kennen lernte.

Endlich zu gelehrt. Wozu die zureichenden Allegationen, deren schon auf dem Titel Erwähnung geschiehet? Für exoterische Geschichtleser, und für diese nur werden Auszüge geschrieben, sind sie überflüßig: diese glauben herzlich gerne, was sie lesen; sie stellen weiter keine Untersuchungen an; die Namen *Ditmarus* Merseburgensis und Chronicon *S. Galli*, die sie unter dem Texte finden, bringen sie um keinen Schritt in der Ueberzeugung weiter. Und wollen sie die ganze Kette des historischen Beweises bis auf die Aussage des ersten Zeugen kritisch zurücke gehen, d. i. wollen sie aus Geschichtlesern Geschichtforscher werden: so sind diese Allegationen nicht mehr zureichend für sie. Zwar wollten wir diese Allegationen nicht gerne missen; denn viele sind darunter neu und von dem Verf. zuerst gebraucht: allein, wir

glau-

glauben nur, sie stehen hier am unrechten Orte. Nüzlicher und schiklicher hätten sie für ein grösseres Werk aufgespart werden können.

G.

D. Anton Friedrich Büschings Auszug aus seiner Erdbeschreibung. Erster Theil, welcher Europa und den nordlichen Theil von Asia enthält. Zweyte Aufl. Hamburg, 1767. 2 Alph. 2 Bog. in 8.

Die Büschingischen Verdienste um die neuere Erdbeschreibung sind zu entschieden, als daß wir zum Ruhme dieses Auszugs derselben etwas mehr als den Titel hersetzen dürften. Wir wünschen, daß dieser Auszug in allen Schulen eingeführet werden möge, wie denn an einigen Orten solches bereits wirklich geschehen. Eine kleine Unbequemlichkeit scheinet uns dieses zu seyn, daß der Hr. Verfasser die rußischen, polnischen, türkischen, ungarischen, böhmischen und mährischen eigenthümlichen Namen so geschrieben, wie sie von einen Deutschen ausgesprochen werden müssen. Dies kann nicht nur bey Anfängern, sondern auch bey Grüblern allerdings eine Verwirrung in der Rechtschreibung dieser Nahmen verursachen; daher es besser gewesen wäre, die wahre Aussprache der wahren Schreibart in Klammern eingeschlossen beyzufügen, wie bey England geschehen. Der Herr Verf. verspricht den lezten Theil seiner größern Erdbeschreibung, an welchen schon seit 3. bis 4. Jahren gedrukt worden, so bald es möglich zu vollenden, und alsdann auch den zweyten und lezten Theil dieses Auszugs an das Licht treten zu lassen.

Heraldicae Regni Hungariae Specimen, Regia, Provinciarum, Nobiliumque scuta complectens,

Aens, conscriptum a Francisco Carolo Palma S. I. Sacerd. Wien, 1766. 16 Bogen, nebst 1 Bog. Kupf. in gros 4.

Der Verfasser war von seinen Obern dem P. Stephan Kaprinai zur Beschreibung und Erläuterung der ungarischen Münzen zugegeben, und bey dieser Gelegenheit kam er auf den Vorsatz, die Geschichte nicht allein des ungarischen Landeswappens, sondern auch die Wappen der einverleibten Provinzen, und des ungarischen Adels überhaupt zu erläutern. Allein verschiedene andere Beschäftigungen und Bestimmungen liessen ihm nicht Zeit, diesen Entwurf nach seinem ganzen Umfange auszuführen; man siehet daher auch in diesem Versuche wirklich hin und wieder ansehnliche Lücken hervorstechen; ohnerachtet derselbe noch immer das vollständigste ist, was man von diesem Gegenstande hat. In dem ersten Buche handelt der Verfasser von dem Wappen der apostolischen Könige in Ungarn, und dessen Ursprung und Gebrauch. Das Patriarchenkreuz hat der Verfasser zuerst auf den Siegeln und Münzen Beld 4. gefunden; ohnerachtet der Ursprung desselben bis in die Zeiten des heil. Stephani hinauf zu setzen ist, den Papst Silvester II. im Jahr 1000. nicht nur zu seinen Legaten ernannte, sondern ihn auch zum Kennzeichen dieser Würde, mit dem Patriarchenkreuz beehrete. Die hieher gehörige Bulle wird ganz mitgetheilet, wider Hrn. Joh. Gottl. Schwarzens und anderer Einwürfe gerettet, und dessen Meynung von dem Ursprunge sowol des Christenthums in Ungarn, als auch des Patriarchenkreuzes in dem ungarischen Wapenschilde widerleget: Den Ursprung des dreyfachen Hügels, auf welchem dieses Kreutz in einer Krone stehet, setzet der V. muthmaßlich in das Ende des 14ten

Jahr-

Jahrhunderts, da er von dem Könige Sigismund dem ungarischen Wappenschilde einverleibet worden. Der zweyte ungarische Wappenschild, welcher von Silber und Roth achtmal queer getheilet ist, ist, der gemeinen Meynung zu Folge, das Wappen der alten Pannonier, wowider der Verfasser auch nichts einzuwenden weis; ob er gleich gestehet, daß dieses Wappen auf den Münzen weit später zum Vorschein kommt, als jenes. Ausser diesen beyden Wappenschildern, haben die ungarischen Könige, sonderlich aber auf den Münzen, zuweilen auch das Bildniß der Jungfrau Mariä mit dem Christkindlein geführet, dessen Ursprung Timon bis auf die Zeiten des Heil. Stephani, andere aber bis auf den Heil. Ladislaum hinauf setzen, worinn sie aber von unserm Verf. mit Recht widerleget werden. Unter Bela IV. kommt dieses Wappen auf den ungarischen Münzen zuerst vor. Das zweyte Buch beschreibet die Wappenschilde der dem Königreiche Ungarn einverleibten Provinzen. Sclavonien hatte, da es noch ein Theil von Pannonien war, mit diesem Lande einerley Wappen; als es aber eine besondere Provinz wurde, bekam es den Marder, den es bis auf Uladislai II. Zeiten führete, als welcher diesen Wappenschild 1496. ansehnlich vermehrete, so wie er noch jezt gesehen wird. Von den croatischen und dalmatischen Wappenschildern weis der Verf. wenig anzuführen, weil sie in dem ungarischen Wappen nicht eher als unter den Königen aus dem Hause Oesterreich zum Vorschein kommen; obgleich die drey gekrönten dalmatischen Löwenköpfe schon vorher auf Münzen und Siegeln gesehen werden. In Ansehung der übrigen Provinzen fühlet unser Verf. einen noch größern Mangel der Nachrichten, daher er hier auch überaus kurz ist. Im dritten Buche endlich werden die Wappenschilder des ungari-

garischen Adels, doch nur nach allgemeinen Grundsätzen, beschrieben, und zugleich gezeiget, wie solche nebst der adelichen Würde von den Königen von Zeit zu Zeit ertheilet worden.

T.

9. Gelehrte Geschichte.

A. F. Böks, Abhandlung von den Gelehrten Wirtenbergs, welche sich um die Mathematik vorzüglich verdient gemacht haben. 1767. 4. 3 Bogen.

Hr. B. hat hier einen Stoff bearbeitet, der gar nicht unfruchtbar ist. Es both sich ihm seit der Erneuerung der Wissenschaften, wozu Reuchlin nicht wenig beygetragen, eine fast ununterbrochene Reyhe von Wirtenbergischen Gelehrten an, die in den mathematischen Wissenschaften, und besonders in dem erhabensten und würdigsten Theile derselben, in der Astronomie, sowol bey ihren Lebzeiten in Ansehen stunden, als auch noch nach ihren Tode in vorzüglicher Achtung blieben. Was nun auch immer das Wirtenbergische Clima dazu beygetragen haben mag, so hat man doch auch daselbst der in der That landesväterlichen Vorsorge für die Aufnahme der Erkenntniß viel zuzuschreiben, weil kaum irgend in Deutschland die bey der Glaubensreinigung eingezogenen Clostergüter reichlicher und vortheilhafter dazu angewandt worden. So wurde Apianus mit beyden Armen aufgenommen, und so wurde Wirtenberg eine Pflanzschule, aus welcher frühzeitig Stöfler, Mästlin, Schickard, Creiling aufwuchsen, wenn man auch von Imser, Schenbel, Siderokrates rc. nur im Vorbeygehen Erwähnung thun

thun will. Aber auch Pflanzen, davon in Jahrhunderten kaum eine aufblüht, kamen daselbst glüklich fort. Man sieht leicht, daß von Keplern und Mayer die Rede ist, Gelehrte, die gebohren waren in die tiefsten Geheimniße des Firmaments einzudringen, und die ewige Gesetze, nach denen der Weltbau regiert wird, den Sterblichen zu offenbaren. Hr. B. gedenkt auch, wie billig, eines Bilfingers, wiewol derselbe vorzüglicher unter die Weltweisen gehört, und so sehr er auch mit der Mathematik bekannt ware, dennoch sich mehr bemühte den Cartesischen als seines Vorfahren und Landsmanns des unsterblichen Keplers Weltbau in Gang zu bringen. Daß endlich Hr. B. seiner dermalen lebenden Landsleute nur kurz Erwähnung thut, wird wohl darinn seinen Grund haben, daß diese getrost das Urtheil der Nachwelt erwarten können. In der That ist auch dermalen noch Tübingen eine Pflanzschule mathematischer Köpfe, die, wenn diese Wissenschaft anderwerts abgehen oder durch Tändeleyen verdrengt werden sollte, den Abgang wieder reichlich wird ersetzen können. Wenn wir uns nicht irren, so wird diese hohe Schule in wenig Jahren ihr drittes Jubiläum feyern und eine nicht geringe Dankbarkeit solle sie bewegen, die Denkmäler ihres beständigen Flors in allen Wissenschaften zu erneuern und auf die spätesten Enkel fortzupflanzen. Wie sehr wäre es zu wünschen, wenn sie sodann für den ganzen Zeitlauf dreyer Jahrhunderte eben das vollständig thun könnte, was Pütter in seiner göttingischen Gelehrten Geschichte für einen Zeitraum von kaum 30 Jahren gethan hat.

E.

Nachrichten von niedersächsischen berühmten Leuten und Familien. Erster Band. Hamburg,

burg, bey Wörmer 1768. 400 Seiten in 8. ohne die Vorrede.

Das Beywort berühmt, wird in Deutschland ungemein gemißbraucht. Jeder Conrector, der ein halb Dutzend Programmata geschrieben, und jeder Pastor in einer kleinen Stadt der ein paar Predigten oder Schrift- und vernunftmäßige Gedanken hat drucken lassen, wird gewiß in einer oder anderen Gelehrten Zeitung, deren Verf. er etwa bekannt ist, berühmt genennet werden, ja wir kennen gelehrte Zeitungen und Journale, die ihre gute Freunde, berühmt nennen, ehe sie noch etwas geschrieben oder gethan haben, wodurch sie der Welt hätten können bekannt werden. Dergleichen berühmten Leute, die kein Mensch kennet, sind auch in diesen Nachrichten nicht wenige. Heinrich Bakemann, Gregorius Eulemann, Joh. Ostermaier, A. D. Penningbüttel? Wer hat die Namen jemals gehört? Es ist wahr, es kommen in diesen Nachrichten auch verschiedene merkwürdige und wirklich berühmte Gelehrten vor; Aber ihre Lebensbeschreibungen sind aus ganz bekannten Compilationen ohne Wahl zusammengetragen, so schleppend geschrieben, mit so vielen unbeträchtlichen Erzählungen überhäuft, alle, auch die kleinsten Schriften hererzählt nebst Anzeige der gelehrten Zeitungen, wo ihrer rühmlichst gedacht worden, alle die lieben Kinderlein, mit denen die fruchtbaren Ehen mancher Gelehrten gesegnet worden, namentlich genennet, nebst derselben Kindern wieder bis ins dritte und vierte Glied. Es ist wahr, laut der Vorrede des Hrn. D. J. D. Winklers, als Herausgebers, machen die Verf. an die Ehre Biographen zu seyn, keinen Anspruch, und diese Bescheidenheit ist sehr wohl angebracht. Aber auch Chronicken und Compilationen, darf man doch nicht so mit

unbeträchtlichen Geschwätz, mit elementarischen Lobsprüchen und dergleichen unnützen Dingen anfüllen, wie hier geschiehet. Der gute Geschmak sollte sich billig endlich auch auf Bücher von minderer Erheblichkeit ausdehnen. Man sollte in solchen Nachrichten, wie die itzigen sind, doch lernen, das beträchtliche von unbeträchtlichen unterscheiden, diese nur kurz anzeigen, oder ganz weglassen, jenes so erzählen, daß man es ohne Eckel und Ueberdruß lesen könnte.

G.

10. Romanen.

Des Weltberühmten Engländers Robinson Crusoe Leben und ganz ungemeine Begebenheiten, Franckf. in der Felseckerischen Buchhandlung. 1 Theil 1765. 27 Bogen. 2 Theil 1766. 29 Bogen in 8.

Dieses bekannte Buch, (das einzige, das Rousseau seinem Emil geben wollte, und die fruchtbare Mutter so vieler deutschen Robinsonen) wird immerfort wieder gedrukt, es muß also doch Leser finden. Uns dünkt, man hätte es in dieser neuen Auflage etwas abkürzen können, (wie Hr. Feutry neulich französisch gethan) wenigstens hätte man die Uebersetzung verbessern sollen, die höchst schlecht ist.

Dubois und Gioconda eine corsische Erzählung. Leipzig und Züllichau, 1767.

Diese kleine tragische Liebesgeschichte eines französischen Officiers und einer jungen Corsicanerin, empfiehlt sich durch das naive der Erzählung und ein paar artige Vignetten.

Die Geschichte der Louise Mildmay in Briefen entworfen. Zwey Theile, aus dem Englischen übersezt. Nürnberg, bey Monath 1768. 1 Alph.

Das eigenthümliche dieses Romans ist die eigensinnige Delicatesse eines Liebhabers, der das liebenswürdige Mädchen, mit welcher er im Begriff ist verbunden zu werden, verläßt, weil sie so gefällig ist alle seine Wünsche vor der Vermählung zu erfüllen. Dieser Zug ist neu und giebt zugleich die ganze Grundlage der Geschichte, die dadurch original wird. Die Liebe siegt endlich über die zärtliche Empfindung für die Ehre und das Paar wird glüklich. Aber warum läßt der Verf. die Louise, die, nachdem ihr Fehltritt offenbar worden, aus dem Hause des Vaters gestoßen wird, in das Magdalenenhaus in London gehen, einen Ort, wo Buhlerinnen von Profeßion aufbehalten werden? Sie thut diesen Schritt zwar in einer Art von Verwirrung des Verstandes; aber er bleibt dem ungeachtet zu erniedrigend für die Heldin der Geschichte. Solche ausschweiffende Handlungen erwecken bey dem Leser immer mehr eine Art von Verachtung als Mitleiden.

Die Gräfin von Vergi und Ralph von Couci, zwey getreue Liebende und Ehegatten, eine wahre und zugleich verliebte und tragische Geschichte, aus dem Französischen übersezt durch G. R. W. Leipz. bey J. F. Wizleben, 1767.

Wenn der Dollmetscher mit mehrerm Geschmack übersezt hätte, so würde sich diese Geschichte aus den Zeiten der irrenden Ritterschaft ganz gut lesen lassen.

Der Feldzug, eine Geschichte aus dem Englischen. Zwey Theile, zusammen ungefähr 2 Alph. Leipzig bey C. Fritsch, 1768.

Der Verf. dieses Buchs schreibt mit einer gewissen Laune, die ihn nicht übel kleidet. Seine Episoden enthalten satyrische Züge und witzige Vergleichungen; aber er macht sich zu viel mit seinen Lesern zu schaffen: alle Augenblicke kommt eine Anrede an sie, und gerade da, wo er ihnen am wenigsten zu sagen hat. Schriften in diesen Tone haben selten einen künstlichen Plan, es ist den Verfassern mehr darum zu thun, ihren Witz auszukramen, und die Leser mit ihrer launichten Schwatzhaftigkeit zu befriedigen, als durch eine interessante Erdichtung. Seltsame Charaktere von allerley Gattungen von Leuten, denen der Verf. mit Fleiß mehr Colorit gegeben, als sie haben sollten, damit sie desto mehr hervorstechen; kleine Nebenumstände, die er zu nützen weis und dadurch die Geschichte ihre Richtung bekommt, und eine nachläßige Schreibart die doch nicht pöbelhaft ist: das sind die Verdienste dieses Romans.

Louise, oder die Macht der weiblichen Tugend, eine Erzählung. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich; 1768.

Einige reitzende Schilderungen aus der Natur, die in diese Erzählung eingewebt sind, und eine angenehme leichte Schreibart, geben dieser kleinen Schrift vor andern von ähnlicher Erfindung einen Vorzug.

Briefe der Adelaide von Dammartin Gräfin von Sancerre an den Grafen von Nancé ihren

 Freund,

Freund, aus dem französischen der Frau Riccoboni. Zwey Theile, Leipzig und Rostock in der koppischen Handlung, 1768. zusammen 21 Bogen.

Diese Briefe haben das angenehme und aufgeweckte der französischen Schreibart. Man findet hier lauter junge Wittwen vor sich, die sich wieder verheyrathen und in der zweyten Ehe glüklicher sind, als in der ersten. Der Plan des Buchs ist einfach ohne weitschichtige Verwickelung, doch nimmt hier und da die Geschichte eine unerwartete Wendung. Die Liebesfieber werden in den französischen Romanen jezt epidemisch, man darf sich daher nicht wundern auch hier einige solcher Patienten anzutreffen; Diese Krankheit ist aber doch noch zur Zeit in keinem Roman tödlich. Im Anfang des Buchs bekommen die Leser zu viel Personen auf einmal in die Augen, welches leicht einige Verwirrung veranlasset; wenn man aber einmal mit der ganzen Gesellschaft bekannt ist, so findet man in ihrem Umgang Vergnügen.

Träume wachender Menschen, oder hinwolstanische Erzählungen auf das neue übersezt. Zwey Theile. Ulm bey Bartholomäi, zusammen 36 Bogen.

Erzählungen von dieser Gattung sind Spiele der Einbildungskraft, sie dienen nur diese zu belustigen. Wenn das wunderbare derselben nur nicht zu sehr ins abgeschmakte fällt, wenn es die Aufmerksamkeit der Leser reizt, so haben sie den Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen können, mehr darf man nicht verlangen. Die angezeigten sind von dieser Beschaffenheit und werden bey Lesern, die an morgenländi-

schen Abentheuern Geschmack finden, leicht Beyfall erhalten.

H.

Geschichte berühmter Mädchen des achtzehnten Jahrhunderts aus dem französischen übersezt. Dritter und vierter Theil.
Honny soit qui mal y pense.
Paris und Frankf. 1768. 1 Alph. 9 Bogen.

Die drollichten Erzählungen dieser beyden Theile sind höchst abgeschmakt und die ernsthafte Farfalla, oder die bekehrte Comödiantin, so langweilig, so unerheblich, so voll von frostiger Moral, daß man glaubt eine alte bigotte Frau zu hören, die ihre Enkel durch ein frommes Mährgen einschläffern will.

Die neue Clarisse eine wahrhafte Geschichte aus dem französischen der Frau Marie le Prince de Beaumont. 2 Theile Leipzig bey Weidmanns Erben zusammen 37 Bogen.

Die ältere Clarisse bekommt' hier eine Schwester, gegen die sie eben nicht Ursache hat eifersüchtig zu seyn. Die V. kennt die Grazie des Richardson nicht, der über seine Charaktere eine so sanfte Farbenmischung auszustreuen wußte, daß das Hassenswerthe nie widerwärtig, und das Liebenswürdige so reizend wurde, daß der Leser aus Leidenschaft sich für sie interesirte. Hier ist alles dieses nicht. Was die Heldin der Geschichte auf einer Seite an der Zuneigung der Leser gewinnt, das verliehrt sie auf der andern wieder: sie erscheint immer in einem falschen Lichte, der allzuweit gedehnte Gehorsam gegen einen abscheulichen Vater, dessen Charakter ohne Noth allzu über-

[illegible] ist; die Gleichgültigkeit gegen die große Erbschaft von ihrer Tante, die sie sich von diesem Vetter durch eine schlecht ausgedehnte Intrique rauben läßt, sind mehr Einfalt als Tugend, und der unüberlegte Schritt ihrer Heyrath mit einem jungen Franzosen, einem Perückenmacher seines Handwerks, den sie bey der Flucht aus ihrem Hauße auf der Straße aufhascht, sezt die reiche Erbin von drey Millionen zu sehr in den Augen der Leser herab. Anstatt Mitleiden rege zu machen, reizt dieser Zug zum lachen. Wo muß die V. den Grundsaz herhaben, den sie mit ernsthafter Mine predigt, daß ein Mädchen, die genöthiget wird aus dem Hauße ihrer Eltern zu flüchten, nicht anders als mit einem Manne fliehen soll, wenn dieser Mann auch ein Laquey ist? Will sie einen solchen zweydeutigen Schritt für die Ehre eines Frauenzimmers dadurch heiligen, weil sie die Ehe für ein Sacrament hält? Der zweyte Theil bestehet aus einem weitläufigen oeconomischen Gemählde, das zu einer so interessanten Geschichte, wie diese seyn soll, nicht passet. Viele Leser werden darüber gähnen oder es überschlagen, so modisch es auch ist. Die V. läßt ihre Heldin mit dem wenigen Ueberbleifeln ihres Vermögens und dem Peruckenmacher, den sie um das unschikliche dieser Heyrath einigermaßen zu tilgen baronisirt hat, nach Frankreich übergehen. Hier wird sie eine Bäuerin, widmet ihre schöne Kleider den Altären, von den Schlechtern, ingleichen von ihren Bändern und Spizen errichtet sie einen wohlthätigen Trödel, und macht durch diese kleinen Geschenke ihre Nachbarn arbeitsam und tugendhaft. Ein gewisser Enthusiasmus der V. gegen die Grundsäze ihrer Kirche wäre ihr allenfalls zu verzeyhen, wenn ihr Buch übrigens einer Clarisse Harlowe könnte an die Seite gesezt werden. Aber die grobe Partheylichkeit gegen ihre Nation,

ist ganz unerträglich. Frankreich ist bey ihr alles, wie es auch von einer Französin, die zu leben weis, nicht anders zu erwarten ist.

Wl.

11. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte, und Mineralogie.

Umständliche und zuverläßige Beschreibung des Orkans, welcher den 29. Jun. 1764. einen Strich von etlichen Meilen im Stargardischen Kreise des Herzogth. Meklenburg gewaltig verwüstet hat, in einigen Briefen an des Herrn G. C. S. Wohlgeb. in Neustreliz entworfen von G. B. Grezmern, Präpositus und Pastor in Altstargard im Meklenb. Berlin und Stettin, Friedr. Nicolai 1765. 8. 7 Bogen, $\frac{3}{4}$ Bogen Kupfer.

Dieser Sturm hat seinen Strich 2 bis 3 Meilen weit, meist durch einen Wald genommen, wo er starke Bäume mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, oder zerbrochen, auch an Gebäuden und sonst sehr viel Schaden gethan. Hr. G. hat die Nachrichten, meist aus Erzählungen, aber mit vieler Wahl und Beurtheilung gesammlet. Der einzige gelehrte Beobachter ist der Pastor Stoye in Carwitz, der sich aber bey Anfang des Sturms auf einem Kahne in einem See in größter Lebensgefahr befunden, und deßwegen mit gelassener Aufmerksamkeit zu beobachten wohl nicht im Stande gewesen ist. Zeichnungen von der Gewalt, die der Sturm an unterschiedenen Bäumen ausgeübt, und eine Charte des Strichs, den er genommen,

men, dienen zur Erläuterung. Hr. S. giebt bey der Gelegenheit einige Verbesserungen zu der Charte, welche mit Billigung der K. Preuß. Akad. d. W. unter dem Titel: Theatrum belli in Pomerania citeriori etc. herausgekommen.

Erich Pontoppidans, Prokanzlers der Univ. zu Koppenhagen, kurzgefaßte Nachrichten, die Naturhistorie in Dännemark betreffend, aus dem Dänischen übersezt, Koppenh. und Hamb. bey Rothens Witbe und Profft und Bork, 4. 1 Alph. 6 Bogen, 17 halbe Bogen Kupfer.

Die zwölf Capitel dieses Werks betreffen die Lage und allgemeine Beschaffenheiten des Landes von Dännemark, und die Merkwürdigkeiten der drey Naturreiche. Die Kupfer zeigen merkwürdige Aussichten, natürliche Höhlen, säulenförmige Felsen, Versteinerungen, Dännemarks eigne Thiere, besonders vielerley Insecten. Am Ende steht: I. Theil des I. Bandes.

Hrn. Wilh. Lewis, M. B, Mitglied der kön. Ges. in London, Historie des Goldes und der verschiedenen Künste und Gewerbe, welche davon abhangen, aus dem Engl. übersezt von Joh. Heinrich Ziegler. Zürch, Heidegger und Comp. 1764. gr. 8. 21 Bogen.

Diese Schrift enthält so viel nüzliche Nachrichten, daß der Uebersetzer allerdings ein Verdienst um Deutschland hat. Sie macht einen Theil von dieses Verf. Commercio philosophico vel technico aus, (S. a. d. Bibl. III. B. I. St. 271 Seite.) das man in

in Zürch auch übersezt, und dieses nur zur Bequemlichkeit für die, welche es besonders verlangen, mit einem eignen Titel versehen hat.

Kleine Abhandlungen einiger Gelehrten in Schweden, über verschiedene in die Physik, Chemie und Mineralogie laufende Materien. Erster Band, aus dem Schwedischen übersezt, Koppenhagen und Leipz. bey Mummens Withe 1766. 16 Bogen in 8.

Man findet hier I. Krapps Probierkunst. II. Christiernie vom Nuzen des Kalksteins bey Schmelzung der Eisenerze. III. Flintberg von der Scheidung des Goldes und Silbers. IIII. Hedemann vom Quarze; Petersen von der Calcination der Metalle im Feuer. V. Scheffel von den Eigenschaften der Erzgebürge. Die Gegenstände sind alle wichtig, lauter neue Entdeckungen können nicht in jeder dieser Schriften seyn, z. E. nicht in einem Lehrbegriffe der Probierkunst. Da indessen die Mineralogie mit so glüklichem Eifer von den Schweden getrieben wird, so findet sich doch in jeder, nüzlicher Unterricht, und der Uebersetzer hat eine Erinnerung nicht zu befürchten, die man sonst manchen machen kann, die aus dem schwedischen übersetzen, weil es jezt so Mode ist, und oft den Deutschen Dinge wieder sagen, die der Schwede selbst vom Deutschen gelernt hat. Vielmehr wird ohne Zweifel die gute Aufnahme dieses Bandes, den Uebersetzer zu fernern Fleiße ermuntern.

Geschichte der gemeinen Stubenfliege, von dem Herrn Verf. des neuesten aus dem Reiche der Pflanzen, herausgegeben von Joh. Christoph

Kel-

Keller, Mahler in Nürnberg, 1764. gr. 4. 4½ Bogen, 4 ausgemahlte Kupferblatten.

Diese Fliege ist von den Naturforschern weniger als andre Insekten bemerkt worden, nur Schwammerdam und Reaumur haben was weniges von ihr. Hr. K. sucht den Grund darinnen, weil die gewöhnlichen Mikroscopen, das Wilsomische, und Ledermüllers Zirkelmikroscop zu ihrer Betrachtung nicht bequem sind. (Ein andrer Grund ist wohl bey vielen Naturforschern, weil die Fliege zu gemein ist.) Daß diese Fliege ihre Eyer in feuchte, meist unsaubere Stellen lege, ist bekannt. Die Made hat am Kopfe ein paar röthliche Wärzchen, welche Frisch für die Augen der künftigen Fliege annahm, es sind aber Ausgänge von Luftröhren. Die Maden haben ein sehr hartes Leben, sie dauren im Wasser, in Oel, im stärksten Weingeiste, nur Terpentin tödtet sie, wie auch, schon mäßige Kälte. Die Fliege hat keine Zähne ihre Puppenhülse zu durchbeißen, sie kann aber ihren Kopf wie eine dünne Blase aufschwellend machen, und damit muß sie die Kappe von der Schale der Puppe wegstossen. Bey schönen Wetter hat der V. die Fliegen fast in einem Augenblicke auskriechen und wegfliegen sehen, bey trüben Tagen brachten sie, selbst in einem eingeheizten Zimmer wohl 4 bis 5 Stunden zu. Keine von mehr als hundert Puppen ist ihm bey Nacht ausgekrochen, wovon er sich versicherte, weil er die des Tags über ausgekrochene Fliege, des Abends wegfliegen ließ. Die drey Wärzgen auf dem Hintertheile des Kopfs der Fliegen, Wespen u. d. gl. erklärt er für Augen, weil es durchsichtige Oefnungen sind, die eine weiße Hornhaut verschließt, hinter der sich sogar ein Traubenhäutchen zeigt. Die Bläschen, welche die Fliege an dem Bruststücke unter dem Kopfe hat,

L 3 und

und die mit Hämmerchen oder Schlegeln versehen sind, dienen zu Erregung eines Schalls, worüber der Hr. V. Untersuchungen angestellt hat. Die Fußblätter sind keine Ballen wie Reaumur sie mit andern genennt hat, sie lassen sich eher mit nebeneinander liegenden Muschelschalen vergleichen. An der weiblichen Fliege befindet sich ein Röhrchen, wodurch sich die Eyer heraus drucken lassen; dieses Legeröhrchen hat Hr. Ledermüller für das männliche Glied angesehen. Wie lange die Paarung der Fliegen anhält, kann der V. nicht bestimmen, einige die er gefangen, als sie sich schon gepaaret hatten, haben sich erst zwey Stunden darnach getrennt. Den 8. oder auch wohl den 7 Tag nach der Paarung legt die Fliege Eyer. Ohngefähr in einer halben Virtelstunde, legt sie 70. bis 90. Eyer. Gepaarte Fliegen, die er eingespert hielt, wollten sich, bey einer mehr als sechswöchentlichen Gefangenschaft nicht wieder paaren. Da aber die Männchen noch so lange gelebt haben und nicht wie die Schmetterlinge nach der Paarung gestorben sind, so hätten sie sich in der Freyheit vermuthlich wieder gepaart, wie aus der starken Vermehrung der Fliegen zu schliessen ist. Nähme man in einem Sommer nur eine viermalige Paarung des ersten Fliegenpaars an, so berechnet der Hr. Verf. davon 2208420. Nachkommen. Hr. Ledermüller giebt eine viel größere Anzahl, rechnet aber sechs Paarungen und 140. Eyer, welche Zahl der Eyer unser Verf. nie gefunden hat. Wie lange die Fliege lebe, hat er zu beobachten versäumt. Man kann leicht nur ausgekrochne Fliegen auf Lebenslang füttern; sie verhungern auch nicht so gar leicht, Fliegen die nur ausgekrochen waren, haben, ohne Nahrung, den vierten Tag überlebt.

B.

12. Mathematik.

Errorum qui a situ instrumenti non librato angulorum mensuram ingrediuntur censum habet. — *Albert. Ludov. Frieder. Meißer.* Göttingen bey Boßiegeln, 1764. 4. 6 Bogen 1 Kupfertafel.

Herr Prof. Meister hat seine Vorlesungen mit dieser kleinen Schrift angekündiget. Es wird darinnen eine Untersuchung die für die praktische Geometrie wichtig ist, gründlich angestellt. Die Ebene eines Winkels den man auf dem Felde mißt, wird gewöhnlichermaßen wagrecht angenommen: Wenn also das Werkzeug, dessen man sich zum Winkelmessen bedient, schief steht, so wird man darauf nicht den Winkel bekommen, den man verlangt. Hr. M. untersucht erst den Fehler, wenn das bewegliche Fernrohr sich nur der Ebene des Instruments parallel drehen läßt, diese Ebene aber schief steht. Nach diesem, wenn sich das Fernrohr zugleich sowol mit dieser Ebene parallel, als auch in einer Ebene die darauf senkrecht steht, drehen läßt, (wie eine Kippregel.) Bey der ersten Einrichtung des Fernrohrs, ist die Gefahr zu fehlen geringer. Bey ihr schadet eine Neigung von 4. Graden die man blindlings durchs Gefühl vermeiden könnte, nicht so viel als bey der andern ein Fehler von 15. Minuten. Hr. M. hat Tafeln berechnet, aus denen man die Irrthümer finden kann, und bringt ausser dem sehr viel zur parallischen Geometrie gehöriges bey, zu einer Kunst die tiefe Einsichten erfordert, wenn sie zuverläßig setzen soll.

B.

Beschreibung der von dem Grafen Leopold von Neipperg, dermalig wirklichen Cammerherrn

bey-

beyder kayserl. königl. apostol. Majestäten, und allerhöchst Ihro wirklichem Reichshofrathe, während seiner Gesandtschaft am Königl. Sicilianischen Hofe seit dem Jahr 1762. erfundenen neuen Maschine, benannt: jedermanns geheimer Copist, mittelst welcher man ohne Abschreiben sein eigener Copist wird, oder wodurch man mit weniger Mühe seine Briefe und Aufsätze auf einmal doppelt, und nach Belieben drey- und mehrfach, als so viele Urschriften mit bester Verwahrung des Geheimnisses, und großem Zeitgewinn auf einmal zu Papier bringen kann. Nebst der Anweisung zum gemächlichem Gebrauche derselben. Wien, gedrukt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, Kays. Königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1764.

Der deutschen Beschreibung ist eine französische gegen über gedrukt, mit dem Titel:

Analyse et description d'vne nouvelle machine nommeé le Copiste secret, inventeé à Naples l'an 1762. par le Comte de Neipperg Chambellan, et Conseiller Actuel Impérial du St. Empire &c. pendant son séjour à la cour de S. M. Sicilienne en qualité de Ministre Plénipotentiare de Leurs Majestés Impériales Royales Apostoliques. Moyennant quelle Machine, un chacun avec peu de peine, et sans le secours de Secretaire ou de Copiste, peut redoubler, tripler, et augmenter de plus encore

tire le nombre des Exemplaires de tout ce qu'il écrit, et cela dans le même tems qu'à peu près il en faut pour la formation d'un seul. Avec la Methode de s'en servir la plus commode et la plus aiseé. Vienne, Chez Jean Thomas de Trattnern, Imprimeur et Libraire de la Cour. 1764. 11 Bogen Text in 4; 6 Kupf. in Fol.

Die Hauptsache kommt darauf an, daß man sich gewöhne, mit zwey oder drey an einem gemeinschaftlichen Stiel, in einiger Entfernung neben einander, befestigten Federn, zugleich zu schreiben. Weil man aber, um brauchbare Copien zu bekommen, auf eben so vielen besondern Bogen oder Blättern schreiben muß, als Federn im Gange sind, und leztere gleichwol an ihrem Stiel nicht so weit auseinander gesezt werden können, als die Größe neben einander ausgebreiteter Bogen erforderte; so ist auf dem Schreibepult eine solche Einrichtung gemacht, daß die Papierbogen, jeder besonders, über schmale Leisten hinüber hängen, und immer nur einen schmalen Streif, auf dem etliche geschriebene Zeilen Raum haben, auf einmal von sich sehen lassen. Die Leisten, folglich auch die auf ihnen zum Vorschein kommende Streifen der verschiedenen Bogen, liegen ganz nahe beysammen, so daß jede der verbundenen Schreibfedern, durch eine gemeinschäftliche Bewegung, auf dem für sie bestimmten Blatt Papier herum geführet werden kann. Sind die ersten Streifen voll geschrieben, so kann man sie, durch eine leichte Bewegung der linken Hand, von ihrer Unterlage wegschieben, und die nächst folgende unbeschriebene Theile der Papiere an jener ihre Stelle bringen. Wenn die ersten Seiten vollgeschrieben sind, so kann man die Blätter,

ohne große Umstände, umwenden. Diese Maschine, ist allerdings sinnreich ausgedacht und ins Werk gesetzet. Sollte sie für manchen Gelehrten brauchbar werden, so müßte man die Federn so abrichten können, daß jede ihr besonderes Buch schriebe. Aber denn könnte es auch der beste Buchdrucker nicht mit ihm aufnehmen.

Elementa Architecturae Civilis in Vsum Nobilium Collegii Regii Thereſiani conſcripta à *Ioan. Bapt. Izzo*, S. I. Vindobonae, *typis* Ioannis Thomae Trattner, Caeſ. Reg. Apoſt. Majeſt. Aulae Typographi et Bibliopolae. 1764. 21 Bogen in 8. 30 Kupfer in 4.

Der Hr. V. bekennet selbst, daß er hier keine neue Wahrheiten vortrage: nota vulgata, dictaque omnia promo adoleſcentulis. Indessen zeigt er viele Bekanntschaft mit den besten ältern und neuern architectonischen Werken und Abhandlungen einzelner dahin gehöriger Materien; und hat aus ihnen mit guter Wahl und Ordnung seine Anfangsgründe zusammengetragen. Die Schreibart ist deutlich und ungekünstelt, aber ganz und gar nicht vernachläßiget; Zum Beweis, daß es eben nicht nothwendig ist, von Leimen und Mörtel in dem Ton zu schreiben, in welchem die so ihn einrühren davon sprechen.

Anweisung zur Zimmermannskunst, den Anfängern und Liebhabern der Baukunst, besonders den Zimmerleuten zum besten aufgesetzt und mit nöthigen Kupfern erkläret von Christian Gottlob Reuß, königl. Maschinen- und Hofzimmermeister. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1764. Fol. 7 Bogen Text, 30 Kupfern.

Die

Die Zeichnungen sind überaus deutlich und unterrichtend und nach den Regeln der Kunst gemacht; der Hr. V. hat sie selbst in Kupfer gestochen, aus der rühmlichen Ursache, um das Buch nicht allzu kostbar zu machen, da es hier nicht auf die Schönheit, sondern auf die richtige Zeichnung ankommt. Der Vortrag ist ordentlich und wegen der, bey dergleichen Büchern eben nicht gewöhnlichen, guten Schreibart, und den eingestreueten richtigen Erklärungen der Kunstwörter, so deutlich, daß weder der Zimmermann, noch der unzunftmäßige Liebhaber der Baukunst, den mindesten Anstoß finden werden. Die angegebene Werke sind um so mehr zuverläßig, da der Hr. V. allezeit eine gute Theorie zum Grunde gelegt, auch nichts angeführt hat, als was von ihm selbst an verschiedenen Orten zur Ausführung gebracht worden. Bey jeder Gattung werden, wie es sich gehöret, zuerst Muster von kleinern, und denn stufenweis von größern, Werken vorgelegt. Noch einen Vorzug vor andern Büchern dieser Art hat das gegenwärtige dadurch erhalten, daß bey allen Fällen Anweisung gegeben wird, wie man es mit dem Aufrichten der Zimmerwerke anzufangen habe. Wir wollen nun den Inhalt kürzlich anzeigen.

Der 1 Abschn. handelt von der Proportion der Dächer. Es werden insonderheit verschiedene artige Methoden, zu Verzeichnung der gebrochenen Dächer, angegeben.

Der 2 Abschn. Von den Dachverbindungen. Ausser den Standrissen von einzelnen Bindern, wird die verschiedene Einrichtung der Dächer noch durch eine Menge schöner perspectivischer Zeichnungen deutlich gemacht.

Der 3 Abschn. Von Zulagen und was sowol zur Anbindung als Aufrichtung eines Daches gehöret

Der 4 Abschn. von Zapfen, Verkämmungen und Versatzungen. Eigentlich muste man wohl die Verbindung einzelner Zimmerhölzer schon vorher kennen, ehe man die Zusammensetzung ganzer Dächer lernet; doch ist auch gewiß, daß sich jene leichter erklären lassen, wenn man schon vorläufig die Gelegenheiten weiß, bey denen sie gebraucht werden.

Der 5 Abschn. handelt von verzahnten Balken und Hängwerken. Von leztern werden sechserley Arten beschrieben.

Der 6 Abschn. Von Hängwerken in geraden Dächern.

Der 7 Abschn. Von Hängwerken in gebrochenen Dächern.

Der 8 Abschn. Von Häng- und Sprengwerken in geraden Dächern.

Der 9 Abschn. Von Häng- und Sprengwerken in gebrochenen Dächern.

Der 10 Abschn. Von Thürmen; die entweder so genannte Dachreuter sind, oder ihren eigenen Grund von der Erde an, nehmen.

Der 11 Abschn. Von Beschreibung der sogenannten Gradbügen.

Der 12 Abschn. von Brücken; dabey werden zugleich die Bogengerüste zu steinernen Brücken abgehandelt. Der Schiff- Zug- und Drehebrücken wird hier nicht gedacht.

I.

---

13. Kriegswissenschaft.

Alber. Ludw. Friedr. Meisters, der Weltweisheit Prof. und der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ausserordentlichen

lichen Mitgliedes, Abhandlung von dem Kriegsunterricht, und Nachricht von den königlichen französischen Kriegsschulen. Göttingen bey Victorinus Boßiegel, 1766.

Dieses kleine Werk verräth so viel gesunde Philosophie, und richtige Kenntnisse in dem großen Felde der Kriegskunst; daß wir es einem jeden, dem seine Kriegsstudien lieb sind, empfehlen müssen. Es ist im Ganzen wohl geordnet, und voller interessanten und richtigen Bemerkungen. Der Vortrag des Hn. Verf. ist so wie es dieser Vorwurf zulassen kann, unterhaltend und angenehm; und man siehet wohl wie nöthig es war, daß diese Materie, weder von einem troknen Stubenphilosophen, noch von einem halbgelehrten Officier; sondern von einen Mann von solcher Geschiklichkeit, als unser Hr. Verfasser ist, bearbeitet wurde. Der genaue Zusammenhang der hier durchgehends herrschet, läßt nicht zu, auf eine schikliche Art Stellen zum Beweise dessen, was wir gesagt haben, abzuschreiben, man würde ihnen nur den Werth benehmen, den sie in der gehörigen Stellung in dem Werke selbst haben. Indessen ist der Hauptplan dieser: „allgemeine Betrachtung über die Art und Weise „wie die Kriegskunst erlernt werden kann,„ ferner: „wahre Betrachtung des Kriegs-Unterrichts,„ worauf eine Nachricht von den französischen Kriegsschulen folget. In der ersten entscheidet er die Frage: ob man den Krieg im Kriege selbst, oder im Frieden erlernen könne; hierauf beschreibet er die Theile der Kriegskunst und ihren Nutzen. In dem zweyten führet er, die von dem Uebersetzer des Tigenischen Versuchs über die Kriegskunst, angegebene Arten, die Kriegskunst zu erlernen, an. Diesen füget er noch zwey andre bey, nemlich: das eigne Nachdenken oder

Erfinden; und denn alle Arten von Uebungen, die man nicht vor dem Feinde, sondern zum Unterricht vornimmt. Hierauf bestimmt er näher durch ein Beyspiel: was Praxis in der Kriegskunst sey; zeiget die Wissenschaften die man durch mündlichen Unterricht erlernen könne; ferner, daß man das, welches die mehresten durch Beywohnung der Feldzüge zu erlernen gedenken, durch Bücher, Zeichnungen, Modelle und öftere Uebung auf dem Felde, zu Friedenszeit erlangen könne. „Kriegsklugheit, Verschwiegenheit, „Kenntniß der Welt, Verstellungskunst, Entschlos„senheit im Unternehmen, Geschwindigkeit in ihrer „Ausführung, die Kriegslist, die Kunst die mensch„liche Gemüther, ihre Absicht und Fähigkeiten zu er„forschen, Tapferkeit (sagt der Hr. V.) lassen sich ohne „Zweifel aus Grundsätzen herleiten, und wie andre „Disciplinen in einem Zusammenhange der Wahrheit „vortragen; man wird es aber ohne würkliche Erfah„rung nie weit darinn bringen. Beyspiele würken „hier mehr auf unsre Einsicht, Ueberzeugung und „Entschliessung, als die richtigste Erklärungen und „Beweise. Je näher wir den Krieg kennen, desto „fähiger werden wir seyn, diesen Beyspielen nachzu„ahmen, und andern nachahmungswürdge Beyspiele „zu geben.„

Alle Stellen, die der Hr. V. seine Materie zu erläutern, und seinen Meynungen ein Gewicht zu geben, aus den berühmtesten Schriftstellern über die Kriegskunst anführet, sind allemal dem Entzweck seines Raisonnements anpassend und wohl gewählt. Wir haben seine Belesenheit in diesen Fache bewundert, besonders da Hr. M. seinen akademischen Geschäften obliegen muß, und also wenig Stunden, zu einer so fremden Sache übrig behalten kann. Seine Nachricht von französischen Kriegsschulen ist deutlich und unter-

unterrichtend, und der Hr. V. verdient gewiß den Dank des militairischen Publikums, in dessen Namen wir ihn ersuchen, es bey diesem Werke nicht bewenden zu lassen.

O.

Nachrichten von alten und neuen Kriegsbüchern, welche den Feld- und Festungskrieg entweder abhandeln, oder erläutern, nebst einer kurzen Beurtheilung derselben; aufgesezt durch den Obr. Lieut. von Nicolai, des M. St. C. O. R. Stuttgard bey Christ. Fr. Cotta, 1765.

Da die Theorie der Kriegskunst in unsern jetzigen Zeiten allein durch Lesung von Büchern erlernt werden kan, und ein jeder Officier mehrentheils sich selber seine Kenntniß in derselben zu verdanken hat, so wird man leicht einsehen, daß diese Nachrichten von militairischen Büchern, welche uns der Hr. von N. mittheilt, von großen Nutzen seyn können; sie sind es auch würklich, indem er sich nicht etwan begnügt hat, uns die bloßen Titel derselben anzuzeigen, sondern er hat überdem um seinen Lesern die Wahl zu erleichtern, von jedem Buche ein kurzes aber richtiges Urtheil beygefügt, welchem man sicher folgen kan. Sein Werk ist in sechs Abschnitte eingetheilt, von welchen der erste nur bis jezt im Druk erschienen ist, selbiger handelt von den Lehrgebäuden der Taktik, der II. wird die Schriften anzeigen welche zur Erläuterung derselben dienen, der III. diejenigen, welche vom kleinen Krieg handeln, der IV. wird eine Anweisung seyn zu einer Sammlung von Landcharten, und Plans von Festungen und Schlachten, im V. werden die Schriftsteller so über der Befestigungskunst und Festungskrieg, und

im VI. endlich die so über der Artillerie geschrieben haben, angeführt werden. Wir hoffen daß der Hr. B. uns die übrigen Abschnitte gleichfalls bald mittheilen werde.

K*

14. Haushaltungskunst.

Schreiben des Gr. von B. an den P. B. über die Frage: gereichet es zum Aufnehmen des Baurenstandes, wenn einer zehend-pflichtigen Dorfschaft der Zehnte aus ihrer Feldflur zu Gelde gesezt, oder in Pacht überlassen wird. Frankf. und Leipz. ohne Benennung des Verlags, 1767. 8. 62. S.

So kurz diese kleine Schrift ist; so müssen wir von ihr sagen, daß sie ein Muster in ihrer Art sey, das verdiente, in allen ökonomischen Schriften nachgeahmt zu werden, die von der Verwaltung der ökonomischen Gegenstände handeln.

Schriften, welche in einer ihrem Gegenstande so ähnlichen Sprache reden, die durch das technische nichts von ihrer allgemeinen Deutlichkeit und durch ihre lebhafte Laune nichts von ihrem anständigen Ernste und der Richtigkeit der Gedanken verliehren, solche Schriften, die dabey auf allen Blättern voll treffender Beyspiele und Charaktere des Baurenstandes sind, dazu man in einer jeden deutschen Provinz, wenn man mit dieser Art Leute und Geschäfte nur einigermaßen bekannt ist, gleich die Originale finden kann, verdienten in unsern heutigen Sammlungen dieser Art vorzüglich aufbewahret und unsern ökonomischen Schriftstellern, die sich einbilden, die ganze Landwirthschaft mit der Luftpumpe oder der Retorte zu fangen, zu ihrer Ausbildung angepriesen zu werden.

In

In der Sache selbst ist der Recensente mit dem Hrn. Verf. er sey nun ein Graf oder ein Pastor, oder beydes zugleich, gleicher Meynung, und verneinet mit ihm die aufgeworfene Frage; aber doch befremdet ihn, daß der Verf. unter so vielen Einwürfen, die er widerlegt hat, nicht auf denjenigen gekommen ist, der alle andere an Stärke übertrift, daß nemlich durch die Ausschliessung der Unterthanen vom Zehntpachte sie den zehnten Theil des Strohes verliehren, welches bey einer guten Dorf-Policey schlechterdings im Dorfe verbleiben und zu Bedüngung des Landes angewendet werden muß; denn das Strohe zum Düngen zu kaufen, dazu entschließt sich der Bauer sehr ungerne, kann es auch aus denselben Gründen, womit der V. die Beschwerlichkeit baar Geld von dem Bauern zu erheben, beweiset, wohl selten thun. Fehlt es aber dem Bauer am Dünger; so leidet der Zehntherr nach einigen Jahren mehr darunter, als der Bauer.

Doch ist dieser Einwurf auch nur in Stroheklemmen Jahren am stärksten und leidet zur andern Zeit seine Ausnahmen.

C.

Einleitung zu einer vernünftigen Sparsamkeit in allen Theilen der Landwirthschaft, worinn insonderheit theils von den Mitteln, den sonst in der Wirthschaft gewöhnlichen Schaden zu verhüten, und theils von der richtigen Anwendung der darinn vorfallenden sowol Natural- als baaren Ausgaben gehandelt wird; als der zweyte Theil des sorgfältigen, neuvermehrten Haus- und Wirthschafts-Verwalters. 4. Breßlau und Leipzig, verlegts Daniel Pietsch und Compagnie, Buchhandl. 1764. 2 Alph. 1½ Bogen.

Der sorgfältige und neuvermehrte Wirthschaftsverwalter ist bereits im Jahr 1751. ans Licht getreten, und als ein ökonomisches Buch bekannt, worinn man viel unnütze und schlechte Sachen antrift, die man allenfalls vor hundert Jahren, nicht aber anjezt in einem Werk dieser Art gelten lassen kann. Anders verhält es sich aber mit diesem sogenannten zweyten Theil, welcher, wo nicht einen andern Verfasser, doch offenbar einen ganz andern Werth als jenes hat, und von dem Verleger nur deswegen vor den zweyten Theil des vorigen Buchs ausgegeben zu werden scheinet, damit es jenen alten Ladenhüter mit durchhelfen und mit guter Manier an Mann bringen soll. Wir rathen den Liebhabern ökonomischer Schriften wohlmeynend, sich vor diesmal den zweyten Theil ohne dem ersten zu kaufen, und versichert zu seyn, daß sie doch ein gutes vollständiges Buch haben werden. Der Leser mag aus dem Inhalt selbst urtheilen, ob dies nicht angehe, und zugleich die darinn abgehandelten höchst nüzlichen Sachen kennen lernen. „Das erste Hauptstück, worinnen eine vernünftige Anweisung gegeben „wird, unter welchen Bedingungen man in allen Arten des Getraides dünner säen, und also einen guten Theil des Saamens ersparen könne, S. 1. Das „zweyte Hauptstück, von den Mitteln bey allen „Erndtegeschäften, den sonst gewöhnlichen Verlust „an Körnern, so viel möglich zu vermeiden, S. 57. „Drittes Hauptstück, welches eine vernünftige Anweisung enthält, wie sich ein Landwirth zu verhalten „habe, um bey seinem in der Scheuer befindlichen „Getraide, und insonderheit bey dessen Ausdrusch, „allen Verlust, so viel möglich, zu vermeiden, S. 121. „Das vierte Hauptstück, von den Vorsichten und „Mitteln, wodurch man sein auf dem Boden liegendes Getraide unbeschädigt erhalten kann, S. 161.

„Das

„Das fünfte Hauptstück, von den vernünftigen und „sparsamen Gebrauche des Strohes, S. 220. Das „sechste Hauptstück, von der bey dem Verbrauche „des Heues zu beobachtenden vernünftigen Sparsam„keit, S. 261. Erster Abschnitt: Von einer ver„nünftigen Heuwirthschaft auf den Gütern, welche „hinlängliches Heu und Wiesewachs haben, S. 262. „Zweiter Abschnitt: Von einer vernünftigen Heuwirth„schaft auf den Gütern, welche überflüßigen Heuschlag „haben, S. 293. Dritter Abschnitt: Von der Heu„wirthschaft auf solchen Gütern, welche entweder gar „kein oder doch nicht hinlängliches Wiesewachs haben, „S. 305. Noch ist zu merken, daß die Schlesische „Landwirthschaft allhier zwar zum Grunde gelegt ist, „daß aber ein so nützliches Werk in allen Ländern, wo „der Ackerbau getrieben wird, brauchbar seyn kann.

P.

---

15. Cameralwissenschaft.

Joh. Ludw. Hiltebrands Irrländische Preißschrift, auf welche Weise alle Armen, Wittwen und Waysen in jedem Land versorget, dem Umlauf der Bettler gesteuret, und das Land von allem liederlichen Gesindel gereiniget werde. 1765 vermehrt und verbessert, nebst einer herrschaftlichen Oeconomie-Beschreibung: wie ein Herr seine Staaten in den besten Flor, die Unterthanen in guten Stand und die Revenüen in Verbesserung bringen könne. Frankf. und Leipz. 1766. 8. 128. S. ohne Zueignung und Vorrede.

Die Herren von der Societät der Manufacturen und Künste in der Königl. Hauptstadt Dublin in Irrland, haben die Schuld, daß diese wunderbare Schrift im Druk erscheint, wenigstens giebt ihnen der Verf. der Hr. Postmeister Hiltebrandt zu Homburg im Westrich, diese Schuld — daß sie würklich die Schrift verstanden haben sollten, oder irgend einen Gebrauch davon machen könnten, und daß sie also auch würklich ihr den Preiß von 50. Pf. Sterl. zuerkannt haben sollten, das wollen wir dem Hn. Verf. auf sein Gewissen glauben. — Wir können ihm hierbey nur so viel in das Ohr sagen, daß der Hr. Postmeister mit seinem Geschenke hätte in der Stille zufrieden seyn, und dem deutschen Publikum seine Weisheit nicht aufdringen, oder doch allenfalls nur seine Couriers damit unterhalten sollen. Einem jeden Bürger jährlich 50. Kreutzer 2. Pf. mit verschiedenen Victualien abzufordern und von dem Ueberfluße derselben jährlich 32. Ochsen zu mästen, davon die Waysen mit Talglichtern und Sohlleder versorgt werden sollen, gestempelte Würfel, Billiardkugeln, Auflagen auf die Gewinnste im Spiel, eine Erlaubniß auf den Fuß der Bettelmönche zu sammlen, Auflagen auf Lakeyen, Gutschen ꝛc. und endlich eine Menge landesherrliche Regalien, dies alles zusammen genommen, ist der Grund des neuen Waysenhauses, wobey noch die Zimmer und Gemächer ganz genau angegeben, auch die Bedienten gleich in Bestallung genommen, den Geistlichen erbauliche Gebetsformeln vorgeschrieben und die Juden-Doctoren von dem Practiciren ausgeschlossen werden, weil sie Christum, das Haupt, fälschlich zum Tod behandelt haben.

Dieser leztere Umstand und dann, daß die jüngere Söhne zu Soldaten angeworben, alle Commercien zu Monopolien gemacht, die Pfarrgüter confiscirt

cirt und den Predigern-mäßige Besoldungen ausgesezt, auf Universitäten Professoren bestellt werden, die durch ihre fleißige Collegia viele Ausländer mit ihren Geldern herbey ziehen, durch ihre fette Besoldungen aber die Collegia nicht negligiren, das sind ungefähr die Grundsäulen, worauf der Hr. Postmeister den Flor seiner neuen Staaten anlegt.

Mehr finden wir nicht nöthig, unsern Lesern von einer Schrift zu sagen, von welcher der Verf. in der Zueignungsschrift selbst aufrichtig bekennet, daß sie durch ein göttliches Verhängniß gekrönt worden sey, und „dieses göttliche Verhängniß ihn bewogen habe, „seinen Plan auf das doppelte zu vermehren und zum „allgemeinen Nutzen des Publici drucken zu lassen.„

Abhandlung von Verbesserung des Nahrungsstandes und Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte durch Manufakturen und Fabriken nebst einer Zugabe, in welchen kürzlich angezeigt wird, wem es eigentlich und vorzüglich obliege, die Manufaktur- und Fabrikanstalten in einem Lande zu befördern und zu unterstützen, um dadurch die Nahrung der Einwohner zu verbessern und die Einkünfte des Regenten zu vermehren. Stuttgart bey Joh. Phil. Erhard, 1764, 8. 81. Seiten.

Es soll der Pendant seyn zu einer andern Schrift, die der ungenannte Verf. herausgegeben, um die Möglichkeit der Manufacturen zu beweisen, da denn in dieser Schrift der Nutzen davon gezeigt werden soll. Es sind allgemeine Betrachtungen aus den gemeinsten Manufactur-Scribenten ausgeschrieben und auf Würtenberg angewendet, nebst einem Beweise aus Keyslers Reisen, daß die Schwaben fähige Köpfe sind.

Versuche in politischen und ökonomischen Ausarbeitungen zum Nutzen und Vergnügen. Erster Band. Erstes Stück. Wien bey Joh. Thomas Edlen von Trattnern, 1765. gr. 8. 85 Seiten.

Dieses Journal wird seinem V. dem Herrn P. von Sonnenfels so viel Ehre machen, als er selbst seinem Vaterlande macht.

Dieses erste Stück enthält nebst dem Vorberichte 3 Abhandlungen, davon die erste das Verhältniß des Weinbaues in Niederösterreich zur Bevölkerung des Landes und dessen Wohlstande, die 2te die Anzeige der Ursachen von der in Niederösterreich darnieder liegenden Landwirthschaft, und die 3te die Gewerb verkürzende Maschinen zum Gegenstande hat.

Bey der ersten Abh. können wir dem Hrn. V. nicht beypflichten. Der Saz bleibt zwar vollkommen richtig: wo eine Aehre wachsen kann, soll keine Rebe wachsen; aber in dem Lande, welches überflüßig Getraid hervorbringt, wie Niederösterreich, leidet die Regel eine große Ausnahm. Der Weinbau erfordert und ernährt allerdings mehr Leute als der Getraidbau; denn dieser braucht mehr Vieh als Menschen; der Weinbau aber gar kein Vieh; er bevölkert also besser und stärkt, wenn er gleich sauer ist, doch die Zeugungskräfte besser als das blose Wasser oder dünne Bier; giebt überdieß einen Handlungsarticket mit Eßig, der in einem großen Staate gewiß wichtig ist, und verursacht, daß indessen, da der gemeine Mann Wein trinkt, um so viel Gerste und Waizen entbehret und zum Brauen ausgeführet werden kann.

Die zweyte Abh. enthält gemeine Gedanken, die andere, insonderheit von Justi schon gesagt haben, und hier nur auf das Vaterland freymüthig angewendet werden.

Bey

Bey der dritten Abh. sind wir völlig mit dem Hrn. V. einig, daß Montesquieu und Fortbonnois, und alle die ihnen nachgebetet, die Maschinen aus einem falschen Lichte betrachtet haben. Wenn der Besitzer einer solchen Maschine 100 gesunde Arbeiter abdankt, die ihm jezt durch die Maschine überflüßig sind; so werden sie ganz gewiß eine andere Arbeit ergreiffen und ihren Verdienst vor wie nach in demselben Lande verzehren, wenn es zumal, wie der Hr. V. ganz vernünftig schließt, darinn wohlfeiler als zuvor zu leben seyn wird; denn von Capitalisten, die darüber vielleicht emigriren dürften, ist hier gar nicht die Rede; dergleichen Arbeitsleute pflegen keine Capitalien zu haben, und wenn sie auch dergleichen hätten, so würden sie doch lieber in einem Lande bleiben, wo wohlfeil zu leben ist, als auf das ungewisse emigriren.

C.

---

16. Vermischte Nachrichten.

Sammlung der Hamburgischen Gesetze und Verfassungen in Bürger- und Kirchlichen, auch Kammer- Handlungs- und übrigen Policey-Angelegenheiten und Geschäften sammt historischen Einleitungen. Der erste Theil, in welchem die Admiralitäts-Aemter- Armen- Ausrufs- und Bancoverfassungen, nebst den zum ersten und lezten Abschnitte gehörigen Portugalesern enthalten sind. Hamburg, gedrukt und verlegt von J. C. Piscator, E. Hochedl. und Hochweis. Raths Buchdrucker, 1765. gr. 8. 615 Seiten.

Der

Der zweete Theil, in welchem die Verfassungen im Bau- Brau- Brodt- Korn- und Mehlwesen, der Unterschied zwischen Bürgern und Einwohnern und die Cammer- Elb- Feuer- und Gassenverordnungen enthalten sind. = = = 1766. 636 Seiten.

Der dritte Theil, in welchem die Regier- und Verwaltungen der vormaligen geistlichen Stiftungen; imgleichen der Vorstadt zu St. Georg; und von Gerichten und Rechten die Geschichte und Einleitung, nebst der ersten Abtheilung, von der Handhabung des Rechts, enthalten sind. = = = 1767. 700 Seiten.

Der vierte Theil, in welchem von Gerichten und Rechten die zwote Abtheilung von Rechten der Personen, und die dritte Abtheilung von Rechten der Sachen bis zur Fortsetzung im fünften Theile, enthalten sind. = = = 1767. 724 S.

Der fünfte Theil, in welchem die Fortsetzung der dritten Abtheilung von Rechten der Sachen, und die vierte von peinlichen Rechten enthalten sind. 1768. 652 Seiten.

Der sechste Theil, in welchem die Verfassung des Gymnasii und Johannei und der öffentlichen Stadt-Bibliothek; imgl. der Handelsverfassungen zwo Abtheilungen von Handhabung der Rechte und Sachen, und von den Rechten der Personen; nebst der ersten Unterabtheilung der dritten von Geld- und Wechselrechten, mit zwoen zu dem achtzehnten Abschnitte gehörigen Gedächtnißmünzen, enthalten sind. = = = 1768. 685 Seiten.

Die

Dieses vollständige und sauber gedrukte Werk muß den Liebhabern innerhalb und ausserhalb Hamburg sehr willkommen seyn, und der patriotische Mann, der sich ohnstreitig aus Liebe für sein Vaterland einer so mühsamen Samlung unterzogen hat, verdienet wegen des darauf gewandten großen Fleißes und der guten Ordnung, womit er alles eingerichtet hat, vorzüglich von seinen Mitbürgern Werthschätzung und Ruhm. Da der Inhalt eines jeden Theils auf dem Titelblatte genau angegeben ist, so haben wir nicht nöthig ihn besonders anzuzeigen. Von Armenanstalten, von milden geistl. Stiftungen, und vom Schulwesen finden sich in dem 1. 3. und 6ten Theile einige Nachrichten. Die Nachricht von den eigentlichen Religions- und Kirchenverfassungen werden wir wohl noch zu erwarten haben.

D.

Die Kunst junge Leute zu bilden, welche solche aus Briefen vom neuesten Geschmacke, aus andern moralischen und lehrreichen Gedanken erlernen können, nebst einem Anhange einer kurzen geographischen Beschreibung aller Länder der Welt. Frankf. und Leipz. 1766. 447 Seiten.

Der Verfasser sowol, als der Verleger scheinen bey aller der Unverschämtheit, welche sie haben mögen, sich doch geschämt zu haben ihre Namen bey der Herausgebung dieses höchst elenden Geschmieres bekannt zu machen. Wir finden hier erstlich eine sogenannte Uebersetzung des Homme aimable von dem Parlamentsadvocaten Marin. Dieses mit vielen Einsichten geschriebene und mit vielen feinen Bemerkungen angefüllte Werkgen, muß unserm Uebersetzer

durch

durch einen Zufall in die Hände gerathen seyn. Denn als ein, zu seinen Absichten, wenn er anders bestimmte Absichten gehabt hat, sich schickendes Werk, hat er es nicht wählen können. Die Lesung und Nutzung desselben sezt schon einen ziemlich reifen Verstand und einen überhaupt schon wohl ausgebildeten Geschmack voraus. Doch diese üble Wahl muß man dem Uebersetzer wohl nicht übel nehmen. Er hat sicher sein Original nicht genug verstanden, um den Inhalt darinn zu entdecken. Wir haben uns die Gewalt angethan etwa 20. Seiten mit dem Original zu vergleichen. Er hat die Vorsicht gehabt, alles etwas Schwere unübersezt zu lassen. So fehlen halbe Seiten, ganze und halbe Perioden. Und das, was er sich zu übersetzen getrauet hat, ist noch dazu voll von den gröbsten Fehlern. S. 8. stehet zum Exempel. Den Charakter eines liebenswürdigen Menschen schätzen die Leute am höchsten, allein er ist bey ihnen gar oft den Wechsel unterworfen. Das Französische heißt so: Le charactere d'un homme aimable est celui que les hommes estiment davantage mais c'est aussi celui sur lequel ils prennent plus souvent le change. S. 11. verstanden wir folgendes nicht. Die Vorschriften der Höflichkeit sorgsam beobachten, ist ein eben so großer Unterschied, als zwischen einem Franzosen, der seine Muttersprach redet, und einem Deutschen der das Französische aus der Grammattik gelernet hat. Wir sahen das Französische an und lasen so: En effet, entre un homme naturellement poli et celui qui observe avec scrupule les préceptes de la civilité, il y a la même différence, qui se trouve entre un François &c.

Auf die Uebersetzung erfolgt eine Menge von Briefen, so wie sie etwa ein schlechter deutscher Schulmeister

ker kann aufgesezt haben. Nur eine Probe. Ein Frauenzimmer schreibt:

Hochgeehrtester Herr Vetter!

Sie haben mich zu ihrer Hochzeit eingeladen: davor sage ich schuldigen Dank. Ich werde, so ich lebe und gesund bin, ohnfehlbar dabey erscheinen und mich darbey lustig machen. Wenn ich auch gleich im Sinn gehabt hätte, Ihnen Ihre Bitte abzuschlagen, so hätte ichs ja nicht thun können, nur deswegen, weil Sie sich so höflich erbiethen, dereinsten auch zu der Meinigen zu kommen. Ich glaube zwar wohl, Sie werden sicher davor seyn, und so bald keine Gefahr haben; doch wollte gerne, ich könnte Ihnen den Possen thun, und Sie bald bey Ihrem Wort halten, da ich gewiß weis, daß Sie wünschen würden, Sie wären mit Ihrem Scherz zu Hause geblieben. Meinen schuldigen Glück- und Segenswunsch werde Ihnen mündlich abstatten, die ich indessen meinen Hn. Bräutigam, samt Dero Jungfer Braut der gnädigen Führung Gottes empfehlend, schuldigst verharre,

Meines Hochgeehrten Herrn Vetters,

dienstwillige Dr.

N. N.

Unsere Leser mögen die seltsamen Dinge, welche hier in einem allerliebst-witzigen Tone gesagt werden, für sich bewundern. Wir haben, denken wir, von diesen schönen Hülfsmitteln zur Bildung des Geschmaks genug gesagt.

D.

Der weise Fürst. Frankfurt und Leipzig, 1766. 8. 15 Bogen.

Der Verfasser dieser Schilderung, ein abgesagter Feind des Grundsatzes: vervollkommne dich, sezt die Weisheit und Größe seines Fürsten in die völ-

ligste Uneigennützigkeit, vermöge welcher der weise Fürst, so wie der weise Mann, ohne alle Rüksicht auf sich selbst, eine unpartheyische Neigung gegen alle Vollkommenheiten, und (wie der Verf. hinzusetzet,) NB. gegen die grössere Vollkommenheit mehr, als gegen die kleinere hat. Nie handelt der weise Fürst in Betrachtung, daß seine Handlungen ihn selbst vollkommen und glükseelig machen, oder ihm Ehre und Ruhm zuwege bringen, obgleich dies alles Folgen seiner Handlungen seyn werden. Er ist so *uneigennützig*, daß er nicht nur seiner eignen Erhaltung, Glükseligkeit und Vollkommenheit, das Wohl und die Erhaltung seines Staats, sondern auch dem Wohl und der Erhaltung seines Staats, das Wohl aller andern Staaten, oder das gemeine Beste der Menschheit vorziehet. Man kann sich leicht vorstellen, wie herrlich alles in einem Staate zu stehen müsse, den ein Fürst regiert, der nebst der uneigennützigsten Liebe zu seinem Volke, der ausgedehntesten Menschenliebe, auch die Kunst zu regieren, vollkommen verstehet, der sich liebenswürdig, Hochachtungswerth und, wo es nöthig ist, auch furchtbar zu machen weis. Die Staatsbedienungen werden nur redlichen und uneigennützigen Männern verliehen. Derjenige, der ein Amt fliehet, erhält es, und wer eine Bedienung sucht, wird abgewiesen. Alle Bürger-Tugenden, insonderheit die Uneigennützigkeit, werden eingeführet und aufgemuntert; zu diesem Ende versiehet der weise Fürst seinen Staat nicht nur mit guten und wahren bürgerlichen Gesetzen, d. i. solchen, die dem Endzweck des Staats gemäß sind, und zwar in gehöriger Menge, damit der Billigkeit der Richter, so wenig als möglich, die Entscheidung der bürgerlichen Streitigkeiten überlassen werde; allein, da diese guten Gesetze auch müssen beobachtet werden, so sorget der weise Fürst

auch für eine gute Proceßordnung; und da auch dieses alles noch zur gesuchten Absicht nicht hinlänglich ist, so bestellet er auch gute Obrigkeiten, und richterliche Personen, die nicht allein die Rechte verstehen, sondern auch vornemlich die Gerechtigkeit lieben und Gott fürchten, und endlich untersucht er selbst mit Zuziehung seiner Räthe die wichtigsten Sachen, vornemlich solche, die das Leben und die Ehre betreffen. Das Kriegswesen ist gleichfalls auf einen vortreflichen Fuße. Zwar liebt der weise Fürst den Krieg nicht, jedoch hält er sich auf denselben gefaßt: hat die nöthige Kriegsmunition, Kriegsbedürfnisse und Geräthe in Bereitschaft; hält außer einen instehenden Heere auch eine tüchtige Landmiliz; legt neue Festungen an, wo selbige nöthig sind, und erhält die alten in gutem Stande. Die Bevölkerung befördert der weise Fürst indem er dafür sorget, daß es nicht an zureichenden Lebensmitteln gebreche, daß Handel und Gewerbe in Aufnahme komme, daß der Ehestand heilig und ehrwürdig werde. — Doch wie können wir alle die guten und herrlichen Einrichtungen anführen, die der weise Fürst in seinen glüklichen Staate macht; Im allgemeinen lassen sie sich auch leicht errathen. Er erfüllt alle pia desideria ehrlicher Bürger und realisirt alle Träume gutherziger Patrioten. Wir sagen, im Allgemeinen; denn in Bestimmung der Art und Weise, wie der weise Fürst alle diese große Dinge thut, möchten obgedachte wohlgesinnte Personen nicht selten von dem W. abweichen, das Detail enthält Methoden und Vorschläge, die nicht so leicht jeden einfallen möchten. So wird z. B. in dem Hauptstück, wo von der Absicht des weisen Fürsten auf das Policeywesen die Rede ist, die Hauptsache, daß Vollkommenheit und Ordnung im ganzen Staat erhalten werden, darinn gesetzet: „daß gewisse Gassenmeister oder Censoren bestellet

„werden, die auf 10 bis 20 nächstbenachbarte Haus„wesen sehen, und die unter den Hausvätern für die „redlichsten und verständigsten paßiren, und nach der „Grösse eines Orts $\frac{1}{4}$, oder $\frac{1}{8}$, oder $\frac{1}{2}$ Stadtmeister, „unter denen vorgedachten Gassenmeistern stehen, und „was diese unter ihren Nachbaren nicht entscheiden „können, solchen melden, — diese (die Gassenmei„ster) haben darauf zu sehen, daß ihre Nachbarn nichts „wider äusserliche Gottesfurcht begehen, daß sie die „Kirche fleißig besuchen, daß die Eheleute unter sol„chen einig und friedsam mit einander leben. Daß „sie eine gute Kinderzucht führen, und ihre Kinder „ordentlich zur Schule und Kirche halten, daß kein „verdächtiger Umgang unter Personen beyderley Ge„schlechts vorgehet, daß ein jeder fleißig und arbeit„sam in seinem Hause, sein Ackerwesen und Hand„thierung gehörig treibet und darinn nichts vernach„läßiget, daß keiner sich besäuffet, andre betrieget, „verunehret und verirt, daß keine Ueppigkeiten auf „der Gasse getrieben werden, daß kein Lerm ungezo„gener und trunkener Leute auf der Gasse gehöret wer„de, u. s. f. Was sie von diesen und dergleichen nicht „ändern und bestrafen können, melden sie an ihre „Obern und so fort. — Damit nun die Gassenmei„ster ihr Amt gehörig in Acht nehmen, und niemand „durch die Finger sehen, müssen die besten Einwoh„ner in jeder Nachbarschaft dazu bestellet, und sie „mit einer beträchtlichen Strafe angesehen werden, „wenn es an Tag kommt, daß sie nachläßig in ih„rem Amte gewesen, oder jemand durch die Finger „gesehen haben. Auch damit sie ihr Amt nicht um„sonst führen, und ihre Geschäfte nicht ohne Vergel„tung zurük setzen, werden ihnen gewisse Sporteln, „gewisse Vorzüge für andern Bürgern, Wache und „Dienstfreyheit u. s. w. gegeben.„ Sollte man ge-

gen

gen, diese Einrichtung etwa einwenden, daß durch die Inquisition dieser Censoren aller Vermuthung nach, mehr Unordnung und Unheil gestiftet als verhütet werden würde, so bedenke man, daß es lauter redliche und uneigennützige Männer, wie alle Staatsbediente des weisen Fürsten sind. Dieser einzige Umstand macht alles, was sonst unschiklich scheinen möchte, wieder gut. Indessen ist uns doch gegen die vollkommne Uneigennützigkeit dieser weisen Staatsverwaltung ein kleiner Zweifel eingefallen, da wir in dem Hauptstück von dem Nahrungswesen gefunden haben, daß der weise Fürst, gerade so wie andre Fürsten, die nicht so weise sind, daß sie das Wohl aller andern Staaten, dem Wohl des Ihrigen vorziehen; sehr darauf bedacht ist, fremdes Geld in seinen Staat hineinzuziehen, und das Geld in dem Seinigen zu behalten, daß er zu dem Ende fremde Waare verbietet u. s. w. Uebrigens hat der weise Fürst, dieser große und erhabne Geist, das Unglück gehabt, in einem niedrigen und kriechenden Styl geschildert zu werden. Die Schreibart ist in der That äußerst vernachläßigt, voll von Provinzial-Redensarten, und grammatischen Fehlern; die Zeitwörter hat und ist, sind fast beständig und auch bisweilen da weggelassen, wo sie zur Deutlichkeit und Gewißheit des Sinnes unentbehrlich waren.

Dr.

Gedanken des englischen Weltweisen über die Thorheiten der Menschen, in Gesprächen, nach der neuesten Ausgabe, mit Anmerkungen übersezt. Frankfurt und Leipzig bey Stein und Lynker, 1766. in gr. 8.

Ist ein neuer Titel, um ein 1761. zu Frankfurt am Mayn, bey Garben ans Licht getretenes und zu Makulatur gewordenes Buch, geschlagen. Der

vorige Theil hieß: Antischaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbstliebe und Ruhmsucht in philosophischen Gesprächen, nach dem engländischen; und es ist eigentlich eine höchstelende Uebersetzung des isten Theil der Fabel der Bienen, des bekannten Mandeville. Man s. Briefe über die neueste Litter. Th. XII. S. 239.

Discours sur la Nature, l'etendue et l'Utilité de la morale, par Mr. le Prof. *Gellert*, traduit del'allemand. à Berlin chez Pauli, 56 S. in 8.

Das Original ist unter uns rühmlich bekannt, und die Uebersetzung scheint ganz gut zu seyn.

Lettre aux personnes affligées qui pleurent en secret ce qu'elles avoient de plus cher. par I. T. Hermes, 1766. 82. Seiten in 8.

Seite 13. berichtet uns der Verfasser in einer Note daß dies Werkgen aus dem Deutschen übersezt sey, und zugleich versichert er, es sey d'une beauté infinie. Wir wissen nicht was der Uebersetzer schön nennet, wir haben das ganze Tractätgen höchstmittelmäßig gefunden. Wir begreifen nicht, wozu eine solche Uebersetzung dienen soll. Der Verf. meynt zwar, man sollte die Uebersetzungen, aus unserer Sprache ins Französische begünstigen, „et la litterature allemande, cessera d'etre la risée d'une „nation qui ne nous connait que par d'affreux „*in Folio* latins.„ Wir hoffen doch nicht, daß der Verf. diese seine Uebersetzung zu denjenigen rechnen wird, die den Franzosen das Lachen verbieten sollen! sie werden sagen, wenn die Deutschen anstatt abscheulicher Folianten, nun fade Brochuren haben, so sind

sie

sie sehr wenig gebessert. Was die französische Schreibart betrift, so wollen und können wir darüber nicht urtheilen. Der Verf. berichtet selbst, daß viele Redensarten von einem Franzosen wären getadelt worden, daß er aber alle Phrases mit Autoritäten aus bewährten französischen Schriftstellern habe belegen können. Wir befürchten, daß der Franzose demohnerachtet vielleicht recht haben möge. In einer lebendigen Sprache kommt es nicht allein darauf an, ob man Phrases mit Autoritäten bewährter Schriftsteller belegen könne, sondern in der Art sie zu brauchen, ist ein gewisser Unterschied, den nur ein Eingebohrner, oder einer der die Sprache mit ausserordentlichem Fleiße und auf mancherley Art studirt hat, empfinden kann. Freylich die neuern lateinischen Schriftsteller haben vielweniger Schwierigkeiten; sobald sie ihre Phrases mit Autoritäten aus dem Cicero, Tacitus oder Catull belegen können. — Troß sey dem geboten, der sagen wollte, sie schrieben nicht wie Cicero, Tacitus oder Catull. Aber wer Voltairens Redensarten braucht, von dem glauben die Franzosen deswegen nicht gleich, daß er wie Voltaire schreibe.

S.

Des Hrn. Marquis d'Argens jüdische Briefe oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel u. s. w. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. Fünfter Theil, 1766. 23 Bogen. Sechster Theil, 1766. 22 Bog. in 8.

Wir haben die vier ersten Theile schon in des I B. 2ten Stücke S. 303. angezeigt, und beziehen uns auf unser damaliges Urtheil. Mit dem sechsten Theile ist das Werk geschlossen, und ein kurzes Register beygefüget.

G.

Der Hypochondrist, eine holsteinische Wochenschrift. Leipz. und Frankf. bey Joh. Dodsley und Casp. Moser, 1767. 26 Bog. in gr. 8.

Dieses Wochenblatt erschien zuerst im Jahre 1761. Was wir jezt anzeigen, ist nur eine neue Auflage. Der Hauptverfasser dieses Werks war der Herr von Gerstenberg, und dieser Name allein, ist Bürge, daß dies Werk nicht in die gemeine Classe der Wochenschriften gehöre, die bloß zur wöchentlichen Belustigung dienen, und nachher vergessen werden; es verdient, unter die Classe der guten Bücher gesezt zu werden, die vermuthlich bis auf die Nachwelt kommen werden. Alle Stücke sind freylich nicht von gleicher Güte, aber es sind sehr schöne Stücke darinn. Der Charakter des hypochondrischen Zernstrup, ist wohl beobachtet, und seine Hypochondrie ist dem Leser nicht zuwider.

S.

Nachrichten.

Schreiben an die Helvetische Gesellschaft, die sich jährlich in Schinznach versammelt, über Herrn Professor Basedows Vorschläge, zur Verbesserung des Unterichts der Jugend.

Theuerste Freunde und Mitbrüder!

Die reineste Liebe des Wahren und des Guten hat Dieselben seit mehrern Jahren vereiniget. Keine Ihrer Zusammenkünfte ist vorbey gegangen, da Sie nicht über die Mittel solche unter Ihren Mitbürgern auszubreiten, sich mit Vergnügen unterredet haben, und nicht leicht wird einer unter Ihnen seyn, der nicht in ihren reizvollen Versammlungen mit dem lebhaftesten Eifer entflammet worden sey, zu Erreichung eines so heilsamen Endzwecks mit allen seinen Kräften zu arbeiten.

Vom

Vorzüglich haben die Erziehung und der Unterricht der Jugend Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Eifer, mit welchem Sie den Entwurf Ihres verehrungswürdigen Balthasars und die Vorschläge eines erleuchteten Bodmers umfasset; der Enthusiasmus mit welchem Sie die geseegneten Erfolge eines weisen und muthigen Planta vernommen haben, sind mehr als überzeugende Proben, wie sehr Sie diesen wichtigen Gegenstand beherzigen. Ich sehe es deshalben als eine meiner theuersten Pflichten an, Sie zu der Unterstützung und zu der Beförderung eines Unternehmens aufzufodern, welches gänzlich dieser großen Absicht geheiliget ist. Diese Unternehmung ist vielen von Ihnen bekannt, vielen aber wird sie es nicht seyn. Erlauben Sie mir also Ihnen einen kurzen Begriff davon zu geben.

Herr Johann Bernhard Basedow, Königl. Dänischer Professor in Altona, hat schon seit mehrern Jahren sich durch merkwürdige Arbeiten hervorgethan, und gezeiget, daß ihm das wahre Wohl des menschlichen Geschlechts zärtlich angelegen sey. Ueberzeuget, daß nur durch eine weise Erziehung, und durch einen vernünftigen Unterricht der Jugend, der Grund zu der Glükseeligkeit der Staaten gelegt werden könne, hat dieser würdige Mann mit einem feurigen Eifer sich endlich dieser wichtigen Beschäftigung vorzüglich gewidmet; und da er sah, daß fast in allen Stücken die eingeführte Lehrart fehlerhaft wäre und daß es insonderheit an Lehrbüchern fehlte, welche den Fähigkeiten und den Bedürfnissen der Jugend angemessen wären: hat er sich vor allen Dingen vorgesetzt diesen so beträchtlichen Mangel zu ergänzen.

Man sollte zwar denken, daß ein Gelehrter, welcher Lust und Fähigkeit zu einer solchen Arbeit besitzet, nichts anders zu thun hätte, als dieselbe zu unternehmen, und wenn er sie ausgeführt hätte, solche der Welt durch den Druck mitzutheilen. Allein, es wird dazu nicht das ruhige Nachdenken des in seinem Cabinette verschlossenen Gelehrten allein erfodert. Derjenige, welcher solche nützlich zu Stande bringen will, muß durch Reisen und durch Briefwechsel sich um den Rath andrer Gelehrten bewerben. Er muß über diejenigen Theile der menschlichen Erkenntnisse, welche ihm nicht genug bekannt sind, sich von andern den nöthigen Stoff an die Hand schaffen lassen, damit er solchen alsdenn in eine mit seinen Absichten und seiner Lehr-

art übereinstimmende Ordnung bringen könne. Endlich und vorzüglich erheischet ein solches Werk viele Risse, Zeichnungen und Kupferstiche, deren Verfertigung die Kräfte eines Gelehrten insgemein übersteiget, und deren Verlag ein Buchhändler nicht leicht übernimmt.

Es ist also ganz natürlich, daß Herr Basedow sich ausser Stande sehen mußte seinen gemeinnützigen Entwurf ohne fremde Hülfe, und insonderheit ohne Hülfe in Gelde auszuführen. Er war deshalb genöthigt einen Schritt zu thun, der gewiß einen Mann von seiner Denkungsart nicht wenig kosten mußte, das Publikum um Geld anzugehen. Mich und hundert andre hätte diese Nothwendigkeit allein von jedem Unternehmen abgeschrecket. Vielleicht durch eine falsche Schamhaftigkeit; vielleicht durch gegründete Betrachtungen, weil wir die Welt besser gekannt, und weil wir die lieblosen Urtheile derselben mehr gefürchtet hätten, als ein Mann der sein ganzes Leben in der Stille mit Erforschung und Ausbreitung der Wahrheit zugebracht hat. Einmal, Herr Basedow zeigte hierinn den Muth eines Engländers, und er that Deutschlande die Ehre an zu glauben, daß er da auch ein Engländisches Publikum antreffen würde.

Er gab also in dem Anfange des letztverflossenen Jahres ein merkwürdiges Werkgen heraus, unter der Aufschrift: Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien, und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfarth.* Diese Schrift enthält eine Menge der vortreflichsten und der weisesten Anmerkungen über die unzähligen Mißbräuche und Irrthümer, welche noch aller Orten den Unterricht der Jugend entzieren, und beynahe fruchtlos machen. Sie beut nicht weniger die schönsten Vorschläge zur Verbesserung der Anstalten dar, welche diesem Endzwecke gewidmet sind. Und endlich empfiehlt sie den Vorschlag des Elementarbuches oder der Anleitung, welche Herr Basedow verfertigen will, um der Jugend die Anfangsgründe der menschlichen Erkenntnisse in einer leichten, zweckmäßigen und vollständigen Ordnung, weit vernünftiger bey zu bringen, als es bisher in Europa geschehen ist.

Die

*) Diese Vorstellung sowol, als der Anfang der Arbeit am Elementarbuche, dessen nachher gedacht werden wird, werden in den meisten Schweizerischen Buchläden zu finden seyn. Es wird niemand dieselben ohne Nutzen und ohne Vergnügen lesen.

Dieses Elementarbuch, oder diese Anleitung soll mit den allerersten Erkenntnissen eines Kindes anfangen. Es soll mit Wissen des Verfassers und seiner Rathgeber keinen unwahren Satz, ja kein übertriebenes Wort enthalten. Jeder Gegenstand wird zu rechter Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät für die Bildung des Verstandes und des Herzens darinn vorkommen. Der Verfasser wird keine einzige Stufe der ordentlich fortschreitenden Natur darinn überhüpfen. Es wird als das erste Buch im Unterrichte der Kinder — so vollständig seyn, daß darinnen ein fruchtbarer Saame zu aller Art von gemeinnützigen Erkenntnissen mit einer Oekonomie, die der Natur des Bodens gemäß ist, anzutreffen seyn wird. Die Erkenntnisse sowol der Sprache und der Worte, als insbesondre der Sachen selbst, welche in die menschliche Glückseeligkeit einfließen, sollen nach ihrem Werthe und nach den Bedürfnissen der Kinder in gehöriger Proportion stehn. Das Gedächniß soll durch den Gebrauch dieser Anleitung angewöhnet werden, dem Verstande zu dienen, aber sich nicht die ganze Würde des Verstandes anzumaßen. Das Buch soll praktisch geschrieben werden, daß in Mangel der Schulen, und der Hofmeister, jede Mutter, welche verständig ist, oder es werden kann, den Weg eines angenehmen und nützlichen Unterrichtes gebahnt findet. Die Kinder selbst — sollen kein Spiel und keine Ergötzung so lieben, als dieses für ihre Natur eingerichtete und mit lehrreichen Kupfern, die zum Theile illuminirt seyn müssen, durchgängig gezierte Buch. Keine Kirche der Christen wird gegen irgend einen Satz desselben, selbst nach der Vorschrift ihrer symbolischen Bücher, etwas einzuwenden finden. — Als ein Anhang sollen die Methoden und das Hülfsmittel beygefüget werden, mit so geringem Zeitverluste, als es möglich ist, den Kindern in dem Verständnisse der französischen und lateinischen Sprache, so viele Fertigkeit zu geben, daß, wenn nach dem Maaße ihrer erworbenen Realeinsicht, und mit dem leichtesten Wörtern zu ihnen geredet wird, die Fortsetzung ihres Realunterrichts auch in diesem Sprachen geschehen kann. — Die Anweisung zu der Kunst des Lesens, der unpedantischen Kalligraphie, und der ersten Uebungen des Rechnens soll mit dem Elementarbuche so verbunden werden, daß das ganze Wachsthum an nützlichen Erkenntnissen desto geschwinder und sicherer befördert werde.

Dieses ist der Begriff welchen Herr Basedow selbst von der ersten Arbeit giebt, die er zu Erreichung seiner großen Absicht übernommen hat. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, theuerste Herren und Freunde, daß, wie ich viele seiner auf die Verbesserung der noch unzweifelbar an den meisten Orten (a) in der tiefsten Barbarey steckenden Universitäten und Schulen abgesehene Vorschläge allzu platonisch, allzu vortreflich und deßhalben unausführbar fand, ich auch einigermaßen besorgete, es möchte mit seinem Elementarbuche sich auf die gleiche Weise verhalten. Der Gedanke davon schien mir indessen schon der Begünstigung und der Aufmunterung aller Rechtschaffenen würdig.

Seit der ersten Herausgabe seines Vorschlages hat Herr Basedow, um den Raht der grösten Gelehrten in Coppenhagen und in Berlin einzuholen, sich an diese beyden Orten begeben, und er hat das Glück gehabt, daß an dem einem sowol als an dem andern die grösten und die verehrungswürdigsten Männer, sowol von dem höchsten Range, (b) als auch Staatsmänner, (c) Gelehrte, (d) und Kaufleute (e) seinen Entwurf mit dem rühmlichsten Eifer umfasset haben.

An dem leztern dieser Orte hat er erst neulich den Anfang der Arbeit am Elementarbuche herausgegeben. Bey der Einsicht dieses Anfangs befand ich mich auf die angenehmste Weise betrogen. Ich fand ganz etwas anders, als was ich erwartet hatte — ganz etwas anders, als was ich selbst würde geliefert haben, wenn ich ein Elementarbuch zu verfertigen gehabt hätte, — eine Lehrart die für die Absicht, zu welcher sie bestimmet ist, mir alles zu übertreffen scheinet, was ich mir vorstellete, und was bisher in dieser Art erschienen ist, eine Lehrart, welche sich durch eine recht

bey

(a) Vielleicht ist Herr B. in manchem Tadel zu scharf und zu allgemein, und in manchem Vorschlage zu kühn. Aber die Nachwelt wird ihn unpartheyischer beurtheilen, als seine Zeitgenossen; und seine besondern Meynungen sollen mit seinem Elementarbuche keine Verknüpfung haben, und dabey in keine Betrachtung kommen.

(b) Des Erbprinzen von Braunschweig Fürstl. Durchl.

(c) Die Herren von Münchhausen, von Moltke, von Brand, von Reventlow ꝛc.

(d) Die Akademien von Berlin und von Petersburg, die Herren Cramer, Sack, Spalding, Teller, Büsching, Sulzer, Beguelin, Moses Mendelssohn, Gellert ꝛc.

(e) Die Herren Schickler, Gazkowski, und, wer sollte es denken, verschiedene vornehme Israeliten von Berlin und von Amsterdam.

bewunderungswürdige Einfalt und Faßlichkeit hervorthut. Diese Einfalt des Ausdruckes sowol, als der Sachen, wird vielleicht flüchtigen Richtern mißfallen, aber ich darf denselben zuversichtlich Ihren Beyfall versprechen, theuerste Freunde und Mitbrüder.

Erlauben Sie mir nur noch zwo Anmerkungen über die Probe des Herrn Basedow.

Das erste, welches mir an derselben vorzüglich gefällt, ist, daß sie die Kinder von dem unseeligen Zwange erlöset, der jede gute Absicht des Unterrichts vereitelt, und daß sie den Eltern und den Lehrern den Vortheil gewähret, denselben spielend von jedem Gegenstande richtige, klare, ihren Fähigkeiten und ihrem Geschmacke angemessene Begriffe beyzubringen, und ihnen von jeder Pflicht die wohlthätigsten und gemeinnützigsten Gefühle einzuflößen. Nichts ist für den Menschen wichtiger, als daß er von Kindheit auf gewöhnet werde, jeden Gegenstand der sich ihm darbeut, mit der erforderlichen Aufmerksamkeit zu betrachten,*) jeden nach dem Werthe zu schätzen, den seine Würde und seine Nutzbarkeit demselben ertheilen; keinen mehr zu fürchten, als er ihm ein wahres und ein gewisses Uebel drohet, und keinen anders zu lieben, als nach dem Maaße des wahren und dauerhaften Guten, so er ihm und andern gewähren kann. Nicht weniger ist es für den denkenden Menschen wichtig, nach Maaßgabe der allmähligen Entwicklung seiner Verstandeskräfte mit den Künsten und mit den Einsichten befreundet zu werden, durch deren Ausübung er dereinst ein tugendhafter Mensch, und ein nützlicher Bürger werden kann. Und diese Vortheile verspreche ich mir von der Arbeit des Herrn Basedow, wenn, wie ich nun alle Ursache habe zu hoffen, dieselbe der Probe entspricht, welche er davon geliefert hat.

Ich fand bey des Hn. Basedow erster Ankündigung seines Entwurfes noch eine andre Bedenklichkeit. Die Vorstellung an Menschenfreunde enthielt sehr viele andere vortrefliche Vorschläge zu Verbesserung der hohen und der niedern Schulen — aber Vorschläge für welche unsre Zeiten lange nicht reif genug sind. Ich stellete mir vor, der Gebrauch seiner Anleitung würde zu sehr von den öffentlichen Anstalten abhangen, derer genugsame Verbesserung ich von der Gleich-

gültig-

*) Ich zweifle nicht, Herr Basedow werde sich in diesem Stücke die vortreflichen Beobachtungen zu Nutz machen, welche hierüber in dem Emile enthalten sind.

gültigkeit derjenigen unmöglich erwarten konnte, welchen dieselbe obgelegen wäre. Ich dachte ferner, es würden gar geschickte Lehrer erfodert, um seine Vorschläge der Jugend nützlich zu machen. Und wie selten sind nicht diese. So viel ich also mir von den Bemühungen des Altonaischen Philosophen versprach, so glaubte ich dennoch, daß erst unsre Nachkommenschaft die Früchte davon geniessen würde. Allein auch da finde ich mich durch die von ihm bekannt gemachte Probe auf eine angenehme Weise betrogen. Der Nutzen und der Gebrauch des Werkes sind von allen öffentlichen Veranstaltungen unabhängig. Seine Lehrart erheischet nicht einmal geschickte Lehrer. Im Gegentheile, sie wird das wirksamste Mittel seyn, solche zu bilden. Und es werden sogar Eltern von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten durch diese in den Stand gesetzet werden, den Mangel und die Unfähigkeit der Lehrer zu ergänzen. Jede vernünftige Mutter kann nach der Anleitung, so ihr Herr Basedow durch sein Buch des Raths ertheilen wird, eine taugliche Lehrmeisterin für ihre Kinder abgeben.

Wenn Sie mich endlich fragen sollten, theuerste Freunde, ob ich denn glaube, daß Herr Basedows Arbeit werde vollkommen werden: so antworte ich zuversichtlich Nein. Sie ist ein menschliches Werk, und das erste in ihrer Art. Gelehrte werden ohne Zweifel genug daran zu tadeln finden — und manche Mutter, in Betrachtung dessen, was Kinder angehet, scharfsichtiger als Gelehrte, wird manchen nützlichen Rath zu mancher Verbesserung geben können. Dieses aber glaube ich, daß bey aller Unvollkommenheit eines ersten Versuches das Elementarbuch des Herrn Basedow ein sehr nützliches und brauchbares Werk seyn, und daß es alle diejenigen übertreffen werde, welche wir, wenigstens in Deutschland, kennen. Und damit es eine desto grössere Vollkommenheit erhalte, so ersuche ich im Namen des Verfassers, Sie, theuerste Mitbrüder, und alle erleuchteten Eydsgenossen um Ihren weisen Rath.

Ich ende da, wo ich angefangen habe, und warum ich zum Theil angefangen habe. Die Unternehmung des Herrn Basedow erfodert grosse Unkosten ehe sie zu Stande gebracht werden kann. Sie erheischet also den Beytrag wohldenkender und begüterter Menschenfreunde. Sie hat schon viele verehrungswürdige Gönner gefunden, und ich hoffe sie wird auch an denjenigen unter Ihnen solche finden, welche der Himmel mit Ueberflusse gesegnet hat, um Sie zu

Werk-

Werkzeugen seiner wohlthätigen Absichten gegen andre Menschen zu gebrauchen. Ich darf Sie im Namen des Herrn Basedow, und der Jugend, der seine Bemühungen geheiliget sind, sowol um Ihre eigene Beyhülfe, als um Ihre Empfehlung bey Ihren edeldenkenden Mitbürgern bitten. Diejenigen, welche seine gemeinnützige Absichten zu unterstützen geneigt sind, können sich entweder an die in seiner Anzeige genannten Herren*) oder an mich wenden. Es werden ihnen für ihre Gelder von Herrn Basedow unterschriebene Scheine folgenden Inhaltes zugestellet werden.

Ich Endes unterschriebener werde gegen diesen Revers an N. N. oder Ordre unmittelbar oder mittelbar abliefern, so viele Exemplarien des Elementarbuchs auf Schreibpapier, so viele dazu gehörige Kupfersammlungen und andre Sachen, als die Summe — baar empfangener Pränumeration beträgt.

Es wird vorausgesetzt, daß kein Schein gegen eine geringere Summe abgegeben wird, als gegen dieselbe von wenigstens zwo franz. Louisd'or. Es stehet aber mehrern Personen frey an einer solchen Unterzeichnung Theil zu nehmen.

Ich habe die Ehre mit den hochachtungsvollesten Gesinnungen zu seyn

Theuerste Freunde und Mitbrüder

Basel, den 31. May, 1769.

Ihr verpflichtester
Isaak Iselin.

Wir unterschreiben diese Urtheile und Wünsche, welche wir nicht besser auszudrücken wissen. Doch setzen wir etwas hinzu von den uns bekannten gegenwärtigen Umständen des Unternehmens. Der Verfasser hat hin und wieder einen Bogen vertheilt: Entwurf zu der ersten Hälfte der Kupfertafeln, welche er, durch die Hülfe des Publici aufgemuntert, weit vollkommener an Zeichnung liefern wird, als die Probekupfer waren. Der Entwurf ist so beschaffen, daß es seiner Absicht sehr vortheilhaft ge-

*) Herr Bibliothekar Sinner in Bern, Herr Lavater Prediger am Waisenhause, und Herr Professor Hahn in Zürich, und Herr Stadtschreiber Stockar von Neiforn in Schaffhausen, sind die in dem Anfange des Elementarbuches von Herrn Basedow angezogenen Schweizerischen Beförderer seiner Unternehmung.

wesen wäre, wenn er ihn den zur Probe gelieferten Anfange der Arbeit hätte schon beyfügen können. Michaelis 1770. oder ein halb Jahr später verspricht er 50 bis 60 Kupfertafeln; 50 bis 60 Bogen Original des Elementarbuchs; eben so viele, französische Uebersetzung; eben so viele lateinische Uebersetzung; 30 Bogen von der elementarischen Methode; eben so viele, französische Uebersetzung.

Dieses ist zwar als die erste und kostbarste Hälfte des Elementarwerkes, aber nach der jetzigen Einrichtung auch schon als ein vor sich bestehendes brauchbares Ganze anzusehn. Der Rest wird ein Jahr später folgen, und zugleich etwas von andern Theilen der Schulbibliothek. Ein jedes dieser Stücke wird einzeln zu haben seyn. Der Ladenpreis wird zwischen 6 und 8 Thlr. fallen. Die Pränumeranten haben die Wahl der Anzahl und der Stücke, sowol der ersten als zweyten Hälfte, bis die Ersetzung des Vorschusses geschehn ist. Den andern Wohlthätern des Werks wird der Verfasser sich nach Beschaffenheit der Wohlthat dankbar erzeigen. Ein ganzer Vorschuß war anfangs auf 6 Louisd'or gesetzt. Auf diese Art ist der Verfasser zu dem Empfange oder zu der Verabredung der Hälfte des Geldes zu den großen ordentlichen und ausserordentlichen Kosten, durch den allgemeinen Beyfall der Kenner bisher fortgeschritten. Der Herr Rathschreiber Iselin aber hat es nützlich gefunden, auch 2 Louisd'or anzunehmen. Der Verfasser ist nach reifer Ueberlegung damit zufrieden, weil er bey 6 Louisd'or zur Hälfte des nöthigen Vorschusses, zu ohngefehr 3500 Thlr. gelangt ist, weil er das Werk in zwey Lieferungen vertheilen kann, und weil begüterte Gönner eines so schweren und gemeinnützigen Werks sich durch die Möglichkeit, dieses kleinern Vorschusses von dem Vorsatze eines größern nicht abhalten lassen. Denn der Verfasser erwartet aus den Vortheilen der Pränumeration und der Wohlthaten, die Ersetzung der an 1500 Thlr. steigenden ausserordentlichen Kosten, und der ausserordentlichen Arbeiten, eine Ersetzung, die aus dem Ladenpreise des Elementarwerks unmöglich ist, und bey dem Verlagcontracte, den er mit einer berühmten Buchhandlung schließen wird, bey Seite gesetzt werden muß. Wenn ein jeder gleich großer Theil Deutschlandes Schweizerisch dächte, und einen Iselin in seinem hohen Rathe hätte, oder Berlin nachahmte; wenn zwey große Fürsten, welche die Sache befördern, die Aufmerksamkeit der übrigen durch Ihr Beyspiel reizten, was

würde

würde alsdann gewiß und bald geschehen, wenn der Verfasser bey großen Wirkungen des Zutrauens zugleich uneigennützig bliebe, und gleich wie seine Kräfte, also auch sein entbehrliches Vermögen zum Vortheile der vorgeschlagenen Schulverbesserung anwendete. Wir wollen alles erwarten.

Der Verfasser, mit dessen Vorwissen dieses bekannt gemacht wird, empfiehlt diese Sache mit Ehrerbietung allen Edelgesinnten und Nicht-Unbegüterten, und ersucht diejenigen unter ihnen, welche durch eigne oder fremde Einsicht Gönner dieses Vorhabens werden, in der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig ihre wahren oder selbst gewählten Namen, und die Summe der daselbst baar erlegten oder auf eine gewisse Zeit zahlbaren Beyhülfe oder Pränumeration vor Endigung der Augustmesse anzuzeigen, und in ein Buch schreiben zu lassen; auch Reverse, die der Verfasser als die seinigen anzusehn verspricht, daselbst anzunehmen. Ferner verspricht er die gegen Geld gegebene Reverse des Hrn. Leibmedicus Waglers in Braunschweig, des Hrn. Pastor Rautenbergs, des Hrn. Professor Eberts, des Hrn. Stadtsecretairs Koch, des Hrn. Commißionsraths Lastrop, als die seinigen zu erfüllen. Dieses Mittel der Zahlung und des Reversempfanges schlägt er auch mit Ehrerbietung denen vor, die ihm zu pränumeriren schon gnädig und hochgeneigt zugesagt haben.

Von dem Verfasser unterschriebene und attestirte Reverse, sind gegen Geld zu haben, in Coppenhagen bey Hrn. Prof. Schlegel, in Altona im Hause des Verfassers, in Hamburg bey dem Hrn. Pastor Alberti, in Berlin bey Hrn. Moses Mendelssohn, in Halle bey Hrn. G. R. Klotz, in Hanover bey Hrn. Commissarius Rehberg, in Basel bey Hrn. R. S. Iselin.

Auf Verlangen wird folgendes eingerükt.

Im gemeinen Leben siehet man es als Ehrlosigkeit an, in jemandes geheime Papiere einzusehen, und öffentlich davon bösen Gebrauch zu machen; und in der Civil-Gerichtsbarkeit sind Ehren-Strafen darauf gesezt, wenn man den Nahmen eines andern mißbraucht, um ihn nur mißhandeln zu können. In der gelehrten Republik sind diese Niedrigkeiten jezt die gewöhnlichen Wege gewisser Kunstrichter.

Schon vor Jahr und Tag bekam der Verf. der Fragmente von Hrn. Klotz einen unerwarteten Lobes- und Freundschaftsbrief und bat sich in der Antwort nur das aus, seinen Nahmen öffentlich ruhen zu lassen. Die Klotzische Bibliothek fand dieses nicht für gut; und da der Verfasser sich gegen ihre falsche Anecdotensucht öffentlich beklagte, so hat sie sich die kleine Rache genommen, eine neue Auflage der Fragmente, ein Buch das gar nicht heraus ist, vielleicht nach einem durch den Druckerjungen erschlichenen Exemplar niedrig zu recensiren, um nur nach ihrer löblichen Gewohnheit, mir wehe thun zu können.

Nicht genug! Es kommen von einem Ungenannten kritische Wälder auch über Klotzische Schriften heraus. — Wer kann sie geschrieben haben? Nach Hrn. Klotz und seinem Anhange kein anderer als ich, und noch immer ich, ob ich gleich seit lange öffentlich dagegen protestiret habe. Da hat man Gelegenheit mein Amt, meinen Stand, meinen Aufenthalt zu beschimpfen und beschimpfen zu lassen, ohne alle Rücksicht auf Ehrbarkeit, Publicum, und menschliche Rechte. Ich protestire nochmals gegen die kritischen Wälder, mit deren Ton ich eben so wenig zufrieden bin, als Hr. Klotz; beklage mich aber bey dem unpartheyischen Publikum über solche persönliche Angriffe und Beleidigungen recht empfindlich.

Herder.

Die philosophische Klasse der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin giebt nachstehende Frage auf, für den Preis der im Jahre 1771. ausgetheilet werden soll:

Sind die Menschen, die ihren natürlichen Fähigkeiten lediglich überlassen wären, im Stande, eine Sprache zu erfinden? und durch welchen Weg können sie von selbst zu dieser Erfindung gelangen.

Man fordert hierüber eine Hypothese, wodurch die Sache in ein klares Licht gesetzet, und alle Schwierigkeiten gehoben werden.

Der verstorbene Königl. Geh. Rath und erste Leibmedicus Eller, hat einen neuen Preiß von 50. Dukaten gestiftet, der von der Akademie jährlich ausgetheilet werden soll. Die erste Preißfrage, die die Akademie aufgiebt, ist die folgende:

Es ist bekannt, daß Pflanzen, wenn sie, zumal aus ihrem eigentlichen Clima und Erdreich, in ein anderes versezt werden, entweder gar nicht oder nur mit Mühe fortkommen, oder theils gleich, theils in wenigen Jahren zum Nachtheil des davon gehoften Nutzens ausarten und ihre ursprüngliche Güte und Eigenschaft verlieren, und nur selten solche Varietäten äussern, die eben so gut oder noch besser als die ursprünglichen Pflanzen sind, daraus sie gezogen worden. Die Ursachen hievon sind allem Ansehen nach und fürnemlich in der Verschiedenheit des Clima, der Exposition und innern Art des Erdreichs, wie auch in der Verschiedenheit der Witterung zu suchen, die das Jahr durch in jedem Clima anders auf die Pflanzen wirkt. Ein vieles hängt auch oft von der Wartung und Cultur und deren behörigen Abänderung ab:

Hievon wird eine auf die Natur der Sache und die bereits häufig vorhandenen Erfahrungen gegründete Theorie verlangt, welche die verschiedene bey solchen Verpflanzungen vorkommende Fälle in Absicht auf die Ursachen und den Erfolg classificire, und zugleich für jede Fälle die Methode angebe, bey künftig etwann darüber vorzunehmenden Versuchen nach Erfordernis jeder solcher Classen sicher zu verfahren, und sich allenfalls, da wo es schlechterdings nicht angehen sollte, für Schaden zu hüten.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften erwartet hierüber Beantwortung von solchen Kennern, die einerseits im Stande sind von den bisher in dieser Sache theils gelungenen, theils fehlgeschlagenen Versuchen, umständliche und zuverläßige Nachrichten zu sammeln und anzugeben, andern theils sowahl die hiebey erforderlichen theoretische Kenntnisse als auch die Methode in ihrer Gewalt haben, solche Versuche in Classen zu ordnen, die dabey etwann vorkommenden Lücken auszufüllen, die Verschiedenheit des Erfolgs auf Gründe zu bringen und bey jeder Classe das ihrer Natur gemässeste Verfahren aus den Versuchen und theoretischen allgemeinen Gründen herzuleiten. Die Schriften müssen vor dem Ende des 1770ten Jahres eingesandt werden, damit dieselben beurtheilt und der Preis auf den 31. May 1771. zuerkannt werden könne.

Die Preisfrage der mathematischen Klasse ist für das 1770ste Jahr, wie bereits voriges Jahr erwähnt worden, folgende:

Welches sind die Ausmessungen der aus zwey Materien, nemlich aus gemeinem Glase und Englischen Crystall zusammengesezten Objectivgläser, die geschiktesten die Abweichungen der Refraction und Sphäricität gänzlich oder sehr merklich zu heben, sowol in Ansehung der Gegenstände welche in der Axe als derer welche ausser derselben liegen? Und welches ist die Zahl und Richtung der Oculargläser, welche man zu dergleichen Objectivgläsern setzen müsse, um die vollkommenstmöglichsten Vergrösserungsgläser zu bekommen?

Zu Florenz erscheint eine italiänische Uebersetzung der Erdbeschreibung des Hrn. *D.* Büsching. Der Uebersetzer ist Hr. Gaudioso Jagemann, Regent der Studien beym Augustinerorden.

Catalogue des Tableaux qui sont a vendre chez le Sr. *Fr. I. de Dufresne*, a Münich. 1769.

Dies ist ein Verzeichniß von 620. Gemälden berühmter Meister, welche die Aufmerksamkeit der Liebhaber verdienen. Wer etwas davon kaufen will, darf sich nur an den P. v. Dufresne, Theatiner, addreßiren.

Todesfälle.

1768. im Monath Sept. starb Hr. Johann Heinrich Hüpeden, Prediger im Hannöverischen, welcher sich durch einige kleine Schriften bekannt gemacht, die viel Einsicht in die orientalische Litteratur beweisen.

1768. den 16. Sept. starb zu Strasburg Hr. D. Georg Heinrich Eisenmann, Lehrer der Arzneykunst.

1768. den 3. Oct. starb zu St. Petersburg Hr. Joseph Adam Braun, Prof. der Philosophie und Mitglied der Kays. Akademie der Wissenschaften, im 56sten Jahre seines Alters.

1768. den 28. Oct. starb zu Wien Hr. Johann Baptist de Gasparis von Neuburg, k. k. Lehrer der Rechte, auch der Staats- und Reichshistorie, verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglied, im 67sten Jahre seines Alters.

1768. den 20. Nov. starb zu Göttingen Hr. David Sigismund August Büttner, Prof. der Botanik. Er war als ein großer Kräuterkenner bekannt.

1768. den 14. Dec. starb zu Halle Hr. Johann Christoph von Dreyhaupt, K. Preuß. Geheimderrath. Er ist durch seine Beschreibung des Saalkreises der gelehrten Welt bekannt.

1768. den 23. Dec. starb zu Leipzig Hr. Christoph Siegmund Schumacher, der durch seine Einsicht in die Astronomie, und durch seine besondere Schiksale bekannt geworden. Er war 1704. zu Rothenburg an der Tauber gebohren.

1769. den 1. Jan. starb zu Greifswalde Hr. Conrad Wilhelm Friederici, der Rechte ordentlichen Lehrer.

1769. den 6. Febr. starb zu Wittenberg Hr. Georg Friedrich Bärmann, ordentlicher Lehrer der Mathematik.

1769. den 15. Febr. starb zu Altorf Hr. D. Joh. Balthasar Bernhold, Prof. der Gottesgelahrheit und der griechischen Sprache, im 82ten Jahr seines Alters.

1769. den 30ten Febr. starb zu Duisburg Hr. Joh. Hildebrand Withof, Prof. der Geschichte, der Wohlredenheit, und der griechischen Sprache, im 76ten Jahr seines Alters.

1769. den 14. April starb zu Erfurt Hr. Christoph Friedrich Ludwig, Lehrer der Gottesgelahrheit augsp. Confeßion, im 33ten Jahre seines Alters. Er ist durch ein Werk unter dem Titel der Christ in der Welt bekannt, und war auch Verf. einer Schrift unter dem Titel Beyträge zur neuesten deutschen Kritik, welche wider die theologischen Artikel dieser Bibliothek gerichtet war.

1769. den 21. May starb zu Leipzig Hr. Gottfried Heinsius, Prof. der Mathematik, Mitglied der Rußisch Kayserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, in seinem 61ten Jahre.

1769. im Jun. starb zu Hamburg Hr. Joh. Matthias Dreyer, Hochf. Holsteinischer Sekretär im 53ten Jahre seines Alters. Er ist mehr durch Epigrammate, die in Handschrift geblieben, als durch gedrukte Schriften bekannt.

